138023

U. S. NATIONAL MUSEUM.

The Rau Library of Archæology.

No. 1168

DR. CHARLES RAU was born in Belgium in 1826. He came to the United States in 1848, and was engaged as teacher at Belleville, Illinois, and in New York. In 1875 he accepted an invitation from the Smithsonian Institution to prepare an Ethnological Exhibit to be displayed at the Centennial Exhibition, and subsequently was appointed Curator of the department of Archæology in the National Museum, which position he held at the time of his death, July 25, 1887. [redacted]athed his Archæological collections and library to [redacted] National Museum.

Karl
Kaus

508.
R136

Naturgeschichte
für
Kinder,

von

M. Georg Christian Raff,
ordentlichen Lehrer der Geschichte und Geographie auf dem Lyceum zu Göttingen.

Mit
Vierzehn Kupfertafeln.

Neunte durchaus verbesserte Auflage.

Nach des Verfassers Tode besorgt
von
D. F. A. A. Meyer.

Reutlingen,
Verlag der J. A. Enßlin'schen Buchhandlung.
1820.

34
18
234
820
CNHRB

Vorrede.

Ich übergebe hier dem deutschen Publikum eine Naturgeschichte für Kinder, die, wie ich mir schmeichle, so ziemlich in dem Ton geschrieben ist, wie es die Kinder haben wollen, und gewissermassen auch haben müssen, wenn sie mit Nuzen und Vergnügen darin lesen sollen.

Ich habe darin den dialogischen Ton gewählt, aber keine Kinder genannt. Bald rede ich mit den Kindern; bald reden sie mit mir. Jezt redet ein Kind mit einem Thier, oder ich rede mit einem; jezt lassen wir das Thier seine Geschichte selbst hersagen. Nun gehen wir spazieren, und suchen Pflanzen, Thiere und Sterne auf; nun schiffen wir in dem weiten Weltmeer herum, und sehen Seehunde und Wallfische fangen.

Kurz, ich habe alles gethan und versucht, ein solches Buch zu schreiben, das meinen lieben kleinen Herzensfreunden und Herzensfreundinnen gefallen könnte. Und gefällt es diesen, so däucht mich, wäre der Werth meiner Methode glüklich entschieden.

Denn nun darf ich hoffen, daß es auch denjenigen unpartheyischen Männern und Kinderfreunden gefallen werde, die nicht erst seit gestern Pädagogik studiert, sondern sich schon lange damit abgegeben, und selbst Kinder aller Art, arme und reiche, geschikte und ungeschikte, fleißige und unfleißige, alte und junge — denn alles ist fürs erste so lange mein Kind, es seye nun fünf oder zehn, oder auch noch mehrere Jahre alt, als lange es das noch nicht weiß, was in diesem Buche steht; und in diesem Falle hätte ich also kleine, mittle und grosse Kinder zu meinen Eleven — öffentlich und privatim, und in geringer und grosser Anzahl unterrichtet haben, und also wohl wissen, daß man genau auf die Temperamente der Kinder, auf ihr Alter, ihre Fähigkeiten, Gesundheit und künftige Bestimmungen sehen, und sie nicht alle mit einerley Dingen und Vorstellungsarten nüzlich unterhalten könne. Was dieß Kind erfreut, ärgert vielleicht das andere bis zum Weinen.

Wenn aber das Buch zu groß scheint für Kinder, der bedenke, daß gegen zweytausend Pflanzen, Thiere und Steine darin haben beschrieben werden müssen. Um nun nicht ins Trockene zu fallen, habe ich oft etwas zwey, drei bis sechs Mahl wiederholen, und um der Lehrer willen so manche Note anbringen müssen.

Es steht zwar freylich ein und das andere in diesem Buche nicht, was sonst in der Naturhistorie abgehandelt zu werden pflegt; allein Kin-

dern ist nicht alles zu wissen nüzlich und nöthig, was Gelehrte von mehreren Jahren wissen müssen. Dagegen aber habe ich auch vieles darin eingerückt, das vielleicht mancher nicht darin suchen wird.

Darf ich einem Lehrer, der sich dieses Buchs bedienen will, meine Meynung über den Gebrauch desselben sagen, so besteht sie in folgendem!

Erstlich lese er es mit seinen Eleven ja nicht gleich von vornen bis hinten in einem weg durch, sondern mache Auswahlen und verschiedene Cursus, und lasse es den Kindern über, wovon sie jezt gern etwas neues wissen wollten. Da wird denn gewiß ein jedes etwas fordern, vielleicht eins die Geschichte der Katze; das andere die Geschichte der Maus; das dritte die Beschreibung des Schafs; und das vierte die Beschreibung des Elephanten. Dieß thue er nun, so lange es den Kindern gefällt, und Zeit und Umstände es ihm rathen.

Zweytens lasse er sie dann und wann einen ganzen Abschnitt anfangen; ihn aber doch nicht ohne merkliche Auswahl völlig durchlesen.

Drittens endlich gehe er etwas ernsthafter zu Werke, lese alles, examinire zuweilen, und sage nun den fähigsten auch etwas vom Systematischen. Denn dazu habe ich ihm ja in den Noten Mittel genug an die Hand gegeben. Aus dem Sattel kann er also gewiß nicht gehoben werden, wenn er sich dieser Noten bedienen,

und ein und das andere darin angeführte Buch, nachschlagen will.

Mit seinen Lese- und Buchstabir-Schülern aber halte er es viertens so: So oft das Kind lesen oder buchstabiren soll, bringe er das Buch mit, und sage ihm, wenn es seine Sache gut mache, solle es schöne Bilder, einen Affen, einen schwarzen Menschen, eine Katze, wie sie eben eine Maus fange, sehen, — es müssen aber ja lauter Thiere seyn, die alle auf Einer Tafel beysammen stehen; denn die andern Tafeln müssen auf die Zukunft ihre Dienste thun — und wenn es völlig lesen könne, wolle er ihm das ganze Buch schenken. — Sollte so das Handwerk nicht gut von Statten gehen? Es muß.

In den unter dem Text stehenden Anmerkungen, sind die wichtigsten Schriften, deren ich mich bey Ausarbeitung dieses Buchs bedient habe, und alle beschriebenen Pflanzen und Thiere, nach des seligen Ritters von Linne, und des Herrn Hofrath Blumenbach's Systemen, lateinisch angezeigt.

Dem Linneischen System bin ich auch, so weit ich überhaupt System nöthig hatte, beym ganzen Thierreich, bis an die Säugethiere gefolgt. Bey den Säugethieren folgte ich der neuern Claßifikation des Herrn Hofrath Blumenbachs.

G. C. Raff.

Der neue Herausgeber hat aus Achtung gegen das Publikum, dem die Raffi'sche Methode seit so vielen Jahren gefiel, diese nicht verändert. Im Text sind einige Sätze des Verfassers abgeändert worden und kleine Zusätze gemacht. Nicht alles neue, was den Gelehrten interessirt, kann auch Kindern nützlich seyn, darum wird man hier manches vermissen, das wichtigere aber habe ich hier aufgenommen. Kindern, welchen dieß Buch noch jezt nicht ernsthaft genug ist, sind den Kinderjahren und dem Kinderunterricht vorgesprungen.

Göttingen im Mai, 1792.

D. F. A. A. Meyer.

Verzeichniß

der auf den 14 Kupfertafeln abgebildeten Thieren und Pflanzen.

1) Tafel.

Figur 1) ist ein junger Pavian 2) ein Citronenbaum 3) eine Meerkatze 4) ein Pavian 5) ein Weinstock, der lauter kleinbeerigte Trauben trägt, die, wenn sie trocken geworden, unter dem Namen Rosinchen oder Corinthchen bekannt sind 6) ein Weinstock mit großbeerigten Trauben 7) eine Nachtschmetterlingsraupe 8) ein Fuchs 9) ein Theebaum 10) ein Sineser 11) ein Muscatennusbaum 12) ein Cedernbaum 13) zween Neger 14) zwo reiffe Muscatennüsse.

2) Tafel.

Figur 1) ist ein Gewürznägeleinbaum 2) ein Papagay 3) ein Cedernbaum 4) Zuckerrohr 5) ein Kanarienvogel 6) ein Neger mit Zuckerrohr 7) ein Feigenbaum 8) ein Kaffeebaum 9) Papagay 10) zwo reife Kaffeebohnen, davon die eine aufgeplazt ist, so daß man die zween Kerne sehen kann 11) ein Straus 12) ein Kolibri 13) ein Nest des Kolibri 14) ein Zaunkönig 15) ein Pisang 16) zwo Tabakspflanzen 17) ein Ameisenfresser 18) ein Ameisenlöwe 19) grosse Ameisen 20) ein Ameisenfresser.

3) Tafel.

Figur 1) eine Anispflanze 2) eine Krähe 3) eine Aelster 4) eine nakte Schnecke 5) eine Fenchelpflanze 6) eine Schnecke mit dem Haus 7) ein Staar 8) eine Koriandерpflanze 9) ein Neuntödter 10) ein Sperling 11) ein grosser Seidenwurm 12) Maulbeere 13) ein kleiner Seidenwurm 14) ein Seidenwurmschmetterling 15) dessen Eyer 16) so eben aus den Eyern kriechende Seidenwürmer 17) ein Kokon oder Seidenwurm-Gespinst 18) eine Seidenwurm-Puppe 19) ein Maulbeerbaum 20) ein Rothschwänzchen 21) ein Raabe 22) eine Dilpflanze 23) ein Maulwurf 24) eine Safranpflanze 25) eine Dohle 26) eine Kümmelpflanze.

4) Tafel.

Figur 1) ein Paradiesvogel 2) ein Armadillo 3) ein Zebra 4) ein Tapir 5) ein Geier 6) ein gerade stehender Bienenkorb 7) ein auf die Seite gelegter Bienenkorb, worin man die Wachsscheiben der Bienen und ihre Zellen sehen kann 8) Wespenzellen 9) ein Wespennest 10) ein Pfefferfras 11) eine Pfefferpflanze 12) eine Wespe 13) eine Bienenkönigin oder Weiser 14) ein Bienenmännchen oder eine Throne 15) eine Arbeitsbiene 16) ein Todtengräber 17) eine Schmeisfliege 18) ein Maienkäfer 19) eine Hummel 20) eine Obstmottenraupe 21) eine Obstmotte.

5) Tafel.

Figur 1) eine Windeltreppe 2) eine Pabstkrone 3) eine Purpurschnecke 4) ein Admiral 5) ein Hammer 6) eine Koralle 7) ein Federbuschpolyp 8) ein hornförmiger Armpolyp 9) ein Medusenhaupt 10) ein

Meerigel 11) ein Ammonshorn 12) ein Seestern 13) ein Olivenbaum 14) eine Nachtigall 15) ein Distelfink 16) ein Krametsvogel 17) ein Dohmpfaff 18) ein Kreuzschnabel 19) Tanne 20) eine angorische Ziege 21) ein angorischer Ziegenbock 22) ein zahmes Kaninchen 23) eine Ziege 24) ein Schaf mit Hörnern 25) ein Ziegenbock 26) ein Lamm 27) ein Schaf 28) ein Schäfer mit seinem Hunde 29) ein Ochse 30) ein Maulesel 31) ein Müllereſel 32) ein Schweinferkel 33) eine Schweinmutter 34) eine Kuh 35) ein Kalb 36) ein Pferd 37) ein Reiber 38) ein Karpfe 39) eine Kropfgans 40) ein fliegender Fisch 41) ein Taschenkrebs 42) ein Hecht 43) ein Krebs.

6) Tafel.

Figur 1) eine Flachspflanze 2) eine Hirsenpflanze 3) eine Gerstenpflanze 4) eine Feldmaus 5) ein alter Haase 6) zween junge Haasen 7) eine Wachtel 8) eine Lerche 9) eine Hanfpflanze 10) eine Rockenpflanze 11) eine Waitzenpflanze 12) eine Maispflanze 13) eine Erdratte 14) ein reifer Maiskolbe 15) zween Hamster 16) ein Igel 17) ein Baumwollenstrauch 18) ein Orangutang 19) ein langarmichter Affe 20) ein Satyr 21) ein Sagoin 22) ein Kokosnußbaum.

7) Tafel.

Figur 1) ein Murmelthier 2) zwo Gemsen 3) ein Steinbock 4) ein Eichhörnchen 5) eine Schnepfe 6) ein Luchs 7) eine Eiche 8) eine Tanne 9) eine wilde Katze 10) eine Amsel 11) ein Jäger 12) ein Jagdhund 13) ein Hirsch 14) eine Hirschkuh 15) ein wildes Schwein 16) und 17) Erdpilze 18) ein Eichhörnchen 19) ein Hirschkalb 20) ein Rehbock 21) ein Reh

22) ein Dambirsch 23) eine Damgais 24) ein Jagdhund 25) wilde Kaninchen 26) ein Koschenillwürmchen 27) eine Koschenillfliege 28) ein Hirschkäfer 29) ein Ohrenwurm 30) eine Gallwespe 31) und 32) Galläpfel 33) ein Goldkäfer 34) ein Weidenblattkäferchen 35) eine kleine Fliege 36) ein Schildkäferchen.

8) Tafel.

Figur 1) ein Spinnengewebe 2) eine Bettwanze 3) ein Scorpion 4) eine Wasserwanze 5) ein Wasserscorpion 6) eine Johannisbeerstrauch-Laus 7) ein Brachkäfer 8) eine Heuschrecke 9) ein Kellerwurm 10) ein indianischer Vielfuß 11) ein europäischer Vielfuß 12) eine Wasserjungfer 13) eine Hornis 14) eine Wasserspinne 15) ein Wasserkäfer 16) ein Stinkkäfer nebst seinen Larven 17) ein Roßkäfer 18) ein Specht 19) eine Eule 20) eine Buche mit Nüßen 21) ein Kuckguck 22) eine Fledermaus 23) eine Ohreule 24) ein Krametsvogel 25) ein Vampir 26) ein Wolf 27) zween Bären 28) ein Polacke 29) eine Fledermaus 30) ein Holzbock 31) ein Nashornkäfer 32) ein Speckkäfer 33) ein Uferaas 34) eine Grille 35) eine kleine Maikäferlarve 36) Maikäferey 37) eine grosse Maikäferlarve 38) ein eben so aus der Erde kriechender Maikäfer 39) ein Maikäfer 40) ein Loch, daraus ein Maikäfer herausgekommen ist 41) ein Haselnußkäfer.

9) Tafel.

Figur 1) und 2) Faultbiere 3) ein Adler 4) ein Beutelthier 5) eine Aeneas 6) ein Bison oder Buckelochs 7) ein Kakaobaum 8) eine Kakaoschote 9) Kakaoblüthe 10) eine Meerkatze 11) ein amerikanischer Krametsvogel 12) ein Kastanienbaum 13) dessen

Früchte 14) dessen Blüthe 15) eine Maise 16) ein Sperber 17) ein Pfau 18) ein Fasan 19) ein Fuchs 20) ein Haushahn 21) ein wälscher Hahn 22) und links über ihm auf dem Kastanienbaum sizt seine Henne 23) eine Henne mit ihren Küchlein 24) ein Kluckhahn 25) ein Schwan 26) eine Gans 27) eine Ente 28) eine Maus 29) eine Katze 30) eine Bruthenne 31) ein struppichtes Huhn 32) ein Schwalbennest mit Schwalben 33) ein Iltis 34) ein Marder 35) zwo Tauben 36) eine Pfauentaube 37) zween Lappländer 38) ein Rennthier 39) ein Vielfraß 40) ein Zobel 41) ein Wiesel 42) ein Hermelin.

10) Tafel.

Figur 1) ein Mandelbaum 2) ein Affe 3) ein Falk 4) eine kleine Haselmaus 5) eine Haselnussstaude 6) ein Holzkäfer 7) dessen Puppe 8) ein Löwe 9) eine Löwin 10) eine Hiäne 11) ein Nashorn 12) ein Tiger 13) ein Leopard 14) ein Affe 15) eine Klapperschlange 16) ein Geier 17) ein Siebenschläfer 18) ein Trampelthier 19) ein Dromedar 20) ein Sagobaum 21) eine Reispflanze 22) eine Schlange 23) eine Spizmaus 24) ein Elephant 25) ein schwarzgrauer Speckkäfer 26) eine Gazelle 27) ein Kamelopard 28) eine Insektenmotte 29) deren Larve 30) eine Pelzmade 31) deren Larve 32) ein Nashornvogel 33) ein Zwerghirschgen 34) ein Stachelschwein 33) ein Panterthier.

11) Tafel.

Figur 1) ein fliegender Drache 2) ein Storch 3) ein Fischotter 4) ein Häring 5) ein Aal 6) ein Salamander 7) eine Eidexe 8) eine Schildkröte 9) ein Einsiedler 10) ein Meerrohr 11) Rohr oder Schilf 12) eine

Bachstelze 13) ein Kauffartheischiff 14) Wallfischfänger 15) ein Wallfischfänger, der so eben Speck vom Wallfisch weghauen will 16) ein grönländischer Wallfisch 17) ein Finnfisch 18) ein Potfisch 19) ein Wallroß 20) ein Seehund 21) Eisberge 22) ein weisser Bär 23) ein Sägefisch 24) eine Möve 25) ein Schwerdtfisch 26) ein Chamäleon 27) ein Biber 28) ein Nilpferd 29) ein Rohrdommel 30) ein Krokodil 31) eine Faraonsmaus.

12) Tafel.

Figur 1) ein Basilisk 2) ein Zitterfisch 3) eine Pipa 4) bis 11) ein Frosch nebst seiner ganzen Verwandlung 12) eine Kröte 13) bis 16) ein blaßgelber Obstbaum-Schmetterling, nebst dessen Eyern, Raupe und Puppe 17) ein Kräuterdieb 18) ein Trappe 19) bis 22) ein Bärenraupen-Schmetterling, nebst dessen Eyern, Raupe und Puppe 23) bis 25) ein Weinraupen-Schmetterling, nebst dessen Eyern und Raupe 26) ein Kasuar 27) Kohlraupen 28) ein Meerschweinchen 29) eine Ratte 30) ein Wiedehopf 31) ein Leming 32) ein Bullenbeisser 33) ein Schäferhund 34) ein Pudel 35) ein Löwenhündchen 36) ein Bologneserhündchen 37) ein Elendthier 38) ein Jagdhund 39) ein Windspiel 40) ein Dachshund 41) eine grosse englische Dogge 42) ein Schakal 43) ein Dachs 44) ein Moschusthier 45) eine Königsschlange 46) ein Tabakspfeifenfisch 47) ein Beinfisch 48) ein Kugelfisch 49) ein Menschenfresser 50) ein Hornfisch 51) Stachelfisch 52) ein Seepferdchen 53) ein Engelfisch.

13) Tafel.

Figur 1. Die innere Beschaffenheit des Menschen, nämlich:

a. Das Herz in seinem Beutel.

b. Der rechte Lungenflügel.

c. Der linke Lungenflügel.
d. Das Brustbein.
e. Die Luftröhre.
f. Der Schlund.
g. Das Zwerchfell.
h. Die Leber.
i. Der Magen.
kkkk. Die Gedärme.
l. Die Harnblase.

Figur 2.

a. Das blosse Herz.
bb. Der ausgeschnittene Herzbeutel.
ccc. Zurückgeschlagene Lunge.
d. Das Brustbein.
e. Die Luftröhre.
f. Der Schlund.
g. Das Zwerchfell.
h. Die rechte Niere.
i. Die linke Niere.
k. Das Milz
l. Die Hohlader.
m. Die grosse Pulsader.
n. Die Harnblase.

Figur 3.

a. Der erhabene Siz der harten Hirnhaut, welche das Hirn in den rechten und linken-Theil theilt.
b. Das dünne Hirnhäutlein, welches das Hirn umgiebt, mit seinen Gefässen.
c. Die von dem zarten Hirnhäutlein zurückgeschlagene harte Hirnhaut.

Figur 4. Eine Amerikanerinn.

14. Tafel.

Hottentotten, wie sie reiten, wohnen, und wirthschaften.

Innhalt.

1) Einleitung Seite 1—11
2) Das Pflanzenreich 11—91
3) Das Thierreich 91—693
   1) Von dem Thierreich überhaupt 91—98
   2) Von den Gewürmen 99—127
   3) Von den Insekten 127—247
   4) Von den Fischen 248—274
   5) Von den Amphibien 275—305
   6) Von den Vögeln 306—427
   7) Von den Säugethieren 427—693
4) Das Steinreich 693—724

Nachricht an den Buchbinder.

Die Kupfer werden alle hinten angebunden, und an jedes so viel Papier geleimt, daß sie beym Lesen ganz herausgeschlagen werden können.

Naturgeschichte
für
Kinder.

Was neues für euch, liebe Kinder! Ein Buch mit Bildern von allerley kleinen und großen Thieren und Bäumen, Pflanzen und Kräutern, und vielen andern Dingen aus der Naturgeschichte. — Blättert einmal darin. Ihr werdet schwarze und weisse Menschen, Affen, Löwen und Elephanten, Vögel, Wallfische und Kröten, und eine Menge andere Land- und Wasserthiere finden, — Auch Zuckerrohr, Thee- und Caffeebäume stehen darin.

Ach, das ist ein schönes Buch! Ein solches Buch haben wir uns schon lange gewünscht. — Gefällt es euch also, lieben Kinder? O recht sehr, lieber Herr ... Sie sollen tausend Dank dafür haben. Nun das freut mich. Sehet aber erst zu, ob auch etwas darin steht, das ihr noch nicht wisset. Leset einmal die Geschichte der Ameisen oder der Seidenraupen, oder der Biber. — Ach allerliebst! Nein, lieber Herr ... so viel merkwürdiges wußten wir von diesen guten Thierchen noch nicht.

Sind wohl auch Nachrichten vom Zuckermachen, und Kaninchen, Bibern und Camelen darin? O ja, liebe

Kinder! Und nicht nur von diesen, sondern auch noch von vielen andern Thieren, zum Beyspiel von Ziegen und Schaafen, und Hunden und Katzen ist etwas darinn erzählt. Suchet nur! — auch von Vögeln und Fischen, Schmetterlingen und Käfern, und sehr vielen andern Geschöpfen, die der liebe Gott auf dem Erdboden gemacht hat, kommt etwas darin vor.

Ich möchte doch einmal alle lebendige Thiere in der Welt beysammen sehen! Das geht nicht an, mein Kind, und wenn wir auch gleich in allen Gegenden der Welt herum reiseten, Geld und Begleiter genug hätten, und etliche hundert Jahre alt würden. Denn viele Thiere muß man erst mit vieler Mühe, List und Lebensgefahr fangen, anbinden und zahm machen, ehe jedermann nahe zu ihnen hingehen darf. Viele wohnen in fürchterlichen Höhlen, und in Gegenden, wohin bisher wenige oder noch gar keine Menschen gekommen sind. Und wenn es auch gleich möglich wäre, alle lebendigen Thiere nach und nach auf grosse Plätze zusammen zu treiben, so würden wir gewiß nicht so lange leben, bis wir alle gesehen hätten. Denn wie viel giebt es nur Schaafe in der Welt? Wie viel nur Vögel und Fische?

Viele tausend lebendige Thiere kennt Niemand, und hat sogar noch Niemand, auch die größten Gelehrten noch nicht gesehen. Stellt euch einmal vor, liebe Kinder, wie viele tausend den Menschen noch unbekannte Gewürme, auf dem Grund oder Boden der Meere herum kriechen mögen? Man hat also zu thun genug, bis man von allen Arten der Thiere nur einige recht kennen lernt.

Hat denn jedes Thierchen seinen eignen Namen? Ja freilich! Weiß er denn nicht, daß es Sperlinge und Hüh-

ner Hunde und Katzen gibt? Das weiß ich wohl. Ich meyne, ob auch die ausländischen Thiere besondere Namen haben? Ja, auch diese haben ihre besondere Namen. So gibt es, zum Beyspiel, in Ostindien und China ganz vortreflich schöne bunte Vögel, die man Papagayen nennt. Auch gelbe Sperlinge, die wir Canarienvögel nennen, und grüne und rothe Tauben giebt es hier und da in Afrika und Amerika.

Sie sagten vorhin, lieber Herr... es gäbe so viel lebendige Thiere daß man sie kaum alle sehen könnte, wenn man auch gleich etliche hundert Jahre alt würde: wie kann man denn ihren Namen merken? Ihr freilich noch nicht, liebe Kinder, aber die großen Leute, und vorzüglich viele Gelehrte, die man Naturforscher nennt, kennen alle bekannten Geschöpfe Gottes, und geben jedem einen besondern Namen. — Wie machen sie es denn? Sie theilen sie in verschiedene Haufen oder Reiche, und in Classen und Ordnungen ein; nämlich diejenigen, die einander ähnlich sind, stellen sie in Gedanken zusammen oder rechnen sie zu einer Classe, und geben ihnen einen gemeinschaftlichen Namen, hernach geben sie von jedem Haufen, und von jeder Classe und Ordnung Merkmale an, wodurch man diejenigen Thiere, die dazu gehören, genau von jedem andern Thier unterscheiden kann.

Nicht wahr, liebe Kinder, euch ist es einerley, in welcher Ordnung ich euch etwas erzähle? Ob ich jezt von der lustigen Ziege, oder von dem trägen Murmelthier, von der kleinen Maus, oder von dem ungeheuern Elephanten etwas erzähle? Auch werdet ihr euch wenig darum bekümmern, ob es drey, oder vier, oder sechs Naturreiche gibt, wenn ihr nur Neuigkeiten erfahret?

Ey nein, lieber Herr... wollen Sie es uns nicht lieber sagen, wie wir es wissen müssen, wann wir groß sind? Und so, daß wir es schon verstehen können, wenn große Leute mit einander davon sprechen? Gut, so will ich es euch auf diese Weise so kurz und leicht sagen, daß ihr es gewiß verstehen könnt.

Die Gelehrten theilten den gesammten Vorrath von Thieren, Pflanzen und Steinen in drey Theile oder Reiche ein: nämlich in das Thierreich, in das Pflanzenreich, und in das Stein- oder Mineralreich.

Zum Thierreich zählen sie alles, was lebt, empfindet, und sich bewegt, oder alle Thiere, die im Wasser, und auf der Erde und in der Erde leben; als die Maus und den Elephanten, die Gans und den Sperling, den Wurm und den Buttervogel, den Frosch und den Wallfisch.

Zum Pflanzenreich gehören Dinge, die leben, aber nicht empfinden, auch sich nicht freiwillig von einem Ort zum andern bewegen können, nämlich Bäume, Gras und Kräuter; als Aepfel- und Birnbäume, und Reis und Zuckerrohr und Salat — Leben denn die Bäume? Das hätte ich nicht gedacht! Man spricht so, mein Schaz! Und sieht er, wenn er die Blume abschneidet, so verwelkt sie ja bald, wächst nicht mehr, vergeht im Staub, wie ein Mensch, der todt ist. Wenn der Baum alt ist, trägt er keine Früchte mehr, vertrocknet und verfault. Da sagt man denn, er sey abgestorben. — So lange also die Säfte in einer Pflanze noch ihren Umlauf haben, sagt man die Pflanze lebe.

Zum Stein- oder Mineralreich rechnet man Geschöpfe, die weder Leben noch empfinden, als Erde und Steine, und was in der Erde und in den Steinen stekt

nämlich Zinn und Bley, Kupfer und Eisen, und Silber und Gold. Thiere und Pflanzen erzeugen andere ihres gleichen, und werden durch innere Kräfte ernährt, ihr Bau ist dazu besonders eingerichtet oder organisirt, daher heissen sie auch organisirte Körper. Steine aber entsteben und vergrößern sich nur durch äussere Kräfte, heissen daher unorganisirte Körper.

Diese Eintheilung ist leicht zu merken, lieber Herr...! Ich weiß sie schon auswendig: Das Thierreich, das Pflanzenreich und das Mineralreich. Diese Reiche enthalten vielerlei Sorten von Geschöpfen. Im Thierreiche gibt es Hunde und Katzen; Hühner und Gänse; Schafe und Fledermäuse; aber auch Maden, Raupen und Krebse. Im—im—Gut, mein Kind! Mehreres wird ihm und seinen übrigen kleinen Freunden und Freundinnen schon noch bekannt werden. Suchet und leset nun fleißig in diesem Buche! Ich wette, es wird euch wohlgefallen, und ihr werdet dem lieben Gott danken, daß er so viele, und so sehr schöne, artige und nützliche Dinge gemacht hat.

Sind dann wohl alle Thiere nützlich und gut? Die bösen Katzen wollen uns Kindern ja zuweilen unser Brod wegnehmen, ja uns sogar oft krazen und beissen. Auch stehlen sie gern Fleisch weg. Und kurz, wo sie etwas erhaschen und stehlen können, verzehren sie es. Die Sperlinge schaden den Bäumen, und hacken Erbsen und Bohnen in den Gärten heraus, und fressen sie, nebst vielen andern ausgestreuten Saamenkörnern auf. Und wo haben nicht schon die Raupen, Aelstern, Mäuse und Wölfe für Schaden angerichtet! Auch sogar die Schnacken, Fliegen und Mücken lassen uns manchmal keine Ruhe, und stechen und beläftigen uns. — Er scheint recht zu haben,

kleiner Mann! Manche Thiere schaden uns zwar wirklich zuweilen; aber nur, wenn wir nachläßig und unvorsichtig sind, oder sie beleidigen und zum Zorn reizen. Die Raupen, zum Beispiel, die Blattläuse und Käfer sind uns oft sehr schädlich; indem sie uns so manchen Baum und so manche Pflanze zerfressen; aber vielen von denjenigen Vögeln dienen sie zur Nahrung, die uns mit ihrem herrlichen Gesang ergötzen, oder uns mit ihrem Fleische sättigen. Auch zehren manche Vögel vieles auf, was die Luft oder unsre Nahrung vergiften würde. Ihnen aber schadet es nichts.

Gönnet also immer in Zukunft den Thieren ihr kurzes Leben, ihre Nahrung, und die kleine Freude, die sie von Gott erhalten haben, und übersehet eine geringe Unbequemlichkeit, die sie durch wirklichen Nutzen vergüten. — Mag doch immer der Sperling einige Körner von unserm Vorrath entwenden, und etliche Kirschen, Birn und Weintrauben zerhacken und fressen, wenn er uns nur noch das Nöthige übrig läßt. Und das thut er doch. Wir behalten von der Ernte doch immer noch das Meiste und Beste. — Wir wollen daher, liebe kleine Herzensfreunde, den Vögeln sowohl als jedem andern Thiere seine Körner, oder was ihm der liebe Gott sonst für eine Nahrung angewiesen hat, gern und freudig lassen, und immer lebhaft bedenken, daß die Thiere auch Geschöpfe Gottes sind, wie wir Menschen, und daß sie mit uns gleiches Recht haben, zu essen und zu trinken, wo sie etwas finden. Denn die Welt ist mit ihren Gütern nicht um unsertwillen allein da. Der liebe Gott hält gleichsam alle Tage offene Tafel, woran alle seine lebendigen Geschöpfe erscheinen, und sich nach Belieben satt essen und satt trinken sollen.

Wir sollen also die Haushaltung des lieben Gottes nicht tadeln, sondern sie vielmehr loben und bewundern, und sagen: Ach, wie gut, lieber Gott, wie vortreflich gut hast du alles gemacht und angeordnet! — Herzlich wollen wir uns immer freuen, daß wir leben und gesund sind, daß wir hören, sehen, riechen, fühlen und schmecken können, um alles das Gute zu geniessen, das uns der liebe Gott täglich schenket. Allenthalben, wo wir hinsehen und hingehen, vorzüglich aber in einem Garten, auf einem Acker, auf einer Wiese oder in einem Walde, sehen und hören wir allerhand schöne und fröhliche Geschöpfe. — Hier sieht man pflanzen, dort erndten; hier singen Vögel, dort freuen sich Menschen; hier ist alles grün, dort alles schwarz.

Frühling, Sommer, Herbst und Winter haben eine Menge Güter für uns Menschen, die zu unserer Freude und unserm Wohlseyn mit einander abwechseln. — Der angenehme Frühling zieht der nackten Natur gleichsam ihr Kleid wieder an, Felder, Hügel und Wälder zeigen sich grün, die Lerche und die Nachtigall, und eine Menge andere Vögel loben und danken ihrem Schöpfer mit ihrem schönen Gesang, und uns machen sie damit fröhlich und vergnügt. — Der warme Sommer giebt uns unzählige Pflanzen, Blumen und Früchte, welche dem Thier sein Futter, uns Menschen aber Erfrischungen, und das entzückendste Vergnügen verschaffen. — Der reiche Herbst liefert uns die besten Früchte aller Art im Ueberfluß. — Im unfreundlichen Winter ist zwar alles kahl, die Luft ist kalt, die Erde gefroren, das Wasser versteinert, alles ruhet. Und doch wissen wir ihn vüzlich durchzuleben. Ach, wie gut ist es nicht, ein Mensch und kein Sperling oder

Hase zu seyn, die des Winters fast erfrieren und Hunger sterben müssen! Wir haben doch warme Stuben, volle Keller, Speisekammern, und allerlei warme Kleider, die uns, wenn wir ausgehen, wider die Kälte schützen müssen.

Sagen Sie uns doch, lieber Herr ... wie es den armen Thieren im Winter geht, wenn alles mit Schnee und Eis bedekt ist? Sie werden ganz gewiß merklichen Schaden leiden, oder gar sterben? Nein, liebe Kinder, es begegnet ihnen gewöhnlich keins von diesen Uebeln. Der liebe Gott hat für sie so treflich gesorgt, daß sie auch im kältesten Winter, und wenn alles mit Schnee und Eis bedeckt ist, dennoch fast immer ihre Speise finden können. Und gerade zu dieser Zeit giebt er ihnen auch einen dichten Pelz. Selten stirbt daher eins Hunger, und selten erfriert eins.

Die jenigen Thiere aber, für die wirklich kein Futter da zu seyn scheint, läßt der liebe Gott des Winters schlafen, oder in einer Art von Ohnmacht liegen, und erst im Frühling wieder erwachen, wie zum Beispiel, die Bären und die Murmelthiere, die Hamster und Igel, und die Fledermäuse, Frösche und Kröten. — Aber die Fische unter dem Eis sind doch wol verloren? Nein, Kinder, auch diese leiden keinen Schaden, wenn nur das Wasser in den Teichen und Flüssen, oder wo sie sonst eingesperrt sind, nicht ganz zu Eis wird.

Des Winters sieht man aber doch manche Vögel gar nicht? Wo bleiben, zum Beyspiel, die Lerchen, die Schwalben und die Nachtigallen? Sie verstecken sich in hohle Bäume, oder ziehen im Herbst in wärmere Weltgegenden, nach Afrika, Asia und Amerika, und im Frühling kommen sie wieder zu uns. — Dieß ist allerliebst!

Wie geht es aber wohl den Buttervögeln und kleinen Käferchen, und den übrigen zarten Thierchen? Diese kommen doch ganz gewiß ums Leben? Nein, Kinder, auch von diesen kommen wenige wegen Kälte um ihr Leben. Sie kriechen noch vor dem Winter unter die Erde oder sonst wohin, wo sie vor der Kälte sicher sind. Oder die Alten legen Eyer, und sterben noch im Herbst, unbesorgt, wie es ihrer künftigen Brut gehen möge. Im Frühjahr oder Sommer kriechen sodann aus den Eyern, ohne Zuthun irgend eines Alten, kleine Würmchen oder Larven hervor, die sich von Blättern und allerhand Sachen nähren; und wenn sie eine Zeitlang gelebt haben, ihre Gestalt verändern, sodann Püpchen und endlich gar Buttervögel, Fliegen oder Käfer, und also ihren Aeltern ähnlich werden.

So mächtig und weise ist Gott, liebe Kinder, daß er alles, was er geschaffen und angeordnet hat, auch erhalten kann.—Ja wohl, so werden also aus den kleinen Räupchen, die oft ganz häßlich aussehen, solche niedliche Thierchen? Ich schäme und ärgre mich nun sehr, daß ich bisher so manches kleine Thierchen zertreten habe. Künftig thue ich es nun gewiß nicht wieder. Wo ich hingegen eines finde, will ich es lange einsperren, bis mir Jemand gesagt hat, wie es heißt; und dann schenke ich ihm seine Freyheit, und lasse es dann wieder zu seinen Brüdern und Schwestern fliegen. Dann und wann aber will ich ein Räupchen so lange füttern und einsperren, bis es sich verwandelt, und ich sehe, was für ein Vögelchen aus ihm werde. — Vortreflich mein Kind! Solche Gesinnungen stehen einem Kinde wohl an. Kinder müssen alles leben lassen, was der liebe Gott gemacht hat.

Manchmal ist es zwar nöthig und recht, Thiere zu tödten, weil sie uns Schaden thun, wie die Mäuse und Raupen; oder weil sie uns der liebe Gott zur Nahrung angewiesen hat, wie die Schafe und Kälber. Aber aus Muthwillen und Leichtsinn muß man es nicht thun. Und nie muß man sie quälen oder lange leiden lassen. — Darnach muß man auch wissen, was jedes Thierchen frißt, das man einsperren und füttern will, sonst stirbt es alle Mal. Der liebe Gott hat jedem lebendigen Geschöpfe seine gewisse Nahrung angewiesen. Einige Raupen, zum Beispiel, fressen nichts als Kohl und Salatblätter, und andere fressen nichts als Baumblätter. Und wenn sie diese nicht haben, sterben sie lieber Hunger, ehe sie etwas anders fressen.

Kommt nun, lieben Kinder, ich will euch jezt so recht in den grossen Garten unsers Gottes hinein führen, und euch euren gütigen Schöpfer mit seinen Werken erkennen lehren. Tausend Schäze werdet ihr sehen, womit ihr euren Geist bereichern könnet. Laub und Gras; Vogel und Wurm; Maus und Elephant laden uns zu sich, an ihnen ihren und unsern Schöpfer und Erhalter zu verehren.

Schon um unserer Sicherheit, mehr aber um unsers Vergnügens, und um Gottes Ehre willen, erforschen wir die Geschöpfe unsers Gottes. — Wer sagte der Biene, daß sie unvorsichtige oder boshafte Hände mit ihrem Stachel stechen, und dadurch der Gefahr entgehen sollte? Wer lehrte die Ameise, sich Kammern unter der Erde zu bauen? Wer zeigte dem Vogel im Herbst den Weg in ferne Länder? Wer unterrichtete die Fliege, ihre Eyer in das Fleisch oder in den Käse zu legen? Wer unterwies den Ameisenlöwen, ein Grübchen in den Sand oder in

die Erde zu graben, und darin auf die vorübergehenden und nun hineinstürzenden Ameisen zu lauren? Wer zeigte den Vögeln das Fliegen, und den Enten das Rudern? That es nicht alles unser gütiger, himmlischer Vater?

Mit was nun, liebe Kinder, soll ich euch dann wohl zuerst bekannt machen? Mit Thieren, Pflanzen oder Steinen. Mit was Sie wollen, lieber Herr... Nun so rathe ich euch zum

Pflanzenreich,

weil ihr doch fast alle Tage Gelegenheit habt, entweder in einem Garten, oder beym Spazierengehen auf Aeckern und Wiesen, oder in kleinen Gehölzern und Wäldern, eine Menge Gras und Kräuter, allerhand bunte Blümchen, Gesträuche und Bäume zu sehen, die euch zurufen: Menschen, wisset ihr, wer uns gemacht hat, und wie wir heissen?

Blumen also sollten wir pflicken, und nicht wissen, wie sie heissen, und was sonst merkwürdiges von ihnen bekannt ist; Früchte sollten wir essen, und nicht wissen, wie man sie nennt, oder welcher Baum sie getragen hat? — Nein! Kinder, wir wollen schlechterdings nicht den Ziegen und Kaninchen gleich seyn, die immer fressen, und nicht wissen, wer es ihnen gibt, und was das ist, was sie fressen. — Unwissende Leute haben auch schon oft giftige Sachen gespeiset, weil sie nicht wußten, was es war, und sind davon krank geworden, oder gar gestorben.

Es ist also sehr vortheilhaft für euch, liebe Kinder, wenn ihr bey Zeiten wisset, welche Pflanze oder welche

Frucht der liebe Gott für die Menschen, und welche er für das Vieh geschaffen habe.—Bemühet euch demnach von nun an, alles nach seinem rechten Namen und nach seiner Art und Beschaffenheit kennen zu lernen, was täglich um euch ist, oder was ihr doch wenigstens mit wenig Mühe oft zu sehen und zu geniessen, Gelegenheit habt. —Ich rathe euch demnach, künftig nicht eher eine Wiese, oder einen Garten, oder einen Acker zu verlassen, ihr habet euch denn irgend eine Pflanze oder Blume, oder Blatt oder Frucht gemerkt, und Blätter, oder auch wohl Früchte, wo es euch erlaubt worden ist, abgepflückt und mit nach Hause genommen, um eure Eltern oder Lehrer fragen zu können, wie sie heissen, und wer sie genieße. Oft werdet ihr auch ein Blatt, oder eine Wurzel mitbringen, die man zu Arzeneyen gebraucht. *)

Wer von euch aber so glücklich ist, einen Garten an seinem Hause zu haben, der bitte seine lieben Aeltern, daß sie ihm darin ein Stück Land schenken, um daraus ein kleines Gärtchen machen zu können. Dieß Gärtchen würde ich sodann mit kleinen Hölzchen umzäunen, daß mir es niemand verträte. Ich würde es umgraben, darin pflanzen, säen und begiessen. Meine Erbsen, Bohnen und Salat würde ich verkaufen oder meine liebe Mutter bitten, sie mir zu kochen, um meine kleinen Freunde damit bewirthen zu können. Und wenn diese oder sonst ein guter Freund von meinen Aeltern, mich in meinem Gärtchen

*) Wenn man Pflanzen und Kräuter, mit oder ohne Blüthe und Saamen, trocknet, und sorgfältig in einem Buche aufbewahret, so bekommt man nach und nach ein Kräuterbuch, das die Gelehrten herbarium nennen. Und die Kräuterkenntniß überhaupt nennt man Botanik oder Phytologie.

suchten, würde ich ihnen Blumen, die ich selbst gepflanzt und aufgezogen, abpflücken und verehren. Und dabey würde ich mein Hauptgeschäfte nicht versäumen; denn erst alsdann, wenn ich alles gelernt und gethan, was mir in den Lehrstunden vorgeschrieben worden ist, würde ich meine Aeltern um Erlaubniß bitten, eine halbe Stunde auf mein Gärtchen verwenden zu dürfen. Und dieß erlauben sie euch gewiß alle Mal.

Sollen wir Kinder denn auch bald einen Maulbeerbaum haben? Ja, das sollt ihr. Ich will euch nächstens einen abzeichnen, oder vielleicht gar selbst in eure Gärtchen pflanzen lassen. — Mit den Maulbeerblättern füttert ihr sodann die Seidenraupen, die ich euch auch anschaffen will. Diese Raupen spinnen euch Seide. Und von dieser Seide lasse ich euch Handschuhe, oder sonst etwas weben. Nicht wahr, Kinder, die Naturgeschichte hat und gibt viel Vergnügen? Ich wette, es vergeht kein Tag, woran ihr nicht etwas Neues entdeckt, und beim Umgraben der Erde, oder bei Suchung eines Blümchens eine Schnecke, ein Steinchen, ein Schneckenhaus, einen Käfer, einen Wurm, oder sonst ein Thierchen gefunden und euch herzlich darüber gefreut habt. — Dann und wann werden Buttervögel und andere Thierchen ihre Eyer auf eure Pflanzen und Blumen legen. Aus diesen Eiern werden in wenig Tagen Räupchen und Blattläuse, die euch euren ganzen Garten zerfressen und kahl machen, wenn ihr nicht fleißig genug darnach sehet. — Und auf diese Weise werdet ihr bald eine Menge Thiere, Pflanzen und Kräuter kennen lernen, und unvermuthet kleine Naturhistoriker werden, eine wahre Freude an den Geschöpfen Gottes bekommen und täglich bessere, frohere, dankbarere Kinder

gegen Gott und eure Aeltern, und gegen jeden guten Nebenmenschen werden.

Das Wort Pflanze habt ihr zwar schon oft gehört, liebe Kinder! Aber ihr wisset doch wohl noch nicht, was denn eigentlich eine Pflanze ist? Ich habe es zwar schon vorher gesagt bei der Eintheilung in drei Reiche. Nun noch ein Mal: eine Pflanze ist ein Gewächs, das aus der Erde wächst und lebt, aber keine Empfindung hat, und sich nicht von einem Orte zum andern bewegen kann. Bäume also, Sträucher, Kräuter, Moose und Pilze sind Pflanzen. Einige davon leben oder dauern nur etliche Stunden: einige ein halbes Jahr; andere fünfzehn, sechzig bis achtzig Jahr; und der Eichbaum erreicht gar ein Alter von mehr als fünfhundert Jahren*). Jede Pflanze hat Wurzeln, die gewöhnlich in der Erde stecken, und Saft an sich ziehen, damit die Pflanze wachsen oder größer werden, und Früchte tragen kann. Doch giebt es auch Pflanzen, die sammt ihren Wurzeln im Wasser schwimmen, wie die Seeblumen und Wasserlinsen. Auch Zwiebelgewächse, zum Beispiel, Tulpen und Hyacinthen, kann man im Wasser ziehen.

Jede Pflanze ist mit einer schwammichten Haut bedekt, die man Rinde nennt. Unter der Rinde kommt Holz oder holzichte Theile; und ganz innen sitzt etwas,

* Diejenigen Pflanzen, die auch im Winter fortdauren, und im Frühling wieder aus den Zweigen ausschlagen, oder aus den Wurzeln neue Zweige hervorbringen, werden plantae perennes oder perennirende Pflanzen genannt. Diejenigen Pflanzen hingegen, die im Herbst, oder auch wohl noch eher, absterben und verdorren, und im Frühling erst wieder aus dem Saamen müssen gezogen werden, heissen plantae annuae oder jährliche Pflanzen oder Sommergewächse.

das man Mark nennt *). Ey, dieß möchte ich doch ein Mal sehen? Wohlan so nehme er den nächsten den besten Stecken und breche er ihn entzwei, so wird er davon überzeugt werden. — Sie haben Recht, erst Rinde, dann Holz und in der Mitte Mark.

Auf die Rinde oder äussere Haut kommt alles bey einer Pflanze an, weil sie den Saft aus der Erde oder aus dem Wasser an sich zieht. Wenn daher ein Baum oder Strauch, ja fast jede Pflanze, keine Rinde mehr hat, so muß sie verdorren. — Auch alles Laub darf man einem Baume nicht auf Ein Mal nehmen, wenn er nicht merklichen Schaden leiden, oder gar absterben soll.

Wisset ihr wohl liebe Kinder, wie man das an einer Pflanze nennt, was zunächst an der Wurzel über der Erde wächst? Stamm. Richtig! Und dann folgen Aeste, Zweige, Laub, Blüthe und Früchte, nicht wahr? Ja! — Ist also das wohl auch ein Stamm, das ein Waizenkorn, oder eine Bohne, eine Nelke oder Ranunkel in die Höhe treibt? Wir glauben es. Nein Kinder! Dieß sind keine Stämme, sondern Halme und Stängel. Nur die Bäume und Gesträuche haben Stämme; die Grasarten hingegen haben Halme und Stängel. — Dann giebt es auch Strünke, wo Stamm, Blätter und Blüthen in Einem Stücke beysammen sind, wie bei gewissen Gewächsen, die man Pilze oder Erdschwämme nennt — Schaft aber heißt man denjenigen Theil einer Pflanze, welcher aus

*) Bestimmter zu reden, besteht der Stamm der Pflanzen aus folgenden Theilen, welche einander von aussen nach innen zu in folgender Ordnung bedecken: 1) die Haut epidermis; 2) die Rinde, cortex; 3) der Splint, liber; 4) das Holz, lignum; 5) das Mark, medulla.

der Erde hervorkommt, und nur Blüthen aber keine Blätter trägt, wie die Narcissen.

Was haltet ihr denn von den Blumen oder Blüthen der Pflanzen, liebe Kinder? Sollten es wohl blosse Zierrathen seyn? Nein, lieber Herr... Einige davon riechen wohl, und aus einigen werden Birnen, Aepfel u. Zwetschgen. Und ich glaube, daß aus allen Blüthen so etwas wächst, das man Frucht nennt. Richtig! mein Kind! In den Blüthen der Pflanzen wird der Saame zubereitet, aus welchem nachher wieder neue Pflanzen ihres gleichen wachsen.

Der liebe Gott hat es aber auch zugleich so eingerichtet, daß viele von diesem Saamen selbst, oder ihre Bedeckung, von Menschen und Vieh genossen werden können, wie z. B. Erbsen, Bohnen, Weizen, Rocken, Aepfel, Birnen, Zwetschgen und Kirschen. — Diese Samen nun oder ihre Verhältnisse nennt man gewöhnlich Früchte; Feldfrüchte und Baumfrüchte. Ein fruchtbarer Baum ist ein solcher Baum, dessen Saamenbehältnisse wir essen. Tannzapfen aber und Eicheln nennt man im gemeinen Leben nicht Früchte, weil wir ihre Früchte nicht essen.

Von einigen Pflanzen dienen uns die Stängel und Blätter, wie vom Salat, Kohl und Thee; und von andern essen wir die Wurzeln, wie von Kartoffeln, Rüben und Sellerie.

Der Stiel einer Birn, und der Halm einer Weizenähre sind also kein Holz, sondern nur holz- und strohartig, aber der Stamm eines Apfelbaumes hat wahres Holz, davon man Tische und Bänke machen kann.

Gleich hart aber ist das Holz aller Bäume eben nicht; das Eichenholz, zum Beispiel, ist härter als das Tannenholz,

holz; und das Kirschbaumholz härter als das Weidenholz. Geht nur zu einem Tischler, der wird euch vielerley Holz zeigen, und wenn ihr ihn bittet, vielleicht auch einige Stücke schenken.

Hört einmal, Kinder! Sollte eins von euch Lust haben, eine Sammlung von allerhand Holz zu machen, so rathe ich ihm, daß es bey einer jeden Sorte, wo möglich auf einer Seite etwas Rinde sitzen läßt, damit es solches leichter von einander unterscheiden kann. Denn an Laub und Rinde muß man nach und nach alle Bäume und Gebüsche von einander unterscheiden lernen.

Einige Bäume haben weißliche, andere grünliche und noch andere bräunliche Rinden. Das Laub der Bäume aber und der sämmtlichen Pflanzen überhaupt, ist wunderbar und sehr verschieden gebaut. Eins ist fast rund, das andere länglich; eins ist zangicht, gezähnt, gekerbt und gerändert, das andere ist ausgeschweift, behaart und stachlicht.

Jede Pflanze bekommt Blüthe oder Blumen und Früchte. Das Laub sowohl als die Blüthen kommen aus den kleinen Knöspchen hervor, die Sommer und Winter fast an allen Pflanzen gesehen werden können. Man heißt diese Knöspchen Augen. — Dasjenige Auge, liebe Kinder, worin Blüthe steckt, ist mit mehrern Häutchen bedeckt, als das, woraus Laub wird, und heißt Tragknospe. Aus der Blüthe wird eine Frucht, die allmählich wächst, und endlich reif wird.

Wo kommen denn immer die jungen Bäume und andere kleine Pflanzen her? Aus den Saamenkörnern, die mitten in den reifen Früchten liegen, und entweder in die Erde gesetzt, oder nur darauf hingestreut werden, wachsen

sie hervor. Denn alle Körner, welche man Saamen nennt, sammelt man zusammen, und legt oder streut sie nach einer gewissen Zeit in die Erde. Wenn sie einige Zeit in der Erde gelegen haben, treiben sie ein Gewächs hervor, das dem gleicht, worauf sie gewachsen sind. Und dieß neue Gewächs trägt nun sehr viel, zehn, zwanzig, hundert, ja gar zwey bis drey tausendfältig seines Gleichen. — Alles nun, was man auf diese Weise in die Erde legt, und welches sodann nach einiger Zeit Wurzeln schlägt, Stängel, Stämme, Blätter, Blumen, Früchte oder Aehren ꝛc. treibt, heißt man säen oder pflanzen.

Auch wissen die Gärtner, und andere Gartenliebhaber durch Ableger und Theilung der Wurzeln verschiedene junge Bäumchen und andere junge Pflanzen zu ziehen. Junge Weidenbäume aber, Rosmarin, goldenen Lak, weisse Violen, und viele andere junge Pflanzen erhalten sie sogar schon dadurch, daß sie frische Zweige oder Aeste von den alten abschneiden, und in feuchte Erde stecken. Und durchs Pfropfen und Inoculiren veredeln sie die aus den Kernen gezogenen Bäume. Denn im März, April und Mai pfropfen sie, das heißt, sägen sie den Stamm oder Ast eines Bäumchen ab, spalten ihn oben höchstens Fingerslang entzwey, stecken den Zweig von einem andern Baume, der eine ganz andere aber bessere Frucht trägt, zwischen die Spalte dicht an die Rinde, umbinden die Spalte mit Baumbast, und verschmieren sie endlich recht dicht mit Baumwachs. — Das Inoculiren hingegen nehmen sie im September oder Oktober vor. Sie stecken das Aug eines guten fruchtbaren Baumes zwischen die Rinde eines andern, und binden es

mit Baumbast fest. Auch durchs Ablegen kann man schöne junge Bäume ziehen.

Ein Ort, wo allerhand Arten von Bäumen aus Saamen, oder durch Pfropfen und Inoculiren, groß gezogen werden, wird Baumschule genannt.

Nun wollen wir im Ernst in einen Garten gehen, liebe Kinder, und uns erstlich mit denjenigen Blumen, Früchten und Gewächsen bekannt machen, die wir täglich vor unsern Augen sehen, und die uns zur Speise, oder zur Freude, und zum Gebrauch dienen.

Sodann führe ich euch über Aecker und Wiesen in einen Wald, und zeige euch Eichen und Birken, Ellern, Espen, Buchen und Tannen. — Und endlich sollt ihr auch erfahren, wie der Caffeebaum, der Thee- und Baumwollenstrauch, das Zuckerrohr und der Citronenbaum aussehen, wo sie am häufigsten wachsen, und was uns die Früchte nützen.

Daß ich euch aber auch Weizen und Rocken, Gerste und Haber, Erbsen und Linsen, Tabak und Kartoffeln zeigen werde, versteht sich von selbst.

Einige Gewächse sehen wir also in unsern Gärten, die meisten aber auf Aeckern, Wiesen und in den Wäldern. Viele zeige ich euch in Büchern vor, und einige seltene habe ich für euch in diesem eurem Buche abbilden lassen.

Hier in diesem Blumengarten sehet ihr Leberblümchen, Syringen, Aurikeln, Primuln, gelbe und blaue Violen, Lak, Feder- und Karthäusernelken, Trauben- und Stern-Hyacinthen *) Narcissen und Cro-

*) Viele Hyacinthen wachsen in Persien wild, aber auch viele in Spanien, in der Schweiz, in Afrika und andern warmen Ländern.

cus. Sie riechen alle wohl, bis an den Crocus, und sind die ersten Geschenke des Frühlings.

Wenn diese fast verblühet sind, werden dorten die Kaiserkrone, die Tulpe, die Schwertlilie, die Ranunkel und der Jasmin in ihrer reizenden Blüthe erscheinen. — Und fast zu gleicher Zeit blühet die prächtige Rose, die weisse Lilie, die Nelke, die Levkoje, und die Nachtviole. Endlich kommen die Sonnenblumen, die Stok- oder Herbstrosen und die Aster. — Der immer grüne Rosmarin *), die Reseda und noch eine Menge andere Pflanzen und Blumen sind durch den ganzen Garten zerstreut.

Jede von diesen Pflanzen und Blumen hat ihre besondere Gestalt; jede ist anders gefärbt; jede riecht anders. Einige davon riechen gar nicht.

Hier kriecht das blaue Veilchen ganz bescheiden im Grase, und belohnt den, der es sucht, mit dem süßesten Geruch. — Dort erhebt die stolze Tulpe ihre schön gefärbten Blätter, aber sie ist geruchlos, und dem Auge nur schön. Die Nelke ist schön und riecht auch vortreflich. — Die Nachtviole gibt nur des Abends ihren Geruch her. — O wunderbarer Gott, wie herrlich und gut hast du alles gemacht! Alle deine Geschöpfe zeugen von deiner Güte und Allmacht.

Was ist dieß hier, lieber Herr... womit die Wege und die Blumenbete eingefaßt sind?

*) Wächst in Spanien, und einigen Gegenden von Italien und Frankreich wild. Man macht aus seinen Blättern und Blüthen das sogenannte Ungersche Wasser.

Buxbaum

ist es, liebe Kinder, der Sommer und Winter im Boden steht, und doch immer grün bleibt. Es gibt hochstämmigen Buxbaum und Zwergbuxbaum. Ersterer ist die Mutter des letztern, welcher aus jenen Zweigen gezogen und durch die Wartung in dem niedrigen Stande erhalten wird, damit man Blumenbete, Wege und Rabatten mit ihm einfassen kann. Zu großen hohen Stämmen kann er nie gezogen werden. Wer also in seinem Garten gern eine Kugel oder Pyramide, oder sonst eine schöne Gestalt von Buxbgum haben will, der muß dazu einen hochstämmigen Buxbaum nehmen.

In den Herzogthümern Piemont und Savoyen, im Königreich Neapel, und auf der Insel Corsika gibt es ganze Wälder von Buxbäumen, darunter viele so dick sind, daß sie ein Mann nicht umarmen kann. Dieser hochstämmige Buxbaum wird durch Saamen und Ableger, und durch im April abgeschnittene, und in feuchte Erde gesetzte Zweige fortgepflanzt; der niedrige Buxbaum hingegen, der niemahls blühet, wird durch die Theilung seiner Wurzeln vermehrt. Es gibt auch hochstämmigen Bux mit vergoldeten Blättern. Man macht in Italien Kehrbesen von den Buxbaumreisern. Das Buxbaumholz aber können die Tischler, Drechsler und Instrumentenmacher zu allerhand Arbeiten gebrauchen. Man macht Flöten, Hautbois, Kämme und allerhand Spielsachen für Kinder daraus. Es ist gelb und sehr hart, und so schwer, daß es im Wasser untersinkt. Auch wird es niemals von Würmern zerfressen. — Nach einem gefallenen Regen gibt der Buxbaum einen sehr starken unangenehmen Geruch von sich.

Dieß sind Ritterſporn, dieß Balſaminen, dieß ſpaniſche Wicken, dieß Mohn und dieß Maiblumen. — Hier ſtehen Erd- und Himbeeren, und dort Johannis- und Stachelbeeren. — Dieß aber ſind Blümchen Vergiß mein nicht; und hier herum ſtehen März- und Ringelblümchen.

Iſt dieß nicht ein Lorbeerbaum? Dieß ein Citronenbaum? Und dieß ein Pomeranzenbaum? Ja, Kinder. Bleiben ſie hier immer ſtehen? Nein. Des Winters ſezt man ſie in Keller oder eingeheizte Stuben, die man, wenn vielerlei Gewächſe beiſammen ſtehen, Gewächshäuſer nennt. In warmen Ländern aber, wie in Spanien, Portugall und Italien ꝛc. bleiben ſie auch den Winter über unter freyem Himmel ſtehen, ohne zu erfrieren.

Der Lorbeerbaum

wächst in Italien und in Griechenland wild, das heißt, in Menge, und auf freyem Felde, oder in Wäldern, wo der Saame ausfällt, und davon, ohne Zuthun der Menſchen, von ſelbſt wieder junge Bäume aufwachſen. Er nüzt uns mit ſeinen Blättern, die man, weil ſie einen ſtarken gewürzhaften Geruch haben, zu verſchiedenen Saucen gebraucht; und aus ſeiner Frucht, die einer kleinen länglichen Kirſche ähnlich iſt, und aus einem röthlichbraunen oder ſchwärzlichen Kern oder Lorbeere beſteht, die ſich, wenn die ſchwarze dünne Schale weggethan worden, der Länge nach in zwey Theile ſpaltet, macht man ein Oel daraus, das zu vielen Arzeneyen dienlich iſt.

Der Citronenbaum

wächst auch ſehr häufig in Italien; in Spanien aber und in Portugall wächst er doch noch häufiger. Auf der 1ſten Tafel Figur 2 iſt ein Citronenbaum mit Früchten ab-

gebildet. Der Citronenbaum ist so groß, als ein Zwetschgenbaum, immer grün und hat fast immer zu gleicher Zeit Blüthe, und halb und ganz reife Früchte. Ein Theil von den Früchten wird reif und fällt ab, und der andere Theil wächst noch, oder kommt jezt eben zum Vorschein.

Dieser Baum ist uns eben so nüzlich, als der Pomeranzenbaum, ja seine heilsame Säure giebt ihm vor diesem noch einen Vorzug. Zu wie vielen Speisen kann man die Citronen nicht gebrauchen? Es gibt allerhand Citronen, längliche, runde und zugespitzte, kleine und große; und fast alle sind runzlig und knotig. Die größten sind oft sechs Pfund schwer. Es gibt aber auch welche, die nur etliche Loth wägen.

Wo wachsen die besten Citronen? Im Großherzogthum Toscana in Italien. Im Gebiet des Königs von Sardinien aber und in Spanien wachsen die meisten. In Spanien kann man 2 für einen Pfennig kaufen, wenn sie gut gerathen sind. — Diejenigen Citronen, welche weit verschickt werden sollen, müssen etwas unreif, und, wenn sie noch ganz grün sind, abgepflückt werden, sonst halten sie sich nicht. Die ganz reifen sind gelb, wie ihr wisset. Man legt gewöhnlich sechshundert bis achthundert, und oft gegen fünfzehnhundert Stücke in eine Küste zusammen, um sie verschicken zu können.

Man kann von den Citronen alles gebrauchen, die Schale, das Fleisch, den Saft und die Kerne, so wohl zur Speise, als zur Arzeney. — Von zerriebenen Citronenschalen wird ein wohlriechendes Oel gemacht, das man Cedraöl oder Cedra-Essenz nennt. Weil auf Italiänisch eine Citrone Limonie heißt, wird das Getränk, das man aus Wasser, Zucker und Citronensaft

macht, Limonade genannt. — Der Citronenbaum stammt aus Medien in Asien her.

Die Pomeranzen

kommen ursprünglich aus Sina in Asien, woher die Portugiesen die ersten Kerne gebracht haben. Von den Portugiesen bekamen nachher viele andere Leute Kerne, welche dieselben so häufig pflanzen, daß es jezt in der Welt fast allenthalben Pomeranzenbäume gibt. Sie sehen fast ganz den Citronenbäumen ähnlich.

Es gibt süße und bittere Pomeranzen. Die bittern sind blaßgelb und narbig, haben viele Kerne, und ein sehr bitteres Mark: die süßen hingegen haben eine dünne und glatt safrangelbe Schale, und nicht viel, aber ein sehr angenehmes süßes Mark.

Die Sinesischen Pomeranzen, oder Pommes de Sine, die man auch Appel de Sina, oder Appelsin und Pommesin nennt, sind unter allen bekannten die schönsten und größten. Die meisten Pomeranzen aber gibt es in Portugall. In Ostindien gibts hier und da auch rothe Pomeranzen, deren Geschmak vortreflich ist. Ihr Fleisch ist blutroth, und ihr Saft von einer so angenehmen Säuerlichkeit, daß keine Erfrischung mit dieser Frucht zu vergleichen ist. — Die beste und zugleich auch die größte Sorte von Pomeranzen ist die Ostindische Pompelmus, die oft größer, als ein Mannskopf ist, und wie die beste Weintraube schmeckt.

Man ißt die Pomeranzen des Sommers, und bey grosser Hitze zur Abkühlung und Erquickung, und die Schalen werden überzukert, und weit und breit verkauft und gespeiset.

Weil eine Pomeranze auf Französisch Orange heißt,

nennt man den Baum bei uns auch oft Orangebaum. — Und die Stelle, wo mehrere Pomeranzenbäume, nebst andern ausländischen Gewächsen beysammen stehen, wird Orangerie genannt.

Hier steht ein mit halb und ganz reifen Feigen angefüllter

Feigenbaum,

der eben so gepflegt werden muß, als die Pomeranzen- und Citronenbäume, wenn er nicht erfrieren und Früchte tragen soll, siehe Tafel 2, Figur 7.

In Italien, und in vielen andern Ländern bey und im Mittelländischen Meere, aber auch in Spanien und Portugall, und an einigen Orten in Frankreich wachsen die Feigenbäume auf freyem Felde, und werden daselbst auch viel größer, als sie bey uns sind. — Und sehen ihre Früchte auch so aus, wie bey uns, länglicht rund, erst grün, und dann violett? Ja, einige wohl, aber nicht alle: denn es gibt violette und weisse, runde und längliche, kleine und grosse Feigen. Und alle kann man essen? Ja, mein Kind, sie sind alle gut und gesund, ob sie gleich auf Bäumen wachsen, deren Milch oder Saft giftig ist. — Sie werden getrocknet, hundert und tausendweise in Kisten gelegt, und darin fast durch die ganze Welt verschickt. — Es gibt hier und da auch in Deutschland Feigenbäume, die Sommer und Winter in der freyen Luft in den Gärten stehen, und recht sehr schöne Früchte tragen.

In Aegypten und Palästina gibt es weisse Arten von Feigenbäumen, die so dik und hoch, als grosse Aepfelbäume sind, und auch sehr grosse Früchte tragen. Die sonderbarste Art von Feigenbäumen aber gibt es wohl in Ame-

rika. Stellt euch einmal vor, Kinder! Diese Feigenbäume haben fingerdicke grüne Blätter, die rings um den Stamm herſitzen, und daher immer eins aus dem andern und die Feigen ſelbſt aus den Blättern herauswachſen*). Merkwürdig iſt noch dieß, daß auf dieſem ſonderbaren Feigenbaum die ſogenannte Cochenillewürmchen, davon man die ſchönſte rothe Farbe macht, leben und wohnen.

Ihr habt doch wohl ſchon gehört, liebe Kinder, daß ſich Adam und Eva im Paradieſe Schürzen von Feigenblättern gemacht haben? O ja! Was dachtet ihr denn dabey? Nichts, lieber Herr... wir verſtanden es nicht. Das glaub ich wohl. Nun ſo will ich es euch ſagen, wie es zugieng:

Es gibt in Aſien eine gewiſſe Art Bäume, die mehr einer weichen ſchilfichten Pflanze, als einem Baume ähnlich ſind, und deren Stämme dicker, als ein Mannsarm, zehn bis zwölf Ellen hoch und krumm gebogen ſind. Ihre Blätter ſind faſt eine Elle breit; und drei bis vier Ellen lang, hellgrün und dünne, und dienen den Indianern zu Schüſſeln und Tellern, und weil es bei ihnen ſolche Blätter immer genug giebt, ſo nehmen ſie zu jeder Mahlzeit wieder friſche, und erſparen ſich dadurch das Spülen und Scheuern. Sie bedienen ſich dieſer Blätter auch ſtatt des Papiers, und ſchreiben darauf. — Ihre reife Frucht iſt faſt eine Viertelelle lang, zwey bis drey Finger dick, dreieckich, gelbgrün, und ſchmeckt wie die beſte italiäniſche Feige.

Dieſe Frucht nun aſſen vermuthlich unſere erſten Aeltern. Und ich ſollte denken, daß ſie ſich auch ganz bequem mit Blättern haben bedecken können, die beinahe ſo

*) Dieß iſt des Ritters von Linne, Cactus Opuntia.

groß, als unsere Stubenthüren sind. — Man nennt diesen wunderbaren Baum Pisang. — Tafel 2 Figur 15 ist er sammt seiner Frucht abgebildet *).

Habt ihr auch schon Cypressenbäume, Myrthen- Capern- und Granatbäume gesehen? Nein. Nun so kommt hieher! Hier dieß sind welche. Hier steht auch ein grosser Maulbeerbaum. Und dieß hier sind Weinreben oder Weinstöcke. Sehet sie genau an, denn auf dem Weg in den Küchengarten will ich euch sodann von jedem etwas erzählen.

Hier in der Hecke steht ein

Holunderbaum,

oder Holder- oder weisser Fliederbaum, der schwarze Beeren trägt, davon man gute Suppen, und einen gesunden Saft oder Syrup kochen kann. Einige Leute backen die Blüthe mit Mehl, Milch und Eyern; und andere machen die unreifen Beeren mit Eßig und Salz-

*) Im Jahr 1773 hatte ich das Vergnügen, einen solchen Pisang, oder Musa Paradisiaca, den der selige Doktor Luther, nebst vielen andern Gelehrten, unrichtig einen Feigenbaum nannte, im hiesigen botanischen Garten blühen zu sehen. — Im Jahr 1774 trug eben dieser Pisang Früchte. Auch diese sah und fand ich gerade so, wie ich sie jezt eben beschrieben habe. — Und eben diesen Pisang ließ ich für dieß Buch abzeichnen. Er trug 25 Stück so genannten Feigen, die alle an ihren Stielen um einen Stängel, fast wie die Artischockenblätter um einander herum saßen. — Zuweilen trägt ein solcher Baum 50 bis 80 Stück an einem Stängel. — Sobald die Frucht reif ist, stirbt der Baum ab, und wird dicht an den Wurzeln abgehauen. Gewöhnlich aber treiben diese Wurzeln wieder junge Pflanzen hervor.

wasser ein, und gebrauchen sie statt der Kappern. Auch einen gesunden Thee gibt die Holunderblüthe.

Die Cappernstaude*)

oder der Cappernstrauch wächst häufig in Spanien, Italien und Frankreich, und nüzt uns mit seinen Blumenknospen, die man abpflückt, ehe sie aufgehen, und sodann trocknet, hernach in Eßig einmacht, und in Saucen an verschiedenen Speisen ißt. — Man könnte aber die Cappern bey uns ganz entbehren, wenn man an ihrer Statt Nasturtiumsamen gebrauchte, der allenthalben forkkommt, sehr reichlich wächst, und fast gerade so, wie die Cappern schmeckt.

Der Granatenbaum

wächst in Italien, Spanien und Frankreich sehr häufig. Er trägt eine runde, röthlichbraune Frucht oder Apfel, der so groß als eine Pomeranze ist, ein röthliches süßes Fleisch und Saft hat, und gespeiset werden kann.

Der Myrthenbaum

ist ein kleines immer grünes und wohlriechendes Bäumchen, das in vielen Gärten, bloß zum Vergnügen gepflanzt wird. Ehedem wurde der Myrthenbaum bey traurigen so wohl, als fröhlichen Vorfällen gebraucht. Und jezt gebraucht man ihn auch noch zu Blumensträussen und Kränzen. Man pflanzt ihn bey uns durch Ableger oder Zweige fort, und zieht ihn durch den Schnitt in Pyramiden, Kugeln und andere Gestalten.

*) Buxbaum heißt lateinisch buxus; Lorbeerbaum laurus; Citronenbaum citrus; Citrone malum medicum; Pomeranzenbaum aurantium; Feigenbaum ficus; Holunderbaum sambucus; Cappernstaude capparis.

Der Weinstock

ist den Menschen sehr nüzlich, und ein allerliebstes Geschenk Gottes. Mit seinen saftigen und süssen Trauben kann man sich laben, und Hunger und Durst stillen. Sein frischer Most schmeckt herrlich, und der alte oder zu Wein gewordene Most macht die Leute lustig und gesprächig.

Asien ist das Vaterland des Weinstockes, von da er nach Griechenland und Italien; und von hieraus nach Spanien und Frankreich; sodann auch nach Deutschland, und endlich nach und nach in alle Weltgegenden gebracht worden ist.

Schmeckt der Wein allenthalben gleich gut? O nein! Es gibt eine Menge Sorten von Weinen, davon immer die eine eine andere Farbe, und einen andern Geschmak, als die andere hat. Es kommt bei dem Weinstock vieles auf den Erdboden, und noch mehr auf die Gegend an, wo er wächst. Je wärmer ein Land ist, desto süsser, stärker und feuriger wird der Wein. Wie süß und feurig ist nicht der Capwein, der spanische und der ungersche Wein? Unsere Rhein- und Moslerweine aber sind auch nicht zu verachten. Und selbst der Capwein stammt von rheinischen Weinreben her. Die Gutedel und Muskatellertrauben schmecken herrlich.

Wenn man die Weintrauben trocken werden läßt, so bekommt man Rosinen. Die Levante, Italien, Spanien und Frankreich liefern eine Menge Rosinen.

Es gibt kleine und große Weinbeeren; — siehe Tafel 1 Figur 5 und 6; — und also auch große und kleine Rosinen. Die besten grossen Rosinen kommen aus Italien, aus dem Herzogthum Calabrien und Königreich Neapel. Sie werden, wie die kleinen, an ihren Kämmen in

der Sonne getrocknet, und sodann in kleine und grosse Fässer getrampt, und fünfzig bis hundert Pfund, ja oft etliche Centner schwer verschickt.

Die kleinen Rosinen oder Corinthchen, wie man sie auch nennt, kommen von einer besondern Art Trauben her, die lauter kleine Beeren hat; — siehe Tafel 1 Figur 5; — und auf den 3 in der Levante gelegenen Venezianischen Inseln, Zante, Cephalonie und Teachi, und auf etlichen türkischen Inseln in dieser Gegend so häufig gebaut wird, daß in guten Jahren gegen 13 Millionen Pfund eingeerntet werden können. — Von den Cephalonischen Rosinen verkaufen die Venezianer viele nach Deutschland. Warum nennt man die kleinen Rosinen auch Corinthchen? Weil sie ehedem in der Stadt Corinth, und in etlichen andern Orten in Griechenland häufig wuchsen.

In Asien, liebe Kinder, gibt es grosse Weintrauben, daß sich ein Kind hinter einer einzigen Traube bequem verbergen kann. O, Sie spaßen, lieber Herr ... Nein, Kinder, es ist mein Ernst. Diese Trauben sind gewöhnlich über eine Elle lang, und fast eben so dick, und eine Beere ist so groß, als ein kleines Hühnerey. Kein Wunder also, wenn ein Mann eine solche Traube weder allein auf Ein Mahl aufzehren, noch von der Stelle tragen kann. Diese Riesen von Trauben wachsen doch nicht an solchen schwachen Reben, wie die unsern? Nein. Dieß gienge nicht an, die Reben würden ja brechen. Sie wachsen auf dicken großen Bäumen.

Der Maulbeerbaum

hat Blätter, welche die Seidenraupe gern frißt — siehe Tafel 3 Figur 19. — Es gibt zweierlei Maulbeerbäume, einen schwarzen und einen weissen. Der schwarze hat

dunkelgrüne Blätter, und grosse süßschmeckende Beeren. Der weisse hingegen hat hellgrüne Blätter, und rothe und weisse Beeren *).

Die Blätter des weissen Maulbeerbaums fressen die Seidenraupen lieber, als die des schwarzen, weil sie weicher sind. — Diesen nüzlichen Baum sollte man allenthalben pflanzen, wo er fortkommen will, weil er grosse Vortheile verschaft, und schnell, auch in kalten Gegenden groß wächst. Und Seidenwürmer kann man jezt ja fast allenthalben mit wenig Kosten bekommen.

Es ist etwas allerliebstes, die Arbeit einer Seidenraupe mit ansehen zu können. In Italien, in Frankreich, in China und Persien, und noch in vielen andern Orten von Asien baut man ausserordentlich viel Seide. Auch in unserm Deutschland hat man es seit einigen Jahren glücklich nachgemacht. — Die Seidenraupen kriechen aber bey uns nicht auf den Maulbeerbäumen herum, wie in China und Persien; siehe Tafel 3 Figur 11 und 13; — sondern sie werden in Stuben aufbewahrt, und fleißig mit den abgepflückten Maulbeerblättern gefüttert. — Nächstens erzähle ich euch mehreres von diesen nüzlichen Thierchen.

Ha, ist dieß hier vielleicht der Küchengarten? Richtig. Und alles, was hier wächst, sollten die Menschen essen? Ja, Kinder, und doch fehlt noch das Beste, das Nothwendigste. Was denn? Rocken und Weizen, wovon wir Mehl und Brod bekommen. Diese wachsen im freyen Felde auf den Aeckern.

*) Mehreres hievon siehe in meinen Dialogen für Kinder, Seite 43 und 44.

Sehet, Kinder, hier steht Kopfsalat, hier Endivien, und hier Feldsalat oder Rapunzel! Und warum heißt dieser Salat Feldsalat? Weil er auf vielen Aeckern ohne Mühe der Menschen wild wächst. — Dieß ist Petersilie, dieß Körbel, und dieß Gartenkresse; denn es gibt auch eine Brunnenkresse, die bey Wasserquellen und still fliessenden Bächen wächst. — Diese sämmtlichen Pflanzen geben wohlschmeckende Salate.

Hier links stehen allerhand Sorten von Erbsen und Bohnen; dann folgen Knoblauch, Petersilienwurzeln, Carotten, Pastinaken oder Pasternaken und Zuckerwurzeln. — Dort setzet ihr Sellerie, Johannislauch, Zipollen, Schallotten und Perllauch. — Man kann diese Gewächse alle essen.

Rechts sind erstlich allerhand Sorten von Rüben, weisse, rothe und gelbe Rüben gesäet. Dann kommen Stekrüben, Wirsing, rother, weisser und brauner Kohl, Savoyer- und Blumenkohl, Kolrabi über und unter der Erde. Dieß ist Spinat, dieß Mangold, dieß Schnittlauch, dieß Thymian, dieß Lavendel, dieß Salbey, dieß Majoran, dieß Melisse und dieß Krausemünze — Hier wachsen Radiesche oder Monatrettige, und hier große Rettige.

Und diese Gewächse werden also alle gespeiset, lieber Herr...? Ja, liebe Kinder! Gebet nur bei Tisch genau Achtung, wenn ein neues Gemüse, oder ein neuer Salat aufgestellt wird. Ihr werdet bald den Unterschied merken, und sie von einander unterscheiden lernen. — Die Krausemünze gibt auch einen gesunden Thee, nur verträgt nicht jeder ihren Geruch.

Hier

Hier stehen Meerrettig, Gurken, Melonen und Kürbisse! und dort wachsen Ananas, Artischocken, Spargel und Süsholz.

Der Meerrettig

wächst weder in einem Meer, noch sonst in einem Gewässer, sondern nur dicht an verschiedenen europäischen Seen und Flüssen, und auf feuchten Wiesen als eine lange, dicke, kriechende weißliche Wurzel, die man roh und gekocht essen kann; gewöhnlich aber reibt man ihn klein, und kocht ihn mit Milch oder Fleischbrühe, oder feuchtet ihn auch nur mit Milch, Fleischbrühe oder Eßig an, und ißt ihn zu Fischen und Fleisch, und verschiedenen andern Speisen als eine Sauce. Hier und da nennt man den Meerrettig auch Krem. Man baut ihn bey uns in Gärten und auf Gartenländern.

Die Gurken

oder Kukümern wachsen bey uns allenthalben in Menge und geben frisch, in Scheiben geschnitten, einen guten Salat. Auch kann man die kleinen Gurken mit Salzwasser oder Eßig einmachen, und ebenfalls als einen Salat verspeisen.

Wenn man die Gurken essen will, muß man sie unreif abpflücken; denn wenn sie völlig reif werden, sind sie hart, und taugen zu nichts, als zum Saamen.

Die Melonen

sehen fast ganz den Gurken ähnlich, werden aber merklich größer, und bei uns gewöhnlich nur auf Mistbeeten gezogen, in Ungarn aber und in Italien, und in mehrern wärmern Ländern wachsen sie frey in jedem guten Erdreich

Man ißt sie, wenn sie völlig reif sind, frisch und roh aus der Hand zur Abkühlung; denn grün oder unreif taugen sie nichts. Es gibt eyförmige, fast kugelrunde, und platt gedrükte; glatte, gereifte und höckerige; weiß und grün gestreifte, und scheckige; kleine und große. Es gibt Melonen von der Größe einer Pomeranze; aber auch welche, die zwölf bis dreyzehn Pfund wägen.

Die Kürbisse

werden bey uns mehr des Vergnügens, als des Nutzens wegen gepflanzt. Man kann sie roh, und als ein Mus gekocht essen. Es gibt grüne, gelbe, weisse, bunt gefleckte, glatte, warzige, und kleine und grosse, und oft über hundert Pfund schwere Kürbisse. — Einige Leute nennen den Kürbis auch Kürbs.

Die Ananas

sieht fast wie die Artischoke aus, ist eine Spanne lang, und eine halbe Spanne dik, hat eine gelbe oder orangenfarbige Schale, oder ein gelblich weisses Fleisch, das säuerlichsüß schmeckt, wenn es in Scheiben geschnitten, und mit Zucker bestreut worden ist. Sie wächst in den amerikanischen Ländern, Brasilien, Peru und Surinam, auf etlichen westindischen Inseln, und auch hier und da in Asia und Afrika wild; in Europa aber und vorzüglich in Deutschland kann man sie nur auf Mistbeeten und in Treibhäusern ziehen.

Die Artischoken*).

sehen fast wie grosse Tannzapfen aus, wachsen in Italien,

*) Granatenbaum heißt lateinisch malus granata; Myrrthenbaum myrtus; Cypresse cupressus; Weinstock vitis; Maul-

Sizilien und Frankreich von selbst auf den Aeckern; bei uns aber werden sie in den Kohlgärten gepflanzt, und als etwas delikates gespeiset. Ihr Blumenkopf ist mit dicken röthlichen Blättern umgeben, die am untern Theil saftig und fleischicht sind, und sich mit dem obern Theile von einander absondern. In Italien ißt man sie roh mit Baumöl, Eßig, Salz und Pfeffer; bey uns aber werden sie erst im Wasser abgesotten, und dann mit Fleisch- oder Butterbrühe gekocht. Ehe man zum Blumenkopf oder innern Fleisch kommen und es essen kann, muß man erst von den Blättern eins nach dem andern abnehmen und deren untern saftigen Theil in die Sauce tauchen, und ebenfalls essen.

Das Süßholz

wächst unter der Erde als eine Wurzel der Süßholzpflanze, welches aussen braun, innen aber gelb aussieht, und sehr süß schmeckt, und in den Apothecken zu allerhand Arzeneyen gebraucht wird. Auch den bekannten Lakrizensaft macht man vom Süßholz.

Der Spargel

wird gesäet, oder vielmehr in die Erde gelegt, auch gleich gepflanzt, und nach drey oder vier Jahren, zwölf bis zwanzig Jahre lang, alle Frühjahr gestochen, und in Eßig und Oel, oder in Buttersaucen, oder in Suppen als eine gesunde Speise verspeiset.

beerbaum morus; Meerrettig cochlearia armoracia; Gurke cucumis; Melone cucumis melo; Kürbis cucurbita; Ananas bromelia ananas; Artischocke cynara sativa.

Sagen Sie uns doch, lieber Herr ... was in diesem Garten so ausserordentlich stark und süß riecht? Das ist gut, Kinder, daß ihr darnach fraget, ich hätte es sonst wirklich vergessen, euch zum Anis, Fenchel, Coriander und Dill hinzuführen. Folget mir also! Sehet, diese kleinen länglichen und runden Körner riechen so stark. Wozu nützen sie? Man kann sie alle essen. Versucht es einmal! Ey ja! — Auch zu verschiedenen Backwerken, und selbst zu Arzeneyen gebraucht man sie. Und der Anis, Dill und Fenchel geben auch ein gesundes Oel. Auf der 3ten Tafel sind sie alle der Reihe nach abgebildet. Figur 1 ist Anis; Figur 5 ist Fenchel; Figur 8 ist Coriander; Figur 22 ist Dill; Figur 26 ist Kümmel. — Den Kümmel habe ich deswegen hier auch abbilden lassen, damit ihr ihn auf den Wiesen, wo er wild wächst, desto eher finden könnet. Er nützt uns ungemein viel. Man gebraucht ihn zu verschiedenen Speisen, und zum Branntweinbrennen.

Ey, der Coriander riecht nicht gut! Er hat recht, mein Sohn! Der Coriander hat das Besondere, daß sein Saamen erst mit der Zeit wohlriechend wird; frisch und auf der Pflanze selbst aber ist er äusserst übelriechend.

War es Ihr Ernst, lieber Herr ... daß man die Kürbisse essen kann? Ja freylich, sie schmecken ziemlich gut. Soll ich einen zerschneiden? Wollt ihr mitessen? Wir bedanken uns. Wir wollen erst so lange warten, bis sie noch etwas grösser gewachsen sind. Denn so schnell werden sie doch wohl nicht abfallen und verdorren, wie der Kürbiß des Propheten Jona?

Nun wollen wir in unsern Wald gehen, liebe Kinder, und sehen, was es für uns merkwürdiges hat. Auf dem

Wege dahin treffen wir eine Menge Kräuter und Blumen, etliche Kastanienbäume, und viele Weiden- Ulmen- und Lindenbäume an. — Auch durch Getreidefelder kommen wir durch.

Machet euch also gefaßt. Ihr bekommet vieles zu sehen, aber auch vieles zu mercken. Wir werden Hasen, Hirsche, Rehe und Eichhörner, und vielleicht auch wilde Schweine sehen. Einige von euch werden sodann gewiß rufen: sollen wir diesen Hasen fangen? Ey wenn ich doch dieß Eichhörnchen hätte! Ey, was ist dieß? Ich wette zum voraus mit euch, daß ihr es so machen werdet.

Sehet, liebe Kinder, dieß hier ist ein Kastanienbaum, dieß ein Lindenbaum, und dieß eine Weide.

Der Kastanienbaum

hier ist nur ein wilder, oder ein Roßkastanienbaum: denn es gibt bittere oder wilde, und süße Kastanienbäume. Seine Frucht sitzt in einer runden stachligen Schale, und dient so, wie sie ist, weder Menschen noch Vieh zur Nahrung. Wird sie aber zerrieben und in Wasser eingeweicht, so gibt sie für Kühe und Ochsen, Schaafe und Hühner einen ziemlichen Fraß. Auch Puder, Kleister und Seife kann man davon machen. Gewöhnlich aber dient der wilde Kastanienbaum mit seiner Blüthe und Frucht mehr zur Zierde als zum Nutzen. Die Ziegen verschmähen seine Frucht zu Zeiten nicht.

Die süßen Kastanien wachsen auch in Deutschland, aber nicht in so grosser Menge, wie in Portugall, Spanien, Itglien und Sicilien, wo es kleine Wälder voller Kastanienbäume gibt. Der süße Kastanienbaum, siehe Tafel 9 Figur 12, sieht dem wilden sehr ähnlich. Seine Blüthe sizt an einem langen Stiel, daran

sich vier bis acht, sind oft noch mehrere runde, stachlige Nüsse ansetzen, darin gewöhnlich ein, oft aber auch zwey bis drey Kerne stecken, die mit einer holzichten schwarzbraunen Schale umgeben sind.

Daß man die süßen Kastanien roh, gebraten und gesotten essen, und zu verschiedenen Speisen gebrauchen könne, werdet ihr schon wissen. Die Stadt Kastanea in Griechenland ist das Vaterland der süßen Kastanien, von welcher sie auch ihren Namen bekommen haben.

Der Lindenbaum

oder die Linde dient zu Alleen, und zu Besetzung der Kirchhöfe und Landstraßen. Sein Holz gibt Tische, Schränke, Stühle, Reißbretter und Liniale, und andere nüzliche Hausgeräthe; und seine Blüthe gibt guten und gesunden Thee, und die Bienen holen Honig und Wachs daraus her. Aus der obersten harten Lindenrinde werden in Rußland große Schachteln und Wagenkörbe, und aus dem darunter liegenden glatten und biegsamen Baste in Frankreich und Rußland Decken, Rouleaus, Matten und Seile gemacht.

Die Weide

wächst fast allenthalben an Flüssen, Seen und Teichen, und feuchten und sumpfigen Orten, und dient uns theils zum Brennen, theils zum Korbmachen: denn aus ihren Zweigen flicht man allerhand Körbe, und aus ihren Blüthenkätzchen, die viel eher, als die Blätter hervorbrechen, holen die fleißigen Bienen Honig und Wachs. Einige Weiden haben auch um ihre Käzchen eine Art Wolle, die man, fast wie die ordentliche Baumwolle, spinnen und zu allerhand nüzlichen Dingen verweben kann. Auch Hüte und Papier gibt die Weidenwolle.

Es gibt viele Arten von Weiden, die meist alle an Laub und Rinde von einander unterschieden sind. Es gibt schmal- und breitblätterige, weiß- und grünblätterige, und mit rother, weißer, grüner, und gelber Rinde versehene Rinde.

Ey, wo wächst und kömmt denn wohl der ordentliche

Thee

her, den wir zuweilen trinken? Aus China und Japan in Asien. Er wächst daselbst in grosser Menge, daß die ganze Welt damit versehen werden kann. Wie viel tausend Pfund kommen nicht davon jährlich nach Europa? Im fünfzehnten Jahrhundert lernten ihn einige Europäer zuerst kennen. Und hundert Jahre später war er schon in ganz Europa so bekannt und beliebt, daß man ihn bis jezt fast allenthalben trinkt, und dafür den Chinesern und Japanern erstaunlich viel Geld zuschleppt.

In der chinesischen Provinz Fokien, welche links neben der Insel Formosa dicht am Meer liegt, landeten damals die Europäer zuerst; und weil der Thee darin Tia oder Te genannt wurde, auch noch jezt so genannt wird, ist dieser Name bis jezt auch bei uns beibehalten worden.

Es gibt fast so viele Theenamen, als es Orte gibt, worinn der Theestrauch wächst. Ueberhaupt aber kommt beim Thee alles auf die Zeit an, darin die Blätter gepflückt, und wie sie geröstet und getrocknet worden sind.

Der Thee ist ein Staudengewächs, welches gewöhnlich innerhalb sieben Jahren Mannslänge und Armsdicke erreicht, viele Aeste, Zweige und immer grüne Blätter hat, welche den Blättern der sauren Kirsche gleichen. Im Herbst bekommt er Blüthe und bald darauf eine kleine Frucht, welche unsern runden Haselnüssen ähnlich

sieht, bitter schmeckt, und nicht gegessen wird. Das frische Blatt hat keinen Geruch; wenn man es aber zerbeißt, so schmeckt es grasicht und bitter, und macht einen fast übel. Durch anhaltendes Rösten wird dessen unangenehme Bitterkeit vertrieben, und ihm ein gewürzhafter lieblicher Geruch und Geschmack gegeben. Die frisch gepflükten Blätter werden auf eisernen Platten geröstet, und sodann, wenn sie noch heiß sind, mit hohler Hand auf Matten gerollt, damit sie kraus werden, und bequemer aufbewahrt und verschickt werden können.

Ehe die Theestaude 3 Jahr alt ist, darf kein Blatt weggepflückt werden, alsdann aber gestattet sie schon eine reichliche, und zwar die beste Ernte. Die Blätter müssen einzeln gepflükt, und ja nicht Händevoll abgestreift werden. Die Zeit der Blätterlese ist nicht festgesezt. Einige sammeln des Jahrs zweimal, andere dreimal. Wer dreimal sammeln will, muß am Ende des Februars und Anfang des Märzes, wo die Blätter kaum 2 oder 3 Tage alt, und noch nicht recht offen sind, anfangen. Und dieß gibt, wenn die Blätter im Rösten nicht überhudelt werden, den besten und kostbarsten Thee, welcher gewöhnlich Kaiserthee genannt wird, und ausserordentlich theuer ist. Die Kaiser in China und Japan trinken lauter solchen Thee. Da einst am kaiserlichen Hofe zu Japan einem reisenden deutschen Gelehrten von einem solchen theuren Thee gereicht wurde, sagte der Bediente zu ihm: Sauft nur recht nach Appetit; jedes Schälchen kostet einen ganzen Itzibo *). Ein Itzibo ist ein viereckiges Gold-

*) Dieß war der merkwürdige Doktor Kämpfer. Siehe dessen Geschichte und Beschreibung von Japan, herausgegeben vom Herrn Geheimen Rath Dohm. Th. 2. Seite 449.

stück, das einen Dukaten werth ist. Die zweite Lese, welche bei vielen nur die erste ist, wird am Ende des März und Anfang des Aprils vorgenommen, wo die Blätter schon fast alle offen und entfaltet sind. Die dritte und lezte, aber auch die reichste Lese, welche bey andern erst die zweite ist, geht im Ausgang des Aprils und Anfang des Mai an, wo die Blätter am häufigsten und größten sind. Ein kluger Wirth macht bey jeder Lese etliche Sorten, und beim Pflücken, Rösten und Rollen sehr sorgfältig, damit er seinen Thee bald und theuer verkaufen kann. Der beste und delikateste Thee ist derjenige, welcher ein Jahr alt ist.

Auf der 1sten Tafel, Figur 9 ist ein Theestrauch abgebildet. Der Mann, der unter ihm sitzt, und Blätter abpflükt, ist ein Chineser. — Man könnte den Thee ganz und gar entbehren, und dafür, wenn man wollte, Schlüsselblumen, Lindenblüthe und andere wohlriechende und gesunde Kräuter und Wurzeln gebrauchen, die aber freylich seinen Geschmack nicht haben.

Wächst nicht auch der

Muskatennußbaum

in Asia? Ja, liebe Kinder, und noch viel andere nüzliche Bäume. — Auch die Rhabarberwurzel, die zu Pulver gestoßen, und zum Laxiren und Stärken des Magens eingenommen wird: der Zimmet oder Canel; und die Gewürznägelein wachsen in Asia. Aber nicht alle auf einem Flecke beysammen, sondern weit von einander entfernt. Die Rhabarberwurzel wächst in Asien nahe bey China, und in der russischen Tartarey, und auch noch weiter oben in Sibirien. Der Zimmet hingegen

die Muscatennüsse und die Gewürznägelein wachsen im südlichen Asien.

Der Muscatennußbaum wächst jezt noch, und schon seit vielen Jahren, nur allein auf der Holländisch Ostindischen Insel Banda sehr häufig, und wie man bisher glaubte, sonst nirgends in der Welt. Wer also Muscatennüsse und Muscatenblüthe haben wollte, mußte sie den Holländern abkaufen. Nun weiß man aber gewiß, daß auch noch auf etlichen Inseln bei Asia, auch selbst auf der Insel Frankreich, Muscatennüsse wachsen, und eifrig gebaut werden.

Dieser nüzliche Baum ist so groß als ein Apfelbaum, und trägt gewöhnlich nur einmal des Jahrs Früchte, die von aussen den Pfirschen ähnlich sehen. Seine Blüthe aber kommt nicht alle auf Einmal hervor, wie bei unsern Obstbäumen, sondern spät nach einander. Und daher kommt es auch, daß die Muscatenbäume Blüthe und halb und ganz reife Früchte zu gleicher Zeit haben, und man also gewöhnlich dreimal des Jahrs Ernte halten kann. — Jede Nuß hat eine dreifache Schale oder Haut. Wenn die Frucht reif ist, plazt die äusserste Schale auf, und fällt entweder allein, oder samt der Nuß und der so genannten Muscatenblüthe ab *).

Unter der äussersten fleischichten Schale, die man essen kann, liegt die zarte dünne gelbe Haut, die man fälschlich Muscatenblüthe nennt, und die behutsam von der frischen Nuß abgeschält, und in der Sonne getroknet

*) Süßholz heißt auf lateinisch glycirrhiza; Spargel asparagus; Kastanie castanea; Linde tilia; Weide salix; Thee thea; Muscatennußbaum arbor moschata; Muscatennußblüthe macis; Muscatennuß nux moschata.

wird. Sodann folgt noch eine dritte holzige Hülse, die nichts taugt; und unter dieser liegt endlich die kostbare Nuß, die man, nebst der Muskatenblüthe, zu verschiedenen Speisen gebrauchen kann.

Alle Muskatennüsse müssen, ehe sie nach Europa geschickt werden können, einige Tage in Kalkwasser gelegt werden, damit sie auf der See nicht feucht werden, und verderben. Es sehen deswegen alle Muskatennüsse weiß und kalkig aus. Dieser Kalk fällt aber meist ganz ab, ehe man die Nüsse geschaben oder gerieben an die Speisen bringt.

Auf dem Muskatenbaum Tafel 1 Figur 11 könnt ihr aufgeplazte, und halb und ganz reife Früchte sehen. Der schwarze Mensch oder Mohr klettert daran hinauf, und will mit seinem langen Stecken die reifen Nüsse abschlagen; und der unten sitzende Mohr zieht den Nüssen die Schale ab, und sammelt die Muskatenblüthe und die Muskatennüsse zusammen.

Die Gewürznägelein

wachsen auf den Molucken, wuchsen ursprünglich auf Machan, kommen jezt aber vorzüglich von den zwey holländischen Inseln Amboina und Ternate, woselbst sie auf Bäumen wachsen, die so groß, als unsere Kirschbäume sind, siehe Tafel 2 Figur 1. Die Holländisch-Ostindische Compagnie ließ auf allen Molucken die Nägelein ausrotten, nur nicht auf Amboina, Omo, Anemo und Nasselau. Jezt sollen sie auch durch Admiral Rodney auf Jamaica verpflanzt seyn.

Merkts aber wohl, liebe Kinder, die Gewürznägelein sind keine Früchte dieser Bäume, sondern nur ihre Blü-

theknospen, die, ehe sie sich öffnen, abgepflückt, und so lange geröstet, und in der Sonne getrocknet werden, bis sie fast so hart wie Holz sind.

Nägelein nennt man dieß herrliche Gewürz deswegen, weil es wie ein kleiner Nagel aussieht. Läßt man aber die Blüthknospe so lange stehen, bis sich die Blume öffnet, so wächst in etlichen Wochen eine Frucht hervor, die wenigstens 3 mal größer ist, als die ordentliche Gewürznägelein, aber lange nicht so gewürzhaft schmeckt. Man nennt sie Mutternägelein, und ißt sie roh oder eingemacht. — Noch eins: das auf einigen Gewürznägelein sitzende Kügelchen, ist die noch nicht geöffnete Blumenknospe, und nüzt zu nichts, schadet aber auch nichts.

Der Zimmet

oder Canel ist eine Baumrinde, aber nicht die äussere, die nichts taugt, und weggeschnitten wird; sondern die innere, die dünn und dunkelroth ist, scharf riecht, und etwas süßlich schmeckt. Und röhricht wird sie durch das Trocknen in der Sonne.

Der Baum ist ungefähr so groß, als ein Birnbaum, und wächst an etlichen Orten in Asien und Amerika; der beste aber wächst auf der Insel Ceilon. Man gebraucht ihn in den Apotheken zu Arzeneyen, und in unsern Küchen zu verschiedenen Speisen. Er schmeckt und riecht ziemlich gut, und ist auch bei Blähungen dienlich.

Rathet einmal, liebe Kinder, wie und wo die schöne weisse Wolle wachse, die man

Baumwolle

nennt? Wächst sie denn nicht auf Thieren, wie die Schaafwolle? Nein, sie wächst auf einer krautartigen

Staude, die alle Jahr frisch gesäet werden muß, und gewöhnlich etwas über eine Elle hoch wird. Sie trägt gelbe Blumen, mit kleinen rothen Flocken, in denen sich längliche Nüsse ansetzen, die im September reif, und gewöhnlich so groß, wie welsche Nüsse, und oft auch wie kleine Hünereyer werden.

Diese krautartige Baumwollenstaude wächst im wärmern Amerika wild; im Königreich Neapel aber und in Klein-Asien, und auf den Inseln Candia, Lemnos, Cypern, Malta und Sicilien, und auf noch mehrern dort herum liegenden Inseln, wird sie in großer Menge gebaut. Man säet sie an diesen Orten im März und April auf die Aecker, schneidet sie im Herbst, wenn sie reif ist, ab, und erntet sie ein.

Es gibt aber auch in Ostindien baumartige Baumwollensträuche, die drey bis vier Ellen hoch sind, und etliche Jahre fortdauern, ehe sie verdorren. Wenn die in den Schalen oder Kapseln eingesperrte Wolle reif ist, zerplazt die Schaale in ein Dreyeck, so daß der in die Wolle verhüllte Saamen, gesehen werden kann, siehe Tafel 6 Figur 17.

Eine jede Staude trägt gewöhnlich fünfzehen bis zwanzig, oder höchstens dreyßig Wollenkapseln, darin die Wolle mit dem Saamen so fest verwickelt ist, daß man sie mit vieler Mühe von einander absondern muß. Die Wolle von der krautartigen Staude ist feiner und weisser, als die von der baumartigen, aber auch theurer und beliebter. — Die Kaufleute unterscheiden die Baumwolle nach den Ländern, wo sie gewachsen ist. Die Cypersche ist schön weiß, zart und lang; die Corsicanische ist feiner

und länger, aber knollig, die Maltesische ist die feinste und beste. Sie wird roh und gesponnen zu uns gebracht.

Auch unsere Weiden, wie ihr wisset, und noch viele andere Gewächse geben eine Art Wolle, aber freilich nur eine schlechte, und nicht viel brauchbare Wolle, die aber doch benuzt zu werden verdient.

Wo wächst wohl der

Pfeffer,

lieber Herr ... Auch in Asia, liebe Kinder, auf den Inseln Java und Sumatra, und in Malabarien, auf so schwachen Ranken, daß sie sich an Stangen und nahe stehende Bäume anhängen müssen, um in die Höhe wachsen zu können. Die Frucht des schwarzen Pfeffers sieht fast aus, wie kleine Weintraubchen, denn die Körner sitzen alle ohne Schale nebeneinander, siehe Tafel 4 Figur 11.

Es gibt etliche Sorten von Pfeffer kleinen und großen, schwarzen, weissen und aschenfarbigen. Der schwarze, den die Holländer aus Ostindien bringen, ist bey uns der gewöhnlichste. Aus Amerika kömmt auch viel Pfeffer, vorzüglich der sogenannte Spanische, der in großen länglich runden Kapseln wächst. Man gebraucht den Pfeffer zu Würzung mancherlei Brühen und Speisen, und zur Beförderung des Appetits und der Verdauung.

Auch die Cubeben, Cardamomen, Ingber, Manna und Sago sind Asiatische Früchte.

Die Cubeben

sind schwarzbraune, runde, mit langen dünnen Stielen versehene Körner, die in Ostindien auf den Inseln Java und Ceilon fast eben so, wie die Weintrauben, an kleinen Stauden und in Büscheln beisammen wachsen, und dem

Pfeffer an Gestalt und Geschmack ziemlich nahe kommen, auch zuweilen Schwarzpfeffer genannt werden. Man gebraucht sie zu allerhand Speisen und Bakwerken.

Die Cardamomen

oder Cardamolelen hingegen sind kleine, dunkelrothe Körnchen, deren oft sechszehn bis vier und zwanzig in kleinen dreieckigen Kapseln, die an einer kleinen Staude wachsen, beysammen sitzen. Man gebraucht sie, wie die Cubeben, zu allerhand Speisen und Bakwerken. Sie wachsen und kommen aus Ostindien.

Der Ingber.

Imber oder Ingwer ist äusserlich eine röthlich graue oder weißliche, innerlich aber eine schwarzlich braune oder weisse Wurzel, die aus Ost- und Westindien kommt, trocken gemacht, zu Pulver zerstoßen, und roh oder mit Zucker vermischt gespeiset, oder als Arzeney zur Stärkung des Magens eingenommen wird.

Die Manna.

ist ein honigsüßer verdickter und eingetrockneter Saft, der in Arabien, Toskana, Neapel und Sizilien aus der Rinde und den Blättern gewisser Eschenbäume hervor quillt, von der Sonne getrocknet und zu kleinen Körnern gebildet wird. Und dieß geschieht nur in den drey heissen Sommermonaten Junius, Julius und August, wo sie theils von sich selbst durch den Stich eines gewissen Insects, das man Cicade nennt, aus der Rinde heraus schwizt; theils durch gemachte Einschnitte heraus gelockt wird. Man kann die Manna statt des Zuckers zu allerhand Speisen verkochen und verbacken, wie viele Leute in Italien und an den Orten thun, wo sie häufig

wächst und wohlfeil ist; bey uns aber wird sie blos als eine Arzeney zum Laxiren eingenommen *).

Sahe wohl die Manna, welche die Kinder Israel auf ihrer Reise nach Canaan in Arabien gespeiset haben, eben so aus, wie diejenige, die jezt noch in Arabien wächst? Ja, liebe Kinder, ich glaube, daß sie eben so geschmeckt und eben so ausgesehen hat, als die jezige arabische Manna; gewiß aber kann ich es euch nicht sagen, weil ich nicht dabei gewesen bin, und es auch sonst Niemand gesehen hat **).

Wo wächst denn

Das Fenchgras,

Mannagras, Hirsegras, Schwaden oder Swadengras

*) Es gibt etliche Sorten von Manna, die theils von dem Ort, wo sie herkommen, theils von ihrer Güte und Farbe allerhand Namen bekommen haben. In unsern Apotheken aber gibt es jezt nur drey Sorten, nämlich 1) die gemeine oder körnige Manna, Manna communis oder granulosa; 2) die auserlesene Manna Manna electa; und 3) die geschmolzene, oder in kleine Täfelchen gegossene Manna, Manna tabulata. — Die Esche, von der die Manna am häufigsten, unter allen andern Manna-reichen Bäumen und Stauden ausschwizt, heißt nach dem Linne Fraxinus ornus. — Auch gewisse Eichen, Cedern, Fichten, Linden und Lerchenbäume, und das Schildkraut Alhagi sollen Manna liefern; ferner kommt ihr der weisse Birkensaft und der Saft des Zuckerahorns sehr nahe. Siehe den fünften Band des neuen Schauplatzes der Natur, Seite 361, unter dem Artikel Manna.

**) Siehe Michaelis Anmerkungen zum 16 Kapitel des 2ten Buch Mose, welche im 3ten Theil seiner deutschen Uebersetzung des Alten Testaments, Seite 59 bis 61 stehen.

gras, das wir zuweilen unter dem Namen, Mannagrütze, essen? In Preußen, Dänemark und Deutschland. In Preußen und Dänemark wird es auf den Aeckern gesäet; bey uns aber wächst es als ein Unkraut, und wird nicht eingesammelt. So! Es wächst also die Mannagrütze auf keinen Bäumen, sondern nur auf gewissen Kräutern? Richtig, sie ist der Saamen einer gewissen Grasart.

Sago

oder Sagopalm heißt der wunderbare Baum, den man essen kann. Essen? Ja, Kinder, ich spasse nicht. Essen kann man ihn bis auf seine Rinde und Blätter.

Der Sagobaum ist gewöhnlich zwanzig bis dreyßig Ellen hoch, und so dick, daß ihn ein Mann kaum umarmen kann. Er hat keine Aeste, aber zwey Ellen lange und fast eine Elle breite Blätter, die den Indianern zu Körben, Stricken und Dachziegeln dienen, ist uneben und rauh, und durch Ringe in Absäze getheilt, siehe Tafel 10 Figur 20 *).

Unter seiner zwey Finger dicken Rinde hat er nichts, als ein weiches wohlschmeckendes Mark, das man wie Teig kneten und zu Brod verbacken kann. Auch kleine Körner werden davon gemacht, die sowohl bey uns, als auch an vielen andern Orten der Welt, in Suppen gespeiset werden.

Wo wächst dieser trefliche Baum? In Ostindien und vorzüglich auf den Holländischen Inseln Borneo,

*) Gewürznägelein heißt lateinisch caryophyllus aromatica; Zimmet oder Canel laurus cinnamomum; Baumwolle gossypium; Pfeffer piper; Cubeben cubebae; Cardamomen amomum cardamomum; Ingber amomum zyngiber; Manna manna; Fenchgras festuca fluitans; Sago cycas.

Amboina und Banda, und auch in Japan Die Einwohner dieser Inseln nützen ihre Sagobäume, wie wir unsern Waizen, Rocken und Gersten nüzen*). Denn Getraide wächst bey ihnen nicht. So gütig war der liebe Gott gegen diese Leute, daß er ihnen, statt des Waizens, diesen Baum gab.

Und den Einwohnern auf der Canarischen Insel Ferro, und noch vielen andern Leuten in Afrika, gab er statt des süssen Wassers den Baum

Santo,

der, weil immer ein dicker Nebel um ihn her ist beständig süsses Wasser träufelt, das die Leute mit allerhand Gefässen auffangen, und dann trinken und verkochen.

Zucker und Kaffee gibts in Asia nicht? O ja, mein Kind, genug, es ist beider Vaterland. Erst nach langer Zeit sind sie von dort aus auch in andere Weltgegenden verpflanzt worden. Die Geschichte dieser beiden nüzlichen Gewächse erzähle ich euch jezt noch nicht, sondern erst auf dem Rückweg aus dem Walde. Indessen könnt ihr auf der 2ten Tafel, Figur 4 die Abbildung des Zuckerrohrs; und Figur 8 die Abbildung eines Kaffeebaumes ansehen.

*) Rumpf sagt in seinem herbario amboinensi Tom. I. p. 73. daß das Mark dieses merkwürdigen Baumes den Indianern ꝛc. non solum ad panem quotidianum, sed et ad alia, necessaria in rebus domesticis diene. Doch wächst er auch an vielen Orten, wo man ihn nicht ißt, weil man etwas anders hat. — Ich hoffe, daß man den Kindern das Vergnügen machen, und ihnen alle hier genannten Früchte vorzeigen werde. Denn in den Apotheken und Gewürzläden kann man sie meist alle haben.

Was ist dieß lieber Herr..? Was dieß? Ey was dieß? Geduld Kinder! Eins ums andre. Dieß sind Kartoffeln, dieß Flachs, dieß Hanf; und jenes dorten in Hirsen und Mais oder Türkischer Waizen.

Die Kartoffeln

wachsen unter der Erde als Wurzeln einer Pflanze, oder als Knollen an den Wurzeln, und sind sowohl für den Städter, als für den Landmann und vorzüglich für den armen Mann, ein sehr nüzliches und willkommenes Gewächs. Denn manche arme Gegenden haben durch den Anbau derselben nicht nur sich und ihr Vieh reichlich genährt, sondern sogar noch viele verkauft. Es sizen oft 50 bis 60 an einer einzigen Pflanze.

Man schält die Kartoffeln, und ißt sie abgesotten mit Salz, oder kocht ein Mus, oder sonst ein Gemüse davon. Auch Pfann- oder Eyerkuchen, Brod und Puder, ja sogar Torten kann man davon backen. An vielen Orten mästet man auch die Schweine damit.

Amerika ist das Vaterland der Kartoffeln. Ein gewisser Franz Drake brachte sie im Jahr 1586 zuerst nach Europa *). In Deutschland aber wurden sie erst um das Jahr 1650, und in einigen Gegenden desselben noch viel später bekannt. In Niedersachsen, zum Beyspiel, fieng man sie erst im Jahr 1740 zu bauen an.

Man nennt die Kartoffeln auch Erdbirn, Grundbirn Erdtuffeln und Batates oder Patäten. Einige sind rund

*) Franz Drake war ein Engländer, und hatte unter der Königinn Elisabeth Regierung die spanische unüberwindliche Flotte, Philipp des Zweyten, zerstören helfen. Er war 1550 gebohren, und 1586 gestorben.

andere länglich rund, und größten Theils alle knotig. Von aussen sehen sie theils weiß, theils roth aus; von innen aber sind sie alle weiß.

Es gibt allerhand Sorten von Kartoffeln. Die besten davon sind wohl die kleinen Holländischen, oder so genannten Zuckerkartoffeln, die wie lauter Speck und Mark schmecken. Es gibt Kartoffeln, die so klein, als eine Erbse oder Haselnuß, aber auch welche, die so groß, als zwey Fäuste sind, und fast ein Pfund wägen.

Die Erdäpfel sehen ganz anders aus, als die Erdbirn, schmecken anders, und haben auch ein ganz anderes Kraut. Es ist gewöhnlich zwei bis drey Ellen hoch, und beynahe fingerdik, und kommt dem Sonnenblumenkraut nahe. Das Kraut der Erdbirn hingegen wird kaum halb so hoch. Einge armen Leute verrauchen das Kartoffelkraut statt des Tobaks.

Der Flachs

hat eine zarte Wurzel, aus welcher ein dünner, höchstens anderthalb Ellen hoher Stängel wächst, der lange schmale Blätter und eine blaue Blüthe hat, und endlich eine runde Saamenkapsel mit breiten Körnern bekommt, die man Leinsaamen nennt, siehe Tafel 6 Figur 1.

Wenn der Flachs reif ist, wird er ganz, das heißt, mit der Wurzel, und samt den Saamenknöpfen, Bollen oder Knoten ausgezogen. Diese Knoten reißt man sodann gleich ab, und trocknet sie so lange in der Sonne, oder sonst an einem warmen Ort, bis sie aufplatzen, und aller Saame herausfällt.

Aus dem Leinsaamen preßt man ein Oel, das man Leinöl nennt, und gewöhnlich zum Brennen in den Lam-

pen, zum Häuser anmahlen, und noch zu allerhand andern Dingen gebraucht. Auch essen kann man das Leinöl an andern Speisen. Der Flachs aber selbst wird durch Einweichen, Rösten oder Trocknen, und durch Brechen oder Hecheln so lange bearbeitet, bis das aus ihm wird, das man Flachs nennt, und nun gesponnen werden kann.

Man spinnt aus dem Flachs allerhand feines und grobes Garn. Aus dem Garn wird allerhand Zwirn gedräht, und so feine Leinwand gewebt, daß sie Schürzen, Halstücher und Schnupftücher, ja sogar Manschetten und Oberhemder gibt. Auch Battist und Kammertuch werden aus flächsernem Garn gemacht.

Den fertigen Flachs nennt man auch Werz; und den Abgang unter der Hechel nennt man Abwerg; Von diesem Abwerg macht der Seiler Stricke. Auch wird es zu Garn gesponnen, und daraus grobes Leinwand zu Lacken, Säcken und allerhand Kleidungsstüken gemacht.

Der Hanf.

ist viel länger und stärker als der Flachs, und wird gewöhnlich zu Garn gesponnen, daraus Leinwand gewebt wird, welches zu allen Arten von weissem Zeug und Kleidungsstücken, und zu Zelten und Segeltüchern gebraucht wird. Der Seiler macht aus dem Hanf Bindfaden und Stricke; und der Schuhmacher nebet alle seine Schuhe, Pantoffeln und Stiefel mit Hanfzwirn, auf der 6ten Tafel Figur 9 ist eine Hanfpflanze abgebildet.

Wenn nun alles, was aus Hanf und Flachs gesponnen, gewebt und gemacht worden ist, nichts mehr taugt, zerrissen und zu Lumpen geworden ist, so nimmt der Pa-

piermacher diese Lumpen, zerhackt sie in kleine Stücke, weicht sie in Wasser ein, und stampft und stößt sie so lange in hölzernen Trögen, bis sie zu einem Mus geworden sind. Und nun macht er Papier daraus.

Die Chineser verfertigen aus der schwammigten Rinde des Bambusrohres Papier. Und andere ausländische Völker machen sogar allerhand Zeuge aus Baumrinden. Weil unsere Vorfahren noch kein Papier hatten, schrieben oder mahlten sie auf Baumrinden, auf Blätter einer Staude, die man deswegen Papierstauden nennt, und auf Thierhäute, die Pergament genannt werden. Auch in Stein und Wachs gruben sie ihre Zeichen ein.

Gewöhnlich wird alles Papier aus Lumpen gemacht; denn alles, was von Seide, Flachs und Hanf gesponnen und gewebt ist, gibt gutes, brauchbares Papier. Aber, wie oben gesagt worden ist, auch aus Baumrinden, Nesseln, Laub, Stroh, Moos, Holzspänen, Pappeln und Weidenwolle, Werg von Flachs und Hanf, und aus vielen andern Dingen kann man Papier machen, aber es ist zu theuer, und nicht dauerhaft genug. Das Lumpenpapier ist, wie man glaubt, im zwölften Jahrhundert nach Christi Geburt erfunden worden. Doch sollen die Chineser und andere schon viel eher Papier aus Baumwolle, und die Aegyptier gar schon zu Alexander des Grossen Zeiten, welche aus einer gewissen Art Gras gemacht haben*)

*) Hat ein Kind noch keine Papiermühle, und also auch das Papiermachen noch nicht gesehen, so führe man es doch bald dazu hin. Wo dieß aber nicht angeht, oder wohl gar keine Mühle in der Nähe ist, schildere man ihm eine solche Mühle, nebst ihrer ganzen Einrichtung zum Papiermachen. Man sage ihm, daß aus den weissen Lumpen,

Ey, lieber Herr... ist es wirklich an dem, daß das

Nesseltuch

von Brennesseln gemacht wird? Ja, Kinder, die grossen Brennesseln geben, wie der Flachs und der Hanf, lange Fäden, daraus das feinste Nesseltuch gewebt werden kann. Man webt jezt aber, wie ich glaube, nirgends mehr welches davon. Es ist zu theuer und hält auch nicht lange. Aber Spizen sollen noch hier und da davon geklöpelt werden.

Daß man aber gar aus einer gewissen Sorte von Steinen, die man

Asbest

oder Amiant nennt, sollte Leinwand machen können, und noch dazu, welches das lustigste ist, eine solche Leinwand die im Feuer nicht verbrennet, wird ganz gewiß eine Fabel seyn? O nein, auch dieß ist wahr. Der Asbest ist wirklich ein solcher weicher und zäher Stein, den man in lange Fäden zertheilen, und wie Flachs spinnen und weben kann. Es kostet aber diese Spinnerey sehr viel Mühe und Unkosten.

Für unsere Wäscherinnen wäre es sehr vortheilhaft, wenn alles weisse Zeug von Asbest wäre, weil sie als-

weisses; und aus den rothen, grünen, gelben und andern bunten Lumpen, Löschpapier; und aus diesen wieder allerhand Sorten von Pappen gemacht werden. Je feiner die Lumpen sind, desto feiner wird das Papier. Die verschiedenen bunten Papiere werden gefärbt, und nicht von den Papiermachern, sondern von besondern Künstlern verfertigt. Wenn aber ein Lehrer selbst noch keine Papiermühle gesehen hat, und also wenig oder nichts vom Papiermachen weiß, so kann ihm die Beschreibung der Papiermacherey in Herrn Hofrath Beckmann's Technologie treffliche Dienste thun

dann die schmuzigen Kleider, und schwarzen Hemder nur ins Feuer werfen dürften, um allen Schmuz wegzuschaffen; denn wenn sie glühend geworden wären, würde aller Schmuz weg seyn. Allein so oft würde doch kein Hemd durchs Feuer gehen können, als so oft es gewaschen werden kann.

Die alten Römer haben aus diesem Stein- oder Asbestflachs ihre unverbrennliche Leinwand gemacht, und die Leichname ihrer Kaiser und andrer vornehmen Herren darein gewickelt, und sodann verbrannt, um die Asche der Verstorbenen rein zu bekommen *).

Ihr könnt bey dieser Gelegenheit merken, lieben Kinder, daß es ehedem Mode war, die Todten nicht zu begraben, sondern zu verbrennen, und sodann die Asche in eigenen Büchsen oder Napfen, die man Urnen nannte, aufzubewahren. Mehreres vom Asbest siehe unten im Steinreich bey dem Artikel Asbest.

Der Mais.

oder türkische Waizen ist ein Korn, das größer als eine Erbse, und fast rund ist. Es sizt in viele Blätter eingehüllt um einen Kolben herum, und sieht meistens gelb und roth, häufig aber auch bunt aus.

Drey Aehren oder Kolben hat gewöhnlich ein Stän-

*) Siehe Plinii hist. natur. Lib. 19. Cap. 1. — Und was wollen wir von dem unverbrennlichen Laric- oder Lerchenbaum, davon Vitruv in seiner architectura Lib. 2. Cap. 9. und Plinius in seiner histor. natur. Lib. 16. Cap. 10. reden: und vom castello larino, das Cäsar ehedem auf den Alpen nicht anzünden und verbrennen konnte, sagen?

gel, und an jedem Kolben zählt man ungefähr 240 Körner, und also sind es zusammen 720 Körner. Man macht Mehl und Brod, und hier und da auch Brey oder Mus davon. Auch Schweine und Gänse werden an einigen Orten damit gemästet. — Auf der 6ten Tafel Figur 12 ist eine ganze Maispflanze, mit Blüthe und Fruchtkolben, und Figur 14 ein ganz reifer Maiskolb abgebildet.

Amerika ist des Maises Vaterland, und von hier kam er fast in alle Länder der Welt. Aus der Türkey kam er nach Europa; und deßwegen nennt man ihn immer noch türkischen Waizen oder türkisches Korn. Mais nennt man ihn im gemeinen Leben fast nie. In Amerika baut man ihn nicht sonderlich stark mehr; dagegen aber wird er jezt in Spanien, Portugall, Frankreich, Deutschland und Italien sehr häufig gebaut. Einige Leute nennen den Mais auch Welschkorn.

Die Hirse

sieht wunderbar aus siehe Tafel 6 Figur 2. Ihre Aehre ist haarig, rund und rauh, und hat wenigstens 600 Körner, die gelblich aussehen, und so groß, als ein kleiner Stecknadelkopf sind. — Hirsebrei schmeckt treflich, vorzüglich wenn er in Milch und Fleischbrühe gekocht wird.

Ey, ein Hase! Soll ich ihn fangen? Ja, kleiner Jäger! Oder geht nur alle auf ihn los! — O, wir sehen ihn nicht mehr! Das dacht ich wohl, daß der Hase flinker springen werde, als ihr. Lasset das Hasenjagen fürs erste nur gut seyn. Vielleicht fangen wir bald ein Eichhörnchen.

Sehet, Kinder, welche Pracht! Links steht Waizen,

und rechts Rocken, und darunter eine Menge bunte Blumen. Ach! wie schön ist dieß nicht! Ich bin denjenigen Leuten gar nicht gut, die immer zu Hause sitzen, und nie ins Feld zu den wackern Landleuten gehen, um so recht den Segen Gottes, und alles munter und vergnügt zu sehen.

Der Waizen

hat eine Aehre, worin gewöhnlich dreyßig bis fünfzig Körner sitzen, die in den Scheuren heraus gedroschen und in den Mühlen zwischen zwei Steinen zerrissen, und zu Mehl gemahlen werden. Man hat Beyspiele, daß ein einziges Waizenkörnchen vier bis sieben Halme getrieben hat, wovon jeder Halm eine Aehre von dreyßig bis fünfzig Körnchen trug.

Aus dem Mehl bäkt in den Städten der Bäcker und auf den Dörfern der Bauer selbst allerhand schönes weisses süsses Brod. Auch macht und kocht man eine Menge wohlschmeckende Speisen daraus. Und welche trefliche Backwerke giebt es nicht? Man verbraut den Waizen zum Bier, brennt und kocht sich ein warmes Getränke statt des Kaffees davon, und kocht und ißt ihn, wenn er in etliche Stücke gebrochen worden ist, als ein Gemüse. Auch Perlgraupen macht man aus dem Waizen. Die Haut des Waizens oder die Kleye gibt gutes Futter für die Schweine und das Rindvieh, und das Waizenstroh gibt Häckerling, und gute warme Streue. — Siehe Tafel 6 Figur 10.

Der Rocken

oder das Korn hat gewöhnlich einen längern Halm, und eine längere Aehre als der Waizen, und darin meist im-

mer vierzig bis fünfzig Körner. Man trift auch auf den Rockenäckern so gut, als auf den Waizenäckern Stellen an, wo ein einziges Körnchen drey, vier bis sieben Halme, und eben so viel Aehren getrieben hat *).

Das Rockenmehl gibt wohlschmeckendes Brod für Reiche und Arme. Selten wird es zu Mehlspeisen verkocht. Rockenbrod ist fast in allen Gegenden von Europa eins der vorzüglichsten Nahrungsmittel der Menschen. O wie herrlich schmekt nicht ein wohlgerathenes Stück Rockenbrod? Man braut vom Rocken auch eine Menge Branntwein. Das Rockenstroh gibt Häckerling. Auch macht man allerhand schöne Sonnenhüte für Herren und Damen daraus. Man deckt Dächer damit, und zerschneidet es zu verschiedenem andern Gebrauch. Hat ein Land keinen Waizen und keinen Rocken, so ist es gewiß übel daran.

Man säet den Waizen und den Rocken gewöhnlich schon im Herbst, und erntet dann im nächstfolgenden Sommer Früchte ein, die Winterwaizen und Winterrocken genannt werden. Hier und da aber ist man es gewohnt, den Waizen und den Rocken erst im Frühling auszusäen; und eine solche Frucht heißt sodann Sommerwaizen und Sommerrocken.

Nun kommen Gersten- und Hafer-Wicken-Linsen- und Erbsenfelder. Auch Aecker mit Klee und Esparsette

*) Kartoffel heißt lateinisch solanum tuberosum; Flachs linum usitatissimum; Hanf cannabis; Nessel urtica; Asbest asbestus; Mais zea mais; Hirse panicum miliaceum; Waizen triticum; Rocken fecale; Gerste hordeum; Haber avena; Erbse pisum; Linse ervum; Wicke vicia.

und andern Futterkräutern für Pferde, Kühe und Ochsen, wir jetzt antreffen.

Die Gerste

verbraut man zu Bier, man macht alle Arten von Graupen davon und mästet auch häufig das Vieh damit.

Ihr wisset doch, daß die sämmtlichen Graupen, sie mögen klein oder groß seyn; Gersten oder Weizenkörner sind, davon durch die Mühlsteine in den Mühlen die Hülsen abgestossen sind? Ist die Graupe ganz rund, so nennt man sie Perlgraupe. Es gibt Perlgraupen, die kaum so groß, als kleine Nadelknöpfe sind.

In Holland, Ulm und Nürnberg werden alle Jahre viele tausend Zentner Perlgraupen gemacht, und weit und breit verkauft. Man verschickt sie in Säcken und kleinen Fäßchen. Die Grauven geben für gesunde und kranke Menschen eine herrliche Speise, theils als Suppe theils als Gemüse in Wasser oder Fleischbrüh gekocht.

Der Hafer gibt Grütze zu Suppen und andern Dingen, gewöhnlich aber ist er das beste Futter für die Pferde.

Erbsen und Linsen speisen gewöhnlich nur die Menschen.

Die Wiken aber genießt mehr das Vieh, als der Mensch.

Nur noch etliche Schritte, liebe Kinder, so sind wir in einem dicken, dunkeln und stillen Wald, wo so viele und so hohe Bäume stehen, daß die Sonne mit ihren Strahlen kaum durchdringen kann.

Wie ist euch zu Muthe, Kinder, da ihr das erste Mal in einem Garten seyd, den der liebe Gott selbst

angelegt hat? Er allein hat fast alle diese Bäume und Gesträuche, nebst vielen tausend Kräutern und Blumen hieher gesezt. Niemand pflanzt hier für ihn, und Niemand begießt für ihn. Er thut alles selbst und zwar aus Liebe zu uns Menschen, und um unsers Besten willen.

Dort laufen ein Paar Hirsche! — Ach hätten Sie gesehen, wie da ein Eichhörnchen auf einen Baum kletterte, und plözlich auf den nächsten Baum hinüber sprang.

Sind dies Haselnüsse? Nein, mein Kind, dieß sind Eicheln, die hier auf diesem grossen Baume gewachsen sind, den man

Eiche

nennt. Die Schweine fressen gern Eicheln, im Nothfall aber können sie auch die Menschen essen. Einige Leute kochen sich sogar ein Getränk davon, das sie Eichelkaffee nennen. Die Eiche nuzt uns also mit ihren Eicheln, und mit ihrem Holz. Wie viel nüzliche und nöthige Arbeiten machen nicht die Tischler und Zimmerleute, die Drechsler und Instrumentenmacher daraus. Auch beim Schiff- und Wasserbau kann man das Eichenholz schlechterdings nicht entbehren. Und das schlechtere, krumme und allzunässige gibt gute Feuerung für Bier- und Branntweinbrauer. Auf der 7ten Tafel Figur 7 ist eine Eiche mit Eicheln abgebildet.

Aber dieß sind doch Nüsse? Nein Kinder, auch dieß sind keine Nüsse, sondern Galläpfel, die man zum Schwarzfärben, und zur Tinte gebraucht. — Wachsen sie denn auch auf den Eichen? Ja, und zwar auf folgende Art: Eine gewisse Fliege, die man Gallinsekt nennt; — siehe

Tafel 7 Figur 30; — sticht mit ihrem Stachel ein Loch in die jungen Eichblätter oder Eichenstängel, und legt sodann Ein, oder auch wohl mehrere Eyer hinein. An diesen Blättern und Stängeln wachsen nach und nach die Galläpfel, oder solche runde Kügelchen hervor, wie ihr bey Figur 31 und 32 sehen könnt.

Wer macht dann das Loch in einige Galläpfel hinein? Die Larve des Gallinsekts, die aus dem Ey hervor gekommen, einige Tage darin gewohnt, sich durchgegraben hat, und als Fliege davon geflogen ist. Wenn die Larve in dem harten Häuschen stirbt, so bleiben die Galläpfel klein und fallen ohne Loch ab. Der kleine Galläpfel bei Figur 32 ist ein solcher ungelöcherter und unreifer Gallapfel. Die besten Galläpfel kommen aus Arabien *).

Sehen Sie, lieber Herr ... schon wieder eine andere Frucht! Sie ist dreyeckig, und hat eine braune Schale! — Dieß sind

Bücheln,

Buchekern oder Buchnüsse, davon immer zwei in einer grünen holzigen und stacheligen Schale beisammen sizen. Man kann die Buchnüsse essen, gewöhnlich aber gibt

*) Dank eher als Spott erwarte ich, wenn ich hier ein Recept zu einer guten Tinte communicire. Recept zu einem Quartier oder Maß Tinte. Zwei Loth Englische Vitriol; vier und ein halb Loth Galläpfel; drei Loth arabischen Gummi; ein viertel Quartier Weineßig; vier viertel Quartier Regen- Schnee- oder Flußwasser. Das Regenwasser wird gekocht, und auf die mit Weineßig vermischte Species so heiß gegossen, als es der Krug ertragen kann. Nun rührt man die ganze Masse etliche Minuten um, und so ist die Tinte, die sehr schwarz ist, und niemals schimmlig wird, fertig.

giebt man sie den Schweinen, oder schlägt Oel daraus. Und auch das Oel verkochen und verbacken die armen Leute, und auch Reiche genieſſen es am Salat. Die Buche gibt gutes Brennholz und treffliche Kohlen. Ferner macht man daraus Tiſche, Teller und Baktröge, Walzen, Kutſchen, Schwungbäume, Felgen zu Rädern Achſen und Deichſeln und Brunnenröhren. Und die Buchholz-Aſche giebt gute ſcharfe Lauge zum Waſchen und Seifenſieden. Auf der 8ten Tafel Figur 20 iſt eine Buche mit Bücheln abgebildet.

Hier herum, liebe Kinder, ſtehen Birken, Tannen und Fichten; dieß ſind Erlen, Espen, Pappeln, Ilmen und Maßholder; dort wachſen Haſelnuß-Hagebüttchen- und Meelbeerſtauden; und hier ſtehen Lerchen-Ulmen- und Ahornbäume. — Alle dieſe Bäume und Stauden nüzen uns mit ihrem Holz zur Feuerung, und den Zimmerleuten, Tiſchlern, Rademachern, Böttchern und Drechslern, und vielen andern Handwerksleuten zu allerhand nöthigen und nüzlichen Arbeiten.

Faſt alle dieſe Bäume und Stauden verlieren im Herbſt ihre Blätter, ſtehen den Winter über kahl, und erhalten erſt das Frühjahr darauf wieder neue; einige früher, andere ſpäter. Dieß iſt nicht ſo in warmen Weltgegenden, wo die Bäume zwar wohl Laub fallen laſſen, aber immer wieder neues dazu bekommen, ſo daß ſie beſtändig grün ſind, und voller Laub hängen.

Die Tannen,

Fichten und Kienbäume, Lerchenbäume, Cedern und Wachholderſträuche; und überhaupt faſt alle diejenigen Bäume und Geſträuche, die wegen ihres ſchmalen und ſpizigen Laubes, Nadelhölzer genannt werden, bleiben

auch bey uns, bis an die Lerchenbäume, Sommer und Winter grün und voller Laub. Sie wachsen alle, bis an die Wachholdersträuche, sehr hoch. Es giebt Tannen und Fichten, die vierzig bis siebenzig Ellen hoch, und so dick sind, daß sie zwei Männer kaum umarmen können. Sie haben theils röthlichbraune, theils weißliche und schwärzliche Rinden, und weisses harziges Holz, und tragen ihren Saamen in den so genannten Zapfen in sich, der im October oder November reif ist, aber gewöhnlich erst im Monat Mai des folgenden Jahrs ausfällt, und sodann von selbst wieder zu neuen jungen Fichten und Tannen aufwächst.

Die gemeinen Tannen haben lauter einzeln stehende, pfriemenförmige, spizige Nadeln, und braunrothe oder schwärzliche Rinden, und werden zuweilen auch Rothtannen oder Schwarztannen genannt. Sie wachsen fast allenthalben, und auch in Deutschland sehr häufig, werden gern zwey bis drey Ellen dick, und oft gegen siebzig Ellen hoch, und geben gute Balken zum Häuser bauen, schöne Bretter, und treffliche Mastbäume. Und in Lappland macht man aus ihren langen dünnen Wurzeln Stricke und Körbe. — Es giebt auch weisse Tannen, die einzeln stehen, und an den Enden ausgezakte Blätter oder Nadeln, und eine weisse glatte Rinde haben. Das flüssige Harz, welches sich gewöhnlich im Frühling und Herbst in Beulen auf ihrer Rinde sammelt, wird Terpentin genannt.

Die Cedern von Libanon gehören also auch zu den Nadelhölzern. Sie haben eine aschfarbig braune Rinde, ein röthliches wohlriechendes Holz, und büschelnweise neben einander sizende Blätter oder Nadeln, wie die Lerchen-

chenbäume. Es kommt von den Cedern vieles in der Bibel vor, weil der König Salomo von dem damaligen König in Tyrus, mit Namen Hiram eine große Menge zu seinem Tempelbau in Jerusalem bekam.

Die Lerchenbäume haben Nadeln, davon gewöhnlich 10 bis 12, und oft noch mehr aus einem gemeinschaftlichen Punkte heraus wachsen, so daß sie büschelnweise rund um die Zweige und Aeste herum sitzen. Sie geben im Frühling einen sehr angenehmen Geruch von sich, und schwizen in heissen Sommern zuweilen eine Art von Manna aus, die aber nicht sonderlich viel taugt. Und aus den Stämmen der Lerchenbäume fließt von selbst, wenn sie angebohrt worden sind, ein heller starkriechender Saft heraus den man Terpentin nennt, und vorzüglich zu Schmierung verschiedener Wunden und Geschwüre nüzlich gebrauchen kann. Die Rinde der Lerchenbäume ist dick, braunroth und voller Risse, und ihr Holz röthlich, hart und harzig, und wird zum Schiff- und Wasserbau, zu Brunnenröhren, Wasserrinnen und Fässern gebraucht. Die Lerchenbäume tragen kleine in die Höhe stehende Zäpfchen und lassen ihre Blätter alle Jahr im Herbst fallen, welches sonst kein Nadelholz thut, auch haben sie weichere Nadeln als anderes Nadelholz.

Ich bin sehr schmuzig geworden, lieber Herr...! Sehen Sie doch, was hier an meinem Kleide ist! Es ist Harz, das von den Tannen und Fichten heraus quillt, und an denselben herunterfließt. An einem solchen Baum wird er sich angelehnt haben, oder allzu dicht daran vorbei gegangen seyn. — Auf der 7ten Tafel Figur 8 ist eine solche Tanne, von der gewöhnlich Harz herunter fließt, mit ihren Früchten oder Zapfen abgebildet.

Wozu nüzt das Harz? Zu allerhand Dingen. Man macht Pech und Siegellak, und viele andere Dinge daraus; und wenn es gekocht und geläutert wird, so erhält man Pech. Das Pech gebrauchen die Schuster, Böttcher, Eisenschmiede, Glaser und Verzinner. Man überzieht Dachrinnen, und verpicht Bierfässer damit, macht Pechkränze und Fackeln, und hier und da auch Wagenschmiere daraus.

Der Theer aber, mit dem man ganze Schiffe von aussen und von innen überstreicht, um sie vor Wasser und Regen und Schnee zu bewahren, wird aus Fichten- oder Kienstücken gesotten. Man weicht und schmiert mit dem Theer auch die Schiffstaue und Fischerneze ein, daß sie eher gegen die Fäulniß sicher sind, und länger dauern. Und gewöhnlich schmiert man auch, wenigstens in beiden Sachsen und Westphalen, Wagen, Kutschen und Karren damit.

Die Fichten, Fuhren oder Kienbäume, sehen fast eben so aus, wie die Tannen, und tragen auch Zapfen, haben aber längere und schmälere Nadeln, die immer paarweise aus einer gemeinschaftlichen Scheide hervor kommen, und rings um die Zweige herum sitzen. Die Fichten wachsen unter allen Nadelhölzern am geschwindesten und geradesten, und gewöhnlich auch sehr hoch, und dienen in ganzen Balken so wohl, als in Dielen und Brettern zerschnitten den Zimmerleuten, Tischlern und Böttchern zu vielerley Arbeiten. Ihr Holz ist so harzig, daß es, wenn es auch gleich noch fast ganz frisch und naß ist, wie ein Licht brennt, und an vielen Orten zum Feuermachen gebraucht wird.

Der Ruß, der sich in den Oefen, wo Pech und Theer

gemacht, oder auch bloß Kien-Fichten- und Tannenstöcke und deren Wurzeln verbrannt werden, ansezt, wird Kienruß genannt, und von den Buchdruckern zur Buchdruckerschwärze, und von den Mahlern, Schustern Maurern und Weißbindern und Töpfern und zu allerhand Dingen gebraucht.

Die Zirbelbäume oder Pinen kommen in der Größe und Gestalt mit den Fichten so ziemlich überein; aber die Nadeln, die auch paarweise beysammen sitzen, sind viel länger, und gewöhnlich fast eine Viertelelle lang, und ihre Saamen oder Nüsse haben eine harte dicke Schale, und keine häutige Einfassung. Man kann die Zirbelnüsse, deren meist immer gegen zwanzig Stücke in einem Zapfen stecken, essen. In Frankreich, Italien und Spanien gibt es viele Zirbelbäume; in Deutschland aber sind ihrer nicht viel.

Wachsen in allen Wäldern so viele Erdbeeren, Heidel- und Brombeeren, wie in diesem? Ja, fast in allen. Nun so wundere ich mich nicht mehr, daß diese Beeren immer sehr häufig auf die Märkte gebracht, und sehr wohlfeil von den Landleuten verkauft werden können.

O, ich unachtsamer Knabe; Was habe ich hier für eine niedliche Pflanze zertreten? Sehen Sie einmahl, lieber Herr... Sie hatte ein braunes Hütchen auf ihrem Strunke sitzen. Es war eine Art

Pilz

oder Erdschwamm, mein Sohn, die oben braun und glatt, unten weiß und blätterig ist. Es gibt noch mehrere Sorten von Pilzen, die sämmtlich in feuchten Gegenden wachsen, und theils aus einem fleischichten, meistentheils weichen und saftigen, geschwind vergänglichen;

theils aus einem trokenen, länger dauernden lederartigen Wesen bestehen, und fast keine Wurzeln, und weder Zweige noch Blätter, und ihren Saamen so versteckt haben, daß man ihn mit bloßen Augen nicht wohl erkennen kann. Davon sind einige giftig, andere aber können gegessen werden. Morcheln und Pfifferlinge sind auch Pilze, die man, jene an Saucen, und diese als ein Gemüse essen kann. Fast alle Pilze aber, die auf faulem Holz und in Mistlachen, und an andern sumpfigen Orte: wachsen, sind giftig. Und dann sind auch die giftigen Erdschwämme schwer von den ungiftigen zu unterscheiden. Man thut also am klügsten, wenn man keine ißt, weil auch die besten unter ihnen eine elende schlechte Nahrung geben. O wie viele armen Leute werden schon an giftigen Pilzen ihr Leben verloren haben! Auf der 7ten Tafel Figur 16 und 17 sind 2 Erdpilze abgebildet.

Die Trüffeln

sind auch eine Art Pilze oder Erdschwämme, die aber nicht über der Erde, sondern unter der Erde wachsen, aussen schwarz und innen marmorirt, sonst aber fast wie Kartoffeln aussehen, und gewöhnlich so groß, als eine Wallnuß, oft auch viel grösser, und zuweilen 6 bis 20 Pfund schwer sind. Reiche und vornehme Leute gebrauchen sie zu verschiedenen Saucen und Speisen. Hunde und Schweine, die dazu abgerichtet worden sind, müssen die Trüffeln durch ihren Geruch aufsuchen, und die Menschen, die welche haben wollen, graben sie sodann heraus.

Was sizt denn hier auf diesen Bäumen für ein wunderbares Gras? — Ohe ja wohl Gras! Es ist kein Gras, sondern

Moos

oder ein Gewächs, das Wurzeln und Blätter hat, und meist immer ganz grün, zuweilen aber auch hier und da gelblich und weißlich grün ist, und auf Bäumen, Stauden, Ziegeln, Knochen, Glas, Scherben und Steinen, und auf der Erde in Gärten, Wiesen und Wäldern wächst.

Das Moos ist schädlich und nüzlich. Schädlich ist es deswegen, weil es den Wachsthum des Grases hindert, und auf den Bäumen und Stauden, von wo es sich sonst ansezt, Fäulniß verursacht. Ein bemooster Baum trägt wenig und schlechte Früchte, und stirbt allmählich völlig ab. Doch wird auch in Wäldern mancher Baum durch Moos gegen Frost geschüzt, da es immer an der Nordseite sich vorzüglich bey alten Bäumen ansezt. — Nüzlich aber ist das Moos zur Asche und zum Dünger, zur Ausstopfung der Löcher und Spalten der kleinen Schiffe, hölzernen Häuser und andern Hütten, und zur Versendung allerhand Arten von Gewächsen. Und ziert man nicht Gärtchen und Ställe, und viel anderes Spielzeug für die Kinder mit Moos aus?

Schimmel

und nicht Moos nennt man diejenigen hübschen, schwarzen, weissen, grünen und grauen Pflänzchen, die auf hölzernen und steinernen Wänden, auf der Rinde der Nadelhölzer, auf faulem Holz, faulen Aepfeln und Citronen, altem Brod und Käse, und vielen andern alt gewordenen Speisen wachsen, und wie herrliche Buschwerke oder Lustwäldchen aussehen. Einige Schimmel sind von langer, andere von kurzer Dauer. Und alle entstehen aus Saamen, und nicht aus der Fäulniß.

Wenn man sie durch ein Vergrößerungsglas ansieht, so entdekt man an ihnen Wurzeln, Stängel und Blätter; und zuweilen sieht man auch kleine Thierchen in ihnen herum laufen. Er nüzt zu nichts, sondern schadet vielmehr; denn alles, was ihm nahe kömmt, stekt er mit Fäulniß an.

Da wächst was auf einem Baum, lieber Herr ... das wie dickes röthlich braunes Leder aussieht. Es ist doch wohl kein Leder? O nein! Wie sollte das zugehen? Das ordentliche Leder kommt nur allein von den Häuten der Thiere. Es ist eine Art Pilz, die man auch

Feuerschwamm

nennt, und die auf alten Eichen und Buchen, und auf vielen andern alten Bäumen wächst. Man schneidet sie zu gewissen Zeiten weg, und macht Zunder daraus *). Sie bestehen aus einem fleischichten, weichen und lederartigen Wesen, und haben weder Zweige noch Blätter. — Zunder habt ihr doch wohl schon gesehen, Kinder? O ja! Man schlägt Feuer damit an. Ohe, kleiner Mann! Mit Zunder will er Feuer anschlagen? Ich dächte, mit Stahl und Stein, und daß der Zunder sodann die Funken auffienge?

Wachsen die durchlöcherten Schwämme, die man zum Waschen und Auftrocknen gebraucht, auch auf Bäumen? Nein. Wo denn? An Felsen unter dem Meer. Aber sie

*) Eiche heißt lateinisch quercus; Buche fagus; Tanne pinus abies; Ceder cedrus: Lerchenbaum larix; Fichte pinus silvestris; Zirbelbaum pinus pinea; Pilz fungus; Trüffel lycoperdon tuber; Moos muscus; Schimmel mucor; Feuerschwamm boletus igniarius.

sind keine ordentlichen Pflanzen, sondern Wohnungen gewisser Meereinwohner, die zu den Gewürmen gehören, davon ich euch bald mehreres erzählen werde. — Lebe wohl, Wald! Bald besuchen wir dich wieder. Wir müssen alle deine Schäze und Güter nach und nach sehen und kennen lernen.

Dieß, liebe Kinder, sind

Wachholdersträuche,

die Sommer und Winter grün bleiben, und fast immer ganz und halb reife Früchte zu gleicher Zeit tragen. Was nüzen die Wachholderbeeren? Man gebraucht sie zu allerhand Speisen; auch ein wohlschmeckender Syrup, und ein Getränk, das wie Wein schmeckt, macht man daraus. Und mit dem Wachholderholz und Wachholderlaub kann man räuchern. Auch die Beeren der Hagebutgen oder wilden Rosensträuche kann man essen und einen gesunden Syrup davon kochen.

Kommet hieher, Kinder! Sehet, in diesem Teiche wächst ein hohes und dickes Gras, das man

Schilf

nennt. Einige Schilfe treiben lange holzige Röhren, die man zu allerhand Arbeiten gebrauchen kann. — Die Stöcke der Herren sind auch eine Art Schilfrohr, die man Spanische Rohre nennt, weil sie von den Holländern aus Ostindien gebracht werden, wo sie an sumpfigen Oertern wachsen. Meerrohr nennt man sie deßwegen, weil sie über Meer zu uns gebracht werden. Warum sie aber auch spanische Rohre heissen, ist nicht bekannt. Vielleicht brachten die Spanier die ersten davon nach Europa.

Hier diese dicken Halme nennt man

Schachtelhalm

oder Kannenkraut. Die Tischler, Glasschleifer und Drechsler gebrauchen sie zum Glattmachen oder Poliren ihrer Arbeiten; und in verschiedenen Gegenden von Deutschland wird auch das Zinn in den Küchen damit rein gemacht.

Sehet, Kinder! Ein ganzer Acker voll

Tabakspflanzen.

Doch die kennet ihr schon, und wisset auch schon, wozu sie nützen, und was man damit macht. Nicht wahr, wenn die Blätter reif sind, werden sie abgepflükt und getroknet? Einige davon werden sodann klein geschnitten, und als Rauchtabak verkauft. Andere reibt oder mahlt man klein zu Schnupftaback. Manns- und Frauenspersonen rauchen und schnupfen an manchen Orten Tabak. Einige rauchen schlechten Rollentaback andere Varinas, Portorico und Kanastertaback. Einige schnupfen Tongo, andere Spaniol.

Das Vaterland des Tabaks ist Amerika, wo er von Engländern, Spaniern, Portugiesen, Dänen, Franzosen und Holländern in so grosser Menge gebaut wird, daß alle Jahr etliche hundert Schiffe voll nach Europa geführt werden können.

Seinen Namen hat der Tabak von der Amerikanischen Insel Tabago, wo ihn die Spanier nach Eroberung von Amerika, im Jahr 1520 zuerst fanden. — Der Portoricotabak hat seinen Namen von der amerikanischen Insel Portorico, wo er wächst. Und der Knastertabak, welches der beste und theuerste Rauchtabak ist,

wird von den Körben also genannt, in welche er eingetrampt, und verschickt wird. Denn Korb und Kanister ist einerley. — Es gibt noch eine Menge Sorten von Tabak, die fast alle ihren Namen von den Orten haben, wo sie gebaut und zerschnitten oder gerieben werden.

Im Jahr 1560 kam der erste Tabak nach Portugall *). Bald nachher pflanzte man ihn in Spanien, und in einigen andern europäischen Ländern. Und endlich baute man ihn auch in Deutschland.

Dieß ist eine Wiese, liebe Kinder, worauf gutes Gras, und eine Menge bunte Blumen, und allerhand Saamenkörner wachsen, die uns viel Vergnügen und Nutzen schaffen.

Der Kümmel

hat kleine längliche Körner, die man unter das Brod und den Zwieback backen, in Käse thun, in Suppen und Brühen, und vielen andern Speisen verkochen und zum Branntwein gebrauchen kann. Siehe Tafel 3 Figur 26.

Die Camillen Schafgarben und Schlüsselblumen, geben gesunden Thee; der Löwenzahn Arzney. Und wie viele Wurzeln, Blätter und Blumen werden nicht zu Arzeneyen für die Apotheker auf den Wiesen gesammelt?

Alle diese Kräuter und Blumen werden, wenn das übrige Gras hoch genug und reif ist, mit grossen Messern,

*) Johann Nicot, französischer Gesandter in Lissabon machte den Tabak im Jahr 1560 zuerst in Europa bekannt. Und seit der Zeit wird der Tabak auch auf lateinisch, Herba Nicotiana genannt.

die man Sensen nennt, abgemähet und getrocknet und sodann Heu genannt. Wenn man aber das Gras noch zum zweiten Mal abhaut, so nennt man es Grummet, Ohmd oder Oemd. Beide, das Heu und das Oemd, geben für Pferde, Rindvieh und Schaafe ein gutes Futter ab.

Auf diesem Acker hier wächst ein Färbekraut, das

Waid

heißt, und zum Blaufärben gebraucht wird. Es wächst der Waid so schnell, daß man ihn in einem Sommer drei Mal abschneiden kann. Wenn er trocken geworden, und drei Mal in einer Stampfmühl zerstossen, und mit Wasser angefeuchtet worden ist, so gibt er eine dauerhafte blaue Farbe. In Thüringen baut man sehr viel Waid. Der Wau, ein Kraut, das der Reseda nahe kommt, färbt gelb

Der Krapp

oder die Färberröthe hat Wurzeln, die eine schöne rothe Farbe geben, wenn sie gedörrt, und zu Pulver gestoßen werden. In Schlesien wird er sehr häufig gebaut.

Der Safflor

oder wilde Saffran hat eine Blüthe, mit der man ebenfalls schön roth färben kann. Sein Saame ist den Menschen tödtlich. Wer davon viel ißt, muß viel Schmerzen leiden, oder gar sterben.

Auch das Schierlingskraut ist den Menschen und Kühen, und vielen andern Thieren schädlich; die Ziege aber kann es ohne Gefahr fressen. Die Blätter des Schierlings glänzen, die Wurzel ist spindlicht, der Stängel hat blutrothe Flecken, der Saame ist gekerbt, der Ge-

ruch der Pflanze gleicht der Pastinacke, ist aber viel widerlicher. Das Tollbeerenkraut trägt blauschwarze einzelne Beeren, die Stiele sind röthlich, die Blätter dunkelgrün. Das Stechapfelkraut hat dunkelgrüne flache Blätter, die Ecken der Blumenkrone haben eine stumpfe Spize, die einzelne Blume ein trauriges Weiß. Alle diese und mehrere Pflanzen sind sehr giftig. Siehe Hallens Geschichte der deutschen Giftpflanzen.

Der Saffran,

den man essen kann, wächst in Frankreich, England, Oestreich und der Türkey, und in vielen andern Gegenden von Europa. Die Saffranpflanze hat eine Zwiebel, die eine Blume treibt, welche mit der Lilie viele Aehnlichkeit hat, aber nur so groß, als eine kleine Tulpe ist. Mitten in der Blume sitzen etliche rothe, mit gelben Pünktchen versehene Zäserchen, die der gewürzhafte Saffran sind. Der Saffran ist sehr theuer. Das Pfund kostet gewöhnlich zwölf bis fünfzehn Gulden. Siehe Tafel 3 Figur 24.

Der Senf

hat einen Saamen, den man essen kann. Man zerdrückt und vermischt ihn mit Weinmost oder Essig, und speiset ihn als eine Sauce zum Rindfleisch und zu vielen andern Speisen. Er schmeckt und riecht scharf *).

*) Wachholder heißt lateinisch inniperus; Schilf arundo; Schachtelhalm equisetum; Tobak herba nicotiana; Kümmel carum carvi; Waid isatis tinctoria; Krapp rubia tinctorum; Safflor carthamus tinctorius; Saffran crocus sativus; Senf sinapi; Wau reseda luteola; Schierling conium maculatum; Tollbeere atropa belladonea; Stechapfel datura stramonium; Löwenzahn leontodon taraxacum.

Soll ich nun mein Versprechen erfüllen, liebe Kinder, und euch etwas vom Zucker und Kaffee erzählen?

Der Zucker

kommt von dem Mark einer Pflanze, die man Zuckerrohr nennt. Das Zuckerrohr ist drey bis fünf Ellen hoch und rund, und ein bis zwei Finger dick, hat viele Ringe oder Absäze, und wenig Blätter. Jeder Knoten oder Absaz ist von dem andern ungefähr eine Handbreit entfernt. Aus jedem Knoten wächst ein Blatt, welches das Rohr bis an den nächsten Knoten enthüllt. Zwey Blätter stehen nie gerade über einander, eins steht links und das andere rechts drüber.

Wenn das Rohr reif ist, wird es abgeschnitten, in der Mühle zerquetscht, und der Saft ausgepreßt. Dieser Saft wird alsdann in großen Kesseln so lange gekocht und geläutert, bis er rein und dick genug geworden ist.

Aber nun ist der Zucker noch nicht weiß, sondern noch ganz schwarzbraun und brosamicht. Er wird aber doch so in Tonnen gefüllt, und aus Amerika von den Franzosen, Engländern, Spaniern und Dänen, unter dem Nahmen, roher Zucker, nach Europa gebracht. Und hier wird er nun erst in den Zuckersiedereyen durch allerhand Künsteleyen völlig raffinirt oder geläutert, und in länglich runde Formen gegossen, die man Hüte nennt.

Gibts denn sonst nirgends Zucker, als in Amerika? O ja! Man baut auch in Asia und Afrika, und in Spanien, Neapel und Sicilien viel Zucker. Allein der meiste kommt doch wohl aus Amerika, wo nur allein die Franzosen so viel bauen, daß sie fast ganz Europa damit versehen könnten.

Der beste weisse Zucker wird Canarienzucker genannt, weil ehedem von den Canarieninseln der feinste Zucker geliefert wurde. Auf den Canarienzucker folgt der Raffinade; und auf diesen der Meliszucker.

Der süsse braune Saft, der aus den Formen läuft, worein der Zucker gegossen worden ist, wird Syrup genannt. Er ist wohlfeiler, als der harte Zucker. Daher kaufen ihn die armen Leute gern.

Man wickelt die Zuckerhüte in graues, weisses und blaues Papier ein, und umbindet sie mit Bindfaden, damit sie bequem eingepackt, und ganz verschickt werden können.

Von dem fertigen weissen Zucker kann man weissen und braunen Candißzucker und eine Menge Zuckerwaaren machen.

Ich muß euch doch noch sagen, liebe Kinder, daß man auch aus Zuckerwurzeln, und aus rothen und gelben Rüben, Zucker machen kann *). Ist das nicht vortrefflich? O ja! Und unsere Bienen geben uns süßen Honig. Allerliebst! Wenn also einmal der ordentliche Zucker theuerer wird, oder es gar keinen mehr gibt, so nehmen wir unsern Honig, oder machen uns aus rothen und gelben Rüben Zucker. Richtig, Kinder! Den Zucker können wir im Fall der Noth wirklich entbehren; und so auch den Kaffee, denn unsere Vorfahrer wußten ganz und gar nichts von Kaffee, und lebten und waren gesund, und vielleicht gesunder, als diejenigen sind, die jezt immer trinken.

*) Patriotische Vorschläge zur Verminderung der Consumtion des Zuckers in Deutschland, Göttingen, bey Dietrich, 1792. 8.

Wer aber doch Kaffee haben will, der mache sich welchen von Weizen, Rocken und Gersten, und trinke Weizelade, Rockelade, oder Gerstelade. Auch von Cichorienwurzeln kann man Kaffee machen. Doch wir wollen jedem lassen und gönnen, was er hat und gewohnt ist.

Der Kaffeebaum

hat Arabien zu seinem Vaterlande. Die Venezianer brachten ihn im Jahr 1624 zuerst von dorten mit nach Italien. Im Jahr 1644 kam er nach Frankreich. Und von hieraus kam er endlich in alle Theile der Welt. In Amerika und West-Indien aber baut man schon seit vielen Jahren den meisten Kaffee.

Der Kaffeebaum ist ungefähr so dick, als ein Mannsarm, und sechs bis neun Ellen hoch. Seine Blätter gleichen den Citronenblättern, und fallen im Herbst nicht alle auf einmal ab, wie es bey unsern Bäumen geschieht, sondern er hat, wie überhaupt fast alle Gewächse in warmen Ländern, immer, und fast zu allen Jahreszeiten, Laub, Blüthe und Früchte.

Die Frucht sitzt an einem kleinen Stiel, und sieht einer kleinen länglichen Kirsche ähnlich, siehe Tafel 2 Figur 8. Fast jede Beere hat 2 Kernen, die wie unsere Bohnen aussehen, und deßwegen auch Kaffeebohnen genannt werden, siehe Figur 10. Weil die Beeren nicht alle zu gleicher Zeit reif werden, kann man sie auch nicht alle auf einmal abschütteln. Man sammelt daher des Jahrs gewöhnlich zwey bis dreimal Kaffeebohnen ein.

Der beste Kaffee ist der Arabische oder Levantische. Sodann folgt der von der französischen Insel Bourbon, der in Afrika, rechts neben der Insel Madagascar liegt.

Und endlich kömmt der Amerikanische, davon der beste von der Französischen Insel Martinique ist.

Ihr wisset doch schon, daß der Italiäner alles gegen Morgen gelegene Land Levante, und die daher kommenden Früchte Levantische Früchte nennt?

Dieß ist ein Schlehenstrauch, dessen Blüthe man in den Apotheken gebraucht, und dessen Früchte oder Beeren man frisch oder getrocknet essen kann. Auch Schlehenwein macht man davon.

Was wächst hier an diesen großen Stangen hinauf?

Hopfen,

den man zum Bierbrauen gebraucht. Das Bier wird davon etwas bitter, und so dauerhaft gemacht, daß man es in guten Kellern etliche Jahre lang erhalten kann.

Kinder, nun gehen wir nach Hause! Schon nach Hause, lieber Herr..? Ja! Ich denke wir sind nun lange genug herum gelaufen. Wir müssen nun ein wenig ausruhen, und über das nachdenken, was wir gesehen und gesammelt haben. Und dann gehen wir in den Baumgarten, und von da auf die Polypen- und Schmetterlingsjagd. Ach das ist allerliebst! Was sind denn Polypen? Ganz kleine Wasserthierchen, die, wenn man sie in Stücke zerschneidet, nicht sterben sondern lebendig bleiben.

Kennet ihr diese kleinen Körner! O ja! Es sind Weihrauch- Myrrhen- Aloe- und Mastixkörner, die man zum Räuchern, und zu vielen andern Dingen gebraucht. Sie kommen aus Asia, wo sie als klebrige Säfte aus gewissen Bäumen schwizen. — Auch der Gummi schwizt aus gewissen Bäumen heraus.

Sehet, hier habe ich eine Calmuswurzel, die

in Indien, aber auch in Europa, und selbst in Deutschland in sumpfigen Gegenden häufig wächst. Man kocht sie in Zucker, und ißt sie zur Stärkung des Magens. Auch vertreibt sie die Wanzen.

Was sind dieß, Kinder?

Mandeln.

Was für welche, bittere oder süsse? Wir wollen sie erst kosten. — Bittere. Ey, wo wachsen denn die süssen Mandeln in Menge? In Italien und Frankreich. Auch in Spanien und Portugall, und selbst in Deutschland gibt es hier und da welche. Klein-Asien aber ist ihr Vaterland.

Daß man die süssen Mandeln essen, gute Bakwerke, ein köstliches Oel, und eine wohlschmeckende Milch davon machen könne, wissen wir. Wozu aber die bittern nützen, ist uns nicht bekannt. Man macht auch ein Oel, und allerhand gute Backwerke davon. Von dem Mandelholz macht man allerhand niedliche Arbeiten, und vom süßen unter andern vorzüglich viele Fächer. Auf der 10ten Tafel Figur 1 ist ein Mandelbaum abgebildet.

Ich bin nun entschlossen, liebe Kinder in den Baumgarten zu gehen; wollt ihr wohl mit? O freylich! Nun so kommet! Ich weiß gewiß, einige von euch, und vorzüglich diejenigen, die noch keinen solchen Garten gesehen haben, werden nicht wissen, wie ihnen ist, und wo sie zuerst hinsehen sollen, wenn alles um sie herum voller Blüthe, und voller halb und ganz reifer Früchte hängt. Wir werden gleich beym Eintritt einen großen

Wälschen Nußbaum

oder Wallnußbaum sehen, dessen Nüsse in 2 Schalen, in einer weichen grünen, und einer harten gelblichen ein-

eingeschlossen sind, und frisch und trocken, wie ihr wisset, gegessen werden können. Auch ein gesundes Oel, das man an Salat essen, verkochen und verbacken kann, geben die Wälschen Nüsse. Das Vaterland dieser Bäume ist Persien, jezt aber wachsen sie fast allenthalben, und vorzüglich in Deutschland sehr häufig. Wie viele wälsche Nußbäume gibt es nicht im Königreich Würtemberg und im Groß-Herzogthum Baden!

Dieß hier sind allerhand Sorten von Aepfelbäumen und Birnbäumen. Hier stehen Cornelius- und verschiedene saure und süsse Kirschen. Dieß ist ein Pfirsich-dieß ein Aprikosen-dieß ein Quitten- und dieß ein Mispelnbaum. — Wie gut ein reifer Apfel, eine reife Birn, Pfirsich und Aprikose schmecken, wisset ihr vielleicht alle schon; und wer es noch nicht weiß, der soll es jezt erfahren. Denn was reif ist, pflücken wir ab.

Viele, ja die meisten Aepfel und Birn, ißt man roh, oder kocht sie als ein Gemüse. Man trocknet aber auch viele, von einigen Birn macht man einen guten Syrup. Viele Aepfel werden auch zerquetscht, und ihr Saft oder Most unter dem Namen Cider, statt eines Weins getrunken. Die Engländer machen und trinken jährlich viele tausend Maaß oder Quartier Cider.

Wuchsen diese herrlichen Früchte immer in Deutschland? Nein. Die köstlichen Pfirsiche kamen aus Persien nach Italien, und von Italien kamen sie zu uns nach Deutschland. Die Aprikosen haben Griechenland, und die Kirschen Klein Asien zu ihrem Vaterlande.

Danket dem lieben Gott, Kinder, daß er so viele kostbaren Früchte zu unserm Vergnügen erschaffen hat,

und daß wir immer wieder was Neues kriegen, wenn das Alte aufgezehrt oder verdorben ist.

Er giebt uns nicht alle Früchte auf Einmal: denn wie viele würden alsdann nicht davon verderben? Sondern er gibt uns seine Geschenke nach und nach; heute dieß, morgen das.

Im Winter haben wir wenig, oder oft gar nichts frisches. Wir behelfen uns meistentheils mit trockenen Früchten. Aber der holde Frühling erfreut uns schon mit wohlschmeckenden Erdbeeren, Johannis- und Himbeeren; auch seine Brom- Stachel- und Heidelbeeren lassen wir uns wohl schmecken. Und der gewürzhafte Saft der Kirschen erfrischt unser mattes Geblüt, und bereitet es gleichsam zur Aufnahme noch stärkerer Säfte vor.

Der Sommer gibt uns Kirschen, Aepfel und Birn, und etliche Sorten von Pflaumen. Der Herbst endlich schenkt uns Weintrauben, Pfirsiche, Pflaumen, Aepfel und Birn aller Art.

Vieles essen wir gleich, weil es sich nicht aufbewahren läßt. Vieles aber verwahren wir in unsern Kellern auf den armen Winter. — Und so, dächte ich, sollte es keine Kunst seyn, zufrieden zu leben.

Habt ihr was gesammelt, liebe Kinder? — Seyd ihr bey den Kirschen gewesen? Ja! Gut. Wenn ihr nur keine unreife gegessen habt; denn unreifes Obst ist sehr schädlich, verursachet im Leibe Schmerzen, oder wohl gar den Tod.

Dieß endlich hier herum sind

Pflaumenbäume,

die ganz runde länglich, runde, kleine und große, weiße, gelbe, rothe und schwarzbraune Früchte tragen. Die

meisten davon sind länglich rund und schwarzbraun, und werden Zwetschgen genannt. Alle Arten von Pflaumen dienen uns zum Essen, theils frisch, theils getrocknet. Auch Branntwein wird aus den Zwetschgen, sowohl, als aus den Kirschen gebrannt.*)

Wo wächst wohl der Reis, lieber Herr...? Und wo die Oliven? Ich laurte und suchte schon lange, aber ich fand und hörte bis jetzt nichts davon.

Die Oliven,

mein Kind, wachsen sehr häufig in Italien, Frankreich, Portugall und Spanien; die Insel Cypern aber im mittelländischen Meer ist ihr Vaterland, wie man glaubt.

Der Olivenbaum sieht einem Weidenbaume ähnlich, ist von schlechtem Ansehen, und selten gerade gewachsen, siehe Tafel 5 Figur 13. — Er bleibt das ganze Jahr grün, und hat keine Pflege der Menschen nöthig. Wenn seine Frucht, die einer kleinen wälschen Nuß ähnlich sieht, reifet, wird ihre äussere Schale schwarz. Unter dieser schwarzen Schale ist eine röthliche, und dann noch eine weißliche Haut. Der Saft aber und das Fleisch sind weiß. Oft hat ein Olivenbaum Blüthe und Früchte zu gleicher Zeit.

Das weisse Oel ist das beste, das goldgelbe aber ist entweder von faulen, oder von unreifen Früchten gemacht worden. Das gute Oel darf keinen Geschmack haben. Genua, und vorzüglich die Gegend bey der Stadt

*) Bey Gelegenheit zeigt man den Kindern die verschiedenen Sorten von Obst vor, und wo es noch Beschaffenheit der Umstände angeht, läßt man sie solche auch wohl kosten oder versuchen.

San Remo hat, nebst der Provence in Frankreich, das beste Olivenöl in der Welt; und Portugall hat das meiste. Die Franzosen holen in San Remo viel Oel, und geben es nachher für Provencer Oel aus.

Der Reiß

sieht fast der Gerste ähnlich, und wächst auf einem holzichten Halm oder Stängel, der ungefähr zwei Ellen hoch, und etwas dicker, als ein Federkiel ist, siehe Tafel 10 Figur 21.

Der Stiel hat keine Aehre, sondern statt derselben einen holzichten ausgebreiteten Busch oder Strauß, daran die Körner in gelblichen Kapseln oder Schalen eingeschlossen sind.

Der Reiß wächst am häufigsten in warmen feuchten Gegenden. Den meisten baut man seit einigen Jahren in Nordamerika *). Ueber zweihundert Schiffe voll werden alle Jahre von dort ausgeführt. Aber auch in Italien, Spanien, Aegypten, Ostindien und China baut man eine Menge Reiß. Der Reiß, welchen wir essen, kömmt aus Italien und Amerika.

Die Engländer und Holländer brennen in Ostindien aus Reiß, Zucker, Rohm und Cocosnüssen einen sehr starken Branntwein, den man Rak oder Arak nennt, der die Hauptsache beym Punsch ist. — Was ist denn Punsch? Ein warmes Getränk, das aus Wasser, Citronensaft, Zucker und Rak zusammen gemischt wird.

*) Der Reiß kam wahrscheinlich aus Aethiopien nach dem Orient, und von da nach Italien. Seit dem Jahr 1696 aber wird er vorzüglich erstaunlich häufig in Amerika gebaut.

Was sind das für Nüsse?

Cocosnüsse.

Sie wachsen in Amerika und Ostindien auf grossen Bäumen, die man Cocosbäume nennt, und sind gewöhnlich größer, als Gänseeyer, ja oft sind sie so groß, als ein Kindeskopf, und also geräumig genug, daß sich die kleine amerikanische Meerkatze Sagoin, sammt ihrem langen Schwanze, darinn aufhalten kann, siehe Tafel 6 Figur 21 und 22.

Die Schale, die mit einem saftigen oder haarichten Gewebe, daraus an diesen Orten Stricke gedreht werden, umgeben ist, sieht gelblich aus, und ist so hart, als Horn, daher man auch allerhand niedliche Dinge daraus drechseln kann. Und innen in der Schale stekt ein weisser süsser Kern, der beynahe die ganze Nuß erfüllt, und in der Mitte hohl, und voll süsser Milch ist, die man Cocosmilch nennt, und als etwas delikates trinkt.

Auch den Kern oder das Mark ißt man; es schmeckt wie lauter süße Mandeln. Viele tausend Menschen leben in Asia und Amerika fast allein von diesen Cocosnüssen. Sie sind ihnen das, was vielen armen Deutschen ihre Kartoffeln sind.

Nicht wahr, lieber Herr... es gibt irgendwo einen Baum, aus dessen Rinde man die Korke macht, womit man Krüge und Bouteillen zustopft? Ja, mein Sohn! Der Baum heißt

Korkbaum

oder Pantoffelbaum, und ist eine Art Eiche, die in Spanien, Italien und Frankreich wächst. Ohnweit Rom gibt

es einen ganzen Wald von Pantoffelbäumen. Die Rinde dieser Bäume ist ein bis vier Finger dick, und wächst alle zwey Jahre wieder, wo sie weggeschnitten worden ist.

Ey, lieber Herr... ist es denn wirklich an dem, daß es in China, oder sonst wo einen Baum gibt, der

Fieberrindenbaum.

heißt, dessen Rinde man zu Pulver stößt, und als eine Arzeney gegen das Fieber einnimmt? Ja, Kinder, es gibt wirklich einen solchen Baum in der Welt; aber nicht in Asia, sondern in Südamerika, im Königreich Peru. Er ist nicht sehr hoch, und hat einen mittelmäßig dicken Stamm, mit vielen Aesten. Die Rinde sieht aussen graugelb, und innen dunkelroth aus, und schmeckt bitter und scharf.

Warum nennt man sie denn China- und nicht Perurinde? Wuchs der Baum etwa ehedem in China? Nein. Eine spanische Frau in Amerika gab ihr den Namen. Man sagt, eine spanische Gräfin, mit Namen Cinchon, deren Gemahl Vicekönig im Spanisch-Amerikanischen Königreich Peru war, habe im Jahr 1638 ein heftiges Fieber mit dieser Rinde vertrieben. Und da sie ihre glückliche Cur allenthalben bekannt gemacht, und die Rinde auch andern Kranken vom Fieber geholfen, habe man sie, Ihr zu Ehren, anfangs Gräfinrinde oder Gräfinpulver, hernach Jesuitenpulver, weil sie es den Jesuiten zum Austheilen gab; und endlich auch Cinchonrinde und Cinarinde genannt. Auch Fieberrinde wird sie genannt*

*) Zucker heißt lateinisch saccharum; Kaffeebaum oder Kaffee coffea; Hopfen humulus lupulus; Mandelbaum amygdalus

Aus Ostindien kommt auch eine Wurzel zu uns, die Chinawurzel genannt, und in allerley Krankheiten vorzüglich aber bey der Krätze, und bey Pocken oder Kinderblattern, zu Pulver gestoßen, eingenommen wurde, jezt aber nicht mehr sehr geschäzt wird.

Es gibt in der Welt noch eine Menge merkwürdige Bäume und Gewächse, liebe Kinder, die ihr in eurem, künftigen Leben noch wohl werdet kennen lernen müssen. Bedenket einmal: es gibt mehr als fünfzehn tausenderley Arten von Pflanzen. Rechnet nun nach, wie viel euch davon bekannt sind.

Dieß muß ich euch doch noch sagen: es gibt Bäume, die ganz schwarzes, und welche, die ganz rothes Holz haben, und zum Färben, und vielen andern Dingen nüzlich zu gebrauchen sind.

Der Ebenbaum hat ganz schwarzes, und der Mahagonybaum ganz schwarzrothes Holz, das die Tischler, Messerschmiede und Instrumentenmacher zu verschiedenen Arbeiten gebrauchen können.

Das Campecheholz färbt schwarz und violet; und das Brasilien- oder Fernambukholz färbt roth.

Den Dattelbaum

oder Dattelpalm könnt ihr wegen seiner grossen Frucht

dulcis et amara; Wälscher Nusbaum jugulans; Pflaumenbaum prunus domestica; Oelbaum olea; Reiß oriza; Cocosbaum cocos nucifera; Korkbaum quercus suber; Fieberrindenbaum cinchona officinalis; Dattelbaum phoenix dactylifera; Cacobaum theobroma cacao; Vanille vanilia; Ebenbaum ebenus cretica: Mahagonybaum switenia mahagoni; Campecheholz haematoxylum campechianum; Fernambukholz caesalpinia brasiliana; Venus-Fliegenfalle dionna musipula; Tanzender Schildklee hedysarum gyrans.

und grossen Blätter auch noch merken. Er wächst in Asia und ist eine Art Palmbaum. Seine Frucht ist so groß, als eine Pflaume, und hat einen fleischichten Umschlag, den man essen kann. Aus dem Kern pressen die Indianer ein Oel, das sie statt der Butter gebrauchen.

Auch zu Mehl werden die Kerne gemahlen, und daraus Brod für Menschen und Cameele gebacken. Aus den Blättern aber macht sich der Indianer fast alles, was er gebraucht; nämlich Stricke und Fäden, Körbe, Säcke und Dächer, ja sogar seine Hütte oder Haus selbst baut er sich daraus.

Wer nun eine Tasse Thee, Kaffee oder Schokolade trinken, und etwas ausruhen will, mag es thun, denn die Polypenjagd geht nun bald an. — Wir bitten uns Thee oder Kaffee aus. Und Sie, lieber Herr... wollen wir Schokolade trinken sehen. Ey wie listig! Ihr möchtet vermuthlich gern wissen, wie die Schokolade gemacht wird, oder gar wie sie schmeckt. Wohlan, ihr sollt beides erfahren. Ihr habt doch schon

Cacaobohnen

gesehen? Nicht wahr, es sind längliche dunkelrothe Kerne, die den Mandeln oder grossen Bohnen ähnlich sehen?

Sie wachsen im mittägigen Amerika und den antillischen Inseln auf großen Bäumen, und in grossen Kapseln, darin gewöhnlich fünfzig bis sechzig Stücke beisammen stecken, siehe Tafel 9 Figur 7. 8. 9.

Wenn man nun die Cacaobohnen röstet und klein stößt, und mit Zucker vermischt, so hat man Schokolade, aber freilich noch keine starke; denn soll sie recht gut und stark werden, so mischt man Cacaobohnen, Zucker, Gewürz-

nägelein, Cardamomen und Vanille zusammen, läßt es beym Feuer zergehen, und gießt kleine runde, oder viereckige Tafeln oder Kuchen. Will man nun Schokolade trinken, so muß sie gerieben, mit etwas Eyerdotter vermischt und in Wasser oder Milch gekocht werden.

Die Spanier machten die erste Schokolade in Amerika. Im Jahr 1520 brachten sie die erste nach Europa, und waren nebst den Portugiesen lange Zeit die einzigen Europäer, welche den Nuzen der Cacaobohnen und der Schokolade einsahen. Erst ungefähr im Jahr 1646 wurden beide andern Völkern auch bekannt; im Jahr 1680 aber wurden sie erst ein Gegenstand der Handlung, und auf der Insel Martinique, und andern Westindischen Inseln in sehr grosser Menge gebaut. Schokolade macht man daher schon seit langer Zeit fast allenthalben, und auch in Deutschland sehr häufig. Sie ist vielleicht gesünder, als der Kaffee.

Vanille

sind ganz kleine, sehr stark und gewürzhaft riechende Körnchen, deren etliche hundert in einer viertelellen langen schmalen Schote beisammen sitzen. Man gebraucht sie zur Schokolade, wenn sie wohlriechend und stark werden soll. Die Vanillepflanze wächst im Spanischen Süd-Amerika, und gleicht dem Wachsthum nach dem Weinstocke.

Wisset ihr auch, was Schoten sind? Könnt ihr sie wohl von den Hülsen unterscheiden? O ja! In den Schoten sitzen die Saamenkörner alle auf einer Seite der Kapsel; den Hülsen hingegen hängen sie wechselsweise an beiden Seiten. Richtig so ist es.

Haut darf man also eine Hülse oder eine Schote nicht

nennen. Denn dasjenige nennt man Haut, was eine Frucht, oder einen Saamen oder eine Hand des Menschen unmittelbar und dicht umgibt *).

Noch muß ich euch von ein Paar Pflanzen erzählen, die sich bewegen können. Nicht wahr, ihr glaubt, ich hätte mich vorhin versprochen, wie ich euch sagte, die Pflanzen könnten sich nicht bewegen? Aber wenn ihr mir zuhören wollt, so werdet ihr finden, daß auch diese Pflanzen, nur wenn äussere Dinge auf einzelne Theile ihres Körpers wirken, diese einzelnen Theile bewegen.

Die erste ist die

Venus-Fliegenfalle.

Sie wächst in Amerika, zwischen Nord- und Südcarolina, hat eine schuppige, zwibelartige Wurzel, die dünngestielte Blätter treibt, an deren Ende Klappen sitzen, die inwendig drei kleine Stacheln und eine Menge rothe saftige Drüschen haben, am Rande aber von langen steifen Borsten umgeben sind. Wozu diese Klappen der Pflanze dienen, weiß man nicht, aber das weiß

*) Den Kindern etwas von den eigentlichen botanischen Kennzeichen der Pflanzen zu sagen, ist schwer und vielleicht auch ohne sonderlichen Nutzen. Wie soll man von der Sexual-Methode mit ihnen sprechen? Soll man die Staubfäden oder stamina Männchen, und die Staubwege oder pistilla Weibchen nennen? Nützlich mag allenfalls noch dieß seyn, daß man ihnen Staubwege und Staubfäden, und männliche und weibliche Blumen zeigt, und dabey sagt, wenn man die männliche Blumen und die Staubfäden wegpflükt, bekomme man keine Früchte. Nachbar Hans pflückte einst in seinem Garten alle männliche Blumen bey seinen Gurken und Kürbissen sorgfältig weg, um desto mehr Gurken und Kürbisse zu bekommen. Allein der gute Hans bekam nun gar keine.

man, daß sie es nicht vertragen können, wenn ein Insekt sich auf sie sezt, so lange sie offen stehen. Geschieht dieß, so schliessen sie sich gleich, und öffnen sich sobald nicht wieder. Manche naschhafte Fliege mag auf diese Art zerdrükt worden seyn, und davon erhielt die Pflanze ihren Nahmen. Sie nährt sich aber von diesen todt gedrückten Insekten nicht, da würde sie, weil sie oft ganze Tage lang nichts fängt, lange warten müßen, sondern sie zieht ihre Nahrung gleich andern Pflanzen durch die Wurzel aus der Erde.

Der tanzende Schildklee

wächst in Ostindien. Seinen Namen hat er von der regelmäßigen Bewegung der kleinen Blätter an den Stielen erhalten, die, wenn die Sonne darauf scheint, allein merklich ist; da pflegen sie sich zusammen zu rollen und auf und nieder zu bewegen. Bey kaltem Wetter aber zeichnet sich die Pflanze durch nichts besonders aus. Diese Pflanze wird wie die vorhergehende bey uns nur in warmen Gewächshäusern gezogen.

Das Thierreich,

fangen wir nun an, liebe Kinder. Ihr dürft euch in allem Ernst darauf freuen, denn ich mache euch wenigstens mit sechs bis achthundert kleinen und großen Thieren bekannt. Viele davon sollt ihr lebendig, und einige abgebildet sehen. Fische und Frösche, Schaafe und Elephanten, Vögel und Würmer wollen wir so genau kennen lernen, als es für euch jezt angeht.

Alles, was sich regt, was lebet und empfindet, und sich freywillig von seiner Stelle bewegen kann, nennt man ein Thier. Doch gibt es auch verschiedene Thiere, die sich nie von ihrer Stelle bewegen können, wie die Seetulpen, und noch mehrere andere Gewürme; die aber doch durch manche andere Eigenschaft von den Pflanzen verschieden sind.

Der kleine rothe Springer, der Floh, ist also so gut ein Thier, als der große Ochse; die kleine Made, die man mit bloßen Augen kaum sehen kann, eben so gut, als der ungeheure Elephant.

Auch der Mensch ist ein Thier, aber freilich das beste, das klügste unter allen andern Thieren. Ja der Mensch ist sogar der Herr von allen Thieren des Erdbodens und von dem Erdboden selbst. Der liebe Gott hat ihm alles überlassen und alles geschenkt, was auf und in dem Erdboden ist. Er darf pflücken, fangen und schlachten, was er will, und wann und wo er will.

Diese Gewalt, die ihm sein gütiger Schöpfer gab, wendet er meisterlich an. Er pflückt und ißt das beste Obst, das beste Gemüse. Er sucht sich unter allen Thieren diejenigen aus, welche für ihn das schmackhafteste Fleisch haben. Ja er macht sogar viele Thiere zu seinen Hausssklaven und Schlachtopfern, befördert durch Kunst und Sorgfalt ihre Vermehrung, und bringt nach und nach grosse Heerden zusammen. Auch die wilden Thiere, die Vögel und die Fische weiß er zu bekriegen, und mit List und Gewalt zu fangen. Und das thut er nicht nur in seinem Vaterlande, nein, er läuft und schifft ihnen bis in die entferntesten Länder und Meere nach, und wühlt so-

gar auf dem Boden der Meere herum, um etwas gutes für seinen leckerhaften Gaumen zu finden.

Und weil der Mensch alles dieß thun, über seine Handlungen nachdenken, dieß wählen, jenes verwerfen, und sich das Vergangene, und Gegenwärtige, und gewisser Maßen auch das Zukünftige vorstellen kann, so nennt man ihn vernünftig. Alle übrigen Thiere hingegen, weil sie das nicht können, nennt man unvernünftig.

Wie viel mag es wohl Arten von lebendigen Thieren geben? Denkt einmal, gegen dreyßig tausend; und man entdeckt deren täglich noch mehrere. Und wo halten sich alle diese Thiere auf? Einige im Wasser, und auf dem Boden desselben; andere auf der Erde und in der Erde; und noch andere halten sich bald im Wasser, bald auf der Erde auf.

Hört nun aufmerksam zu, liebe Kinder, ich will euch jezt kurz allerhand artige und nüzliche Dinge von den Thieren überhaupt erzählen.

Bei einem Thier muß man sich den Kopf merken, den Rumpf und die Glieder. Derjenige Theil, wo der Kopf und der Rumpf zusammen hangen, ist bey vielen Thieren etwas dünner, als der Kopf und Rumpf, und wird der Hals genannt. Der Rumpf wird bey einigen in den Vorderleib oder die Brust, und in den Unterleib oder Bauch eingetheilt.

Alle Theile sind mit einer Haut umgeben, die bei einigen hart, bey andern weich; bei einigen mit Haaren oder Federn, bey andern hingegen mit Schuppen oder Schildern bedeckt ist. Und fast alle verwechseln jährlich ihre Haut, am merklichsten die Insekten und Gewürme.

Die Raupe häutet sich in einem Sommer wohl drei bis vier mal. Oder sie verändert ihren äussern Anzug, wie die Gans und andere Vögel, die sich im Sommer mausen, das ist, Federn verlieren, und dafür wieder neue bekommen. Und so gehts auch den Hasen, Wölfen und Bären, die alle Jahre Haare verlieren, und vor dem Winter wieder neu erhalten*).

Unter der Haut liegen Fett, Fleisch, Knochen, Knorpeln und eine Menge Adern, davon einige mit Blut, andere mit einem weissen Saft angefüllt sind. Doch gibt es auch Thiere, die weder Knochen oder Knorpeln haben, sondern blos aus einem weichen saftigen Wesen bestehen, wie die Würmer.

Die Säugthiere und die Vögel haben rothes warmes Blut; Die Fische und Frösche haben rothes kaltes; und die Insecten und Gewürme haben weisses kaltes Blut **).

Im Leibe der Thiere liegen die Eingeweide, als Herz, Lunge, Milz, Magen und Gedärme, die alle etwas zu thun haben, und zur Erhaltung des Lebens der Thiere nöthig sind ***).

*) Eigentlich verändern sich die sämmtlichen Thiere alle Jahr. Denn es gehen bey allen beständig Theile ab, und andere Theile kommen dazu, so daß also die Haut eines Thiers am Ende des Jahrs nicht mehr aus den Theilen besteht, die es im Anfang desselben hatte.

**) Hier kann man den Kindern sagen, daß die Kälte des Geblüts der Thiere, wie überhaupt alle Kälte, nur relativ ist; nicht so warm nämlich, als unser Blut, und nur für unser Gefühl kalt.

***) Bey der ersten besten Gelegenheit führt man die Kinder zu irgend einem geschlachteten Thier, und zeigt ihnen

Einige Thiere hohlen durch Mund und Nase Athem; andere durch Luftlöcher oder Luftröhren. Sehr viele Thiere können eine Stimme von sich hören lassen, können sehen, hören und riechen; viele können das nicht. Das Gefühl aber und den Geschmack haben alle Thiere mit einander gemein. Und der Mensch ganz allein kann reden. Ich bitte um Verzeihung lieber Herr... die Aelstern kann man ja auch sprechen lehren? Richtig, mein Kind! Auch die Papagayen, und noch etliche andere Vögel kann man sprechen lehren. Allein sie plappern immer nur einerley, und nur das, was man sie gelehrt und ihnen oft genug vorgesagt hat. Auch verstehen die Thiere nicht, was sie reden. Der Mensch aber kann seine Reden ändern, wie er will. Ich sahe und hörte auch einmal eine Aelster sprechen, welche aber immer rief: Fanget den Dieb! Spizbub! Fanget den Dieb! Spizbub! Herr, gebt mir zu fressen! Ich bedanke mich, Spitzbub! du bist Spitzbub.

Einige Thiere bringen lebendige Jungen, die wie sie aussehen, zur Welt, wie die Schaafe und Kühe. Andere Thiere legen Eier, aus denen erst die Jungen auskriechen, wie die Hüner und Tauben. Die Kälber, Lämmer, Täubchen und Küchelchen werden nach und nach groß und stark, und endlich werden sie so groß und stark,

die Lage des Herzens, der Lunge ꝛc. Und wissen sie noch nicht, was Herzkammern und Herzen mit Ohren sind, so wirds ihnen auch gewiesen. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß man die Kinder an alle Orte brächte, wo etwas neues, etwas merkwürdiges zu sehen und zu hören ist, und im gemeinen Leben auf eine Weise nüzlich ist.

wie ihre Aeltern und kriegen auch Kinder. Fast bey allen Thieren giebt es Männchen und Weibchen, die beysammen seyn müssen, wenn sie oft Junge bekommen, und ihrer immer mehrere werden sollen. Einige Thiere sind Männchen und Weibchen zugleich, andere aber wie z. B. die Schnecken, sind dieß zwar auch, es müssen aber ihrer doch zwey beysammen seyn, wenn sie jungen sollen.

Wovon leben wohl diese viele tausend Thiere? Einige, mein Kind, leben vom Pflanzenreich, und fressen Saamenkörner, Gras und Kräuter, und selbst die Früchte der Bäume. Das Eichhörnchen frißt gern Haselnüsse. Es sammelt sich daher im Herbst eine Menge zusammen und verwahrt sie in hohlen Bäumen auf den Winter. Andere Thiere leben vom Thierreich, wo immer eins das andere erhascht und frißt. Das kleine schwache Thierchen wird gewöhnlich von einem größern, stärkern erwürgt und aufgefressen. Der Wolf raubt und frißt Lämmer; der Fuchs Hühner; der Wallfisch Häringe und kleine Gewürme.

Lassen sie sich denn sogleich fangen? Mit Willen freilich nicht. Sie kennen auch ihre Feinde gar wohl, und suchen ihnen gewöhnlich durch allerhand List und Kunstgriffe zu entgehen. Allein weil es der liebe Gott selbst so eingerichtet hat, daß ein Thier dem andern zur Nahrung dienen, und von den lebendigen Geschöpfen eins dem andern Plaz machen soll, so werden immer eine Menge kleine Thiere von den größern erwürgt und aufgefressen.

Wie geht es uns aber, lieber Herr..., wenn einmal alle unsere Hühner, Tauben und Gänse von den Raubthieren zerrissen und aufgefressen werden? Dieß geschieht gewiß nicht, gute Kinder! Der liebe Gott hat auch in die-

diesem Stücke ganz vortreflich für die Menschen gesorgt. Solche Thiere, welche die Menschen zum Essen nicht gebrauchen, schuf er wenig; von denjenigen Thieren hingegen, die den Menschen zur Nahrung dienen sollten, schuf er ausserordentlich viel. Wie viel giebt es nicht Schaafe, Hasen, Hühner und Gänse auf der Welt? Zwey alte Hasen bekommen in einem einzigen Sommer zehn bis fünfzehn Junge. Und wie viel ein einziges Huhn oft in einem Jahr Eyer lege, werden uns vielleicht einige von unsern kleinen Freundinnen sehr gut sagen können? Wie wenig gibt es dagegen Adler, Tieger und Wölfe? Sie bekommen höchstens 2 bis 3 Junge alle Jahr.

Manche fleischfressende Thiere sind den Menschen eine Wohlthat, denn sie fressen das Aas der todten Thiere weg, und machen dadurch, daß es bey uns nicht allzusehr stinkt, und die Luft nicht vergiftet wird. — Und welche Thiere thun dieß? Die Wölfe, die Hunde und Katzen, und noch viele andere ihres gleichen. Kurz, der liebe Gott hat alles sehr gut, und sehr weise gemacht.

Wie lange leben wohl die Thiere, lieber Herr... Doch nicht alle gleich lange? O nein, mein Kind! Einige leben etliche Monate; andere etliche Jahre; einige kaum zwey bis drey Tage; andere hingegen erreichen ein Alter von mehr als hundert Jahren. — Ach! welche Thiere leben nur zwey bis drey Tage? Eine gewisse Art langschwänzige Fliegen, die man Haft oder Eintagsfliegen nennt. — Und welche leben über hundert Jahre? Die Wallfische. Aber auch die Adler werden sehr alt. In Wien starb einst ein Adler, der hundert und fünf Jahre alt war.

Ich könnte euch jezt noch viele Merkwürdigkeiten von den Thieren überhaupt erzählen; ich will es aber nicht thun, sondern es auf die Zukunft ersparen, wo ich euch doch noch von jedem merkwürdigen und nüzlichen Thiere insbesondere das Wichtigste zu erzählen habe.

Lustig, Kinder! Wer von euch sehen und hören, laufen und springen kann, der folge mir nun. — Wir alle mit einander, lieber Herr..? Ja, alle mit einander, klein und groß. Doch, die blöden und eckelhaften könnten fürs erste noch zu Hause bleiben; denn wir gehen allenthalben hin, wo etwas zu sehen ist. Wir greifen und sehen alles an, was uns nicht beißt, und uns sonst keinen Schaden zufügt.

Jezt suchen und fangen wir Polypen und andere Wasserthiere, als Fische, Krebse und Frösche. Morgen jagen und springen wir Käfern und Buttervögeln nach. Ein ander Mal sehen wir in einem Kühstall die Kühe melken; und in einem Schaafstall die artigen Lämmer an ihren Müttern saugen; und endlich öffnen wir die Hühner- und Gänseställe, und versammeln allerhand Geflügel um uns herum. Auch die Ziegen wollen wir meckern hören.

Wo gehts wohl zuerst hin, lieber Herr...? Auf die Polypenjagd. — Polypen sind doch wohl keine Würmer? Ich kann keinen Wurm sehen, viel weniger in die Hand nehmen. Und warum denn nicht, mein Schaz? Mir eckelt allzusehr dafür. Auch kann ich ihr Krümmen, und wenn sie sich so sehr ausdehnen, und dann wieder zusammen ziehen, schlechterdings nicht ansehen. Kurz! Ich bin den Würmern gar nicht gut. — Wir auch nicht sonderlich, lieber Herr... Ey, ey, das gefällt mir nicht. Doch ich hoffe, es sey euch nicht recht ernst, und euer Eckel habe nicht viel zu bedeuten.

Oder seyd ihr den

Würmern

vielleicht deßwegen nicht gut, liebe Kinder, weil sie einst eure Gärtchen zernagt haben? Ists so? Ja freylich, schon deßwegen verdienen sie unsern Tadel und unsere Rache. Aber es sind überhaupt garstige Thiere. Auch die Schnecken zerfressen uns so manches Pflänzchen.

Sagen Sie uns doch bey dieser Gelegenheit, lieber Herr..., was endlich aus den langen runden Würmern wird, die weder einen abgesonderten Kopf, wie andere Thiere, noch Augen, Nasen und Ohren haben? Wir haben schon oft kleine und große davon eingesperrt, und auf ihre Verwandlung vergebens gelauert. Sie starben uns immer gleich nach etlichen Tagen. Auch nakte Schnecken sperrten wir lezthin ein, um zu sehen, wie sie ihr Haus bauen. Und da sie dieß nie thun wollten, legten wir leere Schneckenhäuser zu ihnen hin, aber sie krochen nicht hinein, und starben auch gar bald, wie die genannten Würmer.

Wie geht das wohl zu, lieber Herr..? Ganz natürlich. Ihr gabet ihnen vielleicht nichts zu fressen? O ja! Und was denn? Gras und Erde. — Ich sehe schon, ich muß euch aus eurem Traume helfen, und euch sagen, was Würmer sind, und wie vielerley Arten es giebt.

Würmer sind Thiere, die weisses kaltes Blut und weder Knochen noch Füße, auch keine Fühlhörner, wie die Insekten, wohl aber mehrentheils Fühlfaden haben, Schlamm, Gras und Kräuter, und allerhand kleine Thierchen fressen, theils Eyer legen, theils lebendige Jungen gebären, und als Würmer, ohne irgend eine Verwandlung sterben. Borstenartige Haare oder Häkchen

haben zwar die Regenwürmer, und einige andere Würmer wohl, aber keine ordentliche Füsse, wie die Fliegen, Käfer und Mücken. *)

Und solche Würmer, liebe Kinder, sind diejenigen Würmer, von denen ihr sprecht. Man nennt sie

Regenwürmer.

Sie sind mit Ringen umgeben, können sich ausdehnen und wieder zusammen ziehen, und kriechen des Nachts, oder auch wohl bey Tage, wenn es regnet oder der Boden feucht ist, und die Sonne nicht auf sie scheint, mit dem vordersten Theile ihres Körpers, auch wohl ganz aus der Erde hervor, und machen die runde Löcher, die man allerwärts des Morgens darin sieht.

Sie machen also die Erde locker, damit der Regen durchdringen kann. Und dieß ist vermuthlich auch der einzige Nutzen den sie uns gewähren. Doch dienen sie auch den Angelfischen zur Lokspeise, und den Maulwürfen, Igeln, Eidexen, Hühnern, Raben und Krähen, und andern Vögeln zur Nahrung. Dagegen thun sie in den Gärten sehr viel Schaden an den Wurzeln der Gewächse; und junge Pflänzchen ziehen sie ganz unter die Erde, und fressen sie auf.

Sie vermehren sich erstaunlich schnell, und sterben nicht, wenn man sie auch gleich in der Mitte zerschneidet,

*) Mehreres hievon siehe in Jo. Andr. Murray Dissertatio de setis lumbricorum: Und Müllers Abhandlung von den Würmern des süßen und salzigten Wassers, Seite 16. ꝛc. Ejusdempue historia vermium terrestrium. l. 25. ubi de lumbricis, setis pedatis, sermo est.

und in mehrere Stücke zerhaut. Ja es wird sogar aus jedem Stücke wieder ein neuer Wurm. Wirft man sie aber am Tage, und vorzüglich wenn die Sonne auf sie scheinen kann, oben auf die Erde hin, so müßen sie sterben. Der Mäulwurf ist ihr schlimmster Feind, und gräbt ihnen allenthalben nach. — Die Regenwürmer legen Eyer.

Die Spulwürmer

oder Herzwürmer halten sich im Darmcanal der Menschen, und zwar oft in grosser Menge auf. Sie sind nur Spannen lang haben keine borstenartige Häkchen, wie die Regenwürmer, und bringen lebendige Jungen zur Welt.

Es gibt auch Würmer, die man Fadenwürmer, Madenwürmer, Bandwürmer, Egelschnecken und Blutigel ꝛc. nennt.

Die Fadenwürmer

haben einen sehr dünnen, einem Zwirnfaden gleichenden Körper, sehen blaßweiß aus, werden eine Viertelelle, aber auch zwey, drey, bis vierhalb Ellen lang, und wohnen im Wasser, und in thonichter Erde, aber auch in Menschen und Thieren.

Es gibt mehrere Arten von Fadenwürmen, unter denen der Hauptwurm und der Wasserfadenwurm die merkwürdigsten sind.

Der Hauptwurm hält sich in Arabien und Persien auf Guinea und in Surinam auf, kriecht den Menschen, wenn er noch ganz klein ist, an den Knöcheln, Knien und Armen unter die Haut, wird darin nach und nach zwey, drey bis vier Ellen lang, und verursacht

schmerzhafte Beulen, und andere Schäden. Man nennt ihn auch Nervenwurm.

Der Wasserfadenwurm ist nur eine Viertelelle lang, wohnt gewöhnlich im Wasser, aber auch im Knie des Menschen, in thönichter Erde. Man nennt ihn auch Wasserkalb, weil er den Kälbern, wenn sie ihn im Getränke mit in den Leib kriegen, schädlich ist.

Die Madenwürmer

oder Springwürmer sind so groß, als die Käsemaden, und sehen gelblich aus; denn das durch ihre durchsichtige Haut durchschimmernde weisse Fleckchen, ist ihr Eingeweide, und halten sich in Morästen, faulenden Wurzeln, und dem Mastdarme der Menschen und Pferde auf.

Die Bandwürmer

halten sich im Leibe der Menschen, Pferde, Hunde, Katzen und Murmeltbiere auf, und gleichen einem Bande, das aus vielen Gliedern oder Stücken zusammen gesezt ist, die einen Mund, und für jedes Glied ihre eigenen Eingeweide haben, und für Menschen und Thiere sehr gefährlich sind, weil sie oft zehn bis zwanzig Ellen lang werden, und sehr viel fressen. So bald sich ein Glied von dem andern trennt, ist jedes ein besonderer lebendiger Wurm für sich.

Es gibt viele Sorten von Bandwürmern, langgelenkige, kurzgelenkige, und breitgelenkige. Die erste Sorte ist die gefährlichste, weil sie sehr schnell wächst, und ein Mensch oft 200 bis 400 Ellen davon im Leibe hat; und die letzte ist die gemeinste Sorte.

Die Egelschnecken

halten sich theils in der Leber der Schaafe, theils in den

Fischen auf, und werden oft noch lebendig gefunden, wenn diese auch gleich schon gesotten worden sind. Sie sehen wie ein schmales weisses Band aus.

Die Blutigel

oder Blutegel sind länglich runde, aber an beiden Enden abgestumpfte Thierchen, leben in sumpfigen Wassern, und saugen Menschen und Vieh, wenn sie im Wasser stehen oder darin herum laufen, das Blut aus. Und deßwegen gebraucht man sie auch, um einzelne Theile des menschlichen Körpers vom überflüßigen Blut zu befreyen. *)

Auch die Schnecken mit und ohne Haus, die Austern und Muscheln, die Polypen, die Einwohner der Corallen, der Seesterne, der Seeigel, der Seeschwämme und der Medusenhaupte sind Würmer.

Und alle diese, nebst den folgenden Würmern, theilt man in fünf Theile oder Ordnungen ein. In der ersten Ordnung stehen die ganz nackten Würmer, die gar keine Gliedmaßen haben. — In der zweiten Ordnung kommen diejenigen Würmer vor, die zwar Gliedmaßen, aber keine Schale zur Bedeckung haben, wie die nakten Schnecken oder die Schnecken ohne Haus. — In der dritten Ordnung erscheinen die Schalthiere, oder die Würmer mit Häusern oder Schalen, wie die Schnecken und Muscheln. — In der vierten Ordnung stehen

*) Würmer heißen lateinisch vermes. — Regenwurm lumbricus terrestris; Spulwurm ascaris lumbricoides; Hautwurm gordius medinensis; Wasserfadenwurm gordius aquaticus; Madenwurm ascaris vermicularis; Bandwurm taenia; Egelschnecke fasciola hepatica; Blutigel hirudo.

die Thierpflanzen, wie die Polypen. — Und in der fünften folgen die Steinpflanzen, wie die Corallen ꝛc. *).

Die Käsewürmer gehören also nicht zu den Gewürmen? Nein, liebe Kinder, Larven und Raupen sind sie, die sich verwandeln, geflügelt werden und davon fliegen. Wenn eine Schmeißfliege Eyer auf das Fleisch legt, so werden nach etlichen Tagen kriechende Thierchen daraus, die man Larven oder Maden nennt. Sie gehören also

*) Fünf Ordnungen hat also die Klasse der Gewürme. Die 1ste davon enthält die Intestina; die 2te die Mollusca die 3te die Testacea; oder Schalthiere; die 4te die Zoophyta oder Thierpflanzen; und die 5te die Lithophyta oder Steinpflanzen. — Die Intestina haben ihren Namen von ihrer einfachen äußern Gestalt, denn sie sehen mehr Eingeweiden oder Därmen, als lebendigen Thieren ähnlich. — Die Mollusca halten sich alle, bis auf die nakten Gartenschnecken, im Wasser, und die mehresten im Meere auf, und leuchten des Nachts darin. Der merkwürdigste Blakfisch Sepia Loligo; denn man auch Seekatze oder den Tintenfisch nennt, und der einen schwarzen Saft in das Wasser gießt, und sich dadurch gegen seine Feinde, die ihn nun nicht mehr sehen und verfolgen können, schüzt, gehört auch zu den Molluscis. — Die Testacea machen den größten, aber auch den schönsten Haufen der Gewürme aus. Sie sind eigentlich Mollusca, die in einem mehr oder weniger dicken kalkichten Gehäuse wohnen, und darinn auch angewachsen sind. Das größte Schalthier ist der Hohlziegel, Chamagigas, der oft 800 Pfund schwer, und so stark ist, daß er das stärkste Ankertau abreissen kann. Und das kleinste Schalthier ist der Meerzahn Dentalium minutum, der so klein ist, daß man ihn mit bloßen Augen kaum von den Sandkörnern unterscheiden kann.

zu den Insekten. Denn alle Insekten, die sich verwandeln, heissen in ihrer ersten Gestalt Larven, oder Maden oder Raupen.

Aus diesen Larven werden Puppen; und aus den Puppen fliegt endlich wieder eine Schmeißfliege hervor. Unsere Regenwürmer hingegen, unsere Blutigel, Schnecken und Polipen bleiben immer was sie sind, nur etwas gröſſer werden sie nach und nach.

Der Wurm also, liebe Kinder, der sich verändert oder verwandelt, ist kein eigentlicher Wurm, sondern die Raupe, oder Larve von einem künftigen Thierchen, das man Insekt nennt. — Nun verstehen wir alles.

Ey, was sind das für vier Dinge, lieber Herr . . , die

Die Schnecken

über ihrem Kopfe sitzen haben? Es sind Fühlfaden, die sie gebrauchen um den Weg zu finden, den sie gehen wollen. An den zwey grossen sitzen ihre Augen, und die zwey kleinen dienen ihnen vielleicht zum Riechen.

Warum haben denn einige Schnecken Häuser, und einige nicht? Das hat der liebe Gott gemacht. Die nakten Schnecken kommen ohne Haus aus den Eyern hervor, bleiben bis sie sterben ohne Haus und kriechen auch nie in ein leeres Schneckenhaus hinein, weil es wider ihre Gewohnheit ist. Die Schnecken mit Häusern aber bringen ihre Häuser gleich mit auf die Welt, und so wie sie darin wachsen, wachsen auch ihre Häuser mit.

Aber sie können doch aus denselben heraus, wenn sie wollen? Ja etwas, aber nicht ganz. Sie sind darin angewachsen, und müssen ihre Wohnung allenthalben mit sich herum schleppen. O ich bedaure sie! Das hat es

nicht nöthig, mein Schatz; denn dadurch haben sie allenthalben ihr Wohnhaus bey sich, in das sie hinein kriechen können, wenn Regenwetter, oder rauhe Witterung, oder sonst ein Zufall ihnen zu schaden droht.

Wird es kalt, so verkriechen sie sich in die Erde, oder sonst in ein Loch, und schliessen den Eingang ihres Hauses mit einem klebrigen Saft zu, der nach und nach hart wird. Und so bleiben sie gleichsam schlafend oder todt, sicher und ruhig liegen, bis es warm wird.

Wie vergrößern denn die Schnecken ihre Häuser, wenn sie ihnen zu klein geworden sind? Sie setzen einen klebrigen Saft, der aus ihnen herausschwizt, an die Oeffnung oder Mündung ihrer Häuser, der erst dünn ist, hernach aber bald dick und fest wird. Man kann diese neu angesezten Stücke an den Schnecken und Muscheln sehr deutlich sehen, weil sie gewöhnlich eine ganz andere Farbe haben.

Wie geht es aber den nakten Schnecken des Winters? Sie verkriechen sich auch unter die Erde, und erwarten darinn den warmen Frühling.

Einige Schnecken, die man Deckelschnecken nennt, haben von Geburt an Deckel an ihren Häusern, und können sie öffnen und schliessen, wenn und wann sie wollen.

Wenn man eine Schnecke auch nur ein wenig berühret, so fährt sie plözlich zu innerst in ihr Haus hinein. Läßt man sie aber einige Augenblicke ruhig liegen, oder schlägt man ihr ein Loch in ihr Haus, so kommt sie sogleich wieder heraus.

Wer wird aber so unartig und so unbarmherzig seyn, und ihr ein Loch ins Haus schlagen? Das thut ihr nichts, liebes Kind! Es wächst in etlichen Tagen wieder zu.

Ja man darf einer Schnecke ihre Fühlfaden, oder gar ihren Kopf und Schwanz abschneiden, sie stirbt doch nicht; nach einigen Wochen bekommt sie Fühlfaden, Kopf und Schwanz wieder.

Und das ist Ihr Ernst, lieber Herr ... Ja, Kinder, geht ein Mal hin, und sammelt mir eine Parthie Schnecken so will ich einem jeden von euch so viel davon zeigen, als er sehen will. Ich will den Schnecken Fühlfaden, Köpfe und Schwänze abschneiden, und sie dann so lang in einen schattigen Ort auf feuchte Erde, frisches Laub, oder Bohnen- und andere Blätter legen, bis ihnen Kopf und Schwanz wieder gewachsen sind *).

Und das können Sie thun, lieber Herr ... Ja Kinder! Wenn man etwas lernen, und die Allmacht Gottes bewundern kann, so darf man wohl einer Schnecke den Kopf abschneiden, oder sie gar tödten. Nur nicht aus Muthwillen, und auf eine quälende Art muß man es thun.

Ach, sehen Sie, lieber Herr ... welche niedliche Schne-

*) Was ich hier von Zerstümmelung der Schnecken, und der Wiedererhaltung ihrer abgeschnittenen Glieder sage, habe ich durch meine eigenen Versuche bewährt gefunden. Ich habe nämlich schon oft von fünfzig Schnecken, die ich auf obige Weise zerstümmelte, fast immer den vierten Theil am Leben, und mit neuen Fühlhörnern, Köpfen und Schwänzen versehen, erhalten. Doch muß ich gestehen, daß mehrere darunter waren, denen neue Schwänze und Fühlhörner, als denen neue Köpfe wieder wuchsen. Auch sahen die neugewachsenen Glieder nie den abgeschnittenen ähnlich. Monströs sahen sie aus. Allein die Thierchen lebten doch nachher noch lange, und vergrößerten und verbesserten ihre Häuschen eben so geschwind und gut, als ihre unzerstümmelt gebliebenen Kameraden.

ken wir gefunden haben! Bunte, weisse, graue und gelbe, braune röthliche und grüne, kleine und große. Das freut mich. Soll ich nun Köpfe abschneiden? Ach nein, thun Sie es nicht. Gut! Was wollt ihr aber nun mit ihnen machen? Ihnen die Freyheit schenken, und sie wieder zu ihren Brüdern und Schwestern kriechen lassen. Alle? Ja alle. Die Häuschen aber, die recht schön sind, und darin keine Würmer sind, machen wir rein, und legen sie zu unsern andern Spielsachen hin. — O, ihr Herzenskinder! Kommet, ich gebe euch allen einen Kuß. Auch verspreche ich euch mit einem Handschlag, daß ihr in Zukunft noch viel schönere Schneckenhäuser sehen, und vielleicht einige bekommen sollet.

Denkt einmal, liebe Kinder! Es gibt in den Meeren so schöne und wunderbar gebaute Schnecken und Muscheln, daß Liebhaber oft nur für ein einziges Stük fünf, zehn, dreißig, hundert und noch viel mehr Thaler bezahlen.

Der liebe Gott scheint darin sein Vergnügen gesucht zu haben allerhand niedliche Gestalten und schöne Farben den Schalen zu geben. Denn er schuf runde und halb runde, lange und kurze eyförmige, oben und unten spitzige und in der Mitte ausgeschweifte, sichelförmige, vielastige, ohrenförmige und tutenförmige Schnecken und Muscheln.

Ist denn Schnecke und Muschel nicht einerley? Nein, Kinder. Diejenigen Schalen, die wie eine gerade oder krumme Röhre ausgehöhlt sind, sie mögen übrigens gebogen seyn, wie sie wollen, nennt man Schnecken; diejenigen hingegen, welche nicht gewunden sind, und breit und bauchicht aussehen, nennt man Muscheln. — Schnecken haben auch nur eine einzige Schale; die Mu-

scheln dagegen haben wenigstens zwei Schalen; und dann gibts auch Conchylien, die vier bis sechs, und wohl noch mehrere Schalen haben.

Und eben deßwegen, weil die Conchylien so verschiedene Schalen, Farben, Größen und Bildungen haben, heissen sie Meertulpen, Bohrmuscheln, Riesenmuscheln, Perlenmuscheln, Herzmuscheln, Steckmuscheln, Austern, Tuten oder Rollenschnecken, Stachelschnecken, Porzellanschnecken, Kräuselschnecken, Sturmhauben, Hammer, Schiffsboth und Ammonshörner, Purpurschnecken, Napfschnecken, Meer- oder Seeohren, Seerohren und Seewurmgehäuse, und so weiter.

Sie halten sich alle entweder auf dem Boden der Meere, Flüsse und Seen auf, und vergraben sich unter den Sand; oder sie hängen sich an den Felsen und Klippen an; oder sitzen wohl gar andern Meerthieren auf dem Rücken. Die Schildkröten tragen oft Schnecken auf ihrem Rücken mit sich herum. Und von den Schalthieren weisst man in ihrem Leben gar nichts, und kennt sie nur versteinert.

Die Meertulpen

oder Seeeicheln sitzen unbeweglich an den Ufern der Meere, und an den Boden der Schiffe, und oft gar auf Schildkröten, Muscheln und Krebsen fest.

Die Bohrmuscheln

halten sich auch gern an Ufern und Felsen auf, und bohren sich in die härtesten Steine, in Korallenstämme und Austernschalen hinein, und leben und wohnen darin.

Die Hohlziegeln

oder Nagelschulpen sind die größten Muscheln in der

Welt, und oft bis sechs hundert Pfund schwer, und so stark, daß sie die dikken Stricke abbeissen können. Man nennt die Hohlziegeln wegen ihrer ungeheuren Grösse Riesenmuscheln.

Die Perlenmuscheln

liefern uns Perlen, und Perlenmutter. Die Perlen werden in verschiedenen Muscheln gefunden, die theils zu den so genannten Miesmuscheln, theils zu den Kaffmuscheln gehören. Gemeiniglich hat eine Muschel mehr als Eine Perle, und zuweilen hat sie deren so viel, daß der Wurm daran sterben muß; denn sie sollen bey ihnen eine Krankheit, und ungefähr so eine Krankheit seyn, als der Stein bei Menschen und Thieren ist, und den armen Thierchen im Kopfe und im Magen wachsen *).

Dieß mag so seyn. Allein es ist doch ausgemacht gewiß, daß der Ort, wo die Perlen in den Muscheln wachsen, nicht immer einerley ist. Denn mehrentheils kleben die schönsten Perlen an den Schalen nach dem Rande zu herum, und fast allemal da, wo ein anderer Wasserwurm Löcher eingebohrt hat. Um nun zu verhindern, daß kein Wasser zu ihnen hineindringe, oder ein solcher feindlicher Bohrer endlich gar selbst in ihr Haus hinein kommt, schwitzen sie einen weissen Schleim gerade

*) Für diese Meynung streitet die Thatsache, deren Wahrheit mehrere Naturforscher, wovon ich nur einen der neuern, Bruce in seinen Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, nenne, verbürgen, daß nämlich die Perlen vorzüglich in ungestalteten, verborgnen, von außen unscheinbaren Muscheln angetroffen werden. Indeß kann auch die folgende Raff'sche Meinung nicht ganz verworfen werden; vereinigt man beyde, so ist man der Wahrheit um deßo näher.

vor die Löcher hin, der allmählich gröſer und so hart wird, als ihre Schale selbſt. Und dieß werden und ſind die berühmten Perlen.

Perlenmuscheln gibt es faſt in allen Theilen der Welt; und ſelbſt in Deutſchland, in verſchiedenen Bächen des Fürſtenthums Celle, in der Elſter in Sachſen, und in der Muldau in Böhmen gibt es welche. Die beſten aber halten ſich auf dem ſandigen Boden des Meeres um Aſien, und vorzüglich in dem perſiſchen Meerbuſen auf; und die Perlen, die von daher kommen, werden orientaliſche Perlen genannt, und ſehr theuer bezahlt, weil ſie gewöhnlich gröſſer und ſchöner, als alle andere Perlen ſind. Eine einzige orientaliſche Perle koſtet, wenn ſie rund und ſchön glänzend, ohne Flecken und glatt und groß iſt, und nach der Sprache der Juden und anderer Perlenhändler, ſchönes Waſſer hat, das heißt, ſchön weiß iſt, einen Gulden, einen Thaler, zwei, drei, zehn bis zwanzig, und noch viel mehr Thaler. Die Königin von Portugall ſoll eine Perle von der Größe einer Birne haben, die man für unſchäzbar hält.

Die orientaliſchen Perlenmuſcheln ſind gewöhnlich eine Viertelelle, und höchſtens eine halbe Elle lang und breit, und einen Finger dick, rund und platt, graugrün und ſchwärzlich von auſſen, und von innen herrlich weiß.

Löcher haben die Perlen nicht. Wenn man ſie daher faſſen, und an den Hals oder Kopf hängen oder ſtecken will, müſſen ſie erſt durchbohrt werden. — Die Perlenmutter gibt Stok- und Rockknöpfe, Doſen und andere Büchſen, Halsbänder und allerhand eingelegte Arbeiten. *)

*) Nakte oder hausloſe Schnecke heißt lateiniſch limax; Schne-

Die Steckmuscheln

sind vorzüglich darum merkwürdig, weil sie bräunliche Fäden spinnen, die über eine Viertelelle lang und so zart, wie Seide sind, und in Reggio und andern Italiänischen Städten zu Mützen, Strümpfen und Handschuhen verwebt werden. Mit diesen Fäden spinnt sich diese Art Muscheln an den Felsen fest, damit sie von den Wellen nicht losgerissen und weggeschleudert werden kann.

Die Austern

sind den Engländern und Holländern, Dänen, Norwegen und Franzosen willkommene Thierchen; denn sie fangen alle Jahre viele hunderttausend, und verkaufen und essen sie bloß in Wasser abgesotten, und mit einer Butterrsauce. Die Schalen dieser eßbaren europäischen Austern sind Eine, höchstens zwey Hände breit, und Finger dick, und gewöhnlich schwarzgraugrünlich, zuweilen aber auch röthlich und blau und aschgrau. Und die Austern selbst sind so groß, als die Weinbergschnecken. Die schönsten eßbaren Austern sind bei Colchester und heissen Grünbärte.

Die Austern sind also zweischalige dicke, runde Meereinwohner, die beständig auf einer Stelle und in ihrer Schale bleiben, und ihr Leben dadurch zeigen, daß sie ihre

ke mit dem Hause cochlea; Meertulpe lepas balanus; Bohrmuscl pholas; Hohlziegel chama gigas. Die orientalischen Perlen kommen von der sogenannten Perlenmutter, Mater perlarum, welches eine Miesmuschel, und Linne Mytilus margaritiferus ist. Aber auch die Klaffmuschel oder schwarze Flußmuschel Mya margaritifera hat Perlen. Und eine Muschel, die Perlen hat, giebt allemal auch schöne Perlenmutter.

ihre Schale öffnen, und dann wieder schliessen. Sie strecken eine Art Zunge oder Bein aus ihrem Gehäuse heraus, und saugen sich damit fest, und ziehen ihr Haus eben so, wie die Schnecken das ihre, nach sich. Da aber diese Bewegung sehr langsam ist, so sagt man, sie bewegen sich gar nicht. Zu Leiden zeigt man eine Austerschale, die 150 Pfund wiegt *). Einige Austern haben auch schöne und theure Schalen, wie der Königsmantel und der polnische Hammer. Ein Königsmantel kostete schon zehn bis zwanzig, und ein polnischer Hammer gar hundert bis zweyhundert Thaler. Jezt aber sind sie beide wohlfeiler geworden.

Der Hammer,

der auf unsrer 5ten Tafel Figur 5 abgebildet ist, und eher einen Winkelhacken, als einen Hammer vorstellen könnte, ist eine sehr theure spannenlange Muschel, die sonst wohl mit hundert Thalern bezahlt worden ist.

Die Kegelschnecken,

dazu die so genannten Admirale gehören, sind die seltensten und theuersten, und kosten jezt noch das Stück zwanzig bis dreyßig Thaler, sonst aber ist keins unter zwey bis drey hundert Thaler verkauft worden. Siehe Tafel 5 Figur 4.

Die Porcellanschnecken

sind gar schöne allerliebste Dinge, die gleich rein aus dem Meere kommen, und nicht erst gepuzt, und wie die übrigen Schnecken und Muscheln, von ihrer obern schmuzigen Haut gereiniget werden dürfen. Es giebt eine große

*) Siehe delices de Leyde p. 83.

Menge Porcellanen, die fast alle, der Länge nach, einem halb durchschnittenen Ey gleichen, eine platte Grundfläche, und einen erhabenen Rücken haben, und vorzüglich auf der linken Seite eingerollt sind.

Eine gewisse kleine Porcellanschnecke heißt Muschelmünze oder Otternköpfchen, und dient nebst den bittern Mandeln einigen Indianern statt des Geldes. Auf den Maldivischen Inseln gibt es ihrer so sehr viele. Auch besezt man das Sattelzeug der preußischen Husarenpferde damit.

Die Sturmhauben

haben viel ähnliches mit den römischen Helmen oder Sturmhauben, und gleichen fast auch einem der Länge nach durchschnittenen Ey, wie die Porcellanschnecken. Die sogenannten Davidsharpfe ist eine schöne Sturmhaube *).

Die Argonauten

oder Papiermuscheln sind flach gewundene, milchweisse, überaus dünne und leichte, halb durchsichtige und höchstens zwey Hände lange und breite Schalen, darin ein spinnenähnliches Thierchen wohnt, das, ob es gleich nicht darin angewachsen ist, mit Hülfe eines ausgespannten häutigen Segels, wie ein Schiffmann sehr kühn und geschickt auf dem Meer herumschwimmen, untertauchen, und sich wieder in die Höhe heben kann. Und

*) Steckmuschel heißt lateinisch pinna; Gemeine eßbare europäische Austern ostrea edulis; Polnische Hammer ostrea malleus; Extra Admiral conus admiralis: dieß ist die eßbare Kegelschnecke; Porcellane cyprea; Muschelmünze cyprea moneta; Sturmhaube buccinum.

dieß geht so zu: Die Argonauten haben viele Bärte oder Füsse, die sie hinten und vorn ausstrecken, und als Segel und Ruder gebrauchen können. So lange nun das Meerwasser ruhig ist, und sie keinem Feinde nahe kommen, rudern und fahren sie immer ganz dreist im Meere herum. Entsteht aber ein Sturmwind, oder sehen und merken sie, daß ein Feind komme, so ziehen sie plözlich alle Bärte, heben den Hintertheil ihrer Schale in die Höhe, daß sie Wasser schöpfe und schwer werde, und sinken nun zu Boden *).

Die Schiffsbothe

sind nicht so groß, als die Argonauten, aber merklich dicker, und innen von einem schönen Perlenmutter-Glanz, deßwegen sie ehedem niedlich ausgeschnizt, und mit zwei, drey bis acht Thaler bezahlt worden sind. Jezt schnizt man, meines Wissens, keine mehr aus. Die Indianer aber machten sich aus den größten glatten Schiffsbothen Trink- und andere Geschirre. Auch diese Thierchen können in ihrer Schale auf der Oberfläche des Meers herum schwimmen, und sich, wenn sie wollen, untertauchen und wieder in die Höhe heben, weil sie in ihre Kammern Wasser ein- und auspumpen können, um sich schwer und leicht zu machen.

Die Ammonshörner

aber, welches um sich selbst gewundene Hörnchen sind,

*) Warum sie so heisse, wird aus Jasons Geschichte, der im Jahr der Welt 2721, oder 1262 Jahr vor Christi Geburt, auf dem Schiff Argo mit seinen Begleitern der Argonauten, nach Colchis fuhr, und mit der Medea Hülfe das goldene Vlies raubte, leicht zu erklären seyn.

die entweder fast aneinander liegen, oder wie eine Uhrfeder von einander abstehen, kosten nicht viel, weil man sie an mehrern Orten, und selbst in Deutschland, aber nur versteinert in Menge findet*). Man nennt sie auch Ammoniten, Cornua Ammonis u. Widderhörner. — Und warum nennt man sie denn so? weil die alten Heiden in Afrika den Jupiter ehedem Ammon genannt, und mit Widderhörnern neben den Ohren abgemahlt haben. — Siehe Tafel 5 Figur 11.

Die Purpurschnecken

oder Stachelschnecken haben wegen ihrer sonderbaren Bildung allerhand sonderbare Namen: einige heissen gebratene Birn, getroknete Birn, Brandhorn; andere Krausschnecken, Scorpionsschnecken, Beezeug oder Kahlschwänze und so weiter. Aus einigen von diesen Purpurschnecken, und vermuthlich auch aus andern Arten von Schnecken haben unsere Alten ihre Purpurfarbe gemacht. Jezt kennt niemand diese Purpurfarbe der Alten mehr. Schnecken und Muscheln kennt man zwar genug, die verschieden gefärbte Säfte bey sich haben, mit denen man schön roth färben kann; allein es kostet die Aufsuchung dieser Thiere allzuviel Mühe und Aufwand, Und denn hat man ja jezt die Kermes und die Koschenillen, mit denen man vortreflich schön echt roth färben kann. — Siehe Tafel 5 Figur 3.

*) Auf dem Heimberg bey Göttingen gibts sehr viele versteinerte Ammonshörner. Im Steinreich trift man überhaupt eine unbeschreiblich große Menge kleine und große Ammonshörner an, wovon man die Originale noch nicht kennt.

Die Napfschnecken

sind einfache, ungewundene, oben gewölbte, inwendig hohle, und unten weit offenstehende Schalen, die entweder die Figur einer kurzen Pyramide, oder die Form eines abgekürzten Kegels haben. Der Wirbel ist bey einigen offen, bey einigen verschlossen. Sie kleben an den Felsen fest.

Die Meerohren

gleichen einem Ohr, oder einem länglich runden umgekehrten Becken, dessen gewölbter Theil nach oben hingekehrt ist, und darin in einer etwas krummen Linie eine Reihe verschlossener und offener Löcher, in gleicher Entfernung von einander, bis an den vordern Rand der Schale stehen. Vier bis neun von den vordersten Löchern sind gewöhnlich offen, je nachdem die Schalen groß oder klein sind. Die Spuren der verschlossenen Löcher gleichen kleinen Warzen. Es gibt oft Meerohren, an denen man gegen fünfzig solche Spuren von zugewachsenen Luftlöchern zählen kann. Immer haben die Meerohren einen treflichen Perlenmutter-Glanz, und geben selbst die so genannte Perlenmutter. Sie hängen an den Felsen unter dem Wasser. — Siehe Tafel 11 Figur 10.

Die Walzen

oder Voluten haben rollenartig gestaltete Schalen, und den Gartenschnecken gleichende Einwohner, und wegen ihrer sonderbaren Figur allerhand Namen: einige Walzen heissen Notenschnecken und Oliven; andere Bischofsmützen und Papstkronen.

Die Papstkronen haben ihren Namen von der Aehnlichkeit, die sie, wegen ihrer niedlich gezakten

Windungen, mit der dreyfachen Pabstkrone haben. — Siehe Tafel 5 Figur 2.

Die Mondschnecken

oder Schraubenschnecken sind sehr niedliche, mit einem Gitterwerk gezierte, äusserst seltene Schnecken. Es gibt ihrer zwölf Arten, unter denen die Windeltreppe die merkwürdigste und theuerste ist.

Die sogenannte Windeltreppe hat eine kegelförmige Gestalt, und sechs Gewinde, die wie ein Pfropfzieher frey in die Höhe gehen. Sie ist selten viel länger und dicker, als eine kleine länglichte Wallnuß, sehr dünn und weiß. Die holländisch-ostindische Insel Amboina ist ihr Vaterland. Eine schöne echte Windeltreppe kostete ehedem wohl zwanzig bis sechszig Thaler, jezt aber kauft man für fünf Thaler schon eine ziemlich schöne. — Siehe Tafel 5 Figur 1.

Die Schiffwürmer, *)

die ihm Jahr 1732 den Holländern den Untergang drohten, weil sie ihnen fast alle ihre Pfähle und Schiffe zernagten und durchlöcherten, sind auch Schalthiere. Sie brachten sie an den Schiffen aus Amerika mit **).

*) Papiernautilus heißt lateinisch argonauto argo; Schiffsboth nautilus pompilius; Ammonshorn cornu ammonis; Stachelschnecke murex; Napfschnecke patella; Meerrohr haliotis; Walze voluta; Mondschnecke turbo; Schiffwurm teredo navalis.

**) Ueber die Geschichte dieses Thiers wird man viel Lehrreiches in Martinets Catechismus der Natur. Leipzig 1783. 2 Bände 8. finden.

Ach, von dergleichen schönen Schalen möchte ich welche sehen! Haben Sie denn gar keine davon, lieber Herr ...? O ja! Ich habe viele schöne Schnecken und Muscheln, die ihr nächstens alle sehen sollt. Aber keine von den theuern habe ich, die über einen Thaler kosten. Haben Sie denn auch keine Abbildungen davon? O ja! Es stehen selbst in diesem Buche welche. Suchet einmal die 5te Tafel auf! Richtig, hier oben sind welche. Und in diesen wunderbaren Dingen sollten Thiere wohnen? Wie heißt Figur 1? Windeltreppe. Wie Figur 2? Pabstkrone. Wie Figur 3? Purpurschnecke. Wie Figur 4? Oranienadmiral. Wie Figur 5? Hammer.

Was mag wohl dieß närrische Ding hier in der Mitte bey Figur 9 seyn? Ein Medusenhaupt. Und Figur 10? Ein Meerigel; Figur 11 ist ein Widder oder Ammonshorn; und Figur 12 ein See- oder Meerstern. Und auch in diesen sonderbaren Dingen sollten also lebendige Thierchen wohnen? O ja! Aber ihre Häuser sind doch nicht so hart, wie die Schneckenschalen? Nein, lange nicht so hart. Sie gleichen fast nur einer dünnen trockenen Baumrinde, oder einer mürben Mandelschale.

Die Seeigel

oder Seeäpfel sind gegliederte Würmer, die aber nicht nackend, sondern mit einer dünnen warzigen und stachligen Schale bedekt sind, die jedoch weicher, als der Schnecken und Muscheln ihre Schalen sind, und nur durch das Austrocknen eine mehrere Härte bekommen, und wie schon gesagt, einer dünnen trockenen Baumrinde, oder einer mürben Mandelschale gleichen. Es giot kleine und große Seeigel, so kleine, als ein drey

Groschen Stück, aber auch welche von der Größe einer ziemlichen Faust.

Sie wohnen in den europäischen und indischen Meeren, und können zum Theil auch gegessen werden. Füsse haben sie über zwölfhundert, und Stacheln über zweytausend. Die Stacheln sind alle beweglich, und dienen ihnen nebst den Füßen, zum Schwimmen, Untertauchen Laufen, Wehren und Festhalten. Ihre Füsse oder ordentliche Bewegungswerkzeuge sind länger, als die Stacheln, werden aber von ihnen ganz in die Schale hineingezogen, sobald sie aus dem Wasser genommen werden. Sie haben zwei Löcher, davon das eine das Maul, und unten in der Mitte ist: das andere aber ist der After oder Hindere, und sizt bald oben, bald unten nahe beym Rand, oder völlig an demselben. Bisweilen sind auch beide fast in einem einzigen Loch beysammen. Es gibt auch Seeigel, die gar keine Stacheln haben, und ganz nakt sind. — Siehe Tafel 5 Figur 10. —

Man findet ganze Seeigel, und auch nur ihre Stacheln versteinert, und nennt jene Knopfsteine, und diese Judensteine.

Die Seesterne

oder Meersterne haben vier, fünf und mehrere lange Strahlen, und gleichen deswegen den Sternen am Himmel. Sie bewegen sich durch Hülfe ihrer Füße, deren sie wenigstens fünfzehnhundert und zwanzig haben, sehr langsam, und ungefähr nur so geschwind, als die Schnecken. Es gibt Seesterne von der Größe eines Guldens, aber auch welche so groß, wie die größte Mannshand. Man kann einige Seesterne essen. Trocken sehen sie wie weißlich graues, oder röthlich braunes Le-

der aus. Man trift ſie zuweilen verſteinert an, und nennt ſie Aſteriten. Je mehr Strahlen ein Meerſtern hat, deſto theurer iſt er. Einige Arten von Seeſternen ſind giftig. — Siehe Tafel 5 Figur 12.

Und warum meint ihr wohl, liebe Kinder, daß dieß Ding hier auf der 5ten Tafel bei Figur 9

Meduſenhaupt

heiſſe? Weil es ſo unzählig viel Gelenke hat, als die Fabel der Prinzeßin Meduſa Schlangen auf dem Kopf angedichtet hat. Richtig ſo iſts. — Denn die Meduſa ſoll eines ehemaligen Sardiniſchen Königs Tochter geweſen ſeyn. Und da ſie die Göttin Minerva beleidigt, habe ſie ihre ſchöne Haupthaare in lauter lebendige Schlangen verwandelt ꝛc. — An manchem Meduſenhaupt hat man ſchon dreyßig bis vierzig tauſend Gelenke gezählt. Und ein gewiſſer berühmter Holländiſcher Gelehrter, mit Namen Rumpf, hat ehedem an einem gar zwei und achtzig tauſend Gelenke gezählt. Man nennt das Meduſenhaupt ſonſt auch Meerneſſel, weil ihre Berührung, wenn das Thier lebt, dem Berühren der Brenneſſel gleich kommen ſoll.

Wiſſet ihr auch, liebe Kinder, wie man die Wohnhäuſer der Gewürme nennt? O ja, Conchylien! Und wenn man eine Sammlung davon in einer Stube, oder ſonſt wo aufbewahrt, ſo nennt man es ein Conchylienca-binet. Gut. Wie nennt man aber die Steine, Thiere und Pflanzen überhaupt? Naturalien. Und wie nennt man eine Sammlung davon? Naturaliencabinet. Die Holländer ſind die ſtärkſten Conchylienhändler, und bringen alle Jahr eine erſtaunliche Menge aus Afrika und Oſtindien mit nach Hauſe.

Tafel 3 Figur 6 ist eine Gartenschnecke; und Figur 4 eine nakte Schnecke abgebildet.

Was nützen uns die Schnecken- und Muscheln-Einwohner? Man kann sie fast alle essen. Die braunen Weinbergschnecken, zum Beispiel, die sich des Winters mit einem Deckel zuschließen, werden an vielen Orten in Buttersaucen, oder gebraten, oder als Salat mit Eßig und Oel gespeiset, und in Schwaben, Baiern und Oestreich fast so gern und häufig gegessen, als gern und häufig man in England, Holland und Norddeutschland die Austern essen mag.

Viele Thiere, die ihr ohne Widerwillen kaum ansehen, geschweige denn essen würdet, werden von andern Leuten für Leckerbissen gehalten. Die Californier in Amerika und noch viele andere Leute in der Welt essen alles Gewürm, es mag aussehen und riechen, wie es will, gierig auf. Je dicker und länger sie sind, desto gieriger greifen sie darnach, und desto hastiger fahren sie damit dem Munde zu. — Für ein solches Traktament Würmer bedanke ich mich.

Wie bekömmt man denn die Schnecken und Muscheln, und die übrigen Schalthiere des Meers? Gewisse Männer, die man Taucher nennt, müssen sie suchen. Man hängt sie an Stricke, bindet ihnen einen Meerschwamm vor den Mund, und einen Korb, Sak oder Netz auf den Rücken, und läßt sie sodann ins Meer hinunter, wo sie die verschiedene Schnecken und Muscheln, Austern, Perlenmuscheln, Meerschwämme und Corallen ꝛc. aufsuchen, und in ihren Korb werfen. Wenn nun der Korb gefüllt ist, oder der Taucher nicht mehr so viel Athem hat, länger unter dem Wasser zu bleiben, so gibt er an

einem Strik ein Zeichen, daß man ihn sogleich herauf ziehen soll. Die Austern werden gewöhnlich das ganze Jahr durch mit Netzen oder Garnen gefangen. Wenn die Austern zur Sommerzeit 8 oder höchstens 14 Tage ausser Wasser gewesen sind, so stinken sie schon. Man kann sie also nur des Winters gut verschicken. Häufig werden auch Corallen, Muscheln und Schnecken an die Ufer der Meere oder auf Sandbänke geworfen, wo man sie sodann ohne Gefahr wegnehmen kann.

Von den Tauchern aber kommt mancher ums Leben. Sie ersticken unter dem Wasser, oder werden von Meerthieren angefallen, und halb oder ganz aufgefressen. Wie oft zieht man nicht einen Taucher heraus, der nur noch Einen Fuß, oder nur noch Einen Arm hat? Ist es denn wohl rathsam oder vernünftig, daß ein Mensch wegen etlicher Schnecken oder Muscheln sein Leben wagt? Ich glaubte. Bedenket einmal, liebe Kinder, wie viel tausend schön und wunderbar gebaute Geschöpfe Gottes wir sonst nicht kennnen würden? Die Menge der Conchylien ist erstaunlich, und ihre Verschiedenheit unbeschreiblich groß. Es gibt so kleine Schnecken und Muscheln, daß man sie kaum von den Sandkörnern unterscheiden kann; aber auch so große, wie ihr wisset, daß sie gegen sechs Centner wägen.

Sie nannten vorhin Perlenmuscheln und

Perlen,

lieber Herr... — Wachsen denn im Ernst die schönen hell glänzenden Perlen in dem Leibe gewisser Muscheln? Ja, Kinder. Die echten Perlen wachsen wirklich in dem Leibe verschiedener Muscheln, die man deswegen auch

Perlenmuscheln nennt. Auch die Schalen dieser Thiere sind schäzbar, denn sie geben die sogenannte Perlenmutter, aus der man Halsbänder und Dosen, und noch verschiedene andere niedliche Dinge macht.

Warum sagen Sie, echte Perlen, und nicht geradehin Perlen? Weil es auch unechte, oder von Wachs und Fischschuppen gemachte Perlen giebt, die viel häufiger und wohlfeiler sind, als die echten. — Sehet, hier habe ich echte und unechte Perlen! Welches sind wohl die echten, und welches die unechten? Dieß sind echte, und dieß sind unechte. Und wie macht man denn diese? Man bläset kleine und große gläserne Kügelchen, und läßt darein einen Firniß laufen, der von der glänzenden Materie der Fischschuppen gemacht wird, und füllt sie sodann mit Wachs aus. Vorzüglich gute unechte Perlen macht man in Schottland, die auch davon Schottische Perlen heissen. Ihr sehet also, daß man die unechten Perlen klein und groß machen kann, wie man sie haben will. Die echten Perlen hingegen müssen bleiben, wie sie in den Muscheln gewachsen sind. — Auch von Perlenmutter drechselt man unechte Perlen.

Was sind denn das für kleine rothe Kügelchen, und länglich runde Steinchen, die verschiedene Frauenspersonen am Halse tragen? Das sind keine Steinchen, sondern

Corallen,

die von steinartigen Bäumchen kommen, die in verschiedenen Meeren, vorzüglich häufig aber und schön groß im mittelländischen Meer an Felsen und Klippen, und auf Schnecken und Muscheln, und vielen andern im Meer liegenden Steinen und Körpern fest sitzen, abgestumpfte

Zweige, und keine Blätter haben, und wie man glaubt, von gewissen, mit 8 Strahlen versehenen kleinen Meerthierchen herkommen, die darin leben und wohnen, und sich dieß ihr Haus wahrscheinlich eben so allmählich bauen und vergrößern, wie sich die Schnecken, Muscheln und übrigen Schaleneinwohner ihre Häuser zu bauen pflegen. Es gibt rothe, schwarze und weisse Corallen. Auf der 5ten Tafel Figur 6 ist ein Corallenbäumchen abgebildet. Halsbänder, Pater Noster-Kügelchen und Knöpfe, und viele andere Dinge drechselt man aus den Corallen.

Die Meerschwämme

oder Badeschwämme, die wir zum Auftrocknen und Reinmachen, und zu vielen andern Dingen gebrauchen, sind ebenfalls Wohnungen gewisser kleiner Würmer, die sich in verschiedenen Meeren aufhalten, ihre Wohnungen an Felsen und Klippen ankleben und befestigen, und sie auch allmählich, wie die Coralleneinwohner, sehr groß machen. Sie bestehen aus flockichten Fasern, und sehen gewöhnlich schmutzig weiß, und röthlich braun aus.

Was sind dieß hier auf der 5ten Tafel bei Figur 7 und 8 für sonderbare Dinge? Dieß sind die wunderbaren

Polypen

oder vierfüßigen Thiere, von denen ich euch schon lange was zu erzählen versprochen habe. Nicht wahr, sie sehen zarten Würzelchen, oder kleinen Pflänzchen viel ähnlicher, als einem Thier? man nennt sie deswegen auch Thierpflanzen. — Wo wohnen sie? In Teichen und andern ruhigen aber doch frischen Gewässern, wo sie an Schnecken und Meerlirsen, und vielen andern kleinen Gewächsen zu hängen pflegen.

Wie fängt man sie denn? Man schöpft sie sammt den Gewächsen, woran sie sitzen, heraus, und gießt sie in ein reines helles Glas. Und wenn man dasselbe sodann eine Zeitlang ruhig gehalten hat, kann man gewöhnlich die Polypen an den Pflänzchen herum hängen sehen.

Es gibt gelbe, braune, grüne und rothe Polypen, davon man einige, wegen ihrer Gestalt, Federbuschpolypen, andere Hornpolypen, und noch andere Armpolypen nennt. Figur 8 ist ein Federpuschpolype, und heißt so, weil etliche Polypen beisammen sitzen, und eine Art von Blumenstrauß vorstellen; und Figur 7 ist ein hornförmiger Armpolype *).

Die Vermehrung dieser merkwürdigen Thiere geht sehr wunderbar zu. Die Jungen wachsen an den Alten heraus, wie die Blätter an den Salatpflanzen. Der junge Polype sieht anfangs wie ein kleines Knöpflein oder Wärzlein aus; sodann wird er nach und nach gröſser, und nach etlichen Tagen hat er schon viel Arme, und trennt sich von seiner Mutter, und lebt für sich.— Die Polypen entstehen aber auch aus Eyern.

Was essen denn die Polypen? Wasserflöhe und Wasserwürmer, die sie mit ihren Armen so behende zu erhaschen wissen, wie die Spinne eine Fliege, oder die Katze eine Maus erhascht. Es ist lustig anzusehen, wenn ein alter Polype, an dem Kinder und Kindeskinder noch fest hängen, eine Beute erhascht, und solche sodann jeder

*) Seeigel heißt lateinisch echinus; Seestern stella marina; Meduſenhaupt caput medusae; Coralle corallium; Meerschwamm spongia. Polype polypus; Federbuschpolyp polypus tubularia; Armpolyp polypus hydra.

junge Polype haben will; denn wenn sie der Alte zum Munde bringt, so scheint es, als wollten ihm seine Kinder das Brod vor dem Munde wegnehmen.

Das merkwürdigste dieser kleinen Thierchen ist dieß, daß man ihnen Kopf und Schwanz abschneiden oder zerspalten, ja sie der Länge lang und quer in Stücke zerschneiden und zerstücken darf, ohne daß sie sterben; ja es wird sogar aus jedem weggeschnittenen Stück ein neues Thierchen, das für sich lebt, wächst und groß wird.

Kopf also, Schwanz und alles wächst ihnen wieder, was man ihnen abgeschnitten hat? Ja, mein Kind. Man darf sie auch umkehren, und zwey in einander stecken, und sie leben doch fort.

So viel von den Würmern.

Erzählen Sie uns jezt vielleicht die Geschichte der Käfer und Papilionen, lieber Herr...? Ja, Kinder! Ich habe es euch ja versprochen. Wisset ihr denn auch wohl schon, was Käfer und Papilionen sind, und wie man sie nennt? Nein. Nun so will ich es euch sagen:

Insekten

nennt man sie, oder Thierchen, die an ihrem Leibe viele Einschnitte, — die Spinne allein hat keine Einschnitte, — und mancherley Ringe, an den Seiten verschiedene Luftlöcher, und am Kopf zwey bewegliche Fühlhörner haben, womit sie alles um sich her betasten und erfahren, ob sie vor sich oder hinter sich, links oder rechts gehen, sich beugen oder sich ganz zurük begeben sollen; auch ha-

ben sie wenigstens zwei Augen *), — die einzige Wasserflob hat nur ein Auge auf der Stirn — wenigstens 6 Füße, ein Herz mit einer einzigen Höhlung oder Kammer ohne Herzohren, und weisses kaltes Blut.

Die Vögel hingegen und die vierfüßigen Thiere haben in ihrem Herzen zwey Höhlungen oder Kammern, und noch zwey andere hohle Theile, die man Herzohren nennt, dicht daran liegen.

Kann man die Insekten essen? Ja einige wohl. Sie sind nicht alle giftig. Wollt ihr ein Gericht Maykäfer haben? Nein, o nein! aber eine Portion Krebse wären euch doch anständig? O ja!

Im Ernst, lieber Herr ... ißt man irgendwo die Käfer, Ameisen, und Bienen ꝛc. Ja wohl. Ich kann euch versichern, daß es fast kein Thierchen in der Welt gibt, das nicht irgendwo mit grossem Appetit von Menschen sollte aufgezehrt werden. Würmer, Läuse und Heuschrecken sollten den armen Wilden in Amerika oft sehr gut schmecken, wenn sie deren nur genug hätten.

Heuschrecken ißt man im Morgenlande häufig. Auch Johannis der Täufer aß ehedem welche. Es kommt bey uns Menschen alles auf die Gewohnheit an. Wer von Jugend auf rohe Fische, Wurzeln und Baumrinden gegessen hat, wird krank, wenn er weisses Brod oder Torten essen soll.

Haben die Insekten denn ordentliches Fleisch, wie die Hühner? Nein, sie haben nur ein saftiges und knorpelichtes

*) Die Augen der mehrsten Insekten sind vielfach. Leuwenhoek hat einem Schmetterling 12,000 Augen gezählt. Auch haben ihre Augen keine palpebras, keinen iridem und keine pupillam.

pelichtes Wesen. Auch ihr Blut ist kein eigentliches Blut, sondern nur ein weisser Saft.

Nasenlöcher und Ohren haben die Insekten auch nicht; und doch hören und riechen einige sehr gut. Was aber einigen am Geruch und Gehör abzugehen scheint, das ersetzen ihnen ihre viele Augen. Denn einige Insekten haben sechs, andere acht, und andere zehen, und viele wohl noch mehrere, ja etliche gar tausend Augen. Die Fliegen, z. B. haben acht tausend, und andere Papilionen sogar zwölf tausend Augen.

Ach, Sie spaßen nur, lieber Herr...! Eine Fliege sollte acht tausend Augen haben? Ja, Kinder, es ist mein wahrer Ernst. Mit einem guten Vergrößerungsglas kann man sie alle zählen. Zwei gelehrte Männer, mit Namen Leuwenhoek und Schwammerdam haben sie auch wirklich gezählt. Und diesen beiden grossen Naturhistorikern darf man sicher glauben.

Wozu aber brauchen denn diese kleine Thierchen so viele Augen? Damit sie bey ihrem schnellen Fliegen auf alle Seiten sehen, und den Gefahren entgehen können, die ihnen fast allenthalben drohen. Sie bedienen sich ihrer vielen Augen gleichsam statt der Vergrößerungsgläser, um alles um sich her genau ansehen und unterscheiden zu können.

Bedenket einmal, liebe Kinder, wie oft sich die kleine Biene bey ihrem Honigsammeln verirren würde, wenn sie manchmal eine viertel, auch wohl eine halbe Stunde weit, von ihrer Wohnung wegfliegen, und die Blumen aufsuchen muß, darin sie ihren süßen Saft finden kann. Da sie aber eine Menge Augen hat, verirrt

sie sich fast nie, und kommt mit Süßigkeit belastet, wieder zu ihren Kameraden zurück.

Haben alle Insekten Flügel? Nein, nicht alle. Die Läuse und Flöhe, Krebse und Spinnen haben keine Flügel. Denn nur diejenigen Insekten haben Flügel, die sich auf den Pflanzen aufhalten, und sich zugleich auch von denselben nähren. Diejenigen aber, die auf andern Thieren wohnen, und ihre Nahrung bey ihnen finden, wie die Läuse und Flöhe, haben keine Flügel. Doch machen die Wespen, Fliegen und Mücken hier eine Ausnahme. Sie leben nicht allein von Pflanzen, und haben doch Flügel.

Die Flügel der Insekten sind ungemein verschieden. Bey einigen sind sie nakt und unbedeckt, wie bey den Fliegen und Papilions; bey andern aber sind sie mit harten Flügeldecken bedeckt, wie bey den Käfern; und noch andere haben nur halbe Flügeldecken; wie die Bett- und Baumwanzen, und deßwegen können diese auch schlecht, und jene gar nicht fliegen.

Wie viel Füsse sagten Sie, lieber Herr... daß die Insekten hätten? Wenigstens sechs, wie die Käfer und Papilions, und alle andern geflügelten Insekten. Die ungeflügelten hingegen haben mehrere. Die Spinne, z. B. hat 8 Füsse, der Krebs 10, der Kellerwurm 14, eine gewisse Art Assel hundert und acht und vierzig, und ein gewisser Vielfuß hat gar zweyhundert Füsse.

Nun das mag ein Gewusel seyn! Ja wohl zweyhundert Füße! Was machen sie denn mit so vielen Füßen? Ihr könnt euch leicht vorstellen, gute Kinder, daß der liebe Gott allerhand weise Absichten werde gehabt haben, warum er dem einen Thierchen zwey; dem andern vier;

diesem sechs; jenem zehn; einem andern hundert; und vielen hingegen gar keine Füße gegeben hat. Denn was er einem Thierchen giebt, das ist allemal sehr gut, und gerade das beste, nothwendigste für dasselbe.

Er wies nicht allen Insekten einerley Nahrung, und auch nicht einerley Arbeit an. Einige sollten sich auf der Erde, und andere im Wasser aufhalten, und daselbst auch ihre Speise, entweder aus dem Pflanzenreich, oder aus dem Thierreich hernehmen.

Einigen gab er deßwegen, weil sie ihr Brod in der Erde suchen müssen, Füsse zum Graben; andern aber gab er Füsse zum Schwimmen, weil sie ihre Nahrung im Wasser finden sollen. Andere bekamen Springfüße, wie die Flöhe und Heuschrecken, um schnell von einer Stelle zur andern zu springen, und dadurch theils ihre Nahrung zu finden, theils ihren Feinden zu entfliehen.

Andere versah er mit einem Rüssel, der eben so bewundernswürdig ist, als der Rüssel des Elephanten; und den einige zur Bereitung eines süssen Saftes, wie die Bienen, andere zum Kosten statt der Zunge; noch andere als einen Bohrer; und fast alle als eine Saugröhre gebrauchen.

Kurz, die Einrichtung des Geschmacks der Insekten ist so verschieden und so wunderbar, daß man über die Allmacht und Weisheit Gottes erstaunen muß, wenn man alles um sich her kriechen, fliegen, essen und trinken sieht, und doch keinen Mangel an irgend einer Speise bemerkt.

Und dieß kommt daher; einige Insekten haben Belieben an Wurzeln und faulem Holz; andere an Blättern und Kräutern; einige an Schlamm, Erde und Koth; andere an Fleisch, Haaren und Leder.

Und keines verirrt sich in Wählung seiner Speise? Nein. Jedes kennt seine Nahrung ganz genau, und weiß solche aus hundert andern Dingen heraus zu suchen. Fehlt ihm aber seine gewohnte Speise, so stirbt es lieber Hunger, ehe es eine andere frißt.

Und eben deßwegen legt das Weibchen auch seine Eyer gewiß immer nur an den Ort, wo seine künftige Brut gleich etwas zu fressen findet, so, daß es also keine Nahrungssorgen für sie haben darf. Doch läßt es sich manchmal durch den äussern Schein betriegen. So legt die Schmeißfliege ihre Eyer zu Zeiten auf eine Pflanze, (Stapelia hirsuta) die wie faules Fleisch riecht, wo denn hernach die ausgekrochenen Jungen elend umkommen müssen, weil sie keine Nahrung finden.

Einige legen daher ihre Eyer unter die Erde an allerhand Wurzeln und faules Holz; andere legen die ihrigen an Pflanzen, Fleisch und Koth und andere unreine Orte; andere begraben todte Mäuse, Maulwürfe und Frösche, und legen sodann ihre Eyer darauf. Einige graben zwischen den Häuten der Baumblätter Löcher, und legen ihre Eyer hinein, wie die Blattwespen oder Galleinsekten; andere, wie die Motten, schaben gar von Zeug oder Tüch eine zarte Wolle ab, und vermischen sie mit einem Schleime so, daß eine Art von Filz entsteht, den sie wie eine Walze zusammen rollen. Wenn nun die Larven nachher darin wachsen, so beissen sie ihre Kammern auf, und setzen von ihrem neuen Vorrath etwas hinzu; und daher kommt es, daß sie oft grün, blau und roth aussehen, je nachdem sie in einem so oder anders gefärbten Zeuge gewohnt haben.

Und wie viele Mühe gibt sich nicht die Spinne mit

ihren Eyern? Sie klebt sie an einen Fuß oder an den Rücken, und schleppt sie so, bis die jungen Spinnen aus ihnen kriechen mit sich herum; läßt sich auch eher tödten, als diese Eyer sich rauben.

Die Biene baut für sich und ihre Nachkommen ein treffliches Haus von Wachs, darin etliche tausend sechseckigen Zellen sind, die ihr und ihren Geschwistern, zur sichern Wohnung und zur Ausbrütung ihrer Eyer dienen. Und damit die ausgebrüteten Larven sogleich etwas zu fressen haben, legt sie eine Vorrathskammer an, und sammelt für sich und ihre Nachkommen, auf etliche Monate Vorrath ein, gleichsam als wenn sie die Ankunft des Winters wüßte.

Auch die Ameisen sammeln den Sommer über ein, und sorgen für die Zukunft. Und so darf man mit Grund der Wahrheit von allen Arten von Insekten sagen: alle sorgen für die Ihrigen schon, ehe sie da sind. Es ist eine wahre Lust, einer Mutter zuzusehen, wie viel Mühe sie sich gibt, den rechten Ort zu finden, wo sie ihre Eyer hinlegen kann. Und hat sie ihn gefunden, so freut sie sich, legt ihre Eyer ganz ordentlich hin, und fliegt oder lauft unbesorgt, wie es ihrer künftigen Brut ergehen werde, davon und stirbt.

Wie gehts diesen Eyern aber im Winter? Gut; sie können die größte Kälte vertragen. Schnee und Eis schadet ihnen nicht. Sie werden jederzeit lebendig, so bald es warm geworden, und die Zeit zu ihrem Auskriechen vorhanden ist.

Ach, wie mächtig und gütig ist doch der liebe Gott, daß er so vielerlei Thierchen gemacht, und für alle so trefflich gesorget hat! Wie gienge es uns, wenn wir nur acht

Tage die gesammten Insekten, geschweige denn gar alle lebendigen Thiere füttern sollten;

Gibt es denn gar viele Insekten, lieber Herr...? Ja, Kinder, gegen fünfzehn tausenderley verschiedene Sorten. Und davon ist der Krebs das größte, und die Milbe das kleinste.

Die Krebse sollten Insekten seyn? Das hätte ich nicht gedacht! — Ihr habt doch wohl schon Krebse gesehen? O ja! Aber vielleicht noch keine Milben? Denn dieß sind größtentheils so kleine Thierchen, daß man sie mit bloßen Augen nicht sehen kann, wenn ihrer auch gleich fünfzig auf Einem Klumpen beysammen sitzen. Doch kann man auch viele sehr leicht mit bloßen Augen sehen *).

Nun wie groß meynt ihr denn, daß diese kleinen Milben seyen? Denket, nur so groß, daß ihrer tausend auf einem Hirsekorn bequem beysammen wohnen können, und doch noch Plaz für etliche tausend darauf übrig bleibt. Ach, das ist erstaunlich viel! Ein Hirsekorn ist schon klein genug; wie mag nun eine solche Made seyn?

Und je kleiner diese Thierchen sind, liebe Kinder, desto mehr erstaunt man über die Macht und Geschicklichkeit Gottes, wenn man durch Hülfe der Vergrößerungsgläser, Blutgefäße und abgetheilte Glieder bey ihnen wahrnimmt.

Wo halten sich wohl die fünfzehntausenderley Insekten alle auf? Allenthalben, im Wasser und auf der Erde.

*) Ein kleines Handmicroscop, das selten über einen Gulden kostet, und doch wenigstens zehn bis sechszehn Mal vergrößert, wird sich jeder Liebhaber der Natur gewiß bey Zeiten anschaffen. Wenigstens oft ist es nüzlicher als ein Junkersches Sonnenmicroscop.

Sie sind über den ganzen Erdboden ausgestreut. Es ist allerliebst, daß man sowohl bey Tag, als bey Nacht, eine unzählbare Menge lebendiger Thierchen um und neben sich sehen kann.

Gleich nach Sonnenuntergang wimmelts auf Bäumen, Blumen, Wiesen und Feldern voll Insekten und andern Thierchen, die sich freuen und lustig machen. Auch in den Teichen lebt alles von kleinen und großen Thierchen. Hier tanzen die Mücken, dort quaken die Frösche. Wer, liebe Kinder, kann bey einem solchen Anblicke blind, taub und unempfindlich seyn?

Aber so viele tausend Insekten werden gewaltig viel Schaden thun? Das thun sie zwar, wenn ihrer irgendwo allzu viel werden. Läßt man, z. B. nur zwey Raupennester auf einem Baume sitzen, so fressen sie ganz sicher in etlichen Wochen den ganzen Baum kahl, und dann hat freilich die Ernte ein Ende. Faul und nachläßig darf man daher nicht seyn, wenn sich viele Raupen, und andere schädlichen Fresser in einem Garten zeigen.

Daß aber auch viele Insekten den Vögeln, und sich einander selbst, und vielen andern Thieren zur Nahrung dienen, ist euch bekannt. Und welchen Nutzen schaffen uns nicht die Krebse, Bienen, Coschenillen und Seidenwürmer? Die Krebse essen wir; die Seidenwürmer liefern uns Seide; mit den Coschenillen färben wir schön roth; und die Bienen versorgen uns mit Honig und Wachs.

Ihr sehet also, liebe Kinder, daß in der Haushaltung Gottes jedes Insekt seine Bestimmung hat, und daß keins nur so von ungefähr da ist. Alle zusammen haben ihre angewiesenen Geschäfte, die sie nie vernachlässigen

dürfen, sondern alle Jahr richtig und ordentlich besorgen müssen.

Und weil sie als kleine Geschöpfe gar leicht von der boshaften Hand eines Menschen, oder sonst von einem Feinde in ihrer Arbeit oder in ihrem Glücke gestört, oder ihnen wohl gar das Leben geraubt werden könnte; so lehrt sie ihr Schöpfer, der Gefahr durch eine schnelle Flucht zu entgehen, oder sich durch Gabeln, Scheeren und Stacheln, womit sie am Hinterleib versehen sind, zu retten. Wie sehr schmerzt nicht ein Bienenstich?

Einige Insekten retten sich durch ihre Farbe, wie die Raupen, die häufig die Farben derjenigen Gewächse haben, wovon sie sich nähren. Andere entfliehen vermittelst eines Fadens, an dem sie sich halten und plözlich herab lassen, wenn sie einen Feind nahe sehen.

Einige Raupen erschrecken durch die geringste Berührung so sehr, daß sie als ein Kügelchen niederfallen, und sich dadurch retten. Die Goldkäfer ziehen ihre Füsse zusammen, wenn man sie berührt; und die Spekkäfer scheinen todt zu seyn, und rühren sich nicht, wenn man ihnen auch gleich einen Fuß um den andern abreißt, sie brennt und sticht.

Durch allerhand List also wissen die Insekten ihren Feinden zu entwischen, und wo eines allein sich nicht mehr retten kann, da helfen ihm seine Kameraden, wie es die Wespen und Bienen machen, denen man zwar nie, aber dann am wenigsten allzunahe kommen darf, wenn man sie beleidigt hat.

Noch eins, lieber Herr... Sterben denn die Spekkäfer vom Stechen und Brennen nicht? O ja, wenn man sie zu viel sticht und brennt. Geschieht es aber nur ein

wenig, so stehen sie, wenn man sie eine Zeitlang ruhig liegen läßt, wieder auf, und laufen oder fliegen davon.

Die Insekten haben ein zähes Leben. Man kann einer Fliege den Kopf abreissen, und sie lebt doch noch etliche Augenblicke; ja ein Holzkäfer, oder Holzbok kann gar sechs bis acht Wochen an einer Nadel angespießt, leben. Aber ohne Nahrung doch nicht? O ja, ohne Nahrung. Die vollkommenen Insekten essen sehr wenig, und ans trinken denken sie gar nicht, bis an die Grillen, welche gern trinken. Ja einige Papilions haben gar kein Maul, deßwegen sie auch nur etliche Stunden oder so lange nur leben, bis sie sich begatten, und für ihre Nachkommen gesorgt haben.

Gibt es noch mehr Insekten, die nur eine so kurze Zeit leben? Ja, das sogenannte Uferas lebt kaum einen Tag. Und welche unter ihnen leben am längsten? Die Krebse, welche zehn bis achtzehn Jahre alt werden.

Die Insekten entstehen also nicht aus alten Lumpen, faulem Holz, und andern unreinen Dingen, wie unwissende Leute oft glauben; sondern aus Eyern, die blos durch die Wärme der Luft ausgebrütet, oder lebendig gemacht werden.

Aber die aus den Eyern hervorgekrochenen Geschöpfe sind nichts als elende Larven oder Raupen, die ihren Aeltern noch in keinem Stücke ähnlich sehen, und davon einige Füsse haben, andere nicht. — Diejenigen, die keine Füsse haben, müssen fast alle von ihren Aeltern eine Zeitlang ernährt, oder an solche Orte gelegt werden, wo sie ihre Nahrung von selbst finden können, wie die Maden im Käse und Fleisch. — Diejenigen hingegen, so Füsse haben, suchen ihr Futter selbst auf aller-

hand Blättern und Gewächsen, und wachsen in kurzer Zeit so schnell, daß sie ihre äussere Haut, weil sie ihnen zu enge geworden ist, drey bis viermal ablegen, oder sich häuten können.

Bis jezt, liebe Kinder, heissen alle diese Thierchen eigentlich noch nicht Insekten sondern Larven, die nichts thun, als fressen und allenthalben, wo sie häufig sind, gewaltig viel fressen, und oft auch viel schaden. Die Insekten selbst aber schaden fast gar nichts, sie sind mehr beschwerlich als schädlich. Weil sie aber doch ihre Eyer allenthalben hinlegen, so nennt man sie zuweilen auch schädliches Geschmeiß, und einige auch Ungeziefer, wie die Läuse und Flöhe.

Bald nachher, wenn sich die Larven oder Würmer ein Zeitlang auf ihrer Weide belustiget und satt gefressen, und ihre Vollkommenheit als Larven erreicht haben, und also ganz ausgewachsen sind, verlassen sie ihre Gesellschaft, gehen aus einander, fressen nichts mehr, suchen sich einen bequemen, und von aller Gefahr sichern Ort aus, und machen sich nun zu der grossen Veränderung oder Verwandlung geschickt, die mit ihnen vorgehen soll. Sie treten daher nun in einen mittlern Zustand ihres Lebens, schliessen sich in ein dunkles Grab ein, und heissen, wegen ihrer Aehnlichkeit mit einem eingewickelten Kinde, Puppen.

Ach ja, so sehen sie aus! Nun wie denn, mein Kind? Eine so, die andere anders. Sie sehen sich nicht alle ähnlich. — Nicht wahr, man muß verschiedene Puppen gesehen haben, wenn man sich von ihrem sonderbaren Bau überzeugen will? Auf unsern Kupferplatten sind 3 Puppen abgebildet. Suchet einmal! Eine ist auf der

3ten Tafel bey Figur 18; die zwey übrigen aber stehen auf der 12ten Tafel bey Figur 16 und 22.

In diesen, oft sehr schön und wunderbar gebauten Hülsen oder Puppen, bleiben die künftigen Thierchen 2 bis 4 Wochen, ja wohl gar 3, 6 bis 10 Monate, und einige wohl noch viel länger, ohne alle Nahrung liegen, und scheinen todt zu seyn. Man darf sie gefrieren, oder gar eine Zeitlang im Wasser kochen lassen, sie sterben doch nicht, sondern erwachen gleichsam, jedes zu seiner bestimmten Zeit, so zu reden, wieder aus ihrem unempfindlichen Schlafe, und kommen endlich, mit allerhand Farben geziert, lebendig hervor.

Und nun erst sind sie vollkommene Insekten, und werden mit allerhand Namen belegt. — Was thun sie jezt? Jezt geniessen sie eine kurze Freude, schwärmen auf verschiedenen Blumen, Bäumen und Blättern ꝛc. herum, begatten sich, legen Eyer und sterben.

Kinder, sind wir Menschen nicht fast wie die Insekten beschaffen? Erst lagen wir in dem Leibe unserer Mütter, wie in einem Grabe verschlossen; nachher wurden wir lebendig gebohren, lebten bisher, genossen allerhand Freuden mit Traurigkeit verknüpft; bald oder spät, aber gewiß, geben wir ins Grab; und endlich nimmt uns der liebe Gott, wenn wir brav und rechtschaffen gelebt haben, zu sich in den Himmel, wo es uns sodann auf immer und ewig wohl seyn wird.

Geht es mit allen Insekten so zu, lieber Herr ... wie Sie uns jezt erzählt haben, erst Eyer, hernach Würmer oder Larven; dann Puppen, und endlich erst Käfer oder Papilions? Nein, liebe Kinder, die Spinnen haben sogleich beim Auskriechen aus den Eyern, ihre völlige Ge-

stalt, und verändern sich nie mehr, ausser daß sie nach und nach grösser werden. Die Asseln oder Kellerwürmer aber, und wie man glaubt, auch die Erdflöhe, Baumwanzen und Wasserwanzen, bringen ihre Jungen gleich lebendig auf die Welt, die sogleich ganz ihren Aeltern ähnlich sehen.

Aber die Fliegen, Käfer und Schmetterlinge werden doch nach und nach auch größer, wie die Spinnen? Und aus den kleinen Brachkäfern werden vermuthlich in etlichen Wochen Maykäfer; und aus den kleinen Fliegen große? Nimmermehr, Kinder. Jedes Insekt bleibt so, wie es aus seiner Puppe gekommen ist, bis an seinen Tod unverändert. Nie wird also aus einem kleinen Käfer ein grosser Käfer, wie aus dem Kalbe eine Kuh oder ein Ochse wird.

In wie viel Haufen theilt man denn die gesammten Insekten ein, lieber Herr..? Euch Kinder kann ich antworten, in drei Haufen: Erstlich in vierflügelige, wie die Käfer, Wasserjungfern, Wanzen, Papilions und Bienen; Zweytens in zweiflüglige, wie die Fliegen und Mücken; Drittens in ungeflügelte, wie die Spinnen, Läuse, Flöhe und Krebse.

Großen Leuten aber würde ich auf die Frage: Wie viel gibt es Haufen oder Ordnungen von Insekten? antworten: sieben. Die 1ste Ordnung hat ganze Flügeldecken, wie die Käfer; die 2te hat halbe Flügeldecken, wie die Wanzen; die 3te hat mit Schuppen bedeckte Flügel, wie die Schmetterlinge; die 4te hat nezförmige Flügeln wie die Wasserjungfern; die 5te hat Flügel mit Adern, wie die Bienen; die 6te hat zwey Flügel, wie

die Fliegen, und die 7te Ordnung hat gar keine Flügel, wie die Spinnen, Läuse, Flöhe und Krebse *).

Ach, wie begierig bin ich doch auf die Beschreibung der Insekten! — Ich auch, lieber Herr... Ich will in Zukunft manchen Käfer fangen und einsperren. — Gut. Aber doch nicht den nächsten den besten? O ja, kleine und große, schöne und häßliche, stinkende und — kurz, so wie ichs kriegen kann; denn Käfer gibt es ja genug.

Da hat er recht, mein Sohn, Käfer gibt es wirklich den ganzen Sommer über, und noch bis an den Winter hin in Menge; aber wird ihm auch jede Sorte, die er haben will, sogleich vor seine Augen hinfliegen, und sich von ihm fangen lassen?

O, das verlange ich nicht! Ich will sie schon aufsuchen und finden. Ein Käfer hält sich da auf, der andere dort. Einer kömmt im Frühling, der andere im Sommer, der —

Genug fürs erste. — Um guter Ordnung willen, will ich euch nun kurz etwas von den Käfern überhaupt erzählen, und sodann noch die merkwürdigsten Käfer selbst beschreiben.

*) Reich heißt lateinisch regnum; Pflanzenreich regnum vegetabile; Thierreich regnum animale; Steinreich regnum minerale; Klasse classis; Ordnung ordo; Geschlecht genus; Sorte oder Art species. — Insekten insecta; Klasse der Insekten classis insectorum; Ordnung der Insekten ordines insectorum. 1) Coleoptera Insekten mit Flügeldecken. 2) Hemiptera mit halben Flügeldecken. 3) Lepidoptera mit 4 mit Schuppen bedeckten Flügeldecken. 4) Neuroptera mit 4 nezförmigen Flügeln. 5) Hymenoptera Insekten mit aderichten Flügeln. 6) Diptera mit zwey Flügeln. 7) Aptera ohne Flügeln.

A propos! Wollen wir die Geschichte der Insekten nach drey, oder nach sieben Ordnungen durchgehen? O, nach sieben! Gut, und also reden wir in der Ersten Ordnung von den

Käfern,

oder denjenigen Insekten, die zwey dünne durchsichtige, mit zwey hornartigen Decken versehene Flügel, und 6 Füße haben, und aus Larven entstehen, die an der Brust 6 Füße haben, — doch ist unter den sogenannten Holzböcken die Larve ohne Füsse, und also eine Made, — den größten Theil ihres Lebens in der Erde, oder im Mist, oder in Holz, oder im Wasser, oder auf Blättern zubringen; sich von Blättern, Wurzeln, faulem Holz, todten Mäusen, Ratten, Schlangen, Eidechsen, Fröschen und Kröten, und andern Dingen nähren, vom Ey an bis zum Käfer etliche Monat, ja ein, zwey, drey, vier bis fünf Jahre in der Erde, oder in der Gerberlohe, oder im Mist leben, sich etlichemal häuten, des Winters tief in die Erde verkriechen, damit sie vom Frost keinen Schaden leiden, und hier so lange ohne Nahrung liegen bleiben, bis sie von der Frühlingswärme wieder in die Höhe zum Fressen gelokt werden.

Und so machen es die Larven alle Jahr, bis sie sich endlich im Herbst in eine ausgehöhlte Erdscholle, oder in eine Mistpille, oder in Laub, oder in Holz einschliessen, und sodann Puppen, und endlich im Frühjahr Käfer werden, und so nach und nach aus ihren Löchern hervor kommen, davon fliegen, sich begatten, Eyer legen und dann sterben, oder von Vögeln ꝛc. gefressen werden.

Und weil sie an allem kiesen oder nagen, gab man

ihnen den Namen Kiefer oder Käfer. Wie lange leben die Käfer? Einige leben nur Einen oder höchstens zwey Monate, und werden deswegen Monatskäfer genannt. Der Juliuskäfer ist ein Monatskäfer, und hat seinen Namen vom Monat Julius, darin er gewöhnlich lebt; so auch der Junius- oder Brachkäfer, weil er im Brachmonat lebt und herum fliegt. Andere Käfer leben vom Frühlinge bis in den Herbst: ja einige leben wohl gar zwey, drey und noch mehrere Jahre, wie die Maykäfer, Roß- und Goldkäfer ꝛc.

Einige Käfer haben ein Horn; andere haben zwey; und noch andere haben gar drey Hörner. Andere dagegen haben gar keine Hörner. Und bey vielen haben auch nur die Männchen welche, oder es sind die Hörner der Weibchen doch merklich kleiner, wie ihr vermuthlich schon bey den Hirschkäfern werdet gesehen haben.

Einerley Farbe haben die Käfer auch nicht. Es gibt schwarze und braune; blaue und grüne; gelbe, rothe und scheckige.

Auch an Grösse sind die Käfer sehr von einander unterschieden. Es gibt welche, die nicht größer sind, als ein kleiner Stecknadelkopf, wie die kleinen Blattkäfer oder so genannte Erdflöhe; aber auch welche, die so groß sind, als ein Sperling, wie der amerikanische Hornkäfer oder Elephantenkäfer.

Gibt es viele Sorten von Käfern, lieber Herr..? O ja, Kinder, mehr als achthunderterley. Ach, das sind erstaunlich viel! Nun wie machen wir es denn, daß wir ausser unsern May- und Goldkäfern, Schrötern, Mist- und Roßkäfern noch mehrere Geschlechter und Sorten kennen lernen? Ihr müsset sie allmählich aufsuchen,

und so lange einsperren, bis euch jemand sagt, wie sie heissen. Fürs erste aber könnt ihr noch merken, daß man die gesammelte Käferfamilie, um ein Geschlecht und eine Sorte leicht von der andern unterscheiden zu können, auch wegen ihrer Bildung, Farbe, Nahrung und Aufenthalt in Kolbenkäfer, Speckkäfer, Hirschkäfer, Todtengräber, Schildkäfer, Blattkäfer, Springkäfer, Rüsselkäfer, Holzkäfer, Wasserkäfer und Schwimmkäfer ꝛc. eintheilt. — Die Maykäfer, zum Beyspiel, gehören zu den Kolbenkäfern oder Scarabäen.

Nun, Kinder, wie sehen denn eure lieben

Maikäfer

aus? Könnt ihr sie mir beschreiben? O ja! Sie haben oben zwey hornartige braunrothe Flügeldecken, und darunter zwei Pergament-ähnlich dünne Flügel, einen schwarzen, mit weissen Strichen und Seitenflecken versehenen Unterleib, sechs Füße, zwey Fühlhörner, bald grüne, bald rothe, bald schwarze Halsschilde; an den Füßen Zacken zum Graben; und kommen im Mai zuweilen auch früher oder später, je nachdem die Luft wärmer oder kälter ist, aus der Erde hervor, worin sie — sie — soll ich helfen? worin sie 5 Jahre lang als Larven, die man Engerlinge nennt, gelegen, und sich von den Wurzeln verschiedener Pflanzen genährt haben, fliegen hin und her, fressen allerhand Laub, paaren sich, und bleiben dabey lange an einander hängen.

Das Weibchen kriecht nach der Paarung, ungefähr eine Spanne tief, in die Erde, und legt ihre hellgelben länglich runden Eyer darein, kriecht wieder heraus, lebt noch etliche Tage, und stirbt.

Oft

Oft bleiben auch ganz fertige Maykäfer noch ein Jahr tief unter der Erden liegen, und kommen erst den nächsten Frühling darauf lebendig aus der Erde hervor. — Und einige andere Maykäfer, die schon Einmal im May herum geflogen sind, verstecken sich zuweilen durch einen Winterschlaf in die Erde, und kommen den nächsten May wieder lebendig hervor, fliegen herum, und machen sich noch einmal lustig *).

Im May also, auch wohl später, aber selten früher, weil sie die Kälte scheuen, kommen die Maykäfer aus der Erde heraus, sitzen und hängen den Tag über auf Bäumen und Gesträuchen hin und wieder ganz ruhig, des Abends aber, wenn es etwas kühle geworden ist, — denn sie können grosse Hitze eben so wenig, als grosse Kälte vertragen, — schwärmen sie schaarenweise um Obstbäume, Hecken und Gebüsche und um andere Gewächse herum. Und ihr springet ihnen nach, und erhaschet sie. Nicht wahr, Kinder?

Ey könnt ihr auch Männchen und Weibchen von einander unterscheiden? O ja! Die Männchen haben breitere und längere Blätter an ihren Fühlhörnern, als die Weibchen. Die Männchen haben sieben, und die Weibchen nur sechs Blätter. Und diese Blätter können

*) Ein Maykäfer kann also 2 Jahre alt werden. Ob er aber gar 3 Frühlinge nach einander im May herum fliegen, und sich also 2 Sommer, 2 Herbste und 2 Winter hinter einander lebendig zeigen könne, zweifle ich. Mir ists wenigstens noch nie geglükt, einen so lange lebendig zu erhalten. — Daß sich auch die Einhornkäfer einen Winter über versteken können, weiß ich aus der Erfahrung.

die Maykäfer wie einen Fächer ausbreiten und zusammen ziehen. Richtig, so ists.

Nun so sehet jezt eure Kupfertafeln an, ob ihr nicht Maykäfer darauf findet. — Ach hier, auf der 8ten Tafel sind sie! Käfer, Larven und Eyer, alle bei einander. Figur 39 ist ein Männchen; Figur 38 ein Weibchen, das so eben aus der Erde kriecht; Figur 36 sind Eyer; Figur 35 eine kleine, und Figur 37 eine große Maykäfer-Larve oder ein Engerling; und Figur 40 ist vermuthlich das Loch, woraus das Männchen gekrochen? Richtig, liebe Kinder! Ihr habt alles errathen. — Verschiedene Vögel suchen die Maykäfer auf, und füttern ihre Jungen damit. Auch die Haushühner, und vorzüglich die Puter oder wälschen Hühner, fressen die Maykäfer gern.

Nun suchet auf eben dieser Kupferplatte den

Brachkäfer

oder Juniuskäfer, der mit dem Maykäfer viele Aehnlichkeit hat. —Hier oben ist er, bey Figur 7. Er ist kleiner, als der Maykäfer, sieht blaßbraun aus, hat an seinen Fühlhörnern keine Blätter, wie die Maykäfer, sondern nur kleine Kölblein, sizt auf kleinen Bäumen oder Gebüschen, fliegt gewöhnlich nur den Tag über, doch zuweilen auch noch des Abends eine Zeitlang herum, und schadet den Gebüschen. Er hat sechs sehr haarige Füße, davon immer ein Paar länger ist, als das andere.

Der unvergleichlich schöne, grüne, glänzende

Goldkäfer

oder Rosenkäfer hat keine gewisse Zeit, wenn er aus der Erde, hohlen Baumstämmen und Ameisenhaufen, wo

sich seine Larve, die sich von faulem Holz und Ameisenpuppen nährt, sehr gern aufhält, hervor kommt. Er ist fast so groß, als ein Maykäfer, und hält sich am liebsten auf der weissen Hollunderblüthe, auf Syringen, Narcissen, Lilien und Rosenstöcken auf. Siehe Tafel 7 Figur 33.

Mit Obst und angefeuchtetem Brod kann man einen Goldkäfer zwei bis drei Jahre lang lebendig erhalten. Ach, das ist allerliebst! Nicht auch so die Maykäfer? Nein. O Schade! — Daß ihr Kinder doch die Maykäfer so lieb habt!

Aber die Goldkäfer sind ja weit schöner? Das sind sie wohl, sie laufen und fliegen aber nicht so gern, wie unsre Maykäfer, denen wir ein Liedchen vorsingen, und dann fliegen sie, und wir springen mit ihnen herum, und freuen uns. Die Goldkäfer aber laufen und fliegen nicht, wir mögen sie kizeln, oder ihnen etwas vorsingen; ja sobald wir sie an einem Fuß berühren und anknüpfen wollen, ziehen sie Kopf und Füsse zusammen, und stellen sich todt.

Habt ihr auch schon einen lebendigen

Nashornkäfer

gesehen? Nein, keinen lebendigen und keinen todten, auch keinen abgebildeten. Nun so sehet indessen, bis ihr einen lebendigen bekommt, den an, der in eurem Buche, Tafel 8 Figur 31 abgebildet ist.

Ach, so sehen diese Käfer aus! Sie sind ja zwei bis drei Mal größer, als ein Maykäfer? Wo halten sie sich wohl auf? In allerhand faulem Holz, vorzüglich aber in alten hohlen Eichen, und in Gerberlohe von Eichenrinden.

Man nennt sie deßwegen Einhornkäfer, weil sie ein Horn an der Nase oder auf dem Kopfe haben, und also dem großen vierfüßigen Thier ähnlich sehen, das ein Horn auf der Nase hat, und deßwegen Naßhorn oder Rhinoceros genannt wird.

Diese Nashornkäfer können sich auch, wie die Maykäfer, den Winter über in faulem Holz, oder sonst wo in einen Schlupfwinkel verstecken, und dann im folgenden Frühling wieder lebendig hervorkommen, und zu ihren neuangekommenen Kameraden fliegen.

So weiß ich ein Beispiel, daß sich ein Nashornkäfer im Herbst 1777 in einer Stube verlaufen, und hinter ein Brett verstekt hat. Um Weihnachten hörte man immer ein Genage, und niemand wußte, wer es machte; denn Mäuse giebt es in diesem Hause nicht, und ein Grille oder ein Holzbock, oder sonst ein Käfer konnte es auch nicht seyn. Aber siehe, im März 1778 kam unvermuthet der entlaufene Nashornkäfer in derselben Stube hinter einem Brette hervor, und lief ganz flink so lange herum, bis ihn die frohen Kinder zum zweiten male gefangen nahmen. Er wurde bald nachher getödtet, und von einem dieser Kinder, als ein merkwürdiger Deserteur, in seinem kleinen Naturaliencabinet aufgestellt.

Nashornkäfer mit zwey und drey Hörnern gibts bey uns nicht, sondern nur in Amerika, und vorzüglich in Brasilien. Sie sind meist alle sehr groß, und merklich größer, als unsere Hirschkäfer, und haben ihre Hörner theils übereinander, theils neben einander vorwärts gerichtet, und gegen einander gekrümmt, so, daß sie fast

einer Krebsscheere gleichen, und heissen Herkules oder Elephantenkäfer, fliegender Stier u. s. w.

Sodann gibt es auch noch bey uns, und in andern Gegenden von Europa, einen schön glänzend schwarzen gehörnten Einhornkäfer, der fast so groß, als ein Mistkäfer ist, und sich vorzüglich gern im Kuhmist auf den Wiesen und Viehweiden aufhält, und auch seine Eyer in Kuhmistpillen legt, und vergräbt.

Der Roßkäfer

oder Mistkäfer entsteht ebenfalls, wie andere Käfer, aus einer Larve, die höchstens ein Jahr im Mist gelegen, und Mist gefressen hat, siehe Tafel 8 Figur 17.

Es gibt etliche Sorten von Mistkäfern. Einige legen ihre Eyer in Pferde-, Kuh- und Schaafmist hin und her zerstreut; andere hingegen legen sie in zusammengedrückte Pillen von Mist.

Und zu dieser Sorte gehört der große schwarze Mistkäfer, wie der unsrige ist. Es fliegen nämlich diese Käfer gern umher, und setzen und bohren sich unter allen Mist, den das Vieh und vorzüglich das Pferd, auf den Straßen fallen läßt. Und daher kommt es auch, daß man sie Roßkäfer nennt, weil man sie sehr häufig in Pferdemist oder Roßmist auf Fuhrwegen und Landstraßen antrifft.

Wo so ein Käfer nun einmal sizt, da gräbt er ein Loch in die Erde, knetet mit Maul und Füßen ein wenig Mist in ein Klümpchen oder Pillchen zusammen, trägt es in sein gemachtes Loch, legt ein Ey darauf, deckt es noch mit etwas Mist zu, und fliegt weiter.

Und so macht er es wohl an zehn und mehrern Orten.

Nach etlichen Tagen wird ein solches Ey lebendig, und die Larve frißt nun den Mist, welchen ihre Mutter für sie hingelegt hat, nach und nach, und bis aufs Frühjahr völlig auf, und wird jezt, nachdem sie sich viermal gehäutet, und endlich verpuppt, zum Käfer.

Holzböcke,

liebe Kinder, heißt man diejenigen Käfer, die mit ihrem scharfen Zangengebis grünes und trockenes Holz, Aeste und Zweige, ja gar hölzerne Geräthschaften durchbohren, und ihre Eyer hineinlegen. Aus diesen Eyern werden fußlose Maden, die das Holz gewaltig durchlöchern, sich endlich aber verpuppen und als Käfer davon fliegen.

Und warum nennt man sie denn Holzböcke? Weil sie gern stoßen und bohren, und ihre langen Fühlhörner fast eben so gebogen tragen, wie die Ziegenböcke. Es gibt eine Menge kleine und große Holzböcke. Einen kleinen könnt ihr auf der 10ten Tafel bey Figur 6, und einen viel größern auf der 8ten Tafel bey Figur 30 sehen. Sie sehen schwarz, gelb und braunfleckig aus, und haben allesamt ein zähes Leben, daß sie, wie ihr wisset, vier bis sechs Wochen ohne Nahrung, an eine Nadel gespießt lebendig bleiben können.

Unser kleiner Holzbock, Tafel 10 Figur 6, legt seine Eyer auf die Haselnußstauden, und zwar jedes Ey einzeln, oben an die Spitzen der Zweige, oder in die Augen derselben. Wenn nun aus dem Ey eine Made wird, so frißt sie so lange in dem Mark des Zweiges fort, bis sie ausgewachsen ist, nun zur Puppe werden, und nach etlichen Tagen als Käfer davon fliegen kann. Und weil sie das Mark oder den Kern aus dem Zweig

weggefressen hat, kann er nicht mehr wachsen, sondern muß verderben.

Sehet ein Mahl euren Haselnußstrauch auf der 10ten Tafel Figur 5 recht an, ob nicht eine solche Made von diesem Käfer mitten in einem Zweige stekt? Doch ja, hier bey Figur 7 stekt eine.

Auch hängen Haselnüsse an diesem Strauch. Sehet ihr sie? O ja, hier oben sind zwey, und hier unten bey dem Eichhörnchen eine. Was, Eichhörnchen? Das ist ja eine Maus, eine Eichelmauß, die auf Nußbäume steigt, und Nüße frißt. Unten erzähle ich euch vieles von diesen kleinen artigen Mäuschen. Auch von der großen Haselmaus kommt unten vieles vor.

Kinder, knacket ihr auch gern Haselnüsse auf? O ja, sehr gern! Also werdet ihr auch schon oft, statt der Kerne, dicke Larven darin gefunden haben? Sie haben recht, schon oft. Wie kamen sie denn wohl hinein? Eine gewisse Art Rüsselkäfer, die man

Haselnußkäfer

nennt, — siehe Tafel 8 Figur 41. — bohrt im Monat August, und zuweilen auch noch später, in die noch grünen weichen gemeinen wilden Haselnüsse, in die rothen und weissen Lamberts- oder Bartnüsse, und in die grossen runden Haselnüsse, ein Loch, und legt ein Ey hinein, aus dem ungefähr in vierzehn Tagen eine Larve wird, die den Kern nach und nach aufzehrt, und wenn sie fast oder ganz damit fertig ist, sich durchbohrt, im Herbst in die Erde kriecht, sich daselbst verpuppt, und den nächsten Sommer darauf zum Käfer wird.

Kommen die Larven in den Aepfeln, Birnen und

Zwetschgen auch von Käfern her? Nein, diese kommen von Schmetterlingen, und von Fliegen her, die — doch davon weiter unten.

Wovon nun noch, liebe Kinder? Von den Springkäfern, Schrötern oder Mäusebegrabern? O, lieber Herr... von allen dreien noch kennt ihr sie etwa schon? O ja, die Springkäfer und die Schröter kennen wir schon, aber die Mäusebegraber noch nicht. Gut, so sollt ihr sie nun bald sehen, und sogar dabey seyn, wenn sie eine Maus oder sonst ein todtes Thierchen begraben. Ist es ihr Ernst, lieber Herr... Ja, gewiß! Ich gebe euch meine Hand darauf.

Die Springkäfer

oder Schmiede sind lange schmale Käferchen, und deßwegen merkwürdig, weil sie sich in die Höhe schnellen können, wenn sie auf den Rücken gelegt worden sind. Und dieß können sie durch Hülfe eines Stachels thun, den sie vorn an der Brust sizen haben, und der in eine Rinne am Bauche paßt, aus derer beim Aufschnellen mit Gewalt heraus schnappt, und das Käferchen in die Höhe wirft.

Der Hirschschröter

Feuerschröter oder Hirschkäfer entsteht aus einer Larve, die sechs Jahre lang faules Eichenholz fressen, und sich dann verpuppen muß, ehe sie zum Käfer werden kann. Ist er einmal Käfer, so geht es ihm, wie allen seinen Vettern; er schwärmt etliche Tage herum, begattet sich, legt Eyer und stirbt.

Wo halten sich denn die Schröter auf, daß man sie fast nie sieht? In Eichenwäldern, und sonst nirgends;

und zwar nur in den zwey Monaten Junius und Julius. Sie leben und sterben in den Eichenwäldern. Fressen sie vielleicht Eichenblätter? Ja, oder sie saugen vielmehr einen Saft aus denselben heraus. Wenn ihr ihnen aber Honig gebt, so laufen sie euch, wie die Hündchen nach. Ach, das wollen wir thun, so bald wir welche haben.

Nehmet euch aber in Acht, daß sie nicht eure Finger zwischen ihre Zangen und Kneipzangen bringen, und aus eurer Freude ein Weinen wird, denn sie haben gefährliche Hörner mit Zinken und Zähnen, und können jämmerlich damit klemmen oder drücken.

Wie gefällt euch denn der, auf unserer 7ten Tafel Figur 28 abgebildete Schröter? Sehr wohl. Ja ja, so sehen sie aus! Ists ein Männchen oder ein Weibchen? Ein Männchen. Die Weibchen sind viel kleiner, und haben lange keine so große Hörner, wie die Männchen.

Diese Käfer haben allerhand Namen. Man nennt sie Schröter oder Klemmer, und weil sie vorzüglich die Pferde gern klemmen, auch Pferdeklemmer oder Pferdekneifer; ferner Hirschkäfer oder fliegende Hirsche, wegen der Aehnlichkeit ihrer Hörner, mit den Hörnern oder Geweihen eines Hirsches; und denn noch Feuerschröter oder Börner, weil einige alberne Leute glauben, sie greifen glühende Kohlen, und anderes Feuer an, und tragen sie von einem Ort zum andern, und börnten oder brennten damit etwas an. Und Schröter nennt man sie deßwegen, weil sie mit ihrem harten zangenförmigen Gebis, ihre Speisen leicht schroten oder zermahlen können.

Jeder Feuerschröter hat mitten zwischen den Hör-

nern sein Maul, das an den vier gelben Federbürsten, welche die Zungen, oder den Saugrüssel vorstellen, zu erkennen ist. Dicht neben diesen Federbürsten stehen zwey kleine, und neben diesen zwey größere so genannte Freßspitzen. Und ausserhalb den Hörnern, dicht über den Augen, hat er seine langen vielblätterigen Fühlhörner. Die Flügeldecken der Schröter sind meistentheils hellbraun, und zuweilen auch dunkelroth.

Die Johanniswürmchen

sind kleine niedliche Käferchen, und wegen des blaulichen Scheines, den sie bey heitern Sommerabenden von sich geben, sehr beliebt und merkwürdig. Das Männchen hat Fliegel, das Weibchen aber nicht. Das Weibchen sieht braun aus, und ist nicht völlig so groß, als ein Marienkäferchen. Sein Körper besteht aus zehn Ringen, davon die drey hintersten, welche gelblich sind, im Dunkeln einen Schein von sich geben. Das Männchen ist merklich kleiner, als das Weibchen, und fast ganz schwarz, und leuchtet des Nachts auch ein wenig. — Johanniswürmchen heißt man diese artigen Thierchen deßwegen, weil sie sich gewöhnlich um Johannis unter Rosenstöcken und Wachholdersträuchen sehr häufig sehen lassen *). Nun

*) Maykäfer scarabaeus melolontha; Brachkäfer scarabaeus solsticialis; Goldkäfer scarabaeus auratus; Nashornkäfer scarabaeus nasicornis; Roßkäfer scarabaeus stercorarius; — Holzbock cerambix; Haselnußkäfer curculio nucum; Springkäfer elater; Hirschschröter lucanus cervus; Johanniswürmchen lampyris.

Todtengräber

oder wie wir dich vorhin genannt haben, Mäusegräber, wo stammst denn du her? Und wo wohnst du? Ich stamme von Käfern her, die eben so aussehen, wie ich, und die auch, wie ich, sechs bis acht Wochen lang als Larven unter der Erde bey einer todten Maus oder Kröte, oder bey einem todten Frosch oder Maulwurf gelegen, und sich an ihrem Fleisch satt gefressen haben.

So? Du liebst also stinkendes Fleisch? Wie findest du es aber? Ich fliege so lange hin und her, bis ich welches entdecke; und weil ich einen sehr guten Geruch habe, finde ich immer bald etwas. Warum begräbst du aber deinen Fraß? Das thue ich mehr um meiner Kinder, als um meinetwillen; denn ich lege meine Eyer darauf, aus denen nach etlichen Tagen Larven werden, die gleich etwas zu fressen haben müssen, denn wir Todtengräber können sonst nichts fressen, als Fleisch. Ließen wir nun die Mäuse bloß auf der Erde liegen, so würden sie vertroknen, oder von einer Katze, oder von irgend einem Raubvogel aufgeschmaußt werden, und dann wäre es um unsere Kinder geschehen.

Wie kannst du aber, als ein so kleines Thierchen, eine Maus, oder gar einen Maulwurf, der doch wenigstens hundert Mahl größer und schwerer ist als du, von der Stelle bringen und begraben? Ich allein kann es freilich nicht. Meine Kammeraden helfen mir. Wenn wir nur unser zwey sind, so geht es freilich etwas langsam dabey her; sind aber unser drey, vier oder fünf beisammen, o, so muß der Maulwurf, und auch wohl noch ein größeres Thier, in zwey, oder höchstens in

vier Stunden, schon so gut in der Erde stecken, daß man es kaum merkt, wo wir es hingelegt haben.

Und damit unsere Arbeit gut und geschwind von statten gehe, durchsuchen wir erst die Stelle sehr genau, wo die Maus liegt, und wo wir sie hinbegraben wollen. Ist die Erde locker und tief genug, so fangen wir das Graben gleich an; ist die Erde aber steinig, oder nicht tief genug, so schleppen wir unsern Todten so weit fort, bis wir eine bequeme Stelle gefunden haben.

Und das könnt ihr, kleine Käferchen? Wie macht ihr es denn? Wir ziehen und drücken von unten auf, und von hinten und vornen. Und wenn sodann alles vorbey ist, und wir unsere Beerdigung geendigt haben, so begatten wir uns, legen Eyer und sterben. — Siehe Tafel 4 Figur 16.

Kinder, dieß ist alles richtig. Gerade so machen es die Todtengräber. Ich sahe ihnen schon oft mit viel Vergnügen zu. Und ihr sollt sie nun auch bald sehen, wenn ihr Lust dazu habt. Vom May an bis in den August könnt ihr auf sie lauren. Ihr leget ihnen in eurem Gärtchen, oder sonst wo eine todte Maus, oder einen Frosch, oder einen Maulwurf hin. Ich wette, nach zwey, drei oder vier Tagen stellen sich die Herren Todtengräber zur Beerdigung derselben ein. Und zieht man ihnen ihren Todten wieder aus dem Grabe heraus, so schreiten sie plözlich zur zweyten Begräbniß.

Ist ihnen aber ein Thier zu groß, wie z. B. eine Katze oder eine Schlange, so begraben sie nur so viel davon, als ihre künftige Brut zur Nahrung nöthig hat und lassen das Uebrige bloß und unbedeckt auf der Erde liegen. Zwanzig bis dreyßig junge oder neue

Todtengräber kommen gewöhnlich aus einem solchen Grab oder Nest hervor.

Sehet zu, liebe Kinder, ob auf eurer 4ten Kupfertafel nicht das artige, euch so sehr liebe rothe, und mit schwarzen Punkten bezeichnete

Marienkäferchen

abgezeichnet ist? Doch ja, hier ist eins, bey der 18ten Nummer. Ach, das allerliebste Marienkäferchen. Es ist uns Kindern, wegen seiner schönen Farbe, und weil es fromm ist, schon lange sehr lieb und werth gewesen. Weil es aber auch Gotteskühlein, Gottesschäflein, Gotteslämmlein genannt wird, sind wir ihm vor allen andern Thierchen vorzüglich gut. Und das verdient es auch, liebe Kinder; denn es schadet uns gar nicht, ja es nüzt uns vielmehr, weil es die schädlichen Blattläuse wegfrißt.

Nun noch ein paar Worte vom Speckkäfer, Ohrwurm, Bücherwurm und der spanischen Fliege; und dann erzähle ich euch die Geschichte der Wasserkäfer.

Den Speckkäfer,

der ganz schwarz ist, und auf der 8ten Tafel Figur 32 abgebildet steht, kennet ihr schon, wie ich glaube. Nicht wahr, er hat die sonderbare Gewohnheit, daß er sich todt stellt, sobald man ihn auch nur ein wenig anrührt, und sich lieber seine Fühlhörner, und einen Fuß um den andern aus dem Leibe reissen, und sich stechen und brennen läßt, ehe er sich rührt.

Ob er sich todt stellt, oder in eine Art von Unmacht fällt, wenn man ihn so martert, ist nicht bekannt. Aber so viel weiß man aus der Erfahrung gewiß, daß er nicht

stirbt, sondern unvermuthet davon läuft, wenn man ihn etliche Augenblicke ruhig liegen läßt, und er noch Füße hat. Hat man ihm aber seine Füße halb oder ganz abgerissen, so fliegt er davon.

O ja, wir können diesen Speck- Fleisch- und Mehldieb ganz gut. Er kriecht und bohrt sich durch allerhand List in die Speisekammern, und frißt und beschmeißt trockenen Speck, Fleisch und Mehl, und alles, was darin hängt und liegt.

Ihr habt recht, Kinder, die Speckkäfer sind den Speisekammern sehr gefährliche Gäste. Sie und ihre Larven können in etlichen Tagen ein grosses Stück Speck, Unschlitt oder Talk auffressen. Und wenn sie groß und satt genug sind, verkriechen sie sich in die Winkel oder Holzritzen der Kammern, und werden darin zu Käfern.

Es gibt allerhand kleine und große, schwarze, braune und graue Speckkäfer. Auf der 10ten Tafel Figur 25 ist der sehr bekannte schwarze mitten auf dem Rücken graue, und schwarzpunktirte Speckkäfer, der sich allenthalben hinschleicht, wo fette Sachen sind, abgebildet. Seine Larve ist im Stande, die dicksten Häute todter Thiere, Pelze und Bücherdecken, ja selbst halbe Bücher zu durchlöchern, ist auch den Naturaliensammlungen sehr schädlich.

Der Ohrwurm

mit den zwei Schwanzgabeln, der deswegen so sehr verrufen ist, weil er den Leuten in die Ohren laufen soll, wird euch doch schon bekannt seyn? — Siehe Tafel 7 Figur 29. — O ja! Nicht wahr, er hält sich in verschiedenen Früchten und Blumen, und besonders häufig in den Sonnenblumen auf? Seine Eyer aber legt er in

Baumrinden, und zwischen Steine in die Erde ꝛc. und kommt gleich so aus dem Ey, wie er in seinem Alter ist, und bekommt erst nach der vierten Häutung Flügel und fliegt als ein Käfer davon.

Kriecht er denn wirklich den Menschen in die Ohren? O nein, es ist ein bloßes Mährchen, und nur eine Meynung der Unwissenden. Denn er sowohl, als alle übrigen Insekten, können das Ohrenfett schlechterdings nicht vertragen. Der gemeine Mann gab also diesem Käfer gewiß nur deßwegen den Namen Ohrwurm, weil vermuthlich einst einer Jemand von ungefähr ins Ohr gekommen ist.

Auch von den verhaßten Bohrkäfern, die trockene Pflanzen und Kräuter, Insekten, Vögel, Fische und Bücher, und viele andere Dinge durchbohren und zerfressen, und ihre Eyer darein legen, werden euch gewiß einige bekannt seyn? O ja, wer sollte diese schlimmen Vettern nicht kennen, da sie fast alles in den Häusern durchbohren und zerfressen? — Nicht wahr, der sogenannte

Kräuterdieb

ist einer davon? Richtig, und zwar einer der schlimmsten. Nichts ist vor ihm sicher. Wo er hinkommt, zernagt und zerfrißt er alles. Den Insektensammlungen, Büchern und Urkunden aber ist er am gefährlichsten. — Tafel 12 Figur 17 ist einer etwas vergrößert abgebildet, denn gewöhnlich sind sie, wie ihr wisset, nur so groß, als eine Laus.*)

*) Auch der Dermestes Lardarius oder Speckkäfer; der Dermestes Pellio oder Kirschner; der Termes Pulsatorium oder Bücherlaus; und der Phalangium Concroides oder Bücherscorpion sind den Büchern und Urkunden, mehr aber den

Sind die kleinen Maden, welche die Pelzwerke so sehr zernagen, auch Käfer? nein, sie sind eine Art Schmetterlinge, davon ich euch weiter unten etwas erzählen werde.

Die spanische Fliege

ist auch ein Käfer, ein recht sehr schöner, länglich runder Käfer. Wie sieht er aus? Schön grün, und glänzt wie Gold. Und wo hält er sich auf? In Deutschland, Spanien, Frankreich und Holland ꝛc. und zwar vorzüglich gern auf Hollunderbäumen. — Warum nennt man ihn aber Fliege, und zwar eine spanische Fliege, da er doch ein Käfer ist? Vermuthlich deßwegen, weil er einer Fliege viel ähnlich sieht, fliegen kann, und in Spanien häufig gefunden wird, und ehedem allein aus Spanien zu uns gebracht worden ist.

Man troknet und zerstößt diese Art Käfer oder so genannte spanische Fliegen in den Apothecken zu Pulver, vermischt sie mit Fett und Oel, und macht eine Pflaster davon, welches Blasen ziehet, und Vesicatorium genannt wird.

Kleidern und dem Fleisch, und vielen andern Dingen schädlich. Von allen diesen Schelmen, und vorzüglich von den zwey Erzbösewichtern dem Ptinus Fur oder Kräuterdieb, und dem Dermestes Paniceus oder Brodkäfer handelt ganz ausführlich die Abhandlung von den, den Urkunden und Büchern in Archiven und Bibliotheken schädlichen Insekten, die 1774 als eine Preisschrift, bey der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen das Accessit erhalten hat, und im Hannöverschen Magazin vom Jahr 1775 im zwölften bis vierzehnten Stück abgedruckt worden ist — Auch der Byrrhus Museorum oder Wollenkäfer, der in Pelzwerken und ausgestopften Thieren nistet, ist den Naturaliensammlungen sehr schädlich.

wird. Im gemeinen Leben sagt man daher auch; man hat dem und dem eine spanische Fliege oder ein Visicatorium gesezt. Dieses Pflaster zieht üble Feuchtigkeiten aus dem Körper weg.

Das kleine Käferchen, auf der 7ten Tafel Figur 36 ist ein

Schildkäferchen.

Es hat in der Mitte zwei rothe Flecken und hält sich auf Weiden, und auf allerhand Hecken und Gebüschen auf.

Das Käferchen bey Figur 34 auf eben dieser 7ten Tafel sieht blaulich aus, und hält sich auf Weiden auf.

Die Erdflöhe

oder Erdfliegen, die im Frühjahr fast alle hervorsprossende Keime abnagen, das junge Gesäm zerfressen, und sonst noch vielen andern Gewächsen großen Schaden thun, sind auch kleine Käferchen, und gehören zum Geschlecht der Blattkäfer. Es gibt Blattkäfer, die kaum den dritten Theil so groß sind, als eine Floh.

Sie heißen deßwegen Erdflöhe, weil sie meistentheils nur so groß, als Flöhe sind, und so geschwind auf der Erde wegspringen können, daß man sie kaum erhaschen kann.

Und so gibt es noch eine Menge kleine und große Erdkäfer, die ihr in Zukunft aufsuchen könnt, wenn ihr Lust und Zeit dazu habt.

Nicht nur auf dem Lande aber, liebe Kinder, halten sich Käfer auf, welche aus Larven entstehen, die sich in Puppen verwandeln, und nachgehends Käfer werden; sondern es leben dergleichen Insekten auch im Wasser, das sie nur in dem Fall verlassen, bis sie als Käfer

aus einem Wasser ins andere geflogen sind, sich begattet, und ihre Eyer darein gelegt haben.

Es gibt allerhand Sorten von

Wasserkäfern,

kleine und große, schwarze und braune ꝛc. die allesamt platte Köpfe, hervorragende Greifzangen, vier Fühlspizen, und sechs Füsse haben, davon die zwey hintersten viel breiter, auch haarig und länger, als die andern sind, weil sie solche im Schwimmen zum Rudern gebrauchen.

Ein solcher Wasserkäfer von mittelmäßiger Größe ist Tafel 8 Figur 15 abgebildet. Er sieht schwarzgrau aus, und hat auf den Flügeldecken schmale gelbe Streifen, und wird den ganzen Sommer über in Teichen und Weihern, und andern sachte fliessenden, oder völlig stillstehenden Wassern gefunden. Seine Larve schwimmt so lang im Wasser herum, bis die Zeit ihrer Verwandlung da ist; alsdann aber kriecht sie ans Ufer in die Erde, und bleibt darin so lange liegen, bis sie zum Käfer geworden ist, und nun davon fliegen kann.

Unser Käfer ist ein Weibchen. Das Männchen hat ganz glatte, und glänzend schwarzbraune Flügeldecken. Wenn das Weibchen seine Eyer legen will, sucht es sich ein Stückchen Holz, oder ein breites Gras, oder sonst etwas aus, legt seine Eyer darauf, überzieht sie mit braunen zarten Fäden, und läßt sie so schwimmen, bis die jungen Larven auskriechen, und ins Wasser springen können. Sie können sehr schnell schwimmen, und sehr flink untertauchen, und stinken meist alle. Die Wasserkäfer schaden den Fischteichen.

Der Stinkkäfer

oder Prachtkäfer legt seine Eyer in faules und stinkendes Wasser, und wenn die jungen Larven ausgekrochen sind, so bewegen sie sich im Wasser sehr schnell hin und her. Er hat eine ausserordentlich prächtige Goldfarbe, deßwegen brauchen auch die Wilden seine Flügeldecken zum Puze *).

Und sonst gibt es keine Wasserinsekten mehr? O ja noch eine Menge, theils geflügelte, theils ungeflügelte. Kennt ihr denn die langleibigen Wasserjungfern nicht? Nein, wir sahen zwar schon oft so etwas langleibiges schnell bey uns vorbey fliegen, vielleicht waren es Wasserjungfern; aber in der Nähe sahen wir noch keine.

Nun so habt nur noch einige Zeit Geduld. Ihr sollt in Zukunft genug sehen. Eine Abbildung von einer kleinen steht in unserm Buche. Ich zeige sie euch aber erst bey der vierten Ordnung von Insekten, wo von ihnen und ihres Gleichen vieles vorkommen wird.

Die Insekten unsrer zweiten Ordnung haben einen an der Brust niedergedruckten Kopf, und theils Kinnladen, theils Saugrüssel, mehrentheils vier gerade ausgestreckte, oder übers Creuz zusammengefaltete, und zum Theil auch mit halben oder kleinen Flügeldecken bedeckte

*) Todtengräber heißt lateinisch sylva vespillo; Marienkäfer coccinella; Speckkäfer dermestes lardarius; Ohrwurm forficula auricularia; Kräuterdieb ptinus fur; Spanische Fliege meloe vesicatorius; Schildkäfer cassida; Erdfloh chrisomela oleracea; Wasserkäfer dytiscus; Stinkkäfer buprestis.

Flügel. Doch haben einige auch nur zwei Flügel. Und einige Weibchen sind gar ungeflügelt.

Und dieß sind folgende Insekten: die Blattläuse; die Schildläuse; die Wanzen; die Heuschrecken nebst den Grillen oder Heimchen; das wandelnde Blatt; die Laternenträger; die Schaumwürmer und die Schaben.

Nun, liebe Kinder, was macht ihr denn aus den

Blattläusen?

Ihr kennet sie doch wohl schon? O freilich! Wer sollte diese schädlichen Dinge nicht kennen, die in den Gärten alles verderben und aussaugen, wo sie hinkommen. O, wie so manches Rosenknöspchen zerfressen sie nicht alle Jahr! Man kann oft die Rosen vor Blattläusen kaum anrühren. Auch machen sie durch ihr fatales Saugen, daß die Blätter an den Rosenstöcken, an den Johannis- und Stachelbeersträuchen, und an vielen andern Gewächsen sehr verunstaltet, krumm und bläserícht, und gelb und roth werden, und sodann bald abfallen.

Es gibt sehr viele Gattungen von Blattläusen, die alle an Größe und Gestalt den Läusen gleichen, einen kleinen Kopf, einen Saugstachel, zwei Augen und dazwischen zwey Fühlhörner, und sechs Füsse haben, und nach Beschaffenheit der Bäume, Stauden und Gesträuche, worauf sie jung geworden sind, und leben und fressen und sterben, schwarz, grün, gelb, roth, braun und weiß aussehen, und klumpweise, zwey, drey bis vierfach, dicht neben und über einander sizen.

Man nennt die verhaßten Blattläuse auch Mehlthau, weil der gemeine Mann glaubt, sie fallen mit dem Thau aus der Luft herab, und fressen so geschwind darauf

los, daß alles, Blätter und Knospen welk, schwarz und grau werden, und die Pflanzen oft völlig verderben. Daß die Blätter, wo Blattläuse wohnen, gleich krumm werden, kommt daher, weil die Weibchen solche anstechen, und deren Häute von einander theilen, und sodann ihre Eyer dazwischen legen.

Wo kommen denn aber diese schädlichen Thierchen immer so erstaunlich schnell, und in so entsezlich großer Menge her? Sie haben doch wohl keine Flügel, daß sie auf einmal in einer Kameradschaft von etlich hundert tausenden in einen Garten angeflogen kommen können? O ja, Flügel haben die Blattläuse zuweilen wohl, aber nicht immer, es gibt Männchen mit Flügeln und ohne Flügel, und so haben auch die Weibchen zuweilen Flügel, und zuweilen nicht.

Die geflügelten fliegen auch wirklich im Herbst von einer Pflanze zur andern, und suchen die ungeflügelten zur Begattung auf. Allein ihre Menge kommt wohl daher, daß eine Blattlaus den Sommer über innerhalb 14 Tagen drei bis viermal etliche hundert lebendige Junge zur Welt bringt, und eine solche junge Blattlaus etliche Tage nach ihrer Geburt gleich auch wieder Junge gebieret. Und im Herbst legen sie Eyer, damit im Frühjahr gleich wieder junge Blattläuse da sind. Sie häuten sich innerhalb 14 Tagen drei bis viermal, werden dabei immer etwas größer, sterben sodann aber auch bald. Die Männchen sind merklich kleiner, als die Weibchen, und auch lange nicht so häufig.

Nach der Begattung legen also die Weibchen entweder im Herbst Eyer, oder sie bringen im Sommer lebendige Jungen zur Welt. Denn bey ihnen und noch etlichen an-

dern Thieren hat der allweise Gott die Ausnahme gemacht, daß sie bald Eyer legen, bald lebendige Jungen zur Welt bringen können, da es sonst bey allen Thieren Mode ist, entweder Eyer zu legen, oder lebendige Jungen zur Welt zu bringen *). Tafel 8 Figur 6 könnt ihr eine Johannisbeerstrauchlaus abgebildet sehen.

Nützen die Blattläuse denn zu gar nichts? O ja, sie geben einen süßlichen Saft von sich, den die Ameisen, ihre ärgsten Feinde, und die Bienen sehr gern fressen. Auch dienen sie vermuthlich noch mehrern Insekten und Thieren zur Nahrung.

Die Schildläuse sind kleine zweyflügliche Thierchen, davon die Weibchen einen Schild, die Männchen aber einer Fliege ähnlich sehen. — Die merkwürdigste Schildlaus ist die Amerikanische.

Coschenille

oder das sogenannte Purpurwürmchen, davon die schönste rothe Farbe gemacht wird. Sehet, Kinder, dieß

*) Die männlichen Blattläuse werden nur im Herbst jung, und befruchten ihre Weibchen auf den ganzen künftigen Sommer, so, daß diese im Herbst zwar Eyer legen, allein es sizt darin die junge Blattlaus schon völlig reif und fertig. Ist nun der warme Frühling da, und das Laub kaum halb aus den Knospen heraus, so schlupfen diese entsezlichen Nager aus ihrer Hülse hervor, und fressen und nagen hastig darauf los. Die sämmtlichen Blattläuse sind ein wahres Wunder einer ungemeinen Fruchtbarkeit, denn jede weibliche Blattlaus wird von einer einzigen Begattung im Sommer bis ins fünfte Glied befruchtet, und kann also in einem Augenblick eine Aeltermutter von wenigstens 4000 Nachkommen vorstellen.

ist ein solches amerikanisches Coschenillwürmchen! Es ist todt und getrocknet. Sieht es nicht fast gerade so aus, wie die Schildlaus auf der 7ten Tafel bei Figur 26, die auch die deutsche Coschenille oder Johannisblut genannt, und in Europa hier und da, ja selbst in Deutschland an den Wurzeln des Weggrases, und an etlichen andern Pflanzen gefunden, und vorzüglich in Polen zu Scharlach Farbe gebraucht wird?

Die amerikanische Coschenille hingegen wohnt auf mehrern Sorten indianischer Feigen, vorzüglich aber auf dem sonderbaren Feigenbaum, davon oben Seite 25 gesprochen worden ist, an dem ein Blatt aus dem andern, und aus den Blättern die Feigen heraus wachsen, und wird von den Einwohnern alle Jahr zwei bis dreimal gesammelt und getrocknet, und nach den übrigen Theilen der Welt geführt, und davon die Scharlach- oder Purpurfarbe gemacht. — In Spanien zieht man seit einiger Zeit auch solche Coschenillen. Bey Figur 27 sieht die Fliege, die aus dem deutschen Coschenillwürmchen wird. Wahrscheinlich sieht die amerikanische Coschenillfliege auch eben so aus.

Ehedem aber machte man, wie ihr wisset, den Purpur oder die schönste rothe Farbe aus gewissen Schnecken, die man deßwegen Purpurschneken nannte.

Auch aus den Larven der Schildlaus,

Kermes,

die in Spanien und Frankreich aus den Blättern gewisser Eichen, die man Stecheichen nennt, in kleinen rothen Bläschen wohnen, machte man die bekannte schöne rothe Carmoßnfarbe, oder den französischen und venezianischen Scharlach.

Die Wanzen

sind sehr verschieden. Es gibt Bettwanzen und Erd- und Baumwanzen, die fast alle viel Aehnlichkeit mit den Käfern haben, und theils fliegen können, theils nicht. Sie verwandeln sich nicht, sondern kommen alle gleich so auf die Welt, wie sie nachher immer bleiben, ausser daß einige bey der vierten Häutung Flügel bekommen.

Die Bettwanzen sind kleine runde Dinge, die sich in Betten und andern warmen Orten auch in hohlen Bäumen und altem Holz aufhalten, braunroth aussehen, heftig stinken, und ungefähr so groß, als die Wasserlinsen sind. — Siehe Tafel 8 Figur 2.

Des Tages über sizen sie gewöhnlich in den Fugen oder Spalten des Holzes; des Nachts aber, so bald die Betten warm geworden sind, kommen sie hervor, und saugen den Menschen Blut aus, und stechen damit manmal so sehr, daß man aufwacht, und oft gar nicht mehr einschlafen kann. Sie können nicht fliegen *).

Die Erdwanzen halten sich theils in Gärten an Johannis, und Stachelbeersträuchen; theils in Wäldern

*) Wenn man ein paar Hände voll wälsche Nußblätter, oder auch grüne wälsche Nußschalen, in einem halben Maß oder halben Quartier Wasser, eine halbe Stunde kochen läßt, und sie sodann ausdrückt, so bekommt man ein Decoct, durch das man die stinkenden Bettwanzen auf immer loswerden kann, wenn man die Bettstellen, wo sie sizen, damit bestreicht. Auch mit Vitriol, mit Lavandelblättern und Lavandelblüthe kann man sie so ziemlich vertreiben. — Und mit Alaunwasser frisch gelöschter warmer dünner Kalk, tödtet die ganze Wanzenfamilie, Alte, Junge und Eyer mit einander.

an Baumstämmen; theils in Taubenschlägen und andern Winkeln und Löchern auf. Sie sind auch klein und rund, und können zum Theil fliegen — Die Baumwanzen haben eine rindenartige Gestalt und Farbe, und sind deßwegen an den Bäumen sehr schwer zu finden. Alle Wanzen stinken entsezlich.

Die Wasserwanzen

halten sich in stillstehenden Wassern auf, und nähren sich von Mücken und allerhand andern kleinen Insekten. Sie schwimmen meist immer auf dem Rücken, und fangen auch so ihren Fraß. Sie können mit ihrem Saugstachel empfindlich stechen, und legen ihre Eyerchen ins Wasser, worin sie so lange liegen bleiben, bis die Jungen daraus heraus kommen. Siehe Tafel 8 Figur 4.

Die Wasserscorpione

sehen den Wasserwanzen ganz ähnlich. — Siehe Tafel 8 Figur 5. — Weil aber die zwey Vorderfüße viele Aehnlichkeit mit den Vorderfüßen der Erdscorpionen haben, nennt man sie Wasserscorpionen. Ihr Schwanzstachel dient ihnen nicht zum Stechen, sondern zum Athemholen, deßwegen sie ihn oft aus dem Wasser in die Höhe halten.

Die Heuschrecken

und Grillen machen zusammen eine Familie aus, weil sie beide hinten Springfüß haben, sich von Gras, Laub, Getreide, Rinden und Wurzeln nähren; und in der Erde in kleinen Löchern wohnen, auch beider Männchen mit ihren Oberflügeln ein Geschwirr machen.

Die Heuschrecken oder Grashüpfer haben ihren

Namen von Heu und Schrecken. Warum von Heu? Weil sie im Julius, oder zur Zeit der Ernte sehr häufig auf den Wiesen angetroffen werden. Und warum von Schrecken? Weil Schrecken so viel heißt, als schreiten, springen, hüpfen; denn sie springen mit ihren zwei Hinterfüssen über das höchste Gras weg, um ihre Nahrung finden, und ihren Feinden entgehen zu können.

Die sämtlichen Heuschrecken sterben immer noch vor dem Winter; aus den Eyern aber, welche die Weibchen in die Erde gelegt haben, kommen im Frühjahr ohne Verwandlung, gleich vollkommene kleine Heuschrecken hervor, die aber doch noch keine Flügel haben, sondern solche erst bei der vierten Häutung bekommen.

Was ist das wohl für ein Thierchen, liebe Kinder, das auf der 8ten Tafel Figur 8 abgebildet ist? Ach, eine niedliche Heuschrecke. — Die Heuschrecken haben verschiedene Farben und Größen. Doch sehen die meisten grün und röthlich aus.

Schaden sie auch was? Ja, wenn sie sich in allzugroßer Menge versammeln, fressen sie oft Kraut und Gras, und alles auf, was sie vor sich finden. Die Zugheuschrecken, Strich- oder Heerheuschrecken kommen in Ungern, Polen und dem türkischen Reich zuweilen hundert tausendweise an, richten ganze Ernten zu Grunde, und bringen den armen Landmann um den Genuß der Arbeit eines ganzen Jahrs, ja oft verursachen sie sogar allgemeinen Miswachs und Hungersnoth. Allein durch Fleiß und Aufmerksamkeit ist man jezt so weit gekommen, diese Heuschrecken-Landplage zu verhüten. Denn in verschiedenen östreichischen Ländern beschäftigten sich im Jahr 1782 in den Monaten May, Junius und Julius

ganze Regimenter Soldaten, und viele tausend Bauern damit, ihre Eyerchen, die sie in die Erde legen, aufzusuchen, und zu verbrennen. Ueber zweyhundert Metzen solcher Eyerchen fand und verbrannte man damals schon. Fällt euch nicht die Strafe ein, die der liebe Gott ehedem dem König Pharao in Aegypten durch Mosen mit Heuschrecken anthun ließ, weil er die Kinder Israel nicht wegziehen lassen wollte?

Aber auch essen kann man diese Grasfresser, wie wir von Johanne dem Täufer wissen, der sie mit wildem Honig vermischt, wirklich gegessen hat. Und noch jezt ißt man sie an vielen Orten der Welt.

Soll ich euch eine Portion Heuschrecken auftischen, liebe Kinder? Wir danken Ihnen gar sehr dafür. Sie würden bey uns gewiß die Wirkung eines Brechmittels haben. Dank sey es dem lieben Gott, daß er uns bessere und wohlschmeckendere Speisen zu unsrer täglichen Nahrung beschéret hat.

Die Heuschrecken zanken sich zuweilen so sehr mit einander, daß sie sich zerstümmeln und tödten, und die überwundenen hernach auffressen.

Die Grillen

theilt man in Haus- und Feldgrillen ein. — Die Hausgrillen-Heimchen oder Zirsen wohnen gewöhnlich in Küchen, in Brau- und Bakhäusern, in Stuben unter den Oefen, und an andern warmen Orten, und nähren sich daselbst von allerhand Saamenkörnern, von Brod und was sie sonst Freßbares für sich auftreiben können.

Sie sehen braungelb aus, haben zwey lange Fühlhörner, vier kürzere Freßzangen, zwei Schwanzspitzen,

und die Weibchen haben noch dazu in der Mitte einen noch längern Stachel, womit sie ihre Eyer in die Erde legen, und vier Flügel, davon die zwei untern länger, als die obern sind. Siehe Tafel 8 Figur 34.

Und diese zwei Oberflügel schlagen die Männchen an einander, und machen damit gewöhnlich des Nachts ein Getöse und Geschwirr, das manchen Leuten sehr angenehm, manchen aber gänzlich zuwider ist. Ja es gibt sogar so einfältige Leute, welche glauben, daß ein Unglük im Haus entstehe, oder gar Jemand darin sterbe, wenn die Grillen langsam und ängstlich schwirren.

So viel ist richtig, liebe Kinder, wenn die Grillen hastig singen, so regnet es bald. Den Tag über sizen sie gewöhnlich in ihren Löchern verborgen, des Nachts aber gehen sie hervor, um ihre Nahrung zu suchen. Sie sind schwer zu fangen, weil sie ausserordentlich schnell laufen können. Einige Menschen kaufen die Grillen und sperren sie in Bauer, und lassen sich von ihnen eins vorsingen *).

Die Feldgrillen wohnen auf Aeckern und Wiesen, und fressen Graswurzeln, nasses und feuchtes Getreide, und was sie sonst in der Erde antreffen. — Die Grillen trinken gern. Die in den Küchen lecken überall herum; die auf dem Felde aber saugen die Thautröpfchen vom Grase weg.

Eine Sorte von Feldgrillen wird Maulwurfsgrille, Werre oder Erdkrebs genannt, weil ihre zwey vordern

*) Wem die Grillen zuwider sind, der kann sie mit Holunderrauch gänzlich vertreiben. Denn so bald sie diesen Rauch riechen, werden sie ganz betäubt, laufen aus ihren Ritzen hervor und lassen sich mit den Fingern fangen, oder sterben wohl gar davon selbst.

Füße Maulwurfs- und Krebsfüssen ähnlich sehen. Sie lebt und wohnt meist immer unter der Erde, ist etwas größer, als die Hausgrille, sieht braungelb aus, frißt Graswurzeln und Getreide, und thut den Küchengewächsen und der Gerstensatt ungemein vielen Schaden, und lebt vom Auskriechen aus dem Ey an, bis sie Flügel bekommt, fast zwey Jahre.

Und eben so lange lebt auch die dickköpfige schwarzbraune Feldgrille, die sich auf Wiesen an kleinen Anhöhen aufhält, und ihre Gegenwart durch ihren hellen Gesang verräth. Sie grillt oder schwirrt fast Tag und Nacht fort. Die Maulwurfsgrille hingegen fängt ihr Liedchen erst des Abends an. — Verschiedene Vögel, Eidechsen und Maulwürfe fressen die Grillen gern.

Das wandelnde Blatt

oder die Gottesanbeterin ist in Amerika zu Hause, und sieht fast den Heuschrecken ähnlich. Es geht meist immer auf den vier Hinterfüßen, und hält die zwey vordern in die Höhe um damit Mücken und Fliegen fangen zu können. Seinen Namen hat es von der öftern Veränderung seiner Flügel bekommen; denn erst sehen sie wie ein grünes, hernach wie ein verwelktes, und endlich wie ein verdorrtes Weidenblatt aus.

Einfältige Leute ließen sich daher weiß machen, das Thierchen steke, wenn es genug gelebt habe, seine Füße in die Erde und sterbe; nach etlichen Tagen aber bekämen die Füße Wurzeln, und es werde aus dem Thierchen eine grünende Pflanze. — Nicht wahr, Kinder, so etwas zu glauben, ist albern?

Gewiß wahr aber und sehr merkwürdig ist, daß

Die Schaumwürmer

oder Gätschwürmer im May und Junius aus den Weidenblättern eine Menge Saft fangen, und ihn in Gestalt eines dicken weissen Schaumes oder Speichels häufig wieder von sich geben, und auf den Boden fliessen lassen, so, daß man glauben sollte, die Weiden wären mit Schaum über und über begossen worden. Der gemeine Mann nennt diesen Schaum Guckguksspeichel, weil er glaubt, der Guckguck lege ihn hin. Allein das thut der Guckguck nicht, sondern er sucht die unter dem Schaum sitzenden Thierchen auf, und frißt sie.

Die Schaumwürmer sind ungefähr so groß, als eine Mücke, sehen schwarzbraun aus, haben sechs Füße und einen Saugstachel, und bekommen nach der vierten Häutung Flügel; haben sie diese, so fliegen sie fort, begatten sich, legen ihre Eyer in die Erde, und sterben. Und aus der Erde kommen im Frühjahr die Larven hervor, und kriechen auf die Weiden hinauf. Zuweilen sieht man auch auf den Weidenblättern nur hie und da ein Klümpchen von diesem Schaume hängen, und allemal sizt das Thierchen mitten drin.

Und daß es in Asia und Amerika kleine und große, gelb und roth und grün gestreifte, den Heuschrecken ähnliche Thierchen gebe,

Die Leuchtenträger

oder Laternenträger genannt werden, weil ihr Kopf oder richtiger die, auf ihrem Kopf stehende Blase, die bey einigen größer, als eine Haselnuß ist, des Nachts so stark leuchtet, daß sie von den Wilden in Amerika, statt der Leuchten gebraucht werden, wenn sie in dunckeln

Nächten reisen wollen. Sie binden sich deßwegen eine oder zwey solche Blasen an den Fuß, und eine an die Hand, und reisen sodann oft viele Meilen weit, bey dunckelster Nacht fort. Auch lesen und schreiben kann man bey einer solchen Blase.

Auch ein gewisses Käferchen, das man Johanniswürmchen nennt, leuchtet des Nachts. — Siehe Seite 154.

Schwaben

oder Kackerlacken nennt man diejenigen verhaßten und lichtscheuen Thierchen, die fast so groß sind, als die Brachkäfer, dunkelbraun oder röthlichbraun oder weiß aussehen, lange fadenförmige Fühlhörner haben, und sich in dunkeln Speisekammern, Kellern, Bakstuben, Kleiderschränken aufhalten, und daselbst alles zernagen und zerfressen. Auch ihre Larven nagen gern an Kleidern und Schuhen und allerhand Speisen. — Bey den Indianern heissen die Schaben Kakerlaken *).

*) Blattlaus heißt lateinisch aphis; Schildlaus coccus; Coschenille coccus cacti; Kermes coccus ilicis; Wanze cimex; Bettwanze cimex lectularius; Wasserwanze notonecta; Wasserscorpion nepa; Heuschrecke gryllus; Hausgrille gryllus domesticus; Feldgrille grillus campestris; Maulwurfsgrille gryllus gryllotalpa; Wandelndes Blatt mantis religiosa; Schaumwurm cicada spumaria; Leuchterträger fulgora laternaria; Schabe blatta.

In der dritten Ordnung folgt die Geschichte

Der Schmetterlinge,

die allesammt einen harigen Körper, vier ausgespannte mit Schuppen bedekte Flügel, drey Paar Füsse, einen spiralförmig gewundenen oder zusammengerollten Rüssel, zwei lange Fühlhörner, und zwei grosse Augen haben, welche aber aus vielen tausenden kleinern Augen bestehen, Eyer legen und dann sterben.

Schmetterlinge, Zwiefalter, Papilions, Buttervögel habt ihr doch wohl schon genug gesehen, liebe Kinder? O ja, schon viele hundert. Wir haben auch schon manche gefangen, sie Eyer legen sehen, und die daraus gekrochenen Räupchen mit Laub und Kohlblättern groß gezogen. Auch sahen wir, wie sie sich häuteten, sich darauf verpuppten, und endlich als Papilions davon flogen.

So, wisset ihr also schon, wie die Schmetterlinge entstehen? Gut. Ihr habt recht: Erst sind sie Räupchen, die Kohlblätter, Laub und Gras, und eine Menge andere Pflanzen und Kräuter fressen, sich drei bis vier mal häuten, hernach verpuppen, und endlich als herrlich schön geflügelte Thierchen davon fliegen.

Und wie lange steht es denn an, bis aus einer Raupe ein so herrliches Thierchen wird? Die Zeit ist ungleich; einige verwandeln sich früh, andere spät. Einige sind oft schon in etlichen Wochen fertig, andere aber erst in etlichen Monaten; und noch andere liegen sogar zwey Winter und einen Sommer in ihren Puppen verschlossen, und erscheinen erst im zweiten Jahr als Schmetterlinge.

Es gibt sehr viele Sorten von Schmetterlingen; es

gibt

gibt kleine und große; blaue und rothe; gelbe und grüne; bunte, braune und weiße Schmetterlinge.

Ach, wie groß ist nicht das Vergnügen, dergleichen niedliche Thierchen bey einem Spaziergange um sich herum fliegen zu sehen! Ja, Kinder, wie würdet ihr nicht gucken, wenn die ganze Schmetterlings-Republick bey Tage herum flöge! Geschiehts denn nicht? Nein. die meisten fliegen nur des Nachts und des Abends herum.

Wisset ihr denn im Ernst noch nicht, daß es Tagschmetterlinge, Nacht- und Dämmerungs-Schmetterlinge gibt? Nein. — Doch ja, die Seidenwürmer gehören ja zu den Nachtvögeln; nicht wahr? Richtig.

Die Raupen der drey Arten von Schmetterlingen haben zwar alle zwölf Augen, und acht paar Füße, und fressen Laub, Kraut und Gras; allein in ihrer Bildung, Lebensart und Verwandlung sind die Tagvögel von den Nacht- und Dämmerungsvögeln gar sehr unterschieden.

Die Raupen der Tagvögel sind theils mit Dornen besezt, theils ganz glatt oder nur mit zarten Härchen bewachsen.

Die mit Dornen oder Haarborsten besezten Tagraupen haben einen herzförmigen Kopf, häuten sich vier Mahl, und hängen sich von ihrer Verwandlung an einem bedekten Orte auf, machen kein Gespinst um sich, hängen perpendiculär in der Luft mit dem Kopfe nach unten, an einem Baum, Ast oder Zweig, oder sonst wo an einem sichern trockenen Orte, und haben eine zackichte, mit goldenen und silbernen Flecken gezierte, oder gar ganz übergüldete Puppe. Man nennt diese Art Raupen auch Dornraupen.

Die ganz glatten oder mit zarten Härchen bewachsenen Tagraupen haben einen runden Kopf, häuten sich vier Mahl, und kriechen bey ihrer bevorstehenden Verpuppung nicht weit nach einem bequemen Orte; sondern sie hängen sich an der nächsten der besten Mauer oder Wand an einem Pfahl, Ast oder Blatt an, überspinnen ein kleines Plätzchen, und befestigen sich daran mit zarten Fäden. Ihre Puppen sind zackicht, und um den Hals mit einer Schlinge befestigt, und nicht mit goldenen und silbernen Flecken gezieret.

Wenn sich nun diese Tagraupen durch allerhand künstliche Anklebungen, zu der grossen Veränderung geschickt gemacht haben, die mit ihnen vorgehen soll, so bleiben sie da, wo sie sich einmal hingelegt oder aufgehängt haben, so lange ruhig hängen oder liegen, bis sie zu Puppen, und endlich auch zu Papilions geworden sind, und davon fliegen können. In die Erde vergraben oder verstecken sich die Tagraupen niemals.

Einige von diesen Tagraupen gibt es den ganzen Sommer über, andere aber nur in gewissen Monaten. Sie fressen bey Tage und ruhen des Nachts, und heissen deswegen Tagraupen. Ihre Schmetterlinge fliegen auch nur am Tage herum, und halten im Sizen ihre vier Flügel gerade neben einander in die Höhe, und legen theils runde grüne, theils kegelförmige gelbe Eyer, und das immer an die untere Seite der Blätter.

Auf der 12ten Tafel sind dreyerley Raupen, Tag- Abend- und Nachtraupen nebst ihren Puppen, Schmetterlingen und Eyern abgebildet. Figur 13 bis 16 ist der schädliche blaßgelbe Obstbaumschmetterling mit seinen Eyern, die er auf die Birn- und Apfelbäume legt; und

daraus nachher solche Tagraupen werden, die oft in etlichen Tagen einen ganzen Baum entblättern oder kahl fressen. — Figur 19 bis 22 ist die Bärenraupe, welches eine Nachtraupe ist, nebst dem Schmetterlinge, den Eyern und der Puppe. — Figur 23 bis 25 ist die Weinraupe, welche eine Abendraupe ist, nebst den Eyern und dem Schmetterlinge. — Figur 27 sind die kegelförmigen Eyer des gelbgrauen Kohlschmetterlings, die er auf die untere Seite der Kohlblätter sezt, und daraus grasgrüne gelbgestreifte Tagraupen werden, die alle Arten Kohl entsezlich zerfressen. — Und auf der 3ten Tafel ist der Seidenwurm, nebst seiner ganzen Verwandlung abgebildet.

Nun will ich euch auch sagen, liebe Kinder, daß man die Tagvögel gewöhnlich Papilions; die Dämmerungs- oder Abendvögel Sphinxe; und die Nachtvögel Phalänen nennt.

Und damit ihr allmählich mit den Papilionen oder Buttervögeln — denn so nennt man sie auch, weil ein gewisser Papilio, den man die Kohleule oder Kohlweißling oder Buttervogel nennt, gelbe Unterflügel hat, und also der Farbe der Butterblume ähnlich sieht, bekannt werden möget, will ich jezt die merkwürdigsten und bekanntesten nennen, und sagen, wo sie ihre Eyer hinlegen.

Der Schwalbenschwanz legt seine Eyer auf Dill, Fenchel und Rübsaat; der Distelvogel auf Disteln, Kletten und Cardobenedicten; der große Fuchs auf Kirschen-, Birn- und Weidenbäume; der kleine Fuchs oder Nesselvogel auf Brennesseln; der Pappelvogel auf Stockrosen; der Silberstrich auf Wollweiden und Nachtviolen; der C Vogel auf Nesseln, Hopfen, Sta-

chel- und Johannisbeeren; der Segelvogel auf Aepfelbäume, Kohl und Schlehen; der Lilienvogel oder Baumweißling oder Heckenweißling auf allerhand Obstbäume; der Auroravogel auf Kohl; der große Perlenvogel oder Violenvogel auf Veilchen und Stiefmütterchen; das Pfauenauge oder der Pfauenspiegel auf Brennesseln; das Brettspiel auf Brennesseln.

Wer von euch nun gern einen von diesen Papilions haben will, der nehme dessen Raupen mit nach Hause, und füttere sie so lange mit den Blättern oder dem Kraut, worauf er sie gefunden hat, bis sie sich verpuppen, und Papilions aus ihnen werden. Mühe kostet es zwar, solchen Raupen alle Tag frischen Fraß, es seyen nun Nesseln oder Disteln oder Kohlblätter ꝛc. anzuschaffen; allein man bekommt alsdann auch einen ganzen, schönen gepuzten Papilion; denn die auf einer Wiese, oder sonst wo lebendig gefangenen Papilions, werden beim Fangen immer etwas verdorben.

Die Abendvögel oder Sphinxe fliegen nur in der Abenddämmerung herum, und haben mehrentheils einen langsamen schweren Flug. Ihre Raupen sehen fast alle sehr schön aus, und haben am hintersten Theil ihres Leibes, eine Spize oder Horn, und halten sich in Gärten, Wäldern und Feldern auf allerhand Bäumen, Pflanzen und Gewächsen auf, und verpuppen sich ohne Gespinst unter die Erde.

Die merkwürdigsten Sphinxe oder Abendvögel sind der Phönix, dessen Raupen sich an den Weinstöcken aufhalten; der große Weinvogel auf Weinlaub und Balsaminen: der Oleandervogel auf Oleander; der Todtenkopf auf Kartoffelnkraut, Jasmin und Färberröthe,

Die Nachtvögel oder Phalänen fliegen meist alle nur des Nachts herum, und haben ebenfalls, wie die Abendvögel einen langsamen schweren Flug. Es gibt eine fast unzählbare Menge von Nachtvögeln. Ihre Raupen sind theils behaart, theils nicht. Sie kriechen meist alle sehr langsam und faul, und fressen Laub und Gras, und Nesseln und Disteln, und Leder und Holz.

Und wenn die Zeit ihrer Verwandlung heran nahet, so kriechen sie meist alle auf die Erde. Einige von ihnen verstecken sich in dem nächsten dem besten dunkeln Winkel, und spinnen sich daselbst ein, das heißt, sie machen ein seidenes, oder doch wenigstens ein zartes Gewebe um sich herum, darin sie sich verpuppen und zu Schmetterlingen werden. Andere von ihnen graben sich in die Erde, oder verstecken sich unter dem Laube, oder auch sonst an einem bequemen Orte, wo sie sich ebenfalls verpuppen, und zu Schmetterlingen werden.

Eine jede Sorte von den Nachtvögelraupen macht eine besondere Art von Gespinst. Einige machen ein weitläuftiges oder geräumiges geschlossenes oder enges Gespinst, und legen sich mitten darein, wie die braunhaarigen Grasraupen, und die buntköpfigen sehr schädlichen Gartenraupen. Andere machen ein so dichtes Gewebe um sich herum, als die Ringelraupen.

Viele Raupen durchwirken und beleben ihr Gespinst so künstlich mit Gras, Holz und Rinde, oder auch mit ihren eigenen Haaren, daß sie ihren Gräbern dadurch so wohl eine besondere Schönheit, als auch eine große Festigkeit verschaffen, wie die meergrünen gelbstreifigen Obstbaumraupen, und die Bärenraupen ꝛc.

Wie kann man aber die Raupen der Abendvögel und

Nachtvögel, von den Raupen der Tagvögel, unterscheiden? Durch öfteres Ansehen. Und dann muß man auch merken, wodurch jede Gattung von der andern unterschieden wird. Die Nachtvögelraupen verstecken sich gewöhnlich bey Tage, und sitzen ruhig auf ihrer Stelle; des Nachts aber kriechen sie herum und fressen. Doch machen einige davon eine Ausnahme, wie die Seidenraupen oder Seidenwürmer, die Tag und Nacht auf ihren Maulbeerblättern herum kriechen und fressen. Und so kriechen manchmal auch die Tagraupen des Nachts umher, und fressen. Einige Nachtraupen haben auch am Hinterleib ein Horn oder eine Schwanzspize. — Die Abendvögelraupen aber sind gewöhnlich nur in der Abenddämmerungszeit geschäftig.

Die merkwürdigsten Nachtvögel oder Phaläuen sind der Pfauenvogel oder das Nachtpfauenauge, dessen Raupen sich auf Schleben, Obstbäumen und Weiden aufhalten; der Gabelschwanz auf Weiden, Pappeln und Eichen; das Eichblatt auf Obstbäumen und im Gras; der Berenraupenschmetterling in Hecken auf Laub und Gras, die Raupe kriecht sehr geschwind; der Seidenwurmschmetterling auf Maulbeerbäumen; der Wolf oder weisse Kornwurm auf Kornböden im Getreide ꝛc.

Einige unter den Nachtvögelraupen werden Blattwickler genannt, weil sie Blätter fressen, und ihre Eyer auch auf Blätter legen. Andere heissen Spannenraupen, weil sie sich mit dem Kopf auf ein Zweigchen dicht anlegen, und den ganzen übrigen Leib ganz gerade und steif ausstrecken, so daß man sie für ein Zweigchen hält.

Um also schöne Nachtschmetterlinge lebendig zu be-

kommen, muß man ihre Raupen aufsuchen, mit nach Hause nehmen und einsperren, und so lange füttern, bis sie sich verpuppen, und zu Schmetterlingen werden. — Vortreflich! Ja, ja, das wollen wir thun.

Und wo sie sizen, wissen wir nun auch, nämlich auf allerhand Obstbäumen, auf Weiden und Hollunderbäumen, auf Linden, Fichten und Eichen, auf Weinreben, Hopfen, Schlehen, Stachel- und Himbeeren und Hekken, ja auch auf Wolfsmilchkraut, auf Brennesseln, Sauerampfer, Spargel, Erbsen, Rüben und Gras.

Gut, ganz gut! Hier wollen wir sie schon finden. Und wir sollten denken, daß uns unsere Holzbauern und unsere Besenweiber, um ein gutes Wort auch welche von ihren Dörfern und Wäldern mitbringen werden? Das ist ein guter Einfall, Kinder! Denn diese Leute können uns dergleichen Thierchen am besten anschaffen, da sie fast immer in den Gehölzen und Wäldern etwas suchen und arbeiten. Man muß aber wohl zusehen, daß sie nicht immer einerley Raupen, und für jede Raupe auch die rechte Nahrung mitbringen.

Wie hebt man aber die Schmetterlinge auf, lieber Herr..? Wenn in einer Schachtel allzuviel beysammen sind, schaden sie sich einander, und man kann sie auch nicht recht sehen? Das glaube ich wohl. Wer wird sie aber in einer Schachtel beysammen herum irren lassen? Man muß jeden Schmetterling an eine Stecknadel spiessen, und so viel Raum zwischen jedem lassen, daß sie ihre Flügel ausbreiten können.

Ihr habt oben erfahren, liebe Kinder, daß jedes Insekt den Ort ganz gut wisse, wo es seine Eyer hinlegen soll, damit seine künftige Brut beim Auskriechen gleich

was zu fressen finde: und so wissen und machen es nun gerade die Schmetterlinge auch. Denn ihre Kinder, die Raupen fressen nicht jedes Blatt, nicht jedes Kraut. Einige fressen nur Kohlblätter, andere nur Baumblätter; und ehe sie etwas anderes fressen, sterben sie lieber Hunger.

Wovon würden also diejenigen Raupen ihren Hunger stillen und ihr Leben erhalten, die nichts als Nesseln und Gras fressen, wenn ihre Mütter die Eyer, woraus sie gekrochen sind, auf einen Birnbaum gelegt hätten?

Und wie würden diejenigen mit ihrem Schicksale zufrieden seyn, welche unten auf der Erde liegen, da sie doch ihr Futter nirgend, als auf Aepfel- und Birnbäumen finden können? Würden sie nicht hundert Gefahren, ja gar dem gewissen Tod auf ihrer Reise zu irgend einem Apfel- oder Birnbaume ꝛc. unterworfen seyn?

Allein der gütige Gott hat auch für diese verachteten Räupchen, die, wer und was sie sieht, verfolgt und mit ihrem Glück und Leben nach Gefallen umzugehen pflegt, gesorgt, und läßt keines nur so von ungefähr umkommen.

Er hat deßwegen den Papilionen befohlen, ihre Eyer gerade dahin zu legen, wo die daraus kommenden Jungen sogleich einen gedeckten Tisch finden. Und dieß thun alle Schmetterlinge sehr accurat, gleich als wenn sie wüßten, daß ihre künftige Brut nichts als Nesseln und Kohlblätter fressen würde.

Der liebe Gott hat sie allesamt eine genaue Vorsorge für ihre Kinder gelehrt. Denn woher wüßten sie sonst, was die Nahrung ihrer künftigen Jungen seyn würde, da sie doch selbst keine Blätter fressen, sondern nur mit den Säften etlicher Blumen ihr kurzes Leben erhalten?

Nicht wahr, Kinder, ich habe oben gesagt, alle Thierchen wären zu etwas nüzlich und gut: und der liebe Gott hätte jedem in seiner Haushaltung eine gewisse Arbeit angewiesen? Ja! Sprach ich da nicht auch von den Raupen? Ja! Und was denn? Sie wären schädlich und nüzlich. Sie zerfräßen zwar Bäume und Pflanzen; wären aber auch vieler Vögel Speise. Richtig, und so denke ich noch von ihnen.

Nun, und was denkt denn ihr von den Raupen, liebe Kinder? Saget mir einmal offenherzig eure Meynung! Wir denken völlig, wie Sie, lieber Herr..! Ja man sollte sogar manche Raupen mit Willen einen Baum, oder eine Pflanze zerfressen lassen, weil nachher sehr prächtige Vögelchen aus ihnen werden, die wir Kinder herzlich lieb haben.

Ey, dürfen wir nicht unser Schmetterlings-Liedchen singen? O ja, singet nur! Ich singe mit:

Es war einmal ein hübsches Ding
Von Farben und Gestalt,
Ein kleiner bunter Schmetterling,
Erst wenig Stunden alt.

Sein breit und doppelt Flügelpaar
War purpurroth und blau,
Gesäumt war es mit Golde gar;
Das trug er recht zur Schau.

Zu allen Blumen flog er hin,
Und, wie mein Mährchen spricht,
Rief er; Seht doch, wie schön ich bin!
Gefall' ich euch denn nicht?

Wie nüzlich, wie vortheilhaft sind nicht die Seidenraupen! Spinnen sie nicht alle Jahre eine so große

Menge Seide, daß sich viele tausend Menschen damit beschäftigen und ernähren können?

Ist es euch wohl lieb, Kinder, wenn ich euch jezt statt aller andern Raupen, die Seidenraupen, und den ganzen Seidenbau beschreibe? O sehr lieb, bester Herr..! Ach den Seidenbau *.

Die Seidenwürmer

oder richtiger, die Seidenwurm-Schmetterlinge sind eine Art Nachtvögel, die ihre Eyer in denjenigen Ländern, wo sie wild herum fliegen, auf Maulbeerbäume; wo sie aber in Stuben und Kammern aufgezogen werden, auf Papier und dünne Brettchen, oder was sie sonst, nach ihrer Begattung, in der Stube finden, legen.

Diese Eyer sind rund und platt, haben in der Mitte ein Grübchen, und sehen Anfangs gelb, dann braun, und endlich grau aus.

Und aus diesen Eyern kommen braune schwarzköpfige Raupen, die 9 Ringe, 16 Füße, auf jeder Seite 9 Oeffnungen, und hinten eine Hornspitze haben.

So bleiben sie aber nicht lange; denn bei jeder Häutung ändert sich ihre Farbe, und endlich werden sie weißlich gelb.

Jede Seidenraupe ist, wie alle andere Arten von Raupen, weiter nichts als ein Schmetterling den viele Häute oder Felle bedecken, die er nach und nach ablegen muß. Und dieß thut die Raupe bald nach ihrer Geburt,

*) Fast in jedem Lande, wo Seidenbau getrieben wird, sind Anweisungen dazu auf Befehl der Obrigkeit erschienen. Die fürs Hannöverische hat den Titel: Kurze Anweisung zum inländischen Seidenbau von F. F. Wundram, Hannover 1792. 8.

und nachgehends häutet sie sich noch viermal, ungefähr alle sieben Tage.

Bey dieser Häutung scheint sie krank zu seyn, und bleibt einige Stunden, und oft über einen Tag stille sizen, ohne zu fressen und sich zu bewegen.

Zwischen diesen Häutungen nährt sie sich von Maulbeerblättern, und wächst innerhalb 7 Tagen so schnell, daß ihr die äussere Haut zu enge wird. Und das ist eben die Ursache, warum sie solche ablegen muß.

Zehn bis vierzehn Tage nach der vierten Häutung, nachdem sie sich genug gesättiget, und ihr höchstes Alter, von 40 bis 41 Tagen, glücklich erreicht hat, wird sie am Hinterleibe gelb, entledigt sich von allem Unrath, und behält nur den zähen Saft noch bei sich, aus dem sie nachher Seide spinnt.

Und wie geht dieß zu, lieber Herr..? Dieser zähe Saft verursacht ihr Schmerzen; daher kriecht sie mit aufgerichtetem Kopfe so lange zwischen den Reisern oder in einer Ecke ängstlich herum, bis sie einen bequemen Ort gefunden hat, wo sie ihren ersten Faden an kleben, und sich befestigen kann.

Ist dieß geschehen, so krümmt sie sich so lange mit dem ganzen Leib nach allen Seiten, bis ihr Gespinst fertig, und aller Saft aufgesponnen ist.

Da nun bei dieser Krümmung beständig 2 Fäden aus ihrem Maule gehen, so entsteht um sie herum ein Gewebe, das man Cocon nennt.

In diesem Cocon legt die Raupe nach etlichen Tagen die lezte Haut, daran die 16 Füsse hängen bleiben, ab, wird eine Puppe, nach drei Wochen geflügelt, durchbohrt ihr Gefängniß, und fliegt endlich, als ein Schmetterling, davon.

Und was macht dieser Schmetterling nun? Er schwärmt etliche Tage herum, sucht einen Garten, begattet sich, und stirbt. — Und die zwei bis dreihundert Eyer, die das Weibchen legt, geben nachher wieder neue Seidenraupen. — Und so geht es immer fort.

Ach, wenn wir doch bald eine Seidenraupe könnten spinnen sehen! In wenig Wochen soll es geschehen, liebe Kinder! Indessen begnüget euch mit der Abbildung des wilden und des zahmen Seidenbaues, die auf der 3ten Kupfertafel steht.

Ach, allerliebst! Da sizen zwo Seidenraupen auf einem Maulbeerbaume. — Hier legt ein Schmetterling Eyer. — Was hat der drollichte Junge hier in seinem Körbchen? Etwa Maulbeerblätter, die ihm diese Demoiselle abkaufen will? Ja, Kinder! Dieß Jüngferchen möchte gern ihre Seidenraupen füttern, und hat keine Maulbeerblätter mehr auf ihrem Baume; daher muß sie welche kaufen.

Fressen denn die Seidenraupen gar nichts anders, als Maulbeerblätter? Gern nicht. Zarte Salatblätter fressen sie zwar zur Noth auch; allein sie werden gewöhnlich krank davon, und sterben, ohne einen Cocon gesponnen zu haben; und wenn sie auch gleich Seide spinnen, so taugt sie nicht viel, oder gar nichts. Auch müssen die Maulbeerblätter, die man ihnen gibt, trocken seyn.

Ey, hier kriechen so eben kleine Räupchen aus den Eyern! — Dieß ist gewiß ein Cocon? — Und dieß eine Puppe? Ja, Kinder, so ist es. — Und dieß wäre also ungefähr eine Abbildung des wilden Seidenbaues. Auf dem Maulbeerbaume kriecht bei Figur 13 eine fast halb ausgewachsene Seidenraupe, an der man den Schwanz-

stachel schon sehr gut sehen kann. Der Schmetterling bey Figur 14 legt so eben ein Ey, und hat deren schon 14 gelegt. Bey Figur 16 sind 3 Räupchen eben aus den Eyern gekrochen, und 4 wollen gerade auch daraus heraus. Figur 17 ist ein Cocon; und Figur 18 ist eine Puppe. Es müssen Raupen, Eyer, Puppen und Cocon oben auf dem Maulbeerbaume seyn, wenn es der ordentliche rechte, wilde Seidenbau seyn soll; da aber der Plaz auf dem Baume mangelte, haben sie nur unten hin gezeichnet werden müssen.

Nun auch ein paar Worte von dem zahmen Seidenbau. — Sehet ihr auf eurer 3ten Kupfertafel, in der Stube bey den zwey Frauenspersonen, nichts vom Seidenbau? Doch ja! Sind das nicht Seidenwürmer und Cocons, die hier oben auf diesen zwei Brettern oder Schichten liegen? Ja. — Und die Mama haspelt gewiß Seide ab? Richtig, so ist es.

Ey, wie sieht denn die rohe Seide aus, lieber Herr..? Gewöhnlich gelblich weiß, denn die verschiedenen schönen Farben gibt ihr erst die Kunst des Färbers. — Ist viel Seide auf einem Cocon? Gegen vierhundert Ellen? Ach, das ist viel! Wie groß ist denn wohl so ein Cocon? Ungefähr so groß, als eine kleine länglich runde wälsche Nuß. Und das alles dicht herum ist Seide? Ja fast alles.

Zuerst macht die Raupe ein weitläuftiges und durchsichtiges Gespinnst, das man Werrg nennt, daraus, wie auch aus den durchlöcherten Cocons, die so genannte Floretseide gesponnen wird. Sodann spinnt sie ihr dichtes seidenes Häuschen, das aus lauter zarten Fäden besteht, die man abhaspeln kann. Hernach verfertiget sie sich ein Blasen- oder Pergament-ähnliches Bälglein

darin sie vier bis 5 Tage ruhig liegen bleibt. Und endlich wird sie eine Puppe, wo sie noch ein braunes zartes Häutchen umgibt.

Und alle diese Häute und Gespinste kann man gebrauchen? Ja alle, bis auf das lezte, das zu nichts taugt. — Wie kriegt man denn die Seide von den Cocons herunter? Verwirrt sie beim Abhaspeln nicht? O ja, sehr leicht. Man wirft die Cocons deswegen in kochendes Wasser, und dann geht das Haspeln sehr gut.

In heisses Wasser? Können das denn die darin steckenden Vögelchen ertagen? Nein, sie müssen alle sterben. Man erstikt sie auch in heisser Sonne oder in Baköfen. — O das ist grausam! Ja wohl alle sterben! Könnte man denn nicht so lange mit dem Haspeln warten, bis die Schmetterlinge heraus wären? O ja, das könnte man wohl, wenn man keine gute Seide haben wollte. Denn diejenigen Cocons, welche die Schmetterlinge durchbohrt haben, kann man nicht mehr abhaspeln, weil ihre Fäden beinahe alle abgebissen sind.

Bey einigen aber muß man mit Vorsaz so lange warten, bis die Vögel ausgekrochen sind, damit die Weibchen Eyer legen, und man wieder junge Seidenraupen bekömmt.

Man wirft aber doch die durchlöcherten Cocons nicht weg, sondern man spinnt sie, wie den Flachs, und erhält davon die bekannte Floretseide.

Auch das dritte Häyschen, das Pergamentähnliche Bälglein nüzt man; man macht davon eine Art Zeug, den man Seidewad nennt.

Wohin, sagten Sie, lieber Herr ... daß die Seidenwürmer in den Stuben ihre Eyer legen? Auf Papier oder

andere Dinge, die auf die Schichten gelegt oder gehängt werden. — Ach, das mag ein Spaß seyn, wenn die Eyer lebendig werden, und die Raupen in der ganzen Stube herum kriechen! Das lassen sie wohl bleiben. Wo nichts zu fressen ist, da kriechen sie nicht hin. Jede Raupe bleibt auf der Stelle, wo man sie und ihre Maulbeerblätter hingelegt hat.

So, also bleiben die Eyer nicht so lange an ihrem Geburtsort liegen, bis sie lebendig geworden sind? Nein, man krazt sie weg, legt etliche tausend, den Winter über, zusammen in Gläser oder andere Kapseln, und sezt sie bis aufs Frühjahr an einen kühlen Ort, damit die Raupen nicht zu früh, und in einer Zeit auskriechen, wo es uns noch an Maulbeerblättern mangelt. Denn im Winter stehen unsre Maulbeerbäume kahl und ohne Blätter; und getrocknete Maulbeerblätter fressen sie nicht gern.

Wann läßt man sie denn auskriechen? Im May ungefähr legt man sie in Schachteln oder Sieben, oder auch nur blos auf den Schichten herum; und nun kriechen die Räupchen in 12 bis 15 Tagen, auch früher auch später, je nachdem die Stube warm oder kalt ist, aus.

Den jungen Räupchen muß man zuerst frische, zarte, gehakte Maulbeerblätter geben; wie sie aber wachsen und stärker werden, so gibt man ihnen auch nach und nach grössere und härtere Blätter.

Wie oft gibt man ihnen frische Blätter? des Tages zweimal; und allemal muß man die alten Blätter wegnehmen, denn sie lieben die Reinlichkeit gar sehr. Sie müssen deßwegen in einer reinen Stube wohnen, wo nicht viel Staub und Unruhe ist, und wo es weder zu

kalt noch zu warm ist *). Wo aber eins von diesen Stücken vernachläßigt wird, und man ihnen die unrechten Maulbeerblätter, oder zu wenig, oder gar Salatblätter gibt, so spinnen sie wenig und schlechte Seide, kränkeln oder sterben gar häufig weg. Mücken, Wespen und Spinnen dürfen schlechterdings nicht in die Stube kommen, weil sie ihre Feinde sind, und ihnen gewaltig zu schaden suchen. Auch Bliz und Donner können sie nicht wohl vertragen.

Alle diese Künsteleyen hat man im Morgenlande, in Portugal, Spanien und Italien, und in andern warmen Ländern nicht nöthig; weil darin fast kein Winter ist, und die Maulbeerbäume immer grün sind und Blätter haben, und also die Raupen beständig was darauf zu fressen finden. Man trift also in diesen Ländern auf den Maulbeerbäumen fast immer Eyer, Raupen, Cocons und Schmetterlinge zu gleicher Zeit an.

Ersäuft oder erstikt man in jenen Ländern die Vögelchen auch in ihren seidenen Häuschen? Allerdings. Die Leute steigen auf den Bäumen herum, und sammeln so viel Cocons, als ihnen beliebt. Etliche aber lassen sie hängen und durchbohren, damit an Schmetterlingen und Eyern und Raupen kein Mangel entstehe.

Das Vaterland der Seidenwürmer ist das wärmere Asien. Von hier aus brachte man sie vor mehr als zwölfhundert Jahren nach Italien. Bald nachher kamen sie nach

*) Eine Wärme von 18 Graden nach Reaumurs Thermometer muß man derjenigen Stube oder Kammer geben, worin die Seidenraupen gesund bleiben, und sich glüklich einspinnen sollen. — Zweytausend und fünfhundert, oder höchstens dreytausend Stük Cocon, oder acht bis zehn Pfund Cocons geben ein Pfund Seide.

nach Spanien. Und endlich wurden sie in Frankreich, und nun seit etlichen Jahren sogar selbst in unserm Deutschland bekannt, und mit grossem Vortheile erzogen. Wie groß ist nicht der Seidenbau in den Brandenburgischen Landen? Auch in Oestreich, in Westphalen, in Dresden, in Hannover ꝛc. legt man sich jezt sehr eifrig auf den Seidenbau.

Gibt es sonst keine Raupen mehr, lieber Herr... die auch so etwas spinnen, wie die Seidenraupen? Nein, Kinder! Es spinnen zwar einige auch allerhand zarte und künstliche Gewebe; allein man kann sie zu nichts gebrauchen. Desto herrlichere Vögelchen aber werden zum Theil aus ihnen. Nächstens zeige ich euch eine große Parthie Schmetterlinge, die ich selbst gefangen und gesammelt habe. Auch das vortrefliche Insektenbuch des seligen Rösels lasse ich euch nächstens sehen.

Die Obstmotte

ist ein kleiner bläulicher, und mit schwarzen Punkten versehener Schmetterling, der seine Eyer in Aepfel und Birn legt, daraus hernach solche Würmer oder Raupen werden, die ihr schon oft in Aepfeln und Birnen zu eurem Verdruß werdet angetroffen haben, und die Aepfel und Birn sehr zerfressen.

Auch die Raupen oder Würmer in den Zwetschgen und Pflaumen kommen von einem gewissen kleinen Nachtschmetterlinge her.

Die Pelzmade

oder Pelzmotte, die ihre Eyer in Pelzwerke, und in viele andere Kleidungsstücke legt, ist auch auf der 10ten Tafel bey Figur 30 abgebildet. Und die aus ihren Eyern ent-

springende sehr schädliche Made, welche die Pelzwerke sehr zerfrißt und beschädigt, steht bey Figur 31.

Die Insektenmotte,

welche ihre Eyer auf allerhand Insekten und ausgestopfte Thiere legt, und ebenfalls, wie die Pelzmotte, ein kleines Nachtvögelchen ist, ist nebst ihrer Raupe, Tafel 10 Figur 28 und 29 abgebildet. Sie ist den Insektensammlungen äusserst schädlich, und fliegt im Mai und Junius, wie die Pelzmotte, gewöhnlich des Abends und Nachts in den Kammern und Stuben herum, und sucht Insekten auf, um ihre Eyer darauf legen zu können.

Nun noch ein paar Worte von dem schädlichen

Weissen Kornwurm,

der aus einem Ey entsteht, das ein braunrothes schwarz und braungeflektes Nachtvögelchen, das man gewöhnlich Kornmotte nennt, auf Rocken, Waizen, Gerste, Erbsen, Bohnen und Haber legt, erst ein Körnchen anbohrt und zerfrißt; hernach aber zwei, drei bis achte zusammen nimmt, und über seine Speisekammer eine Haut spinnt; und dann, wenn er groß genug geworden ist, sich in die Ritzen der Balken oder Bretter verkriecht, und darin zur Puppe wird. Auf manchen Kornböden kann man oft viele tausend solcher weissen Kornwürmer beysammen sehen *).

*) Schmetterlinge: Tagvogel papilio, Abendvogel sphinx, Nachtvogel phalaena, Seidenwurm phalaena mori, Obstmotte phalaena padella, Pelzmotte phalaena pellionella, Weisser Kornwurm phalaena granella. — Noch schädlicher als die weissen Kornwürmer, sind die schwarzen Kornwürmer, die von kleinen Rüsselkäfern herkommen. Beide, den

O, kommen Sie doch, lieber Herr..! Sehen Sie einmal, was da für ein sonderbares Thier um mich her fliegt! Ohe, es will mich stechen! Kommen Sie doch! — Nun, wo ist es denn? Ach nun ist es fort. Es war — es war gewiß ein fliegender Elephant? Schäme er sich doch, sich in meiner Gegenwart vor einem kleinen, herum fliegenden Thierchen zu fürchten.

O verzeihen Sie, bester Herr... Ich schäme mich, daß ich so ängstlich gethan. Ich glaube gar, es war nur eine Wasserjungfer. — Wie sahe das Thierchen denn aus? Es hatte einen dicken Kopf, einen sehr langen dünnen Leib, und — Freilich war es eine Wasserjungfer. — Soll ich euch denn nun mit diesen niedlich und wunderbar gebauten Thierchen bekannt machen? Ach ja, Herr... ach ja!

Wohlan, so kommen wir also zu der vierten Ordnung der Insekten, wozu die Wasserjungfern, Uferaße, Landlibellen, Frühlingsfliegen und Ameisenlöwen gehören, die vier lange nezförmige oder gegitterte Flügel, und meistentheils einen vielfarbigen Leib haben.

Die Wasserjungfern

oder Wassernymphen, oder Libellen oder Teufelspferde, oder Teufelsnadeln, oder Spinnejungfern — denn alle diese Namen gibt man ihnen — ent-

schwarzen und den weissen Kornwurm, kann man nach und nach ganz von den Kornböden verbannen, wenn man das Getreide oft umsucht, und die Balken und Bretter mit Theer bestreicht, oder oft mit Salzwasser bespringt.

stehen aus Larven, die sich im Wasser aufhalten, und von kleinern Wasserthierchen, als sie sind, sich nähren; ja sich wohl unter einander selbst auffressen.

Wenn sie aber groß genug geworden sind, und als Larven die größte Vollkommenheit erreicht haben, so kriechen sie ans Ufer, oder auf ein aus dem Wasser hervorragendes Gras, oder sonst an einen trockenen Ort, und bleiben daselbst, ohne sich zu verpuppen, so lange ruhig sizen, bis ihnen der Leib aufplazt, und das geflügelte Insekt herausssteigt, und nun davon fliegt.

Die Wasserjungfern haben vier nezförmige unbedekte Flügel, zwei große durchsichtige Augen, die fast den größten Theil des Kopfes ausmachen, und einen sehr langen Hinterleib, der aus 10 Gelenken besteht, und sich hinten mit 2 oder 3 kleinen Zacken endiget. Ihr Hals ist nur so dik, als eine Stecknadel, und sie können ihn drehen, wie sie wollen. Siehe Tafel 8 Figur 12.

Sie fliegen sehr schnell, und sizen gern auf Kornähren, ob sie sich gleich nicht davon nähren, sondern nur darauf ausruhen, und sich um ihre Nahrung umsehen. Sie fressen kleine, durch die Luft schwärmende Insekten.

Wie fangt man denn die Wasserjungfern, lieber Herr ... Ich kann keine fangen, ich mag es auch machen, wie ich will, und hinter ihnen her springen, so lange ich will. Das glaube ich wohl; im Flug ist es sehr schwer, eine zu bekommen. Nur Morgens und Abends, und bei Regenwetter kann man sie auf Bäumen und Hecken stillsizend erhaschen, und sonst nicht.

An Größe und Farbe ist bey den Wasserjungfern ein merklicher Unterschied. Einige sind so lang als ein Mannsfinger; andere dagegen haben kaum die Länge

eines Kindsfingers. Einige sind dunkelbraun und schön blau und grün über den ganzen Leib gefleckt; andere haben eine grüne, oder rothe, oder hellbraune Grundfarbe, und schwarze, blaue und gelbe Flecken und Streifen. Sodann gibts auch fast ganz gelbe, ganz graue, und ganz blaue Wasserjungfern. Und bey allen überhaupt endiget sich der Hinterleib mit einer kleinen Gabel, von zwei oder drei Zinken.

Ihre Eyer legen sie ins Wasser. Sie setzen sich deßwegen, damit sie nicht naß werden, auf ein schwimmendes Stückchen Holz, oder auf einen, aus dem Wasser hervorragenden Stein, oder auf ein Schilf, und lassen nun ihre Eyer ins Wasser fallen, die sogleich nach etlichen Tagen lebendig werden.

Das Uferaß

oder Haft kommt auf eben diese Weise auf die Welt, wie die Wasserjungfern, hat eben so viel Flügel, und legt auch seine Eyer eben so, und eben dahin. Aber es ist kleiner, und auch an Farbe etwas unterschieden. Es sieht fast ganz grau aus, und hat zwei oder drei lange Schwanzspitzen, und frißt gar nicht; denn es lebt nur Einen Tag, und wird daher auch Eintagsfliege oder Ephemerum genannt, siehe Tafel 8 Figur 33.

Uferaß aber heißt es deßwegen, weil sich seine Larve im Wasser immer an den Ufern und frischbetherten Schiffen aufhält, und man sich derselben in Holland, und an verschiedenen andern Orten, an den Angeln als eines Aßes zum Fischfang bedient. — Und warum nennt man es Haft? Weil es an den frischbetherten Schiffen haften oder hängen bleibt.

Die Frühlingsfliegen

haben viel ähnliches mit den Teufelsnadeln, und fliegen auch eben so hastig in den Gärten, die nahe bei Teichen, Wassergräben und Flüssen liegen, im Frühling herum. Merkwürdig ist noch dieß von den Frühlingsfliegen, daß sich ihre Larven von Schilf, oder Gras, oder Sandkörnchen oder kleinen Schnecken, eine walzenförmige Hülse verfertigen, und mit derselben im Wasser herum schwimmen, und in sie zum Schuz gegen ihre Feinde hinein kriechen.

Die Landlibellen

oder Blattläusefresser sehen auch fast den Teufelsnadeln ähnlich, und fliegen auch, wie diese, bey Tage herum, und nähren sich vorzüglich von den, fast auf allen Gartengewächsen sizenden Blattläusen. — Ihre Larven leben und wohnen auf dem Lande im Trockenen.

Kinder, wollt ihr nun auch die sonderbaren

Ameisenlöwen

oder Ameisenräuber sehen und kennen lernen? Ach ja! Wo sind sie? Wie sehen sie aus? Es sind doch wohl keine ordentliche vierfüßigen Löwen? Nein, es sind geflügelte Insekten, die fast ganz den Wasserjungfern ähnlich sehen.

Sind sie auch so schwer zu fangen, wie Wasserjungfern? Nein, lange nicht so schwer. Sie fliegen zwar nur des Nachts herum, aber doch nicht schnell, sondern sehr langsam, und sizen oft stille, und besuchen sogar die Leute in den sandigen Gegenden, wenn die Fenster offen sind, in ihren Stuben. Ey, das ist kühn! Stechen sie denn nicht? Nein. Nun so geht es noch an.

Ist in unserm Buche ein solcher Ameisenlöwe abgebildet? Nein, ich unterließ es, weil er fast ganz den Wasserjungfern ähnlich sieht; dagegen aber habe ich seine Larve abbilden lassen, die für euch weit merkwürdiger ist, und euch, wie ich hoffe, weit mehr Vergnügen machen soll, als das geflügelte Insekt selbst, das doch keine Gruben gräbt, und keine Ameisen fängt, und eigentlich kein Ameisenlöwe ist.

Unser Ameisenlöwe steht auf der 2ten Tafel bey Figur 19. Und dieß ist ein Ameisenlöwe, aus dem ein geflügeltes dünnleibiges Insekt werden soll? Ja, Kinder, so sieht er aus, wenn er völlig ausgewachsen, und zur Verpuppung reif ist. Aus dem Ey kommt er freilich viel kleiner. Weil er aber gleich in seiner Jugend sehr hastig Ameisen raubt und frißt, so wird er bald groß und dick.

Was hat er für eine Farbe? Braun und roth und aschgrau untereinander. Und worin besteht denn seine List und Kunst? So bald er aus dem Ey gekrochen, das seine Mutter, aus Liebe zu ihm, in den Sand, nahe zu Ameisen, weil er diese gern frißt, gelegt hat, gräbt er ein trichterförmiges Grübchen, sezt sich mitten drein, und laurt nun auf Raupen, Ameisen und Fliegen, die er, so bald sich eine seinem Loch genahet, so listig mit Sand zu werfen weiß, daß sie herunter stürzen muß, und von ihm nun mit seiner Fangzange erhascht und ausgesaugt werden kann. Viele Ameisen stürzen auch von selbst und mit dem Sande in sein Loch hinunter.

Seine Zange ist hohl und innen mit einer Saugröhre versehen. Es ist eine Lust, ihm in seiner Arbeit, und wenn er auf eine Beute lauert, zuzusehen. Er läuft

und arbeitet hinterwärts. Erst gräbt er im Ringe herum, und dann, wenn alles um ihn her ruhig und sicher ist, gräbt er auch in der Mitte und nach innen zu.

Wo bringt er denn aber den Sand hin? Er wirft ihn mit seiner Zange links und rechts auf die Seiten. Beym Spazierengehen kann man in sandigen Gegenden oft eine Menge kleine und große Löcher beisammen sehen, denn wie der Ameisenlöwe wächst, so macht er sich auch ein größeres Häuschen.

Des Tags sizt und verbirgt er sich gewöhnlich an den Seiten seiner Löcher, des Nachts liegt er fast immer in der Mitte desselben mit offenen Fangzangen. Bey Mondschein also, doch zuweilen auch bey Tage, kann man dieß wunderbare Thierchen arbeiten und schmausen sehen. Man darf nur sehr leise zu ihm hingehen, ruhig stehen bleiben, und ihm eine lebendige Fliege oder Ameise zuwerfen, so kann man ihn alle seine Künste machen sehen.

Verdrießlich muß man aber nicht gleich werden, wenn man lange genug bey einem Grübchen auf die Ankunft eines solchen Löwen gelaurt, und Ameisen hinein geworfen hat, und er doch entweder gar nicht kommt, oder doch sammt seiner Beute plözlich unter den Sand flieht, und sich bei seiner Mahlzeit nicht zusehen lassen will *).

Wovon, Kinder, soll ich euch nun etwas erzählen? Von der Familie der Bienen und Ameisen? Oder von

*) Wasserjungfer Libellula; Uferaß Ephemera; Frühlingsfliege Phryganea; Landlibelle Hemerobius; Ameisenlöwe Myrmeleon formicarius.

der Familie der Fliegen und Mücken? Denn wir kommen jezt zu der fünften Ordnung der Insekten, worin diejenigen Thierchen vorkommen, die vier häutige oder aderige Flügel, und zum Theil auch einen Stachel am Hinterleibe haben, mit dem sie sich gegen ihre Feinde vertheidigen können.

Und dieß sind folgende Insekten; Die Bienen und Hummeln; die Wespen und Hornissen; die Schlupfwespen; die Blattwespen; die Holzwespen; die Gallwespen; die Raupentödter; die Ameisen und die Termiten.

Was sagten Sie jezt eben, lieber Herr...

Die Ameisen

sollten Flügel haben? Die bey uns aber doch wohl nicht? O ja, liebe Kinder, auch unsere hiesigen Ameisen werden geflügelt, wenn sie ganz ausgewachsen sind; allein nur die Männchen und Weibchen; denn die Ameisen von keinem Geschlecht, oder die sogenannten Zwitter bekommen keine Flügel, und müssen gleichsam das Haus bestellen, und für ihre Nachkommenschaft sorgen.

Es gibt fünf Sorten von Ameisen: Erstlich Hügel-Ameisen; zweitens große und schwarze; drittens kleine schwarze; viertens rothe; und fünftens gelbe Ameisen. — Die Hügel-Ameisen sind die größten.

Am Kopfe haben alle Ameisen eine doppelte Säge, einen Mund, ein paar Hörner, zwei Augen, und einen Hals, der mit der Brust zusammenhängt.

Die Säge besteht aus einer knochenartigen Materie, und sizt an beiden Seiten des Mundes, hat vier oder fünf Zähne, und an den Enden feine Hacken.

Der Mund besteht aus einer hohlen Röhre, die ihnen statt einer Kehle dient, und aus vier beweglichen

und mit Gelenken versehenen Hörnern, die sie als Lippen und Finger gebrauchen, um ihre Nahrung in die Kehle zu bringen.

Ihre Augen sind unbeweglich, daher sehen sie vor sich nichts, und müssen sich ihrer Fühlstangen bedienen, um gerade aus, ohne Gefahr laufen zu können.

Jede Ameise hat sechs Füsse, davon die zwei vordern die kürzesten, und die zwei hintern die längsten sind.

Haben die Ameisen auch einen Stachel? Ja, aber nur die Weibchen und die Zwitter, deren Stich zwar sehr schmerzt, aber bald wieder vergeht. Dieser Stachel ist hohl, und deßwegen können die Ameisen auch, wenn sie Jemand damit verwunden wollen, durch ihn einen scharfen beissenden Saft ergiessen, welcher das Jucken und die kleine Geschwulst verursacht, die man nach dem Stiche einer Ameise empfindet.

Die Ameisen vereinigen sich in verschiedene Gesellschaften oder Colonien, die gewöhnlich nahe bey einander leben. Wenn sich aber eine von einer andern Farbe, oder aus einer andern Gesellschaft in eine fremde Colonie wagt, so wird sie den Augenblik getödtet und verzehrt, oder aus der Colonie weggetragen.

So oft sich zweierlei Ameisen begegnen, haben sie kleine Scharmützel mit einander, und tödten sich. Wird aber der Feind stark, so zieht man in guter Ordnung in Streit, und fängt eine heftige Schlacht an. Es bleiben oft fünfzig und mehrere Todte auf dem Plaze; und der Sieger erobert sogleich das feindliche Lager, und stellt Schildwachen aus, die auf die Flüchtlinge lauren müssen. Erwischen sie einen Feind, so muß er sterben; treffen sie aber einen von ihren Kameraden an, der sich im

Treffen verirrt, oder aus der Gefangenschaft los gemacht hat, so legen sie ihn auf die Schultern, und tragen ihn nach Hause.

Wo sind denn die Ameisen bey uns des Winters? Sterben sie vielleicht im Herbst? Ja, einige wohl, aber alle nicht. Im Winter haben sie ihre Wohnungen, Eine, auch wohl zwei bis drei Ellen tief in der Erde, und schlafen daselbst bis in den Frühling. Die Ameisen in wärmern Gegenden der Welt aber schlafen nie, sondern arbeiten, wachsen und fressen immer.

Ihr Staat ist in viele kleine Zellen abgetheilt, die alle, vermittelst kleiner runder unterirrdischer Canäle, Gemeinschaft mit einander haben. Und eben dadurch können sie sehr bequem ab- und zugehen; auch schadet ihnen der Regen nicht viel. Ihre Zellen sind länglich rund, aber ganz ohne Kleister.

Erstlich zerschneiden sie die Erde mit ihren Sägen in kleine Stückchen, und schaffen sie hernach mit den Hacken an ihren Füßen weg. Ihr Haus halten sie sehr rein; und so bald einer von ihren Kameraden stirbt, wird er aus der Colonie hinaus getragen, und an den nächsten den besten Ort hingelegt.

Man hielt ehedem die Regierung der Ameisen für republikanisch, und für einen Körper, der aus Mitgliedern männlichen und weiblichen Geschlechts bestünde. Allein die meisten sind, wie die Bienen und Wespen, von keinem Geschlecht oder so genannte Zwitter, und bloß zur Verpflegung und Auferziehung der Jungen bestimmt, welche die Ameisenkönigin in die Zellen gelegt hat. Sie legt innerhalb sieben oder acht Monaten sieben bis acht tausend Eyer.

Die Weibchen der Ameisen sind länger und dicker, als die Männchen. Und die so genannten Zwitter, welche die größte Zahl ausmachen, unterscheiden sich von beiden nicht nur durch den Mangel der Flügel, sondern auch dadurch, daß sie die kleinsten, und fast noch einmal so klein sind, als die Männchen.

Eine jede vollkommene Colonie hat wenigstens Eine Königinn, die an Größe und Farbe von den andern Ameisen unterschieden ist. Sie ist fünfmal größer, und hat, ausser den 2 Augen, welche die übrigen Ameisen auch haben, noch 3 kleine Augen, vornen am Kopf, die ein Dreieck ausmachen, und ihr dazu dienen, daß sie alle dunkle Gänge ihres Pallastes bequem durchwandern, und ihre Eyer in die Zellen legen kann. In welche Zelle sie kömmt, darin wird sie mit Freuden empfangen. Ihre Unterthanen springen und tanzen um sie herum, und leisten ihr allerhand Dienste. Hat sie aber die Eyer gelegt, so nimmt die Liebe ab, so achtet man sie nicht mehr viel. Die Bienen hingegen leben nicht ohne ihre Königinn. Sie lieben sie immer, und wo sie ist, da bleiben sie auch.

Gelbe Ameisen gibt es am meisten. Ihre Königin legt vom Januar bis zum September in jede Zelle etliche Eyer, und in alle Zellen zusammen gegen achttausend Eyer. Und dieß sind dreierley Eyer; männliche, weibliche und keines Geschlechts. Die männlichen und weiblichen Eyer legt sie im Frühlinge, und die von keinem Geschlecht im Julius und August. Die weiblichen Eyer sind schwarz; die männlichen braun; und die von keinem Geschlecht weiß und durchsichtig. Die Ameisen entstehen also aus Eyern, welche die Alten gemeiniglich das Jahr vorher gelegt haben.

Die Arbeiter oder Zwitter-Ameisen sizen etliche Tage über den Eyern, und nun werden sie alle weiß, bald nachher werden sie rauh, und mit kleinen Haaren bedekt; und endlich zeigen sie sich als Maden, die sich aber noch nicht von ihrer Stelle wegbegeben können. So bald nun diese Maden groß genug sind, werden sie von den Arbeitern an einen bequemen Ort in der Oberfläche der Colonie gebracht, und von ihnen nicht mehr mit Speise versorgt.

Wie geht es denn jezt diesen Maden? Jezt fangen sie an zu spinnen, und verwickeln sich in etlichen Tagen in eine Art eines seidenen Gewebes, und werden Püppchen. Und dieß sind nun die sonderbaren Dinge, die man im gemeinen Leben fälschlich Ameiseneyer nennt.

Wie lange bleiben denn die Ameisen Puppen? Die weiblichen sechs Wochen; die männlichen aber, und die keines Geschlechts, nur vier Wochen.

Habt ihr schon gesehen, liebe Kinder, wie viel Mühe sich die Ameisen mit ihren Püppchen geben? O ja! Des Morgens bringen sie dieselben an die Sonne, und des Abends, oder wenn es regnen will, tragen sie alle wieder in ihr Nest. Und wenn man ihnen etliche Püppchen nimmt, oder ihnen gar ihren Pallast zerstört, so schleppen sie Eyer, Maden und Püppchen mit so erstaunlicher Geschwindigkeit zusammen, daß in einer halben Stunde alles wieder unter der Erde, und in Sicherheit ist.

Warum legen denn die Ameisen ihre Püppchen an die Sonne? Damit sie eher reif werden. Die weiblichen werden zuerst reif, und erscheinen in der Gestalt grosser Fliegen, und fliegen sogleich davon. Bald nachher folgen die männlichen als kleine Ameisen-Fliegen;

die Zwitter aber haben keine Flügel, und müssen da bleiben und arbeiten, und gleichsam ihr Haus auf die Zukunft bestellen.

Ist es wohl an dem, lieber Herr ... daß die Ameisen Vorraths-Kammern auf den Winter anlegen? Ja, Kinder, es ist an dem. Sie sammeln, wirklich allerhand Samenkörner und Harz zusammen, und verwahren sie so gut unter der Erde, daß sie nicht naß werden, oder gar verderben. Und doch essen sie des Winters nichts davon, weil sie im Schlaf, oder vielmehr in einer Art von Betäubung oder Ohnmacht liegen, und erst im warmen Frühling wieder erwachen. — In Ohnmacht liegen, und doch einsammeln? Wozu denn lieber Herr ..? Damit sie gleich etwas zu schmausen haben, wenn sie erwachen. Denn im Frühjahr gibt es nicht gleich etwas für sie zu naschen.

Die Ameisen schaden doch nichts? O ja! Sie zernagen und zerfressen manche Kirsche und Aprikose, und manche Birn und Pfirsich, ja schon durch ihr vieles Auf- und Ablaufen an den Pflanzen und Bäumen verderben sie manches Blatt und manche Blütheknospe *).

*) Wenn man Eingeweide von Fischen in die Ameisenhaufen gräbt, und einen Strick, der in Fischsaft getaucht worden, an die Bäume knüpft, so entfernen sich die Ameisen augenblicklich. Und um die Ameisen aus den Speisekammern und andern Orten zu entfernen, lege man in ein Papier einige Weizenkörner, die 1/4 Stunde mit etlichen Händevoll Kraut und Wurzeln von dem stinkenden Schierling gekocht worden sind, so werden sie gewiß alle davon laufen, und nie wieder kommen. Auch gestossenen Schwefel auf Papier gestreut, und in die Schubladen gelegt, vertreibt alle Ameisen.

Aber die Ameisen nüzen doch auch etwas? O ja, aber nicht sonderlich viel. Sie dienen verschiedenen kleinen und großen Thieren zur Speise; sie sammeln Harz an den Wachholderstauden und Kirschen und Pflaumenbäumen zusammen; man nimmt es ihnen weg, und gebraucht es bey uns unter dem Nahmen, wilder Weihrauch oder Waldrauch, zum Räuchern; sie vermindern die Raupen dadurch, daß sie dieselben von den Gewächsen herunter ziehen und todt beissen; sie tödten und fressen die Kornwürmer auf den Kornböden; und ihre Puppen, oder fälschlich so genannte Ameiseneyer, geben den Nachtigallen ein herrliches Futter. Sodann scheletiren sie auch Mäuse, Frösche und Kröten, wenn man sie ihnen in ihren Pallast hinein stekt.

In Amerika gibt es so viele und große Ameisen, daß etliche Colonien von ihnen oft in wenig Tagen ein ganzes Zuckermagazin auffressen. Die zwey Ameisenfresser Tafel 2 Figur 17 und 20 sind Amerikanische Thiere, die nichts als Ameisen fressen. — Man nennt die Ameisen hier und da auch Kremensen und Mieren

Die Termiten*)

oder weissen Ameisen sind in Guinea zu Ha se, und unter dem Nahmen Fourmis de visite (Besuchameisen) bekannt.

Sie leben in Colonien beysammen, die aus Zwittern, Männchen und Weibchen bestehen, machen sich von Erde und Letten Wohnungen, die oft Hügel von 10 bis 12 Fuß

*) S. Smeathmann von den Termiten Afrika's und anderer heissen Climate, mit Zusäzen von F. A. A. Mayer. Göttingen 1789.

bilden, und sind besonders durch den Schaden merkwürdig, welchen sie den Menschen zufügen. Denn aus diesen Hügeln machen sie Gänge zu den Wohnungen und Feldern der Menschen, zerstören alle Eßwaaren, Kleidungsstücke, Schilfdächer und Holzwerke. Nur durch Zerstörung ihrer Colonien kann man sich vor ihnen retten. In diesen Gängen sind sie furchtbar, ausserhalb denselben aber werden sie, weil sie blind sind, sogar von Ameisen verfolgt. Ihre Wohnungen vertheidigen sie wüthend. In jeder Wohnung lebt nur ein Männchen und Weibchen als König und Königinn, diese werden von den Zwittern geschüzt und genährt, die um ihre Wohnung herum ihre Zellen und Vorrathskammern in Stok angelegt haben. Sind die weissen Ameisen völlig ausgewachsen, so bekommen sie Flügel auf 24 Stunden, fliegen umher und sterben. In diesem Zustande hält man sie, da wo sie leben, für Leckerbissen. Die Königinn wird, wenn sie befruchtet ist, zweitausendmal dicker als sie vorher war, und legt dann in 24 Stunden achtzig tausend Eyer, die von den Zwittern weggetragen und bis zu ihrem Auskommen gehörig verpflegt werden.

Die Bienen

oder Immen nützen uns schon mehr, als die Ameisen. Man bekömmt gewöhnlich aus einem einzigen Bienenkorb im Herbst zwei, drei bis vier Pfund Wachs; und zwanzig, dreißig bis vierzig, und oft wohl noch mehr Pfund Honig.

Ach, das ist viel Honig! Doch ich glaube es. Diese kleinen Thierchen sind ja den ganzen Sommer über fleißig genug, und fliegen alle Tage vier bis fünfmal nach

Honig

Honig und Wachs aus, und kommen fast immer, reich damit belastet, in ihre Körbe zurück.

Die Bienen wären wirklich ganz gute Thierchen, wenn sie nur keinen so fatalen Stachel hätten, womit sie die Leute stechen, die ihnen nahe kommen. — Haben sie euch denn schon gestochen, liebe Kinder? Nein, aber andere Leute, die deßwegen erbärmlich weinten.

Was thaten ihnen denn diese Leute? Nichts, gar nichts; sie wollten sie nur fangen, und — zum Spaß todt machen? Nicht wahr? O nein, lieber Herr..! Sie wollten nur zusehen, wo sie ihr Wachs und ihren Honig hätten; und dann wollten sie sie wieder fliegen lassen.

Gut. Ich will es euch zu Gefallen glauben. Allein wußten jene neugierigen Leute denn nicht, daß die Bienen ihre Wachsmaterie hinten an den Füßen hängen, und ihren Honig im Leibe drin haben, den man also nicht eher sehen kann, man ermorde sie dann?

Keine Arbeitsbiene läßt sich so leicht ungerochen fangen. Wer sie fängt, wird von ihr gestochen, wenn sie auch gleich ihr Leben darüber einbüßt. Denn so oft eine Biene Jemand sticht, und man sie schnell abreißt, muß sie sterben, weil ihr Stachel in der Wunde stecken bleibt.

Es ist also schon sehr gefährlich, nur allzu nahe zu den Bienenkörben hinzugehen, geschweige denn, eine zu fangen, oder gar unter sie zu schlagen. Man hat Beispiele, daß sie Menschen und Pferde todt gestochen haben, die sich gegen sie gewehrt, und unter sie hinein geschlagen haben; denn sie leiden nur den nahe bey sich, der täglich bey ihnen ist, und für sie sorgt. Sie stechen ihren Herrn nicht, wenn er auch gleich mitten unter ih-

nen steht, und eine, oder zwey bis dreyhundert Stück auf einmal in die Hand nimmt, und von einer Stelle zur andern trägt. Es ist eine nüzliche Kunst, diese kleinen Thierchen so zahm zu machen.

Gehet also ja nie allzu nahe zu den Bienen, liebe Kinder! Und sollte eins von euch je einmal gestochen werden, so sey es geduldig, und werde durch Schaden klug und vorsichtig.

Lieber Herr ... gibt es bey den Bienen auch Männchen, Weibchen und Zwitter, wie bey den Ameisen? Ja, Kinder! Es befinden sich in jedem Bienenstocke dreyerley Bienen: Arbeitsbienen oder Zwitter; männliche Bienen oder Dronen; und Bienenmütter, Weisel oder Königinnen.

Die Arbeitsbienen sind die kleinsten; die Königinnen sind größer; und die Männchen sind die größten Bienen. Ihr habt sie doch alle drey schon gesehen? O nein! Arbeitsbienen wohl; aber noch keine Königinnen, und keine Männchen.

Doch ja, Männchen haben wir gesehen: sind es nicht diejenigen Bienen, die fast um die Hälfte größer sind, als die Honigsammlerinnen, keinen Stachel haben, überaus träge und schläfrig sind, und im Herbst leicht gefangen werden können? Richtig, diese sind es.

Es fehlt euch also nur noch die Königinn. Und diese könnt ihr indessen auf der 4ten Tafel Figur 13 ansehen, bis ich euch eine lebendige oder todte in Natura zeigen werde.

Ach, das ist sie! So sehen die Bienenköniginnen aus? Sie hat einen Stachel, und ist merklich länger, als die Männchen und Arbeitsbienen; sieht aber übrigens den Arbeitsbienen ganz ähnlich.

Die 14te Figur ist ein Männchen; und die 15te eine Arbeitsbiene. Und hier sind zwey Bienenkörbe; Figur 6 ist ein geschlossener Korb, wo die Bienen aus- und ein fliegen; und Figur 7 ist ein offener Korb, worin man die sechseckigen Zellen, davon einige offen, und andere geschlossen, und mit Honig oder Püppchen angefüllt sind, sehen kann.

Wie viel giebt es wohl Bienen in einem Korbe? Bald wenig, bald viel. In einigen sind zehn, fünfzehn, bis zwanzig tausend; und in andern sind dreyßig, vierzig, bis siebenzig tausend.

Und in einem jeden Korbe ist nur eine einzige Königin; nur zwey, drey, bis sechszehn hundert Männchen; aber viel tausend Arbeitsbienen. Und warum von diesen so viel? Weil sie allein arbeiten, und für die übrigen Brod anschaffen müssen.

Sammeln denn die Königinnen und die Männchen nicht auch Honig und Wachs ein? Nein. Sie kommen nie zum Korbe heraus. Was nüzen sie denn also im Korbe? Sie begatten sich mit einander; die Königin legt Eyer, und die Männchen brüten sie aus; und deßwegen nennt man sie auch Brutbienen. Nun, das ist gut. So sind sie doch also zu was nütze, und nicht ganz Faullenzer.

Wie viel Eyer legt wohl eine Bienenkönigin? Dreißig bis vierzig tausend. Nun das sind viel Eyer! Aber doch nicht alle auf Einmal? O nein! Sie läßt sich acht bis zehn Wochen Zeit dazu. Aber alle Tage legt sie eine gewisse Portion. Wie viel ungefähr? Zwey bis dreyhundert. Und ehe sie dieß thut, geht sie erst, in Begleitung etlicher Männchen, vor denjenigen Zellen vorbey, in die

sie Eyer legen will, und sieht zu, ob sie auch in gutem Stande sind. Und nun legt sie in jede Zelle ein Ey.

Und so macht sie es alle Tage, bis die sämmtlichen Zellen, die kleinen und die großen, mit Eyern angefüllt sind. — Sind denn nicht alle Zellen gleich groß? Nein, die Bienen bauen dreierlei Zellen; kleine für die Arbeitsbienen; etwas größere für die Königinnen; und noch größere für die Männchen. Königliche Zellen sind in einem Korbe nur sechs bis zehn; männliche etliche hundert; Zwitter-Zellen aber viele tausend.

Und alle diese Zellen machen die Bienen? Ja, Kinder, wer denn sonst? Die erste Beschäftigung der Bienen ist, alle Rizen und Löcher mit einer klebrichten Materie zu verstopfen, und ihre Zellen zu bauen; und dann erst sammeln sie Honig und Wachs in ihre Vorraths-Kammern ein.

Es ist eine Lust, die Bienen in ihrem Korbe arbeiten zu sehen. Einige verkleben die Löcher gegen die Kälte, und gegen allerhand feindliche Insekten und gegen andere ungebetne Gäste; andere bauen Zellen; wieder andere tragen Wachsmaterie zu; und noch andere lauren unter der Thür auf die Wachssammler, und nehmen ihnen ihre Last ab, wobey sie so lange an den Füßen schütteln, bis die Wachßkörnchen herab fallen.

Diese Körnchen tragen sie sodann in die Wachsvorrathskammer, und die Wachssammler fliegen von neuem wieder auf Beute aus. Sind aber keine solche Handlanger da, so legen sie ihre Last selbst in die Zellen ab. Sie stecken zu dem Ende ihre Hinterfüße in die Zellen, und streifen das Wachs mit den zwei Vorderfüßen herab, — denn die Bienen haben sechs Füße, — worauf es die an-

dern Bienen mit den Füßen durchknetten, glatt streichen und Schichtenweise über einander legen.

Nicht wahr, Kinder, ihr glaubet, die gelben Körnchen an den Füßen der Bienen, seyen schon ordentliches Wachs? Ja freilich! ist es denn nicht so? Nein. Die Bienen müssen sie erst verschlingen, damit sie in ihrem Wachsmagen gleichsam geläutert, und zu Wachs werden. Nach kurzer Zeit aber geben sie dieses Wachs als einen Brey von sich, aus dem sie nun mit ihren Zungen, Zähnen und Füßen, die wunderbaren sechseckigen Zellen verfertigen.

Auch der Honigsaft muß erst einige Zeit in ihrem Honigmagen gelegen haben, ehe sie ihn als brauchbaren Honig von sich geben können.

Eine Biene sammelt immer, wenn es angeht, Honig und Wachs zugleich. Den Honig verschließt sie in ihrem Honigmagen; das Wachs aber klebt sie an ihre Hinterbeine so geschwind und künstlich an, daß man darüber erstaunen muß. Gebet nur einmal auf sie Achtung, wenn sie sich auf den Blumen, mitten unter den Staubfäden, herum wälzt, so könnt ihr sie den Staub, der an ihren Haaren hängen bleibt, an ihre Hinterbeine ankleben sehen.

Und weil die Bienen auf allerhand Blumen herum schwärmen, so haben auch ihr Honig und Wachs nicht immer einerlei Farbe und einerley Geschmack. Sie haben jeden Monat ihre gewisse Blumen, die sie besuchen. Die Lindenblüthe aber hat für sie die beste und angenehmste Speise. Wenn es also um die Lindenblüthe-Zeit regnet, so leiden die Bienen gewaltig, und es ist keine gute Honigernte zu erwarten. Nässe können die Bienen überhaupt gar nicht vertragen.

Wie geht es aber diesen kleinen nüzlichen Thierchen des Winters? Sie bleiben alle lebendig, wenn sie etwas zu fressen haben, — denn die Kälte schadet ihnen nicht, es ist in ihrem Korbe warm genug, und sammeln im Frühjahr und Sommer wieder Honig und Wachs ein.

Wenn man ihnen aber ihren Honig nimmt, oder sie wegen nasser und kalter Witterung keinen Vorrath haben einsammeln können, so müssen sie alle sterben. Gewöhnlich aber füttert man diese armen Schelme den Winter über, weil man gewiß weiß, daß sie es in Zukunft reichlich ersezen werden.

Wie geht dieß aber zu, daß man schon im Herbst einige todt vor ihren Körben liegen sieht, da doch noch viele Blumen in den Gärten sind, worauf sie Honig hätten finden können? Dieß waren gewiß keine Honigsammlerinnen, sondern Faullenzer, die zu dieser Zeit nichts mehr in den Körben nützen, und also hinaus gejagt, oder gar getödtet werden. Zuweilen findet man aber auch todte Zwitter vor den Körben liegen.

Höret einmal, wie dieß zugeht. Wenn in einem Bienenkorbe allzu viel Bienen, und zwey oder drey, oder gar noch mehrere Königinnen sind, so müssen sich die jungen Königinnen entschliessen, ihr Vaterland auf ewig zu verlassen, und mit etlich tausend Männchen und Zwittern eine eigene Colonie anzulegen; denn mehr als Eine Königin wird in einem Korbe nicht gelitten. Sie müssen entweder auswandern, oder sterben. Die meisten wählen das erste, und wandern aus, oder schwärmen weiter, wie man es nennt.

Da nun die Bienen ihre Königin ausserordentlich lieben, ihr alles zu gefallen thun, nur da bleiben, wo sie

ist, und ihr allenthalben nachfolgen, wo sie hinzieht, auch Arbeit und Fleiß unterlassen, und nicht das Geringste mehr einsammeln, wenn sie stirbt, oder durch einen Zufall umkommt; kurz, da die Königin das Commando im Korbe führt: so darf sie nicht fürchten, daß sie allein und ohne Begleitung ausziehen müsse; es folgen und schwärmen ihr immer etliche tausend nach.

Und wohin? An den nächsten den besten Baum, oder sonst wohin. Fand nicht Simson auf einem Löwen Honig? Und floß nicht ehedem im Lande Canaan der Honig von den Bäumen herunter? Und noch jezt gibt es Länder genug in der Welt, wo die sämmtlichen Bienen wild herum fliegen, und ihren Honig auf Bäume legen.

Ach, das möchte ich sehen! Gibt es bey uns auch solche wilde Bienen? Doch was frage ich lange, freilich? Wo sollten denn sonst die, aus den Körben weggejagten Bienen, ihren Honig hinlegen? Nein, mein Kind! Wir haben keine solche wilde Bienen, ausgenommen die Mauerbienen, Holzbienen, Rosenbienen und Mosbienen und Hummeln, von denen ich nun gleich auch etwas erzählen werde; denn die weggezogenen Bienen fängt man wieder auf, und gibt ihnen einen eigenen Korb zu ihrer Wohnung ein.

So? Und wie geht es nun diesen armen Thierchen in dem leeren Korbe? Gut, Kinder! Sie fliegen gleich nach etlichen Stunden nach Honig und Wachs aus, und bauen und wirthschaften, wie ihre Aeltern.

Und diese jungen unerfahrnen Thierchen sollten sogleich ihren Korb verlassen, und nach Honig ausfliegen können? Finden sie denn ihre Heimath wieder? O ja! Selten verirrt sich eins. Wenn es aber doch geschieht,

daß eins vor eine fremde Thür kommt, so wird es sogleich mörderlich angefallen und getödtet. Und daher kommt es, daß man zuweilen bey einem Korbe todte Arbeitsbienen findet.

Aber das eigentliche Mordfest halten die Bienen im Herbst, wenn es anfängt kalt zu werden, und sie nichts mehr einsammeln können. Und über wen denn? Wen ermorden sie da? Ihre Kameraden, die Männchen. Diese müssen im Herbst alle sterben. Einige tödten sie gleich im Korbe, oder verbeissen ihnen die Zungen, daß sie keinen Honig mehr lecken können, und nun ermatten und Hunger sterben müssen; und andere jagen sie als unnüze Fresser hinaus, die alsdann bald Hunger sterben, oder erfrieren, oder von Vögeln gefressen werden.

Und das können die kleinen Bienen gegen ihre Kameraden thun? Nun bin ich ihnen nicht mehr gut. Warum sind sie aber wohl so grausam? Weil sie gerade noch so viel Honig aufgespart und übrig haben, als sie und ihre Königinn den Winter über gebrauchen. Würden nun die großen Mäuler der Männchen noch dazu kommen, so müßten sie mitten im Winter alle zusammen Hunger sterben.

Die Mauerbienen halten sich an alten Mauern auf, und machen sich ihr Nest von Grand und Mörtel, und bauen darin sehr artige eyförmige Zellen.

Die Mosbienen wohnen in der Erde, und decken ihr Nest von aussen mit Moos zu, damit man sie und ihre Kinder nicht so leicht finde und beleidige.

Die Holzbienen halten sich in alten Baumstämmen auf.

Die Rosenbienen leben einsam unter der Er-

de, und verfertigen sich von Rosenblättern eine niedliche Wohnung.

Nun, Kinder! Wer von euch noch keine lebendigen

Hummeln

gesehen hat, der sehe indessen, bis er eine sieht, auf der 4ten Tafel bey Figur 19 die Abbildung von einer an. — O, Hummeln haben wir schon viele gesehen! Sie sind ein, zwei bis viermal größer, und viel haariger, als die Bienen, sehen schwarz und braunroth, oder schwarz und gelb und röthlich geflekt aus, haben einen Stachel, und schwärmen eben so gern auf den Blüthen herum, als die Honigbienen.

Was sie aber auf den Blüthen machen; ob sie auch Honig und Wachs sammeln, das wissen wir nicht. Auch wo sie wohnen, ist uns noch nicht bekannt. Wollten Sie es uns nicht sagen, lieber Herr..?

Die Hummeln wohnen gewöhnlich unter der Erde in Mäuse- oder Maulwurfslöchern, oft aber auch in leeren Bienenkörben, in hohlen Bäumen, und andern Winkeln und Löchern. Ihr Nest besteht aus dürren Blättern, die sie mit einer klebrichten Materie zusammen kleistern. Oben bauen sie es gewölbt, damit Regen und Erde, und was sonst darauf fallen mag, leicht darüber wegrollen kann; und innen haben sie ihre Zellen, worein sie ihre Eyer legen.

Das Einsammeln des Honigs aber ist bey den Hummeln nicht Mode. Jede sucht nur für sich etwas zu fressen; und wenn sie nicht gleich etwas findet, so dringt sie sich mit Gewalt in einen Bienenkorb hinein, und stiehlt und frißt diesen Thierchen ihren Honig weg. Die Bienen müssen daher immer vor ihren Thüren Wache hal-

ten, damit von diesen unverschämten Gästen nicht zu viel zu ihnen kommen.

Gibt es viele Hummeln in einem Nest? O ja, etliche tausend. Sie haben auch Männchen, Weibchen und Zwitter, wie die Bienen. — Jagen sie einander auch so zum Hause hinaus, wie diese? Ja, Kinder, die Männchen müssen im Herbst auch fortreisen. Aber die übrigen im Nest kommen doch fast alle auch noch vor dem Winter um, weil sie den Sommer über keinen Vorrath eingesammelt haben.

Wenn nun zwei Hummeln glüklich durch den Winter kommen, und im Frühling von ihrem Schlaf erwachen, — denn weil sie nichts zu fressen haben, müssen sie den ganzen Winter durch schlafen, — so sind sie im Stande, dafür zu sorgen, daß in etlichen Wochen wieder genug junge Hummeln da sind.

Den Namen Hummel gab man diesen Thierchen vermuthlich deßwegen, weil sie im Fliegen immer hummen oder sumsen.

Die Wespen,

liebe Kinder, sind auch solche Mäuseloch-Einwohner, wie die Hummeln. Ihr kennt doch die großen Künstler, die Wespen? O ja! Auf unserer 4ten Kupfertafel, Figur 12 ist auch eine abgebildet.

Warum nennen Sie diese gefährlichen Thiere Künstler, lieber Herr..? Weil sie unter allen Insekten die künstlichsten Häuser bauen. — Noch künstlicher also, als die Bienen? Ja, weit künstlicher. Und wie machen sie es denn? Im Sommer suchen sie sich ein Loch aus, das Mäuse, Hamster oder Maulwürfe gegraben haben, und machen sich darin ein Nest, das voller Zellen ist. Oder

sie graben sich selbst ein Loch, wenn sie nicht gleich eins finden können.

Und dieß machen sie auf folgende Weise. Sie stechen die Erde stückweise aus, und tragen sie eine ziemliche Strecke von ihrem Loche weg. Und dabei ist ihr Fleiß so groß, daß sie in etlichen Tagen eine halbe Elle grosse Höhle ausgraben können. Denn alles muß bei diesem Bau arbeiten, Mann, Weib und Zwitter. Einige graben und tragen die Erde weg; andere holen Baumaterialien zusammen, und verkitten das Gewölbe des Loches mit einer klebrichten Materie; und noch andere legen den Grund zu ihrem wunderbaren Hause.

Und so machen sie in wenigen Tagen ein Gebäude fertig, darüber man erstaunen muß. Denn wer das erstemal ein Wespennest sieht, der hält es für eine sehr künstliche, aus grauen Löschpapier zusammengesezte Rose oder Artischocke.

Die kleinen Wespen bauen sich also ein Nest, das der geschickteste Künstler schwerlich nachmachen kann. Auf der 4ten Tafel bei Figur 9 ist ein solches Wespennest abgebildet, aber verkleinert; denn gewöhnlich ist es so groß, als ein Kindskopf. Sieht es nicht fast wie eine Rose aus? Und Figur 8 sind Wespenzellen, die mitten in diesen Nestern drin sizen, und davon einige offen, die meisten aber zugeschlossen sind, damit den darin liegenden Eyern, Larven und Püppchen nichts Leids geschehen kann. Denn sobald sie Wespen geworden, brechen sie den Deckel auf, und gehen daraus heraus.

Wie machen denn die Wespen die künstlichen Dinge? Die Arbeitswespen arbeiten auch, wie die Arbeitsbienen, für alle ihre Brüder und Schwestern, tragen mür-

bes Holz und Honig zu, und versorgen ihr ganzes Haus mit Brod. Das Holz holen sie bei ungemahlten Fenstern, Gartenspalieren, Dachrinnen und Balken, wovon sie eine Menge kleine Splitter abschneiden, die sie erst mit ihren Füßen und Freßzangen zu einem Mehl zerreissen; und hernach mit einem klebrichten Saft vermischen, und zu einem Brey machen.

Diesen Brey nun kleben sie an ihren Pallast an, und streichen ihn so lange aus einander, bis ein dünnes Blättchen daraus wird. Und so machen es die Wespen immer fort, bis ihr Pallast, der aus eilf Stockwercken besteht, sammt den Zellen fertig ist.

In die Zellen legt nun die Königinn nach und nach zehn bis zwölf tausend Eyer, die in drei oder vier Tagen lebendig; nach 12 bis 14 Tagen Puppen; und endlich nach 8 bis 10 Tagen Wespen werden.

Die Männchen und Weibchen bleiben im Nest; die Arbeitswespen aber fliegen hinaus, und sammeln und tragen alle Tage so viel Speise zu, daß sich alle satt fressen können.

Und damit jene bequem und bald finden, was sie und ihre Kameraden gern fressen, so legen sie ihre Nester gewöhnlich nahe bey Bienenstöcken, ja selbst in leere Bienenkörbe; in hole Bäume; in Weingärten; und bey Küchen, Fleischbänken und Speisekammern an, wo sie Honig, Wachs Fleisch und Obst, und also fast immer einen gedekten Tisch finden können.

Fleisch, Spek, Leber und Kirschen und alles, was süß schmekt, fressen sie gern, und tragen oft zwischen ihren Füßen halb so große Stücke, als sie sind, durch die Luft in ihr Nest, und überliefern sie der Königinn, die sie

zertheilt, und vor jede Zelle geht, und jeder Larve ihre Portion in den Mund stekt.

Die Wespen sind fast noch gefährlicher im Stechen als die Bienen. Wenn man eine einzige schlägt, so kommen plözlich alle zu ihren Löchern heraus, und fliegen einem ins Gesicht; denn die Wespen legen zu ihrem Nest zwei Löcher an, eins zum Einfliegen, und eins zum Ausfliegen; und vor jedem Loche steht wenigstens Eine Wache.

Leiden denn es die Bienen, daß ihnen die Wespen und Hummeln ihren Honig wegstehlen? Nein, es ist ihnen nicht lieb. Sie halten deßwegen auch fleißig Wache. Allein was hilfts? Diese Diebe kommen doch hin, und erwürgen oft alle Schildwachen. Wehren sie sich denn nicht? O ja! Es wird von ihnen auch manche Hummel, und manche Wespe erdrosselt.

Aber dieß thun nur die geselligen Wespen, die bey einander in einem Loche wohnen, und davon

Die Hornissen

die größte Sorte sind. Die Horniß so wohl als auch die Scorpion stechen entsezlich, und sind den Italiänern und Asiatern, und wo sie sonst sich aufhalten, oft eine große Plage. Im Lande Canaan sind sie, vorzüglich zu den Zeiten der Kinder Israel, als sehr schlimme Thiere bekannt gewesen. Es steht vieles von ihnen in der Bibel. Auf der 8ten Tafel Figur 13 ist eine Horniß abgebildet.

Die übrigen Wespen-Arten hingegen leben nicht in Gesellschaft, sondern einzeln und zerstreut; bauen weder Nester noch Zellen; und fressen Fliegen und Mükken. Einige von ihnen legen ihre Eyer in Holz; andere

in Raupen oder Raupenpuppen; und noch andere auf allerhand Blätter. Die grünen Raupen, zum Beyspiel, welche die Rosensträuche oft so sehr zerfressen, daß von den Blättern nichts mehr, als die Rippen, übrig bleiben, sind solche Wespenlarven.

Und eben darum, weil einige von diesen ungeselligen Wespen ihre Eyer dahin und die andern dorthin legen, hat man sie in Gallwespen, Schlupfwespen, Raupentödter, Blattwespen und Holzwespen eingetheilt.

Die Gallwespen

verursachen dadurch auf Bäumen, Stauden und Pflanzen allerhand Beulen, Knoten und warzenähnliche Erhöhungen, die oft fast gerade so aussehen, wie die Früchte, aber nichts weniger, als Früchte sind, daß sie Löcher in die Blätter bohren, und ihre Eyer hinein legen. — Und die Gewächse nennt man Gallen.

Auf der 7ten Tafel Figur 30 ist eine Eichenblattwespe abgebildet, welche in die junge Triebe, Stängel, Rippen und Blätter der Eichen Löcher bohrt, und ihre Eyer darein stekt. Um so ein Ey her entsteht eine rundliche Erhöhung, die nach und nach hart, und endlich so groß wird, als Figur 31 ist. Wenn aber die Larve darin stirbt, so bleibt der Gallapfel unreif und klein, fällt ab, und sieht aus, wie Figur 32. Oben, Seite 61 ist von den Galläpfeln erzählt worden, daß sie eine schöne schwarze Tinte gäben, wenn sie zerstoßen und mit Vitriol und Gummi vermischt würden.

Eine gewisse Gallwespe sticht gewöhnlich in die zarten weichen Blüthezweige verschiedener Arten von wilden, doch zuweilen auch der schön roth gefüllten Gartenrosen, Löcher, und legt ihre Eyer hinein. Hiervon

entsteht ein Mißgewächs, oder ein moosartiger bunter Auswuchs, den man Rosenschwamm, Schlafapfel oder Schlafkunz und Bedeguar nennt. Ehedem war dieser Auswuchs ein berühmtes Mittel wider die Zauberer. Die alten Weiber pflegten solchen den Kindern unter den Kopf zu legen; oder sie kochten ihn in Wasser ab, und liessen sie davon trinken, um den Schlaf zu befördern.

Die Schlupfwespen

schlupfen und schwärmen allenthalben herum, und suchen lebendige Raupen auf, die an Gartenwänden, Pfälen und Bäumen kriechen und hängen, stechen ihnen ein Loch in den Leib, und legen ihre Eyer hinein, so daß die Raupen davon krank werden, und noch vor, oder doch bald nach ihrer Verpuppung, sterben.

Wenn man daher meint, diese Raupen werden sich nun bald verpuppen, oder aus den Puppen werden bald Papilions hervor kommen; siehe, so kriechen Wespenlarven in ihnen herum, die sich nach etlichen Tagen verpuppen, und als Schlupfwespen davon fliegen. — Auch andere schädliche Insekten vertilgen die Schlupfwespen.

Die Raupentödter

graben oder bohren Löcher in die Erde, suchen eine grosse Raupe auf, beissen sie lahm, oder verwunden sie so, daß sie noch etliche Tage lebt; schleppen sie herbey, und stecken sie in das Loch, und legen ein Ey dazu hin. Nun decken sie das Loch mit Gras oder Reisern zu, und halten einige Tage genaue Aufsicht darüber, ob nicht ein Feind komme, der ihnen ihre Arbeit zerstören wolle, oder sie schon zerstört habe.

Wenn nun aus dem Ey die Larve hervor kriecht, so saugt sie die Raupe allmählich aus, verpuppt sich in ihrem Loch und fliegt endlich, als ein Raupentödter, auf und davon.

Die Blattwespen

legen ihre Eyer auf allerhand Bäume und Stauden, vorzüglich häufig aber auf Weiden und Rosenstöcke, deren Laub ihre Larven vorzüglich gern fressen. Wenn die Larve ausgewachsen ist, kriecht sie auf den Boden, bohrt sich in die Erde, und verpuppt sich darin.

Die Holzwespen

bohren mit ihrem Stachel Löcher in weiches mürbes Holz, und legen ihre Eyer darein, aus denen Larven kriechen, welche die Gewohnheit haben, zwei bis drei Jahre faules Holz zu fressen, sich dann zu verpuppen, und endlich als Honigwespen davon zu fliegen.

Nun, Kinder, fehlen uns nur noch die zweiflügligen, und die ungeflügelten Insekten; so sind wir mit den gesammten Insekten fertig. — Und dann kommen wir zu den Fischen; hernach zu den Amphibien; darauf zu den Vögeln und vierfüßigen Thieren; und endlich auch zum Mineral- oder Steinreich.

*) Ameise Formica; Termite Termes fatalis; Biene Apis; Honigbiene Apis mellifica; Mauerbiene Apis caementaria; Mosbiene Apis muscorum; Holzbiene Apis violacea; Rosenbiene Apis centuncularis; Hummeln Apis terrestris; Wespe Vespa crabro; Horniß Vespa vulgaris; Gallwespe cynips; Eichenblatt-Gallwespe Cynips quercus folii; Schlupfwespe Ichneumon; Raupentödter Sphex; Blattwespe Tenthredo; Holzwespe Sirex.

Zu den zweyflügligen Insekten in unsrer sechsten Ordnung gehören die Fliegen, Mücken und Bremsen, die ihre Eyer auf Aase und lebendige Thiere, und an allerhand unreine und stinkende Orte legen; doch gebähren einige Fliegen auch lebendige Jungen. Wo ihre Larven und Maden wohnen und fressen, da verpuppen sie sich auch. Und diese Puppen sehen meist alle braun oder dreckfarbig aus, und haben zum Theil auch einen langen Schwanz.

Einige von diesen zweiflügligen Insekten haben einen spizigen Saugstachel; andere haben einen biegsamen Rüssel; und noch andere haben weder Rüssel noch Saugstachel, auch keine Freßspitzen, sondern nur drei eingedrückte Punkte. Und welches sind wohl diese?

Die Bremsen,

die den Hummeln der Gestalt nach sehr ähnlich sehen. Sie legen ihre Eyer gewöhnlich in oder auf die Häute der Kühe, Ochsen, Rennthiere, Pferde, Hirsche und Cameele, und noch vieler andrer Thiere. Aus diesen Eyern entstehen dicke runde Maden, welche oft in der Haut dieser Thiere, von deren Saft sie sich nähren, den ganzen Winter über stecken, und darin auch zu Puppen werden. Durch die Ausdehnung dieser Larven werden die Höcker verursacht, die man auf der Haut des Rindviehs sehr oft sehen kann.

Es gibt vier bekannte Arten von Bremsen, die alle nur in Ansehung der Größe und Farbe von einander unterschieden sind.

Die erste Art sind die so genannten Viehbremsen, die ihre Eyer auf die Ochsen und Kühe legen.

Die zweyte Art sind die Rennthierbremsen, welche die Quaal der Rennthiere sind.

Die dritte Art sind die Pferdebremsen, die den Pferden ihre Eyer an das Ende des Afters oder Mastdarms legen, deren Larven sodann durch die Gedärme bis in den Magen kriechen, zur Zeit ihrer Verpuppung aber, wenn sie nicht gestorben sind, immer wieder heraus kommen, und sich in die Erde graben und verpuppen.

Die vierte Art sind die Schaafbremsen, die den Schafaen, Ziegen und Hirschen in die Stirnhöhlen kriechen, und darin ihre Eyer legen.

Sodann gibt es noch eine gewisse Art röthlich brauner Bremsen, die den großen Stubenfliegen sehr viel ähnlich sehen, und den Pferden, Ochsen und Kühen, und noch vielen andern Thieren die Haut mit ihrem Rüssel durchbohren, und Blut und Saft wegsaugen, aber ihre Eyer nicht auf Thiere, sondern in die Erde legen.

Die Fliegen

kennt Jedermann und also auch ihr, liebe Kinder! Sie laufen und fliegen ja fast den ganzen Frühling, Sommer und Herbst über in Stuben, Kammern und Gärten in großer Menge herum, und incommodiren und beleidigen uns mit ihrem Stechen und Beschmeißen.

Wo kann man wohl des Sommers etwas hinsezen, das die Fliegen nicht beschmeißen? Ja sie sind sogar so unverschämt, und sezen sich den Leuten auf das Gesicht, und auf Hände und Füße, und stechen sie oft so entsezlich, daß sie Beulen bekommen, und aussehen, als wenn sie mit Haselnüssen behangen wären.

Es gibt sehr viele Arten von Fliegen, die alle einen weichen biegsamen Rüssel haben, und ihre Eyer auf frisches und geräuchertes Fleisch, auf Käse und Aase, in die Auswürfe von Menschen und Thieren, und an verschiedene andere morastige und unreine Orte legen. Doch gebären auch einige, wie oben gesagt, lebendige Jungen. Die bekanntesten Arten von Fliegen sind die Stubenfliegen, die Schmeißfliegen, und die Garten- oder Waldfliegen.

Die Stubenfliegen legen also ihre Eyer an allerhand saftige und unreine Orte, und nicht auf Kleider, Bücher, Fenster und Wände, wie manche unwissende Leute glauben; denn das, was sie an diesen Ort legen, ist ihr Unrath. Wären es aber Eyer, die nach und nach lebendig werden würden, so würden sie uns, und vorzüglich diejenigen Leute, die nahe bey Mistgruben, und in untern Stuben wohnen, in etlichen Wochen beinahe auffressen. In den Mund würden sie uns wenigstens schaarenweise hinein fliegen; und wir müßten fürchten, mit jedem Bissen Brod etliche zu verschlingen! — Sie haben recht, lieber Herr... wir haben solche Stuben gesehen; es war etwas entsezliches, wie viele Fliegen darin waren, und wie sehr sie die Leute quälten.

Die Fliegen und Mücken kommen also alle zu den Fenstern und Thüren herein, und bleiben in den Häusern, so lange sie etwas zu fressen finden. Einige fliegen herein; und andere hinaus. Im Herbst aber sterben und kommen die meisten um; doch verstecken sich auch noch viele vor dem Winter in allerhand Winkeln, und kommen im Frühjahr wieder lebendig daraus hervor.

Der Trieb, welcher die übrigen Insekten für ihre

Nachkommen sorgen heißt, lehrt auch die Fliegen, ihre Eyer nur dahin zu legen, wo ihre Jungen, die man Maden nennt, gleich etwas zu fressen finden, doch triegt sie dieß zu Zeiten.

Diese Maden fressen und werden größer; aber die Fliegen, die hernach daraus werden, wachsen nicht mehr. Die kleinen Fliegen bleiben klein; und die großen Fliegen wachsen auch nicht mehr. Es gibt so kleine Fliegen, daß man sie nur durchs Vergrößerungsglas recht sehen kann; aber auch fast so große, wie die Hummeln.

Die Schmeißfliegen, Aaas oder Fleischfliegen haben auf dem Hinterleib einen glänzend blauen Flek, und legen ihre Eyer auf das Fleisch todter Thiere, oder auf anderes stinkendes Fleisch. Und diese werden gewöhnlich schon an dem Tage, woran sie gelegt worden sind, lebendig, und lecken und fressen sich innerhalb neun Tagen so dick und voll an, daß sie sich verpuppen, und in neun oder zehn Tägen darauf als junge Schmeißfliegen davon fliegen können. Diese Puppen sind dunkelroth, und sehen fast wie kleine Tonnen aus. Siehe Tafel 4 Figur 17.

Die Gartenfliegen oder Waldfliegen fliegen oder schwärmen in Gärten und Wäldern, und vorzüglich bei heiterm Wetter, hüpfend oder auf- und absteigend, haufenweise in der Luft herum.

Die Stechfliegen

oder Pferdestecher haben sehr lange Stacheln, sehen aber übrigens den Stubenfliegen fast ganz ähnlich. Sie zerstechen und quälen die Pferde oft so entsezlich, daß sie bluten, und an ihnen rohes Fleisch zu sehen ist. — Auch

in die Häuser kommen sie bey trübem Wetter, und stechen die Leute in die Füße.

Die Raubfliegen

sind so groß, als unsere Stubenfliegen, haben rauhwollige Füße, und auch einen rauhwolligen gebogenen Hinterleib, und ein Maul, welches aus einer hervorragenden hornartigen zweiklappigen Schnautze zusammengesezt ist. Mit diesem Werkzeuge fangen und ermorden sie viele zweiflüglige Insekten.

Die Mücken.

oder Schnacken haben einen langen schmalen Leib, und bürstenartige Stacheln in ihrem Rüssel, mit dem sie Menschen und Vieh stechen und quälen. Sie sind in beständiger Bewegung, und tanzen, hüpfen und sumsen allenthalben herum.

Sie legen ihre Eyer in Sümpfe, Teiche und Wassergraben auf folgende Weise. Sie setzen sich auf ein schwimmendes Gräschen, Blatt oder Hölzchen, und lassen sodann allmählich ihre Eyer ins Wasser fallen. Aus diesen Eyern kommen Larven, die sich beständig im Wasser aufhalten, und Wasserflöhe und andere kleine Wasserinsekten fressen. Auch die Puppen bleiben so lange im Wasser liegen, bis die Mücken daraus heraus geflogen sind.

Es gibt vielerlei Arten von Schnacken oder Mücken, davon bey uns die so genannten Singschnacken die bekanntesten sind.

Die Langfüße

oder langbeinigen Schnacken haben überaus lange

Füße, und einen kurzen zurükgebogenen Rüssel, halten sich in Gärten und Wiesen auf, und stechen und schaden nichts. Ihre Larven aber, die sich in der Erde, und vorzüglich an den Wurzeln der Pflanzen aufhalten, schaden sehr viel. Aber auch in Moräste und Misthaufen legen die Langfüßler ihre Eyer. — Es gibt viele Arten von kleinen und großen Langfüßlern.

Die Hüpfer

oder Schwebfliegen, sehen den kleinen Fliegen sehr viel ähnlich, und haben mehrentheils eine aschgraue oder schwärzliche Farbe, und fliegen des Abends in großer Menge herum, und machen eine tanzende Bewegung. — Diejenigen Mücken, die auf dem Mist herum hüpfen, haben eine Ziegelrothe Farbe *).

In der siebenten Ordnung machen wir uns mit den ungeflügelten Insekten bekannt, die in der Größe, Bildung, Aufenthalt, Nahrung, Freßwerkzeugen und Anzahl und Größe der Füße und der Augen sehr verschieden von einander sind, und theils Eyer legen, theils lebendige Jungen zur Welt bringen.

*) Bremse Oestrus; Viehbremse Oestrus bovis; Rennthierbremse Oestrus tarandi; Pferdebremse Oestrus haemorrhoidalis; Schafbremse Oestrus ovis; Fliege Musca; Stubenfliege Musca domestica; Schmeißfliege Musca caesar; Gartenfliege Musca meteorica; Stechfliege Conops; Raubfliege Asilus; Mücke Culex; Singschnacke Culex pipiens; Langfüßler Tipula; Hüpfer Pombilius.

Die ungeflügelten Insekten sind folgende: die Flöhe; die Läuse; die Milben; die Weberknechte; die Spinnen; die Scorpionen; die Asseln; die Vielfüße; die Kellereseln; die Papierläuse; die Krebse und die Kiesenfüße ꝛc.

Die Flöhe

sind sehr beschwerliche Thierchen, die man oft, man mag sich davor in Acht nehmen, wie man will, nicht los werden kann. Denn diese Schelmen können sehr weit springen, und quartieren sich gewöhnlich wider unsern Willen bey uns ein, und spazieren auf unserm ganzen Leibe herum. Vom kleinen Zehen bis zum Kopf kommen sie, und sind uns mit ihrem Kizeln sehr beschwerlich.

Was suchen sie denn bey uns? Wärme und Blut. Blut ist ihre Nahrung. Sobald sie aber saugen, stechen sie; und dann sucht man sie zu erhaschen und zu tödten.

Man muß aber auf der Flohjagd sehr flink seyn, wenn man einen fangen will. Denn die Flöhe haben Springfüße, und zwey gute Augen, die aus unzähligen kleinen Augen zusammen gesetzt sind; sie springen also leicht davon.

Wo halten sich die Flöhe gewöhnlich auf? In alten Lumpen, im Sande und Bettstroh, und in vielen andern warmen Dingen. Sie legen Eyer, und vermehren sich sehr schnell. Alle vier Wochen giebt es im Sommer junge Flöhe.

Menschen, Hunde und Katzen, und viele andere Thiere werden von Flöhen geplagt; Kälte können sie nicht vertragen. Es sterben im Herbst die meisten. Und in kalten Gegenden, wie zum Beispiel, auf der Insel Island, und in Grönland, gibt es wenig oder gar keine Flöhe.

Manche Leute werden oft von Flöhen und Wanzen so sehr zerbissen und zerfressen, daß sie aussehen, als wenn sie gegeisselt, oder durch Spizruthen gejagt worden wären.

Wer ihrer bei uns los seyn will, der halte nur seine Kleider, Kammern und Stuben, und überhaupt sein ganzes Haus rein, so werden diese fatalen Blutsauger bald verschwinden.

Und gerade so muß man es auch mit den häßlichen

Läusen

machen. Reinlichkeit thut alles bey dergleichen Ungeziefer. Wo sich aber die Läuse, und vorzüglich die Filz- oder Kleiderläuse, einmal eingenistelt haben, da hält es schwer sie auszurotten.

Läuse gibt es in allen Gegenden, und auf allen Thieren in der Welt. — Auch sogar die Wasserthiere werden von Läusen geplagt.

Die Läuse vermehren sich sehr schnell. Ein Weibchen kann in einem einzigen Tage Großmutter werden; und in 4 Wochen 2 bis 3000 junge Läuse hervorbringen.

Die Läuse sind wohl das beschwerlichste Insekt für die Menschen. Sie nisteln am liebsten auf den Köpfen, und beissen und zerfressen manche arme Kinder oft so sehr, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe haben, immer bittere Klagen führen, alle Freude und Munterkeit verlieren, krank werden, und endlich gar sterben. Man hat wirklich Beispiele, daß Leute von den Läusen gefressen worden sind *).

*) Nicht so gefressen, daß sie von den Läusen mit Haut und Fleisch aufgezehrt worden wären, wie die Katze eine Maus

Diese beschwerlichen Thiere fressen sich in die Haut ein, und machen sich Gänge darin, so wie die Mäuse in der Erde machen. Wehe den Eltern, die ihre Kinder so sehr vernachläßigen, daß sie wegen des Ungeziefers ihre Gesundheit einbüssen, oder gar ihr Leben verlieren.

Den Flöhen und Läusen gibt man also keinen Pardon. Wo man sie findet, werden sie gefangen, und sogleich todt gemacht.

Die Milben

sind so kleine Thierchen, daß sie mit blossen Augen, und wenn ihrer auch gleich etliche beysammen sizen, kaum gesehen werden können. Und doch haben sie acht Füße, zwei Augen und zwei Fühlhörnchen. Und wenn man sie unter einem Vergrößerungsglase betrachtet, so sieht man ihre Glieder, und den Umlauf ihres Geblüts.

Die bekanntesten Milben sind die Käsemilben, die mit blossen Augen wie kleine Stäubchen aussehen. Die sogenannten Spinner aber, die sich auf Wiesen, Gärten und Aeckern aufhalten, und diejenigen weisse, den Spinnengeweben ähnliche Gespinste verfertigen, die gegen das Ende des Sommers, und zuweilen auch noch im Herbst, in der Luft herum fliegen, und im gemeinen Leben den Namen, fliegender Sommer oder Mädchen-Sommer bekommen haben*), gehören nicht zu den Milben, sondern sind wahre Spinnen.

mit Haut und Haaren aufgezehrt: sondern nur so ausgemergelt, zerstochen und zerfressen, daß ihnen endlich in ihrer Ohnmacht der Athem ausblieb, und sie also wirklich starben.

*) Siehe den neuen Schauplaz der Natur in alphabetischer Ordnung, Band 5. Seite 659.

Weberknecht

oder Schuster, oder Geist oder Holzspinne heißt man dasjenige Insekt, das fast einer Spinne ähnlich geht, ausserordentlich lange Füsse, und seine Augen an einer kleinen Stange auf dem Rücken sitzen hat, und sich an heimlichen Oertern gern aufzuhalten pflegt. Des Nachts laufen die Schuster am liebsten herum Die ihnen ausgerissenen Füsse bewegen sich noch lange nachher.

Die Büchersorpione

oder Krebsspinnen haben beynahe die Größe und Farbe einer Bettwanze, sonst aber gleichen sie einem Scorpion, nur den Schwanz ausgenommen, welcher ihnen ganz und gar fehlt. Und Büchersorpione nennt man sie deßwegen, weil sie sich nicht nur in Schränken und Ritzen alter feuchter Gebäude, sondern auch in altem feuchtem Papier, und in Büchern und Kräutersammlungen aufhalten, und darin wühlen und fressen *).

Die Spinnen

sind lang keine so garstigen Thiere, als die Läuse; ja sie sind nicht einmal schädlich, viel weniger giftig. Man kann sie ohne Gefahr verbeissen und verschlingen. Man darf Fleisch, Backwerke, Obst und Getränke frey vor ihnen hinstellen, sie fressen und trinken nichts davon, und vergiften es auch nicht. Und wenn sie ja ihr Gespinst über etwas hinziehen, so thun sie es deßwegen, um Fliegen und Mücken darin zu fangen.

*) Siehe Rösels Insektenbelustigung, Theil 3. Seite 367. Tafel 64.

Man sollte also die Spinnen nicht hassen, sondern sie und ihre ausgespannten Neze gern haben wollen, weil sie damit so wohl viele tausend Fliegen und Mücken wegfangen und fressen, als auch damit so manches Obst zudecken, daß es uns wachsen und reif werden, und sodann zu seiner Zeit auf unsere Tische gebracht werden kann.

Was, lieber Herr..? die häßlichen Spinnengewebe gern sehen, und die fatalen Spinnen verbeissen und verschlingen? O ich bitte Sie, reden Sie doch nichts mehr davon; es wird mir sonst übel. — Ey was übel! Pfuy, schäme Er sich! Jung gewohnt, alt gethan. Wer sich von euch jezt nicht angewöhnt, alles ansehen, und von allem sprechen zu können, und gleich Uebelkeiten empfinden, oder gar sterben will, wenn er eine Spinne, oder einen Kellerese, oder eine Maus laufen sieht, der wird in Zukunft oft ausgelacht werden, und manches Vergnügen entbehren müssen.

Den lache ich sicher allemal aus, der deßwegen keine Kirsche oder Zwetschge, Birn oder Aepfel, Pfirsich oder Weintrauben essen will, weil eine Spinne darauf herum gelaufen ist, oder ihr Netz darüber hingespannt hat. Und mit dem habe ich gar ein wahres Mitleiden, der sich bey dem Anblik und Anmarsch einer Spinne entsezt und schreyt und lärmt, gleich zuspringt und tritt und stampft, und alles auffordert, das arme Thierchen zu haschen und zu tödten*).

Es gibt sieben und vierzig Sorten von Spinnen,

*) Indeß ist den großen bunten bräunlichen Spinnen bey heissen Sommertagen nicht immer zu trauen, weil sie da oft einen beissenden Saft bey sich führen.

die alle an Farbe, Größe und Gestalt von einander unterschieden sind. Es gibt weisse und schwarze, gelbe und grüne, rothe und graue, und schwarz und braun und weißgeflekte Spinnen. Die kleinsten Spinnen sind kaum halb so groß, als ein kleiner Floh; die größten hingegen haben die Größe einer kleinen Kinderfaust. Und der Gestalt nach haben die mehrsten Spinnen viel ähnliches mit den Krebsen.

Einige Spinnen legen ihren Raubpallast in freyer Luft zwischen Balken, Wänden und Bäumen an; andere führen ihr Schloß in den Ecken der Wände auf; noch andere ziehen nur etliche Fäden von Rizen und Löcher her; und wieder andere spinnen gewöhnlich gar nicht. — Einige Spinnen spinnen dünn und zart und weit aus einander, wie die Kreuzspinnen; andere dagegen spinnen sehr dik und dicht, wie die Hausspinnen. Einige spinnen radförmig; andere in allerhand Gestalten. Und alle überhaupt spinnen aus ihrem After oder Hintern in mehrern Fäden, und oft zwölffach.

Die Spinnen leben nicht gesellig oder freundschaftlich beysammen, sondern jede lebt allein und für sich. Wenn eine der andern in ihr Gehege kommt, gehen sie mörderlich auf einander los, und kämpfen so lange auf Leben und Tod, bis die Schwächere der Stärkern weichen, und ihr Haus und Fraß überlassen muß.

Die Spinnen legen vierzig bis achtzig Eyer auf einen Klumpen zusammen, und umwickeln sie mit einem seidenartigen Gespinst so dicht und dik, daß es wie ein Seidenwurm-Cocon aussieht, und der größten Kälte widerstehen kann, und kleben es in allerhand Schlupfwinkeln fest. Andere überziehen ihre Eyer nur mit etlichen Fä-

den, und tragen sie am Bauch so lange, bis sie lebendig werden, mit sich herum.

Jede Spinne hat acht Augen; und acht ziemlich lange, an der Brust sizende Füße. Ihre Nahrung sind Fliegen und Mücken, und andere kleine Insekten, die sie so listig zu fangen, und mit ihren Füßen und Geweben so sehr zu verwickeln wissen, daß ihnen nicht leicht eins entfliehen kann.

Und wenn sie nichts zu fressen haben, kann man sie so zahm machen, daß sie ihre Speise da wegholen, wo man sie ihnen hingelegt hat. Auch weiche Brodsamen lernen sie nach und nach essen; ihr gewöhnlicher Fraß aber und auch ihr liebster sind Fliegen und Mücken.

Und diese Menschen und Vieh äusserst beschwerlichen Thierchen, fangen die Spinnen alle Jahre viele hundert tausendweise weg. Wie und wo könnte man wohl vor Mücken und Fliegen gehen oder stehen, wenn nicht die guten Spinnen allenthalben ihre Neze gegen sie ausgespannt hätten? Ja, würden wir wohl manchen Herbst eine ganz reife Pfirsiche oder Weintrauben finden, wenn sie die sorgfältigen Spinnen nicht mit ihren Nezen gegen die Fliegen und Mücken gedekt hätten? Höret einmal, was ein gewisser Gelehrter von den Spinnen schreibt:*) „Ich kenne einen sichern Mann, schreibt er, „der an einem kleinen Geländer, um recht schöne Trau„ben zu erhalten, mit vieler Sorgfalt mehr als einmal „alle Spinnen, die er an den färbenden Trauben fand, „wegnahm, und zur Strafe, als wenn sie ihm etwas

*) Der selige Professor Sander, in seinem Buche von der Güte und Weisheit Gottes in der Natur, Abhandlung 11. Seite 340.

„Leids gethan hätten, tödtete. Allein die Ordnung der „Natur läßt sich nicht ungerochen stören. Das ganze „Geländer trug in selbigem Jahr nicht eine einzige „vollkommene Traube. Er hatte die Feinde der Mücken „und Fliegen weggenommen, und sah nun deutlich, daß „alle seine Trauben diesen ungebetenen Gästen zu Theil „wurden.

„Im folgenden Jahr fand er wieder Spinnen und „Fliegen und Mücken an seinen Trauben, er ließ sie ihre „seidenen Netze ausspannen, die Fliegen und Mücken „wurden, indem sie die Beeren zerstechen wollten, ge„fangen, und die Trauben erhielten ihre völlige Schön„heit."

Die Gewebe der Spinnen kann man doch wohl zu nichts gebrauchen? Nein, bis jezt macht man, so viel mir bewußt ist, noch keinen Gebrauch davon. Doch könnte man vielleicht, wenn man sich Mühe geben wollte, von den Fäden, worein sie ihre Eyer wickeln, etwas weben oder stricken lassen. Und in Frankreich hat man auch wirklich vor etlichen Jahren von solchen Fäden seidene Strümpfe gemacht. Die Sache ist nur deßwegen nicht ökonomisch, weil die Spinnen viel beschwerlicher zu unterhalten sind, als die Seidenwürmer; denn man muß ihnen Fliegen anschaffen, und thut man dieß nicht, dann fressen sie sich einander selbst auf.

Aber auch eine herrliche Probe von der Weisheit Gottes sind sie. Es ist wirklich der Mühe werth, einer Spinne bei einem Fliegenraub, oder bei Verfertigung ihres Hauses zuzusehen. Erst klebt sie ihren Faden irgendwo an; dann stürzt sie sich plözlich daran herunter; klebt ihn hierauf noch einmal an, und fährt endlich

links und rechts, und so lange im Kreise herum, bis ihr Haus fertig ist.

Und dann hat sie noch eine Höhle, oder sonst einen Schlupfwinkel, worein sie flieht, wenn sie einen Feind merkt, und worin sie auf ihren Raub laurt, auch denselben hernach darin völlig abschlachtet und aussaugt.

Die Spinnen werden drey bis vier Jahre alt, wachsen alle Jahr etwas zu, bis sie so groß, als ihre Aeltern sind, und legen deßwegen auch alle Frühjahre ihre Haut ab, wie die Krebse. Auf der 8ten Tafel Figur 1 ist eine Spinne in ihrem Gewebe abgebildet, wie sie auf eine Fliege los geht.

Man kann die Spinnen ihrer verschiedenen Wohnungen wegen in Mauerspinnen, Hausspinnen, Gartenspinnen, Feldspinnen und Wasserspinnen eintheilen. Wir wollen davon die Hausspinnen, die Kreuzspinnen, die Vogelspinnen, die Taranteln und die Wasserspinnen merken.

Die Hausspinnen

oder Fensterspinnen wohnen in Häusern und Scheuern, Stuben und Kammern, und machen ein großes dichtes Gewebe, und nähren sich, wie ihre übrigen Kameraden, von Fliegen und Mücken. Verirrt sich eine Fliege in ihren Palast, so sind sie augenblicklich zugegen, drehen ihren Gefangenen etlichemal in ihrem Gespinste um, und verwickeln und umspinnen ihn so sehr, daß er sich nicht rühren kann. Und bald darauf saugen sie ihn aus.

Di Kreuzspinnen

halten sich gewöhnlich in unsern Gärten in freier Luft zwischen Bäumen und Buschwerken, und andern frey

stehenden Dingen auf, und heissen deßwegen so, weil sie ein weisses punktirtes Kreuz auf dem Rücken haben. Sie verfertigen ein radförmiges Gespinst, und sind bei uns die größten Spinnen, und oft so groß, als Haselnüsse. Sie sehen braunroth aus.

Die größten Spinnen in der Welt sind die Surinamschen

Vogelspinnen

oder Buschspinnen. Sie halten sich nur in Südamerika auf, und sind im Stande, kleine Vögel zu fangen, mit ihren Faden zu umwinden, und mit ihrem Stachel zu tödten. Den Vogel Colibri tödten sie wirklich und saugen ihn und seine Eyer hernach aus. Dieser Vogel ist aber merklich kleiner, als sie, und gewöhnlich nur so groß, als ein Maykäfer, sie hingegen haben die Grösse einer kleinen Kinderfaust. Man nennt sie auch Colibrifresser.

Die merkwürdigsten Spinnen sind wohl die berüchtigten

Taranteln

die sich in Italien, und vorzüglich bei der Stadt Tarante im Königreich Neapel an Weinstöcken und am Waizen, und an vielen andern Feld- und Gartengewächsen aufhalten, und, wie man sagt, die Leute so gefährlich stechen sollen, daß sie davon närrisch, und wohl gar rasend werden, und ihre Krankheit mit sonst nichts, als mit Musik, und mit Springen und Tanzen vertreiben können.

Allein alles dieß ist falsch und erdichtet. Denn nur arme einfältige Leute, bestellte Lügner, boshafte Bettler

und

und Faullenzer stellen sich krank und unklug, um Geld zu bekommen und nicht mehr arbeiten zu dürfen.

Noch jezt werden in Italien einfältige und ängstliche Leute, nach ihrer Meinung, alle Jahre von Taranteln gebissen; sie tanzen daher auch alle Jahr. Und bei manchen geht das Tanzen in ihrem ganzen Leben nicht aus *).

Die Wasserspinnen

sehen dunkelroth aus, und sind so groß, als die Bettwanzen; halten sich immer im Wasser und zwar in Sümpfen, Pfüzen und Teichen auf, und fressen Wasserflöhe, und allerhand andere kleine Wasserinsekten. — Auf der 8ten Tafel Figur 14 ist eine Wasserspinne abgebildet.

Die Scorpione

haben acht Augen, drey auf jeder Seite der Brust, und zwei auf dem Rücken; acht lange Füsse, und zwei noch längere Scheeren am Kopf, die den Krebsscheeren ähnlich sehen, und ihnen zum Fangen und Halten ihres Raubes, der in Fliegen und allerhand Würmern besteht, dienen.

Die meisten Scorpione haben einen langen Schwanz, und an dessen Ende einen gefährlichen Stachel, womit sie tödtliche Wunden stechen können. In Aegypten und Canaan waren sie, zu den Zeiten der Kinder Israel, oft eine

*) Im Hamburgischen Magazin 13 Band 1 Stük, steht ein Brief über den Biß der Tarantel, nebst der Musik zum Taranteltanz. Alles aber, was über den Biß der Tarantel geschrieben worden ist, steht in Herrn Doktor und Oberconsistorialrath Büschings eignen Gedanken und gesammelten Nachrichten von der Tarantel.

große Landplage. — Doch gibt es auch Scorpione, die weder Schwänze noch Stacheln haben.

Es gibt kleine und große Scorpione; so kleine, wie die Bettwanzen; und so große, wie die Hirschkäfer. Der unsrige auf der 8ten Tafel bei Figur 3 ist einer von den größern, die sich in Italien aufhalten.

Es gibt fast in der ganzen Welt Scorpione. Sie wohnen gern bey faulem Holze, und bey allerhand unreinen Orten, vorzüglich gern aber bey Aborten und Misthaufen. — Es gibt rothe, weisse, braune und röthlich schwarze Scorpione.

Die Asseln

sind lange dünne Thierchen, die sich unter der Erde aufhalten, Würmer und zarte Würzelchen fressen, und dreissig, vierzig bis hundert und zwanzig Füsse haben.

Die Vielfüsse

sind auch lange dünne und sehr langsame Thierchen, die sich meist immer in der Erde oder im Mist aufhalten, und unter allen Insekten die mehrsten Füße, nämlich zweihundert auf beiden Seiten, haben. — Siehe Tafel 8 Figur 10 und 11.

Die Kellerwürmer

oder Kellereseln haben einen eyförmigen, geringelten, schwarzgrauen Leib, bürstenartige Fühlhörner, einen stumpfen Schwanz, und 14 weißlichte Füße, und wohnen in den Häusern bei nassen Wänden, bei faulem Holze, und unter Blumentöpfen, und können sich so zusammen krümmen, daß sie wie ein Kügelchen aussehen. Sie bringen lebendige Jungen zur Welt, und heissen deßwe-

gen Kellereſel, weil ſie den Eſeln in Anſehung des Rückens und der Farbe ähnlich ſehen. Einige Kellerwürmer werden, unter dem Namen Tauſendfuß, in den Apotheken zu Arzeneyen gebraucht.

Die Papierläuſe

oder Todtenuhren ſind diejenigen ſchädlichen Thierchen, die Papier, Kräuter und Pflanzen durchlöchern und zerfreſſen. Zuweilen nagen und bohren ſie auch ſo haſtig im Holz, daß man ſie bey nächtlicher Stille hört. Und weil ſich bei dieſem nächtlichen Genage manche ängſtliche oder einfältige Seele allerhand Unglücksfälle oder gar den nahen Tod vorſtellte, ſo nannte man das Thierchen auch Todtenuhr.

Nun kommen wir endlich zu den

Krebſen,

mit deren Beſchreibung wir die Geſchichte der Inſekten ſchließen. — Die Krebſe ſind nach dem Inſekt, das man Moluckiſches Inſekt nennt, die größten Inſekten in der Welt. Es gibt Krebſe, die zwei bis ſieben Pfund wägen, wie die Hummer; aber auch welche, die nur ſo groß ſind, als ein kleiner Kindsfinger, wie die Einſiedler. Die größten Hummer ſind oft über eine Elle lang, und ſo dick und breit, als die größte Mannshand.

Faſt alle Krebſe ſehen röthlich grün aus; haben zwei ſehr lange Fühlhörner; acht lange Füße und zwei noch längere Scheeren, mit denen ſie ihre Speiſe erhaſchen, und ſich gegen ihre Feinde wehren; zwei große Augen, die aber aus vielen kleinen Augen beſtehen; wohnen in Flüſſen, Seen und Teichen; freſſen Fiſche, Schnecken

und Frösche und allerhand kleine Wasserinsekten; und werden zwei bis zwanzig Jahre alt.

Gewöhnlich legen die Krebse ihre Eyer ins Wasser; doch gibt es auch welche, die ihre Eyer am Schwanze ausbrüten, das heißt, so lange daran herum schleppen, bis sie reif geworden, und die junge Krebse aus den Eyern hervor gekommen, und nun für sich zu leben im Stande sind.

Wenn sie aus dem Ey kriechen, sind sie noch sehr klein: sie werden aber täglich größer; und wenn ihnen ihre Schale oder ihr Panzer zu enge geworden ist, so werfen sie ihn, samt Kopf, Schwanz und Füssen mit Haut und Haaren, und zwar alles an einem Stücke weg, so daß man meint, es seyen aus einem Krebs, zwei geworden.

Die Krebse sind dumme zanksüchtige Thiere; immer reissen und verfolgen sie einander; ja sie fressen einander zuweilen gar auf. Sie leben in Gesellschaften bei einander in Löchern in der Erde, oder unter Steinen, und werden jährlich zu vielen tausenden gefangen und gespeiset.

Daß man die Krebse essen kann, wisset ihr doch schon? Nicht wahr, sie sehen schön roth aus, wenn sie gesotten sind? In den Monaten May, Junius, Julius und August schmecken sie am besten.

Noch eins, Kinder! Die Krebse laufen sehr langsam, und bald hinter sich, bald vor sich, haben meist vier Fühlhörner, unter dem Schwanz noch acht oder zehn ganz kleine Füsse; im Leib kleine weisse Steinchen, die man gewöhnlich, aber fälschlich, Krebsaugen nennt, und in den Apotheken gebraucht.

Die Krebse sind äusserst dumme Thiere; wenn man

einem einen von seinen Füssen in seine Scheere gibt, so hält und drükt er ihn wund, und wirft ihn endlich weg, weil er meint, sein Feind halte ihn. Und so machen sie es auch mit ihren Scheeren.

Kann denn ein Krebs noch laufen, wenn er einen oder zwei Füße verloren; und noch eine Beute erhaschen, wenn er seine Scheere eingebüßt hat? O ja! und in etlichen Wochen wachsen ihm seine verlornen Füsse und Scheeren wieder. Daher kommt es auch, daß ein Krebs oft eine große und kleine Scheere hat.

Wer weiß die Fabel vom alten und jungen Krebs? Ich. — O, ich auch! — Nun so sag er sie her:

> Junge, sprach ein alter Krebs zu seinem Sohne, der immer rückwärts kroch, wenn wirst du denn endlich ein Mahl vorwärts gehen? — Nur voran, antwortete der Bube, ich werde folgen.

Und da keiner, weder der alte noch der junge Krebs, vorwärts gehen wollte, so blieb es beim Alten. Diese Fabel klingt zwar artig, allein sie ist falsch, denn die Krebse können vorwärts und hinterwärts laufen. — Siehe Tafel 5 Figur 43.

Eine gewisse Sorte von Krebsen nennt man, wegen ihrer Aehnlichkeit mit einer Tasche,

Taschenkrebse.

Auf unserer 5ten Tafel bei Figur 41 ist ein solcher Taschenkrebs abgebildet. Nicht wahr, dieß ist ein sonderbares Ding? Man sieht ja keinen Kopf! Wo ist denn dieser? In der Mitte zwischen den Scheeren, sizen Kopf, Augen und Maul bey einander, aber unter der obern Schale, daher man sie bei einer Abbildung nicht sehen kann.

Etliche andere Krebse, die einen nakten Schwanz haben, und in leeren Schneckenhäusern wohnen, werden

Diogenes,

Bruder Bernhard, Schneckenkrebse, Eremiten oder Einsiedler genannt. Diesen kleinen Krebsen würden andere Krebse ihren nakten Schwanz gewiß wegbeissen, oder sie gar ganz auffressen, wenn sie so, wie andere Krebse, herum kröchen; daher hat sie der liebe Gott gelehrt, leere Schneckenhäuser aufzusuchen, ihren nakten Schwanz hinein zu stecken, und mit dem Kopf heraus zu gucken, und so auf ihre Speise zu lauren.

Ey, das machen diese Thierchen gut! Sie wachsen vermuthlich in diesen Schneckenhäuschen an, und schleppen sie sodann mit sich herum, wie ihre übrigen Kameraden? O nein, sie wachsen nicht darin an, und können sie auch nicht wegschleppen: sondern müssen immer auf einem Flecke sizen bleiben.

Aber wie geht es ihnen denn, wenn sie zu groß geworden sind, und ihre Schwänze nicht mehr Plaz in den Schneckenhäuschen haben? So ziehen sie dieselben heraus, kriechen weiter, und suchen sich größere Häuser auf. — Auf diesem Marsch verunglükt mancher Bruder Bernhard, mancher Diogenes.

Auf unserer 11ten Tafel ist ein solcher Einsiedler mit dem nakten Schwänzchen, oder ein Diogenes in seinem Schneckenhaus abgebildet. — Ihr wisset doch, warum man ihn Diogenes nennt? O ja, weil ein gewisser alter Grieche, mit Namen Diogenes der Cyniker immer in einem Fasse saß und wohnte, und weiter kein Hausgeräthe bei sich hatte, als eine Tasche, einen Stab

und eine Schüssel; und nie aus seinem Loche heraus gieng, als wenn er Wasser schöpfen, oder Kräuter und Wurzeln suchen wollte.

Und Bruder Bernhard nennt man seinen Kameraden deßwegen, weil ein gewisser niederländischer Mönch, mit Namen Bernhard, das Kloster- oder Zellenleben sehr liebte und empfahl.

Ferner gibt es auch kleine, den Krebsen ähnliche Thierchen, die man

Garnälen

nennt, und, wenn sie gesotten sind, eben so gut essen kann, wie die ordentlichen Krebse. Sie sind klein, und haben höchstens die Länge und Dicke eines kleinen Fingers. Sie werden in den europäischen Meeren in unsäglicher Menge gefangen, korbvollweise verkauft, und mit Essig und Pfeffer gespeiset. Sie schmecken gut.

Die Kiefenfüße,

die man Moluckische Krebse nennt, sind also die größten bekannten Insekten in der Welt. Es gibt Kiefenfüße, die nur so groß sind, als ein Kohlsamen, und sich an Wasserpflanzen aufhalten. Die Moluckischen Krebse aber sind gewöhnlich 2 Ellen lang, und eine halbe Elle dick, und in Ostindien und Amerika zu Hause. Man kann sie essen *).

*) Floh Pulex, gemeine Floh Pulex irritans, Laus Pediculus, Kopflaus und Kleiderlaus Pediculus humanus, Milbe Acarus, Käsemilbe Acarus siro, Weberknecht Phalangium opilio, Bücherscorpion Phalangium cancroides, Spinne Aranea, Hausspinne Aranea domestica, Kreuzspinne Aranea diadema, Vogelspinne Aranea avicularia,

Die Fische,

liebe Kinder, sind Thiere, die ein Herz mit einer Kammer und einem Oberläpchen, rothes kaltes Blut, zwei Ohren oder Kiefern, durch die sie Athem holen, und zwey Augen haben, sämmtlich im Wasser wohnen; Wasserinsekten und Wasserpflanzen, Meerlinsen, kleine Fische, Frösche und Schlamm, und allerhand andere Dinge fressen, Eyer legen, und zwey, zehn bis hundert Jahre alt werden. Ja einige Leute glauben sogar, die Fische sterben nicht, wenn es ihnen nicht an Wasser mangle. Einige Fische bringen auch lebendige Jungen zur Welt.

Füße haben die Fische nicht; dagegen aber haben sie auf dem Rücken, seitwärts neben den Kiefern oder an der Brust, vor der Oeffnung des Afters, oder am Bauch, und hinter dem After und am Schwanz knorpelichte, mit einer dünnen Haut verbundene Gräten, die man Floßfedern oder Finnen nennt, und durch deren Hülfe sie

Tarantel Aranea tarantula. Wasserspinne Aranea aquatica. Scorpion Scorpio. Assel Scolopendra. Vielfuß Julus. Kellerwurm Oniscus Aselli. Papierlaus Termiculus pulsatorius. Krebs Cancer, gemeiner Krebs Cancer astacus, Hammer Cancer gammarus, Taschenkrebs Cancer pagurus, Diogenes Cancer diogenes, Bruder Bernhard Cancer Bernhardus, Garnäle Cancer crangon, Kiefenfuß Monoculus, Moluckischer Krebs Monoculus polyphemus oder Cancer molluccanus. Einauge oder monoculus heißt dieß Insekt deßwegen, weil man ehedem glaubte, es habe nur ein Auge; allein es hat ganz sicher mehrere Augen, die aber in einem Punkt neben einander stehen, und also in Eins zusammen laufen.

ausserordentlich schnell im Wasser hin und her, und über sich und unter sich schwimmen können *).

Hätten die Fische diese Floßfedern, und ihre Luftblasen nicht, so könnten sie nicht schwimmen, und müßten immer auf dem Boden der Meere, Flüsse und Teiche herumkriechen, wie die Krebse. Wenn man daher einem Fisch eine von seinen Floßfedern, z. B. seine Schwanzfloßfedern abschneidet, so kann er nicht mehr vor sich schwimmen, wenigstens kostet es ihn viel Mühe, sich mit den Brustflossen nur etwas fortzuschieben. Schneidet man ihm die Brustfloßfedern ab, so taumelt er hin und her, und kann sich nicht mehr gerade halten. Nimmt man ihm seine Rücken- Bauch- und Afterflossen weg, so kann er nicht mehr umwenden, und eigentlich gar nicht mehr schwimmen; denn nun muß er hin, wo ihn das Wasser hintreibt.

Im Leibe haben die mehrsten Fische Luftblasen, die sie aufblasen, wenn sie in die Höhe steigen; und zusammen drücken, wenn sie in die Tiefe fahren wollen. Diejenigen Fische aber, die keine Blasen haben, wie die Butten oder Schollen, schwimmen auf der Seite; oder wenn ihre Blase mit einer Stecknadel durchstochen worden ist, müssen sie immer auf dem Grunde bleiben; denn in die Höhe können sie nicht kommen.

*) Der selige Professor Müller definirt in dem 4ten Theil seiner Uebersezung des Linneischen Natursystems, Seite 4 die Flossen also; die Flossen sind ausgebreitete Häute, welche durch beinige Stralen, die man Finnen nennt, aufgerichtet, und gleich einem Fächer gespannt werden. Wie überhaupt aber die Floßfedern aussehen, und wo sie an den Fischen sizen, wird man den Kindern leicht in Natura zeigen können, da es fast allenthalben Fische genug gibt.

Bleiben denn die Fische immer, Tag und Nacht, und Sommer und Winter im Wasser? Ja freilich! Wo sollten sie sonst hin? Kein Fisch kann lange aus dem Wasser bleiben; denn wenn sie auch nur etliche Minuten kein Wasser haben, so sterben sie ab, oder so sterben sie. — Der Aalfisch allein kann, so lang er will, ausserhalb dem Wasser leben.

Durch den Mund ziehen die Fische das Wasser an sich, und durch die Kiefern lassen sie es wieder hinaus laufen. Wenn sie daher aus dem Wasser genommen werden, so machen sie immer hastig hinter einander Maul und Kiefern auf.

Werden die Fische aber endlich nicht allzu naß, stinkend und krank? O nein! Sie sind fast alle mit harten klebrichten Schildern, die man Schuppen nennt, bedeckt; und die übrigen haben eine sehr klebrichte Haut, über die das Wasser wegrollt, so, daß also ihr Fleisch weder zu naß, noch gar stinkend werden kann.

Die Schuppen liegen bey den Fischen fast gerade so auf einander oder über einander, wie die Ziegel auf den Dächern. Es sind knorpelartige Dinge, die bei einigen so klein sind, daß man sie kaum sehen kann, und bei andern oft die Größe eines Guldens erreichen.

Aber wie geht es denn den Fischen des Winters, wenn das Wasser sehr kalt, und mit Eis bedekt ist? Erfrieren sie denn nicht? Nein. Unter dem Eise ist es warm; und dann schwimmen sie des Winters dicht am Grund herum. Wenn aber das Wasser ganz zu Eise wird, hat ihr Leben ein Ende. Geschieht dieß aber nicht, und macht man ihnen Luftlöcher ins Eis, so kommen sie gesund, dick und fett durch den Winter.

Die meisten Fische lieben kühles Wasser. Je kälter das Wasser ist, desto mehrere und desto fettere Fische sind darin. Je näher man nach Norden kömmt, desto mehr gibt es Fische. Die Häringe zum Beispiel halten sich selbst im Eismeer, und die Kabliaue oder Stockfische halten sich nahe dabei auf.

Die Aale und etliche andere Fische bringen lebendige Jungen zur Welt; alle übrigen Fische aber legen Eyer, aus denen junge Fischchen, in Gestalt kleiner Würmer kommen. Da sie aber gleich hastig auf einen guten Fras ausschwimmen, so werden sie bald groß und fett.

Einige Fische schlafen des Nachts, und streichen bei Tage ihrem Fraße nach; andere schwärmen des Nachts herum, und schlafen bei Tage.

Die Fische haben 5 Sinne, sie sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen. Aber eine Stimme können sie nicht von sich geben, sondern nur zum Theil, wenn sie verfolgt, gefangen und geschlachtet werden, zischen, schmazen, pfeifen und winseln sie. Und so gilt also das alte Sprichwort doch noch immer: Du bist stummer, als ein Fisch.

Es gibt eine ungeheure Menge von mancherlei kleinen und großen Fischen in der Welt. Es gibt Fische, die nur so groß sind, als ein Erbsenschote; aber auch welche, die so groß sind, als ein Ochse, und auch wohl noch viel größer.

O freilich! Der Wallfisch ist ja viel größer, als ein Heuwagen, und auch überhaupt das größte Thier in der Welt. Denn dasjenige Thier, das so groß als eine Insel seyn, alle Jahr nur einmal aus der Tiefe des Meers heraufkommen, und Kraken heissen soll, ist vermuthlich nur eine Fabel. Nicht wahr, lieber Herr? Richtig, das

ist es auch. Ich will euch nächstens die ganze Fabel von diesem erdichteten Meerungeheuer erzählen. Allein der Wallfisch gehört gar nicht zu den Fischen, ob er ihnen gleich fast ganz ähnlich sieht; sondern zu den Säugethieren, weil er durch die Lungen Athem holt, rothes warmes Blut hat, und seine Jungen lebendig zur Welt bringt, und an sich saugen läßt.

Einige Fische können fliegen, oder so lange über dem Wasser wegschleudern, als ihre Brustflossfedern naß sind. Andere Fische haben Schwerter am Kopf, womit sie ihre Nahrung suchen, und sich gegen ihre Feinde vertheidigen können.

Einige Fische schwimmen einzeln herum, andere in Gesellschaft, und noch andere, wie die Häringe, nehmen alle Jahr eine Reise vor, verlassen ihr Vaterland, und schwärmen viele Wochen lang, in andern Wassern herum. Die meisten andern Fische aber bleiben fast immer in den nämlichen Wassern, und in derselben Gegend, darin sie geboren sind. Einige halten sich nur in salzigen Wassern oder in Meeren auf; andere dagegen lieben nur süsse Wasser, als Flüsse, Seen und Teiche.

Fast alle Fische kann man essen, oder sonst zu etwas gebrauchen. Einige ißt man frisch, wie die Karpfen und Forellen; andere eingesalzen, wie die Häringe und Stokfische, und noch andere geräuchert, wie die Lachse und Häringe. — Die Fischweibchen nennt man Roger, und die Männchen Milcher.

Viele hundert tausend Menschen leben und nähren sich fast ganz allein von den Fischen. Einige Leute fangen nur so viel Fische, als sie zu ihrer Nahrung nöthig haben, wie die Lappen und Grönländer, und andere, die

sonst nichts, als rohe am Feuer gebratene Fische essen, weil es in ihrer armen Gegend nichts gibt. Andere Leute hingegen fangen alle Jahre viele Millionen Fische, um sie verkaufen zu können.

Und dieß ist vortrefflich. So kriegt man für Geld und gute Worte allenthalben Fische. Wie beschwerlich wäre es nicht, wenn man nicht eher einen Karpfen, oder Hecht, oder Aal, oder Häring essen dürfte, als bis man ihn erst in irgend einem Flusse oder Teiche selbst gefangen, oder in der Nordsee, und halbweg nach dem Eismeer geholt hätte. Ich wette, daß sodann manchem der Appetit nach Fischen vergehen würde.

So aber ist es gut, daß gewisse Leute Lust und Geschicklichkeit genug haben, und keine Lebensgefahr scheuen, alle Jahr so viel Fische zu fangen, als sie bekommen oder verkaufen können. Und so kann man also einen ziemlich guten Häring für etliche Pfennige haben.

Kinder, bewundern muß man den gütigen und weisen Gott, und ihm herzlich danken, daß er den Menschen so verschiedene Neigungen anerschaffen hat. Ein Mensch hat Lust zu diesem, der andere zu jenem. Einer baut Schiffe, der andere fährt auf denselben in Flüssen und wilden Meeren herum, und holt Fische und andere Schäze der ferneren Welt zusammen. Dieser macht Schuhe, jener webt Zeuge. Dieser baut das Feld, und jener lehrt und tröstet seine Brüder und Schwestern. Ist das nicht erwünscht? So bekommen und haben wir alles, was zur Glükseligkeit dieses Lebens nöthig ist.

Aber sagen Sie uns doch lieber Herr ... wie es zugeht, daß es noch immer Fische gibt, da doch alle Jahr so viele tausend Millionen gefangen werden? Wie viel

Tonnen voll Fische, und vorzüglich Häringe werden oft nur in einer einzigen Stadt verzehrt! Vermehren sich denn die Fische so gar stark? Ja Kinder, die Fische vermehren sich unter allen lebendigen Geschöpfen am stärksten. Ein Weibchen legt gewöhnlich alle Jahr zwei bis dreihundert, ja gar etliche tausend Eyer, wie die Häringe und die Kabliau oder Stockfische.

Die sämmtlichen Fische theilt man in vier Haufen oder Ordnungen ein. Die Fische im 1sten Haufen haben gar keine Bauchflossfedern, wie die Aale und die Schwertfische. Die im 2ten Haufen haben die Bauchflossfedern vor den Brustflossfedern sizen, wie die Schelfische und die Stockfische. Der 3te Haufen hat die Bauchflossfedern unter den Brustflossfedern stehen, wie die Schollen, und die fliegenden Fische. Der 4te Haufen endlich hat die Bauchflossfedern hinter den Brustflossfedern sizen, wie die Karpfen und die Forellen *).

In der ersten Ordnung kommen also die Kahlbäuche, oder diejenigen Fische vor, die gar keine Bauchflossen haben, wie die Aale, die Zitteraale, die Seewölfe und die Schwertfische ꝛc.

*) Die Fische in der 1sten Ordnung heissen Apodes oder Kahlbäuche, weil sie gar keine Bauchflossen haben. Die in der 2ten Ordnung heissen Jugulares oder Halsflosser, weil sie ihre Bauchflossen vor den Brustflossen haben. Die in der 3ten Ordnung heissen Thoracici oder Brustbäucher, weil sie ihre Bauchflossen gerade unter den Brustflossen haben. Die in der 4ten Ordnung nennt man Abdominales oder Bauchflosser, weil sie ihre Bauchflossen hinter den Brustflossen sitzen haben.

Der Aal

ist ein sehr langer Fisch, der sich fast in allen europäischen Gewässern, in Flüssen, Seen und Teichen und in Sümpfen, Weihern und Gräben aufhält, einen langen spizigen Kopf, und über den ganzen Leib eine gelblich braune Farbe hat, mehrentheils Aase, kleine Fische und Fischeyer frißt, auch zuweilen des Nachts aufs Land schleicht, und allerhand Früchte und Gartengewächse benagt und aufschmauset. Er bringt lebendige Jungen zur Welt, und wird als ein wohlschmeckender Fisch häufig gespeiset.

Die mehrsten Aale sind eine Elle lang, und 3 bis 4 Finger dik. Es gibt aber auch welche, die 2 Ellen lang, und fast so dick, als ein Mannsarm sind. Und in den Meeren soll es hier und da Aale geben, die 3 bis 4, ja gar 5 bis 6 Ellen lang, und dicker als ein Mannsarm seyn sollen.

Der Aal hat ein sehr zähes Leben, und rührt sich noch, wenn er schon in etliche Stücke zerschnitten ist; ja vom Rost am Feuer schnellen die Stücke oft noch weg.

Auf unsrer 11ten Tafel bey Figur 5 ist ein gemeiner Aal abgebildet.

Von den recht großen Aalen zieht man die Haut ab, und gebraucht sie, weil sie durchsichtig, und sehr zähe und dauerhaft ist, in Rußland hier und da statt den Fensterscheiben; und bei uns gebrauchen sie die Bauern als Stricke, um damit ihre Dreschflegel feste zu knüpfen.

Im südlichen Amerika gibt es eine sehr merkwürdige Art von Aalen, die man

Zitteraale

nennt, die demjenigen Menschen, der sie mit bloßer Hand,

oder auch nur mit einem Stocke berührt, einen solchen Schlag versetzen, daß er fast zu Boden fällt. Menschen und Fische scheuen sich vor diesen wunderbaren Thieren; denn auch Fische und andere Thiere schmeisen sie von sich weg, wenn sie ihnen allzu nahe gekommen sind. Man heißt diese Art Aale auch Zitterfische. Sie sehen den andern Aalen fast ganz ähnlich, und nähren sich von Fischen, und von den Eingeweiden ertrunkener Thiere.

Der Seewolf

wohnt in der Ost- und Nordsee, ist höchstens zwei Ellen lang, und eine viertelelle dik, und von weißlich blauer und schwarzgestreifter Farbe. Er schmekt gut, und heißt deßwegen so, weil er wie ein Wolf zubeißt, und sogar die Anker anpakt.

Der Schwertfisch

hat am Kopfe eine knorpelichte Waffe, die einem Schwert ähnlich sieht, und zwei bis drei Ellen lang, und eine Viertelelle breit ist, und ihm zu seiner Sicherheit, vorzüglich aber zur Erhaschung seines Fraßes dient. Er frißt allerhand Seepflanzen, und vermuthlich auch Fische und andere Meerthiere.

Er wohnt im Nordmeer bei den Wallfischen, denen er oft, ohne daß sie es merken, so große Stücke Spek aus dem Leibe wegschneidet, daß sie in etlichen Tagen darauf sterben müssen. Gewöhnlich tödtet er den Wallfisch allmählich durch Stiche in den Leib.

Sind aber etliche Schwertfische beisammen, so machen sie den größten Wallfisch in etlichen Stunden todt, kriechen ihm sodann in den Leib hinein, und fressen seine Zunge, die nichts als Spek ist, auf. Sie sind sehr

starke und kühne Thiere, und wehren sich sogar gegen die Menschen. Man fängt sie mit Harpunen, wie die Wallfische.

Es gibt Schwertfische, die acht bis zehn Ellen lang, und gegen zweihundert Pfund schwer sind. Man ißt die Schwertfische. — Auf unsrer 11 Tafel, bey Figur 25 ist ein Schwertfisch abgebildet *).

Auch die Dunnschwänze, die Smelte oder Sandfische und die Schlangenfische gehören zu den Kahlbäuchen.

In der zweiten Ordnung machen wir uns mit den Halsflossern, oder denjenigen Fischen bekannt, die ihre Bauchflossfedern vor den Brustflossfedern, und also gleichsam am Halse sitzen haben, wie die Sternseher, die Petermännchen, die Kabliaue und die Rozfische.

Der Sternseher

hält sich sehr häufig im Mittelländischen Meer auf; ist eine halbe Elle lang, und eine Hand breit; sieht oben aschgrau, und unten weißlich aus; schläft bey Tage, und geht nur des Nachts auf seinen Raub, der in kleinen Fischen besteht, aus; und sieht immer in die Höhe, weil er seine Augen oben auf seinem warzigen Kopfe stehen hat.

Da er also ganz ruhig in der Tiefe liegt, und immer in die Höhe sieht, um auf einen guten, über ihn hinschwim-

*) Fische Pisces, Aal Muraena anquilla, Zitterfisch Gymnotus electricus. Seewolf Anarchichas lupus. Schwertfisch Xiphias gladius.

menden Fraß zu lauren, so gab man ihm den Namen Sternseher. — Man nennet ihn aber auch Warzenkopf, weil er auf seinem Kopfe viele warzige Erhohungen hat.

Das Petermännchen

hält sich in der Ost- und Nordsee im mittelländischen Meer auf, ist ungefähr so groß, als ein Karpfe, und schmekt vortreflich. Warum man diesen Fisch das Petermännchen nennt, ist nicht bekannt. Denn daß es derjenige Fisch sey, in dessen Munde der Apostel Petrus ehedem einen Stater fand, ist ungewiß.

Der Kabliau

oder Stokfisch wohnt nahe beim Häring, bei Lappland, Island, Grönland und der Insel Neuland, und fast in der ganzen Nordsee. Er vermehrt sich fast eben so stark, als der Häring, und wird auch in erstaunlich grosser Menge gefangen, und theils frisch oder eingesalzen, theils trocken, unter dem Namen Stokfisch, weit und breit verschickt und verkauft und gegessen *).

Der Stokfisch ist eine Elle lang, und fast zwei Mannshände breit, — doch gibt es auch zwei Ellen lange, und eine halbe Elle breite Stokfische — frißt am liebsten Häringe, kleine Schelfische, Seesterne, Krappen und Krebse, und wohnt im Nordmeer, und wird am häufigsten in Nordamerika bei der Insel Neuland von den Engländern gefangen. Mit Netzen fängt man sie gewöhnlich

*) Ein einziger Stokfisch kann nach und nach über neun Millionen Eyer legen. Denn Leuwenhoek fand in einem 9,384000.

nicht, wie die Häringe und andere kleine Fische, weil sie solche zerbeissen würden, sondern einen um den andern mit Angeln. Doch fangen die Norwegen und die Holländer sehr viele auch mit Nezen.

Es setzen sich zu dem Ende, vom Februar bis zu Ende des Mai, vier oder sechs Männer auf einen Kahn, wo jeder mit einer Angel, die an einem langen Strik angebunden ist, täglich drei bis vierhundert Stük fangen kann. Man fängt sie Tag und Nacht fort, und so geschwind, daß immer nur einer um den andern darf heraufgezogen werden.

Einige Fischer fangen den Kabliau, andere hacken ihm den Kopf ab. Einige schneiden ihm den Bauch auf, und nehmen seine Eingeweide heraus; andere salzen ihn ein, und noch andere stellen ihn zum Trocknen auf. — Aus den Eingeweiden der Stokfische brennt der Engländer Thran, und der Franzose gebraucht sie, nebst dessen Eyern oder Rogen zu seinem Sardellenfang.

Ueber 500 englische Schiffe gehen jährlich auf den Stokfischfang aus, und fangen meist immer gegen vierhunderttausend Centner Stokfische. Auch die Holländer, Isländer, Norwegen, Rußen und Lappen fangen und essen das Jahr über manchen Stokfisch. Einige Norwegen heizen, aus Mangel des Holzes, mit Stokfisch-Gräten ein.

Was er nicht verdauen kann, bricht er aus, und fängt dann von neuem heißhungrig zu fressen an.

Die Seeleute nennen zwar jeden getrokneten Fisch Stokfisch; vorzüglich aber gibt man dem Kabliau diesen Namen, weil er aber der einzige Fisch ist, der trocken und so hart und steif, wie ein Stok, verschickt wird.

Doch nennt man den Stockfisch hier und da auch Klippfisch. Wenn man dem Stockfisch den Kopf abschneidet, und die Eingeweide heraus nimmt und einsalzt, so heißt er Labberdan.

Der Schellfisch

ist auch eine Art Kabliau, die man sowohl trocken, als eingesalzen, verkauft. Er ist höchstens drei Viertelellen lang, hat ein rundes Maul mit einem Bärtchen, eine silberfarbige Haut, und einen gabelförmigen Schwanz. Er hält sich in der Nordsee auf, und wird von den Engländern, Schottländern und Holländern in großer Menge gefangen. Nur allein die Holländer sollen alle Jahr 2 bis 3 Millionen Stück fangen und verspeisen.

In Butter und Senf schmecken die Schellfische am besten. — Schellfische nennt man diese Fische deßwegen, weil man ihr Fleisch, wenn es gesotten worden ist, Schichtenweise ablösen kann. Oder vielleicht haben sie diesen Namen vom Abmachen ihrer Schuppen: denn die Schuppen abmachen oder abschelfern ist einerley.

Der Dorsch

ist ebenfalls eine Art Kabliau, aber merklich kleiner, als der Schellfisch. Er sieht fast ganz blau marmorirt aus, und hält sich am häufigsten in der Ostsee, aber auch in der Nordsee bei Norwegen auf. Sein Fleisch ist zärter, als das Fleisch des Schellfisches, und wird in Buttersaucen verspeiset. In Lübek, und noch besser in Travemünde weiß man die Dorsche vortreflich zu kochen.

Auch die Wittlinge, die fast ganz weiß aussehen, und im Nordmeer wohnen; und die Quappen oder Trutchen, die sich nur in Flüssen, Seen und Teichen aufhalsen, und ein sehr gutes Fleisch, und eine noch bessere Le-

ber haben, gehören zu den Kabliauen. Es gibt aber deren noch mehrere, die ihr in Zukunft kennen lernen könnt, wenn ihr wollt.

Der Rozfisch

oder Schleimfisch ist über und über mit einem rozartigen Wesen umgeben, hält sich in Sümpfen, Flüssen und Meeren auf, und hat verschiedene Farben und Größen. — Die so genannte Aalmutter ist derjenige aalförmige Rotzfisch, der sich fast in allen europäischen Meeren aufhält, eine halbe Elle lang ist, eine bräunliche gelbe, schwarz geflekte Farbe und einen krötenähnlichen Kopf hat, und alle Jahr über dreihundert lebendige Jungen zur Welt bringt *).

In der dritten Ordnung lernen wir die Brustbäucher, oder diejenigen Fische kennen, die ihre Bauchflossfedern gerade unter der Brust stehen haben, nämlich die Saugfische, die Stuzköpfe, die Barsen, die Knurrhähne, die Seitenschwimmer, die Klippfische, die Lippenfische, die Stachelbarsen, die Makrelen, die Rothbärte und die fliegenden Fische.

Der Saugfisch

wohnt in den indischen Meeren, ist eine halbe oder höchstens eine Elle lang, hat einen sonderbaren, mit nägel-

*) Sternseher Vranoscopus scaber. Petermännchen Trachinus draco. Kabliau oder Stockfisch Gadus morrhua; Schellfisch Gadus aeglefinus; Dorsch Gadus callarias. Rozfisch Blennius viviparus.

förmigen Runzeln besezten Kopf, und kann sich damit und mit seinem Munde an Schiffen so fest ansaugen und andrücken, daß er sich lieber todt schlagen läßt, ehe er sich los lassen sollte. Er saugt sich nicht nur an Schiffen, sondern auch an Dämmen und Pfählen fest, und oft sizt er andern Fischen auf den Rücken.

Aber, daß ein einziger Sauger ein grosses Schiff in seinem Gange aufhalten könne, ist eine Fabel. Ein kleines Fahrzeug mögen ihrer etliche wohl aufhalten, aber kein grosses. Ein Schiff mag auch noch so geschwind segeln, so bleiben die Sauger doch daran hängen.

Der Stuzkopf

oder Goldfisch hat einen stumpfen und abhängigen Kopf, und ein Maul voll kleiner Zähne, eine sehr lange Rückenflosfeder, und eine gelbe glänzende Haut, ist zwei bis dritthalb Ellen lang, und eine halbe Elle wenigstens breit und dik, und wohnt in Afrika im großen Weltmeer. Sein Fleisch ist fett, und schmekt fast wie Lachs. Man sagt, dieser Fisch schwimme unter allen Fischen am geschwindesten, und sey so gefräßig, daß er nach einer Feder, welche die Schiffer zuweilen aus Spaß an eine Schnur binden, sehr hastig aus dem Wasser heraus fahre, und darnach schnappe, in der Meinung, einen fliegenden Fisch zu erhaschen.

Der Knurrhahn

oder Steinbicker wohnt in der Nordsee, ist eine Viertelelle lang, und knurrt und brummt, wenn er gefangen wird. Man fängt ihn an der Elbe und der Eider sehr häufig und ißt ihn mit Butter und Essig. Steinbicker nennt man ihn deswegen, weil er sich gern zwi-

schen den Klippen, und andern steinichten Orten aufhält.

Derjenige Knurrhahn, den man gewöhnlich den Kaulkopf nennt, weil sein Kopf fast größer ist, als sein ganzer übriger Körper — und er ist überhaupt nur eine Handbreit lang — wohnt in denjenigen europäischen Flüssen, Bächen und Teichen, die einen steinichten oder sandichten Boden haben. Denn er versteckt sich gern den Tag über unter Steinen und kommt nur des Nachts hervor. Und sein Weibchen hat die Gewohnheit, daß es sich eine Höhle macht, und seine Eyer hinein legt, und immer so lange dabei bleibt und sie bewacht, bis die Jungen ausgekrochen sind, und eher stirbt, oder verhungert, als daß es sein Nest und seine künftigen Kinder verlassen sollte.

Der Seitenschwimmer

Butte oder Scholle ist ein breiter, und ganz platt gedrückter Fisch, der oben grau und gelb gefleckt, und unten weis aussieht, und das einzige Thier in der Welt ist, das seine beiden Augen auf einer Seite des Kopfs beysammen stehen hat, und nicht gerade auf dem flachen Bauche, sondern schief auf einer Seite schwimmt. Auch seine beiden Nasenlöcher sitzen schief und seitwärts.

Die Schollen oder Butten schwimmen also immer schief, entweder halb links, oder halb rechts, je nachdem sie ihre Augen links oder rechts stehen haben. Denn einige haben sie auf der rechten Seite, andere auf der linken. — Es gibt kleine und große Seitenschwimmer. Die kleinsten sind wenigstens eine Viertelelle lang; und die größten sind so groß, als ein Kalb. Sie halten sich theils in Flüssen, theils in Meeren auf. Man kann sie essen.

Sie schmecken so ziemlich. — Einige Seitenschwimmer nennt man Platteis; andere Flünder; und noch andere Steinbutten.

Der Klippenfisch

hält sich nur allein in den amerikanischen und ostindischen Gewässern bey Klippen auf, hat allerhand schöne Farben, und ein Maul, das vorwärts gleichsam in eine Schnauze verlängert ist. Es gibt über zwanzig verschiedene Arten von Klippenfischen, die alle ganz sonderbar gebildet sind; einige haben Stacheln an dem Maul, andere an den Augen, und noch andere an den Lippen. Wir wollen davon zwei Arten, den Rüsselfisch und den Engelfisch merken.

Rüsselfisch wird vorzüglich deßwegen ein gewisser Klippenfisch genannt, weil er einen langen beinichten, und gleichsam schnabelförmigen Rüssel mit einer kleinen Oeffnung hat. Er lebt von Insekten, die über dem Wasser herum schweben. Und diese fängt er so: Er strekt seinen Rüssel aus dem Wasser hervor, und begießt die Insekten so mit Wasser, daß sie herabfallen, und ihm zur Speise dienen müssen. Er hält sich in Ostindien auf.

Der sogenannte Engelfisch ist so wohl am vordern Theil des Rückens, als auch am hintern Theile des Bauchs mit 3 scharfen spizigen blauen Stacheln versehen. Auch sein Kopf ist mit vielen kleinen Stacheln besezt. Seine Rüken und Bauchflossen, die fast wie sichelförmige Flügel aussehen, und den Namen Engelfisch veranlaßt haben, sind in der Mitte blau, und an der Spize orangenfarbig. Auch sein Schwänzchen ist orangenfarbig. Seine Schuppen aber sind dunkelgrün und

rund. Und der ganze Fisch ist so groß, als eine große Wallnuß. Siehe Tafel 12 Figur 53.

Der Lippenfisch

hat seinen Namen von den dicken Lippen, die seine Zähne decken. Er ist der schönste europäische Fisch, und hat fast alle Farben eines Regenbogen, denn er hat grüne, rothe und schwarze Streifen und Flecken. Und eben deßwegen wird er auch der schönste Lippenfisch Meerjunker genannt.

Der Bars

ist ein kleiner schmackhafter Fisch, der sich fast in allen europäischen Flüssen und Gewässern aufhält, schnell schwimmt, stachlichte Finnen hat, und fast nichts als junge Fischchen frißt. Doch frißt er auch gern Regenwürmer, gerunnen Blut, und Leber und Lunge von Ochsen und Kühen. Stekt man einen Regenwurm oder ein Stückchen Lunge an einen Angel, und läßt ihn an einem Bindfaden ins Wasser sinken, so kann man den Bars herlocken und fangen. — Es gibt vielerlei Arten von Barsen, Flußbarse, Sandbarse, Kaulbarse ꝛc.

Der Stachelbars

hat auf dem Rücken und am Bauch Stacheln, kommt aber sonst dem vorhergehenden Bars an Größe und Farbe fast ganz gleich. Einer von seinen Kameraden kann sich mit seinen überaus langen Brustflossen aus dem Wasser erheben, und etwas fliegen, aber lange nicht so hoch und weit, als der rechte fliegende Fisch.

Die Makrele

hat einen runden, dicken und fetten Körper, und am Maul kleine, aber so scharfe und spizige Raubzähne, daß sie viel größere Fische, als sie ist, ja sogar Menschen

anfällt, und tödtlich verwundet. Es gibt Makrelen, die eine halbe Elle; aber auch welche, die vier bis fünf Ellen lang, und über zwei Centner schwer sind.

Der sogenannte Thunfisch ist die größte Makrele. Er hält sich in der Nordsee auf, und schwimmt in Gesellschaft von etlich tausenden Gliederweise, wie ein Regiment Soldaten. Man zerhakt sie theils in Stücke, und salzt sie ein, und gibt sie Tonnenvollweise auf die Schiffe; theils schneidet man sie in dünne Riemen, salzt sie ein, und verschikt sie in kleinen Tönnchen nach Constantinopel, wo sie fast so hoch geschäzt werden, als bei uns und in Frankreich die Sardellen.

Der Rothbart

oder die Meerbarbe wohnt im mittelländischen Meer, und wird höchstens zwei Pfund schwer. Wenn er todt und abgeschuppt ist, ist er ganz roth. Die Italiäner essen ihn sehr gern. Auch die alten Römer hielten viel auf diesen Fisch, und gaben so viel Silber für einen, als er schwer war. Die so genannten Brachsen schäzten die alten Römer ebenfalls sehr hoch.

Der fliegende Fisch

oder große Flieger hat ausnehmend große Brustflossfedern, mit deren Hülfe er sich ziemlich weit über dem Wasser wegschleudern kann. Allein dieß kann er nur so lange, als diese Flossfedern naß sind. Denn so bald sie trocken geworden sind, fällt er wieder ins Wasser. Er kann aber doch, wenn er will und muß, sogleich wieder davon fliegen. Gern und freiwillig fliegt er nie fort, sondern nur alsdann, wenn er von andern Fischen, die seine Feinde sind, gejagt und verfolgt wird.

Man sieht im mittelländischen Meer so wohl als auch in Ostindien und China und Amerika, und beim Vorgebirge der guten Hoffnung, oft etliche hundert Stük auf einmal aus dem Wasser steigen, und sich eine Zeitlang hin und her schleudern, und dann wieder niederstürzen. Viele werden dabei auch von Raubvögeln und von Menschen erhascht, denn sie fallen oft auf die Schiffe herunter. Es haben diese arme Thiere also ihre Feinde im Wasser und in der Luft. Ihr Körper ist gewöhnlich drei Viertelellen lang; und ihre Brustflosse beinahe eine Viertelelle breit *).

Es gibt etliche Sorten von fliegenden Fischen. Der unsrige, der auf der 5ten Tafel Figur 40 abgebildet ist, gehört zum Geschlecht der Seehahnen, die einen dicken schildförmigen Körper, und eine gabelförmige Schnauze hat; der Kirrhahn, der sich bei England aufhält, und wie eine Taube kirret, wenn er gefangen wird; der Seegukguk; der Meerleuchte, der des Nachts aus seinem offenen hochrothen Mund, wie ein Licht leuchtet. Unser großer Flieger ist der größte Seehahn, und überhaupt auch unter allen fliegenden Fischen der größte und der beste Flieger.

---

*) Saugfisch Echeneis remora. Stuzkopf oder Goldfisch Coryphena hippurus, Knurrhahn Cottus cataphractus, Kaulkopf Cottus gobdio. Seitenschwimmer oder Butte Pleuronectes. Scholle oder Platteis Pleuronectes platessa. Klippenfisch Chaetodon; Rüsselfisch Chaetodon rostrtus, Engelfisch Chaetodon acaurana, Lippenfisch Labrus, Bars Perca, Stachelbars Casterosteus. Makrele Scomber, Thunfisch Scomber thynnus. Rothbart oder Meerbarbe Mullus barbatus, Fliegender Fisch Trigla volitans.

In der vierten Ordnung erscheinen endlich die Brustflosser, oder diejenigen Fische, deren Bauchflossfedern nicht, wie bei der vorigen Ordnung, an der Brust, sondern wirklich am Bauche selbst sizen, als die Schmerlinge, die Welse, die Lachse, die Hechte, die Häringe und die Karpfen.

Der Schmerling

oder die Bartgrundel ist ein bekanntes kleines Fischchen, das man bei uns fast den ganzen Frühling über häufig fängt, und in Butter gebacken gern ißt. Er sieht schmuzig gelb aus, und ist sehr schlüpfrig. — Der so genannte Peizer oder Wetterfisch ist dem Schmerling ähnlich, und wohnt in morastigem Boden, und knurrt zuweilen, wie der Knurrhahn, eine halb Stunde in einem fort. Wenn man ihn in ein Glas sezt, worin Wasser und etwas Sand ist, so zeigt er die Veränderung des Wetters fast eben so gut an, als der Laubfrosch.

Der Wels

ist der größte Flußfisch in Europa; denn er ist zu Zeiten sechs bis acht Ellen lang, und hundert und zwanzig bis hundert und fünfzig Pfund schwer. Auf einem Wagen muß man sie oft wegführen, wenn man einen gefangen hat. Er hält sich in der Donau, Weichsel, Elbe und Rhein auf, und frißt Fische und Wasservögel, und andere Thiere, die er erwischen kann. Selbst Menschenfleisch liebt er. Man ißt ihn. Eine ausländische Art desselben hat, wie der Zitteraal, eine electrische Kraft, man nennt diese Art Zitterwels.

Der Lachs

oder Salm ist ein bekannter und beliebter Fisch, der frisch, gesalzen und geräuchert gegessen wird. Er hält sich fast in allen europäischen Meeren auf, geht aber zur Laichzeit gewöhnlich in die Flüsse, und zwar in den Rhein, in die Elbe, und in die Weser, ist ziemlich groß, und oft 50 Pfund schwer. Man spaltet ihn gewöhnlich der Länge nach in 2 Theile, und verschikt ihn so in hölzernen Futteralen frisch, gesalzen und geräuchert. Sein Fleisch ist zart und fett, und sieht frisch röthlich weiß, gesalzen und geräuchert aber fast ganz blutroth aus. Die Engländer und Holländer fangen und verkaufen die mehrsten Lachse.

Noch eins vom Lachs. In den Flüssen kömmt er truppweise, und in folgendem Zuge an: voran schwimmt ein großer alter Lachs als Stabsofficier; darauf folgen, ungefähr eine Elle weit hinter ihm, zwei andere im ersten Glied; im zweiten Glied kommen drei; im dritten vier; und im vierten fünf; und so geht es immer weiter, bis sie keinen Plaz mehr neben einander haben. Fünfzig sieht man zuweilen in einem Gliede neben einander schwimmen.

Die sogenannte Lachsforelle, die gemeine Forelle, die Bergforelle, den Stint, den Gangfisch und die Aesche zählt man auch zum Salm-Geschlecht.

Die Lachsforelle hat um ihre schwarze Augen braune Flecken, wohnt immer in den Flüssen, und wird höchstens fünfzehn Pfund schwer. Uebrigens sieht sie fast eben so. Ihr Fleisch ist roth.

Die gemeine Forelle hat viele schwarze und rothe Flecken am Leibe, liebt helle steinige Gewässer, und am liebsten Weiher, Seen und Teiche, die mit Bäumen und

Gebüschen umgeben sind. Es gibt fünfzig Pfund schwere Forellen, aber auch welche, die kaum eine Spanne lang sind. Man hält die Forellen für die besten Flußfische.

Die Bergforelle oder rothe Forelle hält sich erstaunlich häufig in den Gewässern von Lappland auf, ist eine halbe Elle lang, frißt Mücken und andere Wasserinsekten, und hat ein rothes Fleisch, und dient vorzüglich den schwedischen Lappen nebst ihren Rennthieren zur Nahrung.

Der Stint ist ein Finger langer Fisch, und scheint wegen seiner glänzenden Silberfarbe, die bey Nacht stark leuchtet, über und über durchsichtig zu seyn. Er wird in den Mündungen der Flüsse von Schweden, England, Frankreich und Holland in so großer Menge gefangen, daß man auf den dortigen Fischmärkten ganze Haufen davon aufschüttet, und sie Körbevollweise verkauft.

Der Gangfisch hält sich in der Nordsee, und im Genfer- und Bodensee erstaunlich häufig auf. Man salzt ihn ganz und gespalten Tonnenvoll ein. Aber auch geröstet werden sie Tönnchenvollweise verkauft und verschickt.

Die Aesche riecht sehr stark nach Thymian, und wird an den Seeküsten von Europa, und in den meisten Flüssen gefangen, und als ein wohlschmeckender Fisch häufig verspeiset.

Der Hecht

oder Wasserwolf ist ein entsezlicher Räuber; er raubt und frißt allen andern Fischen ihre junge Brut weg. Er wohnt fast in allen Gewässern von Europa, und wird zuweilen auf dreißig Pfund schwer. — Auf der 5ten Tafel Figur 42 ist ein Hecht abgebildet.

Der Tobakspfeiffenfisch

ist gewöhnlich eine halbe Elle, doch zuweilen auch anderthalb Ellen lang, und nur zwei Finger dik, und ohne Schuppen. Er wohnt in beiden Indien. Auf der 12ten Tafel Figur 46 ist er abgebildet.

Der Häring

wohnt im äussersten Norden, im Eismeer unter dem Eise, wohin Niemand ohne Lebensgefahr kommen kann. Die gierigen Menschen müßten es also bleiben lassen, Häringe zu fangen und zu essen, wenn es nicht der weise Gott so veranstaltet hätte, daß viele Millionen von ihnen, wegen Mangel an Nahrung, von freien Stüken ihr Vaterland verliessen, in fremde Gegenden, von einem Meer ins andere zögen, und also den Menschen bis dahin entgegen kämen, wo sie mit mehr als zehntausend Schiffen auf sie lauren.

Und wo laurt man auf sie? Bei Norwegen, Grönland, Island, Schottland, England und Irrland, und in der ganzen Nord- und Ostsee. Im May kommen sie unter dem Eise hervor, und schwimmen so dicht und häufig beysammen, daß sie einander über die Oberfläche des Wassers hinausdrücken, und man sie also schon von ferne kommen sehen kann.

Warum schwimmen sie denn so dicht bei einander? Plaz sollten sie doch wohl im Nordmeer genug haben? O ja! An Plaz fehlt es ihnen nicht. Aus Furcht vor ihren Feinden und Verfolgern dringen sie sich so sehr zusammen. Denn die Wallfische, Seehunde und Stokfische, und viele andere Fische jagen, so bald sie unter dem Eise hervor kommen, hinter ihnen drein, und fressen ihrer

viele tausend auf. Wie viele Häringe mag nun der dicke Wallfisch alle Tage zu jeder Mahlzeit brauchen, bis er satt ist?

Diejenigen Häringe aber, die auf ihrer Reise glücklich durchkommen, eilen gegen den August wieder nach Hause ins Eismeer, und kommen künftiges Jahr mit ihren Kindern und Vettern wieder in diese Gegenden.

Den Grönländern und Isländern, den Schotten und Isländern, den Norwegen, Schweden, Dänen und Preussen schwimmen die Häringe also gleichsam vor der Thür vorbei, und sie können also, ohne weite Reisen zu thun, fast an ihren Ufern so viel fangen, als sie wollen.

Die Holländer aber schiffen ihnen alle Jahr bis zu den Shetländischen Inseln, wo sie noch sehr häufig, und recht fett sind, — denn je weiter und länger der Häring herum schwimmt, desto magerer wird er, — mit zwei oder dreihundert Schiffen entgegen, und bringen, wenn sie im Fangen glücklich gewesen sind, gewöhnlich zwei bis drei Millionen Tonnen voll eingesalzene Häringe mit nach Hause zurück.

Höret einmal, wie die Holländer ihre Häringe fangen und einsalzen. Im Monat März oder April schiffen sie aus ihrem Vaterlande durch die Nordsee zu den Shetländischen Inseln. Sind sie glücklich angekommen, so werfen sie sogleich ihre Neze aus. Haben sie einen guten Fang gethan, so ziehen sie die Netze an sich, nehmen die Häringe heraus, schneiden ihnen den Bauch auf, nehmen alle Eingeweide, bis auf die Milch und die Rogen heraus, und waschen sie aus; und nun salzen sie solche Tonnen voll ein, führen sie nach Hause, und schicken sie von da aus sodann fast in alle Theile der Welt. Die

Häringe

Häringe mit der Milch nennt man Milcher; und die mit den Eyern Roger.

Man ißt die Häringe gewöhnlich frisch aus dem Salz, häufig aber auch geräuchert. Häringe fängt man schon seit dem Jahr 1163; das Einsalzen derselben aber ist erst seit dem Jahr 1416 Mode. Ein Holländer, mit Namen Beukelszoon, lehrte damals seine Landsleute, wie sie die Häringe ausweiden und einsalzen müßten. Man nannte daher seit der Zeit, ihm zu Gefallen, das Einsalzen Einbökeln; und jedes eingesalzene Fleisch Bökelfleisch; und die geräucherten Häringe Böklinge.

Nur allein in Holland leben über zwanzig tausend Familien von dieser einzigen Sorte von Fischen; und sonst lebten viel mehrere davon. Denn ehedem giengen wohl fünfzehn hundert Holländische Buisen oder Fischerschiffe auf den Häringsfang aus. Jezt aber sind sie zufrieden, wenn sie zwei bis dreihundert auf denselben ausschicken können. Diejenigen Schiffe, welche die gefangenen Häringe sogleich nach Hause bringen, heissen Jäger oder Postschiffe. Nun stellt euch einmal vor, wie viel sich Menschen überhaupt und an allen Orten, wo es Häringe gibt, davon nähren mögen? — Auf der 11ten Tafel Figur 4 ist ein Häring abgebildet.

Die Sardellen oder Alsen gehören auch mit zum Häringsgeschlecht. Sie sind kleine, kaum fingerlange Fischchen, und halten sich vorzüglich häufig im mittelländischen Meer auf. Die Franzosen fangen von ihnen alle Jahr in den Monaten Mai, Junius und Julius etliche Millionen legen sie in Salz in Töpfe und kleine Tönnchen, und verkaufen und verschicken sie fast in die ganze Welt. Man ißt sie statt eines Salats mit Oel, Essig und

Pfeffer. Es gibt zuweilen auch Sardellen, die so groß und fett, als ein Häring sind.

Der Karpfe

oder Karpe ist ein bekannter dicker Fisch, der sich fast in allen Gewässern findet, und häufig verspeiset wird. Es gibt zuweilen Karpfen, die zwei Ellen lang sind, und 14 bis 18 Pfund wägen. — Auf der 5ten Tafel Figur 38 ist eine Karpfe abgebildet.

Auch die Barbe, die am Maul einen Bart hat; der Gründling, der gewöhnlich nur einen Finger lang ist; die Schleihe, die sich in stillstehenden oder sachte fliessenden Wassern aufhält, und oft 7 bis 8 Pfund schwer wird; die Karausche, die kleiner als der Karpfe ist, und ihn doch gewöhnlich sammt seiner Brut auffrißt; das Chinesische Goldfischchen, das höchstens eine Viertelelle lang wird, und roth, wie glühend Eisen, oder glänzend gelb, wie Gold aussieht, und gewöhnlich in China zu Hause ist, und bei uns in Weihern und Gläsern zum Vergnügen gefüttert wird, und Brod und kleine Fischchen, auch Fliegen und Regenwürmer frißt; der Weißfisch, der der wohlfeilste Fisch ist, und der Spirling, der der kleinste unter allen Fischchen ist, gehören in das Geschlecht der Karpfen *).

---

*) Schmerling Cobitis barbatula. Wetterfisch Cobitis fossilis. Wels Silurus glanis. Zitterwels Silurus electricus, Lachs oder Salm Salmo salar. Forelle Salmo sario. Gangfisch Salmo lavaretus. Tobaksyfeiffenfisch Fistularia tabacaria. Hecht Esox lucius. Häring Haringus. Karpfe Ciprinus carpio. Barbe Ciprinus barbus. Weißfisch Cyprinus alcurnus.

Ey warum haben Sie wohl in dem Artickel von den Fischen, nicht auch etwas von den Neunaugen, und von den Sägefischen gesagt? Sind sie denn etwa keine Fische? Nein, manche zählen sie noch zu den Amphibien, und davon reden wir jezt eben *).

Amphibien

nennt man diejenigen Thiere, die ein Herz mit einer einzigen Kammer, und einem einzigen Herzohr, und rothes kaltes Blut haben, und durch Hülfe ihrer Lungen Athem holen; theils nur im Wasser wohnen, wie die Neunaugen; theils sich nur auf der Erde im Trockenen aufhalten, wie die Eidechsen; oder gar in beiden zugleich, bald im Wasser, bald auf der Erde leben können, wie die Frösche; Gras und Fliegen, Fische und andere Thiere fressen; und theils Eyer legen, theils lebendige Jungen zur Welt bringen.

Fast alle Amphibien haben etwas trauriges und widriges, und zum Theil auch etwas fürchterliches und schauderndes in ihrem Gesichte, und ein sehr zähes Leben. Ein Crocodil kann zwei Jahre, und eine Schlange gar fünf Jahr hungern.

Man muß bei den Amphibien behutsam seyn, und nicht allzu vertraut mit ihnen umgehen, weil viele von ihnen den Menschen schädlich sind. Sie haben meist alle eine unangenehme Farbe, und viele riechen auch übel. Ihre Haut ist kahl, schleimig und kalt; ihre Stimme heiser; ihr Gesicht heimtückisch; ihr Gang oder ihre Bewegung träge; ihre Gerippe knorpelartig; und ein großer Theil von ihnen giftig, oder sonst den Menschen

*) Die meisten Naturforscher rechnen sie indeß zu den Fischen.

gefährlich. Es ist also nüzlich und nöthig, sie genau zu kennen, damit man sich vor ihnen in Acht nehmen kann.

Einige Amphibien legen alle Jahre ihre Haut ab, wie die Schlangen; andere leiden gar eine Verwandlung, und bekommen erst bei reiferem Alter gewisse Glieder, die sie vorher nicht hatten, wie die Frösche die erst nur wie geschwänzte Kügelchen aussehen; und leben zwei, zehn bis dreisig, und wohl noch mehrere Jahre und dienen zum Theil auch den Menschen zur Nahrung. Denn die Schildkröten, Neunaugen, Hausen, Störe und Sägefische, wie auch die Schenkel der Frösche kann man essen; und hier und da ißt man auch einige Schlangen, statt der Aale.

Die Neunaugen, Hausen, Sägefische, Rochen und Haifische machen gleichsam den Uebergang von den Fischen zu den Amphibien; denn sie haben keine Füße, wie ihre Kameraden die Kröten und Eidexen; sondern Floßfedern, und schwimmen immer im Wasser herum, sehen aber etwas anders aus, als die Fische.

Und eben deßwegen, weil einige Amphibien Füße haben, wie die Frösche; andere nicht, wie die Schlangen; und noch andere mit Flossen versehen sind, und im Wasser herum schwimmen, so wollen wir sie in drei Ordnungen eintheilen. In der 1sten Ordnung sollen die schwimmenden; in der 2ten die schleichenden, und in der 3ten die kriechenden Amphibien stehen.

In unsrer ersten Ordnung kommen also die

*) Amphibien Amphibia. In der 1sten Ordnung stehen die Nantes oder die Schwimmenden: in der 2ten die Serpentes oder die Schleichenden; und in der 3ten die Reptiles oder die kriechenden Amphibien.

schwimmenden, oder diejenigen Amphibien vor, die Floßfedern haben, mit deren Hülfe sie wie die Fische, im Wasser herum schwimmen können; und dieß sind die Neunaugen, die Haifische, die Rochen, die Störe und die Nadelfische ꝛc.

Die Neunaugen

oder Pricken sind lange dürre Thierchen, die sich fast in allen Flüssen von Deutschland, Preussen, Polen und Rußland aufhalten, gewöhnlich von Martini bis Ostern gefangen und theils frisch, theils geröstet und mit Eßig und Loorbeerblätter eingemacht, weit und breit verschickt und verspeiset werden.

Sie sind selten über eine halbe Elle lang, und höchstens zwei Finger dik, haben keine Schuppen, und nur zwei Augen, ob man sie gleich Neunaugen nennt. Denn die sieben Oeffnungen an ihrem Halse sind keine Augen, sondern Luftlöcher zum Athemholen.

Oben auf dem Kopfe haben sie ein Spißloch oder eine Röhre, durch die sie das Wasser einsaugen und es hernach seitwärts aus den Luftlöchern wieder ausspritzen. Vielleicht thun sie es aber auch umgekehrt.

Am Rande des Mauls haben die Neunaugen eine Menge kleine Zähne, mit denen sie sich an Steine fest ansaugen können. Man nennt sie deßwegen auch Steinsauger.

Die Lamperten sind auch Pricken, aber merklich größere, als die Neunaugen, und halten sich gewöhnlich nur in der Nordsee, und im mittelländischen Meer auf. Man ißt sie auch frisch und geröstet, wie die Neunaugen.

Die Hayfische

sind diejenigen verrufenen Fische, die Menschen und Thiere mörderlich anfallen und verschlingen. Sie ziehen deßwegen immer den Schiffen nach, und erhaschen und fressen alles, was aus denselben heraus fällt, oder hinaus geworfen wird, es seyen nun Menschen oder Pferde, Hunde oder Katzen, Schaafe oder Kälber, Unrath oder alte Kleider und Lumpen: alles muß in ihren fürchterlichen Magen marschieren.

Sie halten sich im Nordmeer und im mittelländischen Meer auf, haben länglich runde Körper, dicke Köpfe, und entsezlich grosse Rachen, und bringen lebendige Jungen zur Welt. Ihr Fleisch ist trocken und hart, ihre Leber gibt Thran, und aus ihrer Haut macht man den besten kleinkörnigen Chagrin.

Es gibt kleine und große Hayfische, so kleine, als ein Kalb; aber auch welche von der Größe eines Ochsen oder gar eines kleinen Wallfisches.

Der Sägefisch ist ein Hayfisch, der im Nordmeer, oben bey Island, Spizbergen und Grönland wohnt, 5 bis 8 Ellen lang, und eine Elle dick ist, und am Kopf eine knochenartige Waffe hat, die zwei bis drei Ellen lang, und fast eine Viertelelle breit, und auf beiden Seiten mit starken spizigen Zähnen besezt ist, und völlig wie eine zweischneidige Säge aussieht, und ihm zur Erhaschung seines Fraßes, und zur Vertheidigung gegen seine Feinde dient *). Er frißt Fische und allerhand Seepflanzen.

*) Ich besitze zwei solche Sägen; eine kleine, und eine große. Die kleine ist 8 Zoll lang, und 1 bis 2 Zoll breit, und

Seine schlimmsten Feinde sind die Wallfische. Er laurt auf sie, und sie auf ihn. Wenn er einen Wallfisch belauschen kann, so sägt er ihm ein Stück Spek aus dem Leibe, das zwar dieß große Ungeheuer nicht gleich, wohl aber nach und nach tödtet.

Kommen aber etliche Sägefische zugleich über einen Wallfisch her, so zerstümmeln sie ihn in etlichen Stunden so sehr, daß er sterben, und ihnen zur Beute werden muß. Und nun schlizen sie ihm den Bauch auf, kriechen hinein, und fressen seine Zunge, die lauter Spek ist, auf. Das Fleisch aber fressen sie nicht, sondern lassen es den weissen Bären, die schon in der Nähe darauf lauren. — Auf unsrer 12ten Tafel Figur 23 ist ein Sägefisch abgebildet.

Der Menschenfresser ist aber wohl der größte und fürchterlichste Hayfisch. Er ist 10 bis 12 Ellen lang, und 4 bis 5 Ellen dick, und hat einen so breiten Rachen, daß er einen Menschen auf Einmal völlig ganz verschlingen kann. Ganze Pferde fand man schon oft in seinem Magen. Und daß er auch Menschen anfalle und verschlinge, lehrt folgende wunderbare Geschichte.

„Im Jahr 1758 fiel ein Matrose unglücklicher Weise „von einem Schiff ins Mittelländische Meer. Kaum „lag er im Wasser, so kam ein solcher Menschenfresser „herbey, und nahm den um Hülfe schreienden Unglük„lichen in seinen weiten Rachen, und verschlang ihn. „Kaum aber hatte er den armen Mann im Leibe, so

hat auf der einen Seite 24, auf der andern aber 26 kleine knöcherne Zähne. — Die große Säge hingegen ist 4 Schuh und 7 Zoll lang, und 3 bis 7 Zoll breit, hat auf jeder Seite 24 zwey Zoll lange Zähne und wiegt 4 Pfund.

„schoß der Schiffs Capitän eine Canone auf ihn los, und „traf ihn zum Glük so dicht, daß er den Matrosen plözz„lich wieder lebendig ausspie, und man ihn beinahe ganz „unverlezt auffischete, und aufs Schiff brachte. Den „großen Fresser aber machte man sogleich ganz todt, „und hieng ihn oben auf dem Schiffe auf. Der Ca„pitän schenkte dem geretteten Matrosen dieß Unge„heuer, das 10 Ellen lang, und 4 Ellen breit, und 3224 „Pfund schwer war. Dieser zog mit ihm herum, und „ließ es für Geld sehen. Er war auch in Deutschland „mit ihm *). "

Der Menschenfresser hält sich im mittelländischen Meer auf, und kann also gar wohl ehedem den Propheten Jonas verschlungen haben. Oder war jenes Meerungeheuer ein Pottfisch oder Kasche ot der zu der Familie der Wallfische gehört? Ich zweifle. Unten bei der Wallfischgeschichte will ich euch noch mehr davon erzählen.

Im Rachen hat der Menschenfresser sechsfache Reihen dreieckige bewegliche Zähne hinter einander, von denen er so viele in die Höhe heben kann, als er zum Anpakken seines Raubes nöthig hat. Man findet die Zähne auf der Insel Malta und an vielen andern Orten versteinert, und nennt sie Glossopetren.

Die Rochen

sind breite platte Thiere, die sich in der Nordsee und im mittelländischen Meere aufhalten, und häufig gefangen

*) Diese Geschichte erzählt der selige Professor Wüller in seiner Uebersezung des Linneischen Natursystems, Theil 3. Seite 268 und 269. — Die Holländer nennen diesen Hayfisch Jonas-Haay.

und gespeiset werden. Sie haben unten am Halse fünf Luftlöcher zum Athemholen, und ihr Mund steht an der untern Seite unter dem Kopfe. Es gibt Rochen, die nur eine Spanne lang, aber auch welche, die zwei bis drei Ellen lang, und gegen zweihundert Pfund schwer sind.

Die Rocheneyer haben eine schwarzbraune hornichte Tasche, oder Schale, mit vier langen Spizen an den Ekken, und sehen fast wie Mäuse aus. Man nennt sie deswegen auch wirklich Seemäuse.

Die merkwürdigste Roche ist wohl unstreitig der Zitterfisch oder Krampfisch, der alles, was sich ihm nähert, mit seiner elektrischen Schnellkraft erschüttert, und von sich stößt. Auch wenn man ihn ausserhalb dem Wasser anrührt, empfindet man durch den ganzen Leib einen heftigen Schlag.

Die Störe

sind zwei bis zehn Ellen lang, und drei bis vier Ellen dick, und oft über zwölf hundert Pfund schwer, und halten sich in der Ost- und Nordsee, und in der Donau, Elbe, Weichsel und Wolga auf. Man ißt ihr Fleisch, und zum Theil auch ihre Eyer. Nur die Eyer der Sterlete und der Sausen ißt man.

Diese linsengroßen Eyer oder Rogen werden gewaschen, und mit Salz, Pfeffer und Zipollen eingemacht, und unter dem Namen Caviar verkauft. Dieser Caviar sieht grün aus, und wird, wie die Butter, aufs Brod gestrichen und gegessen, um sich dadurch einen guten Magen, und größern Appetit zu machen.

Die Hausen sind aber auch, ausser ihren Eyern noch deswegen merkwürdig, weil man aus ihren Häuten und Schwänzen, Flossen, Eingeweiden und Blasen, die so

genannte Hausenblase oder den Fischleim macht, womit man Holz und Glas und viele andere Dinge zusammen leimen kann. Alle diese Dinge werden in kleine Stücke geschnitten, und zu einem Mus gekocht, hernach in dünne Blätter gestrichen, trocken gemacht und zusammen gerollt, und nun in alle Gegenden der Welt verschikt. Die Russen machen die meiste und beste Hausenblase.

Die Beinfische

haben eine sehr harte lederartige Haut, und in jedem Kiefer zehn stumpfe rundliche Zähne, und längliche Luftlöcher. Es gibt neun Arten von Beinfischen, die sich alle in den Indischen Meeren aufhalten, und ihre Beinamen von ihrer äusserlichen Gestalt haben. Unser Beinfisch auf der 12ten Tafel Figur 47 heißt Vierhorn.

Die Igelfische

sind am ganzen Leibe, wie die Igel mit spizigen beweglichen Stacheln besezt, haben zwei ungetheilte knorpelichte Kiefer statt der Zähne, und wohnen beim Vorgebirge der guten Hoffnung, und in Nordamerika. — Es gibt zwei Arten von Igelfischen: die eine davon nennt man Stachelfische, und die andere Kugelfische.

Die Stachelfische sind länglich rund, und fast eben so groß, als ein Igel. Siehe Tafel 12 Figur 51.

Die Kugelfische sind fast ganz kugelrund, und ungefähr so groß, als ein großer lederner Spielball. Auf der 12ten Tafel Figur 48 ist ein Kugelfisch ohne Stacheln abgebildet.

Der Knochenfisch

kommt dem vorigen nahe. Eine Art dieses Fisches, der bei der Johannisinsel lebt, hat eine elektrische Kraft wie der Zitteraal.

Die Hornfische

haben einen platt gedruckten Kopf, acht Zähne in jedem Kiefer, und oberhalb den Brustflossen, lange in einer unbedekten Ritze stehende Luftlöcher, und eine Pergamentähnliche, mit Schuppen bedeckte Haut. — Es gibt acht Arten von Hornfischen, die alle ihre Beinamen von hornartigen Auswüchsen haben, und im großen Weltmeer zwischen Afrika und Amerika wohnen.

Der so genannte Nasenrümpfer ist einer der merkwürdigsten Hornfische. Er kann seine Nase und obere Lefze so zurückziehen, daß man die Zähne in seinem obern Kiefer weit bloß sehen kann. Seine erste Rückenfloße ist strahlicht, und wie ein Horn gestaltet. Auf der 12ten Tafel Figur 50 ist ein Nasenrümpfer abgebildet.

Die Nadelfische

sind lange dünne Thierchen, die sich in der Ost- und Nordsee, und im mittelländischen Meer aufhalten, und größten Theils lebendige Jungen zur Welt bringen. Man ißt sie nicht.

Die Meernadel ist eine halbe Elle, oder höchstens drei Viertelellen lang, und kaum Fingers dick.

Das Seepferdchen ist ein allerliebstes kleines Finger langes Thierchen, das lebendig ganz gerade ist, aber Kopf und Hals ganz zurück zieht und umbeugt,

wenn es aus dem Wasser kömmt und stirbt. Und weil sodann sein Vordertheil fast wie ein Pferdekopf und Hals aussieht, so nennt man es Seepferdchen. Man findet es, so wie auch die Meernadel, fast in allen Naturalien-Sammlungen. *)

In der zweiten Ordnung machen wir uns mit den schleichenden Amphibien, oder den fast allen Menschen verhaßten, und zum Theil auch gefährlichen Schlangen bekannt.

Die Schlangen haben weder Füsse, noch andere äussere Gliedmassen, sondern kriechen oder schleichen auf dem Bauche, und bewegen sich durch ringförmige Krümmungen sehr schnell auf der Erde hin und her. Auch auf Bäume steigen sie zuweilen hinauf. Im Wasser können sie sich zwar auch aufhalten, aber nicht lange. Dagegen trift man sie häufig unter dem Mist, unter abgefallenem Laube, und in lockerer Erde an, worin sie ihre mehrentheils zusammengeketteten Eyer legen, oder ihre Jungen gebären.

*) Neunauge oder Pricke Petromyzon fluviatilis, Lamprette Petromyzon marinus. Hayfisch Squalus. Menschenfresser Squalus cancharias. Sägefisch Squalus pristis. Roche Raia, Zitterfisch Raia torpedo. Stör Acipenser sterio, Hausen Acipenser huso, Beinfisch Ostracion, Vierhorn Ostracion quadricornis. Igelfisch Diodon, Stachelfisch Diodon hystrix. Kugelfisch Diodon atinga. Zitterknochenfisch Tetrodon electricus. Hornfisch Balistes, Nasenrümpfer Balistes ringens, Nadelfisch Syngnathus, Seepferdchen Singnathus hippocampus.

Die Schlangen sind mit Schuppen, oder mit Schildern, oder mit Ringen bedekt. Sie haben Ohren, und hören. Sie haben eine schmale gespaltene Zunge und Zähne, nicht zum Zerbeissen ihres Raubes, sondern zum Festhalten desselben; denn sie verschlingen alles ganz. Gras, Fliegen, Käfer, Spinnen, Eidechsen, Vögel, Mäuse, Frösche und Kröten, Kazen und Hasen, ja sogar Hirsche müssen ganz in ihren Magen marschieren. — Auch der Kopf des Hirsches sammt dem Geweih? Nein, den Kopf lassen sie so lange zum Maul heraus hängen, bis er abgefault und wegfällt, und dieß geschieht gewöhnlich schon in etlichen Tagen.

Die Schlangen können viel größere Thiere verschlingen, als sie sind, weil sie ihre Kinnlade und ihren Leib sehr ausdehnen können. Aber es gibt auch Schlangen, die Manns dick, und fünf bis zehn Ellen lang sind, wie die Boa.

Die Schlangen werden 10 bis 20 Jahre alt, ziehen alle Jahre ihre alte Haut ab, und wachsen, so lange sie leben. Sie haben keine Beine oder Gräte, sondern nur Knorpeln. Im Schlaf liegen sie zusammengerollt, und gewöhnlich mit in die Höhe gerichtetem Kopfe. Und im Winter schlafen sie meist alle, wenigstens in Europa.

Nur der hundertste Theil der Schlangen ist giftig; und davon gibt es in Europa nur etliche; in Deutschland aber gibt es, so viel ich weiß, nur wenige giftige Schlangen. Je heisser das Land, desto giftigere und desto grimmigere Thiere hat es.

Ja wer dreist genug ist, kann eine Schlange fangen, und so lange einsperren und füttern, bis er sie genug angesehen, und ihren künstlichen Bau bewundert hat. Will

er sie aber gar abschlachten, und sich braten lassen, so kann ers thun. — Pfui, wer sollte wohl das thun! O genug Leute in der Welt. Ja ein gewisser Reisebeschreiber sagt sogar, daß auf der Amerikanischen Insel Jamaika Schlangen, Ratten und Eidechsen öffentlich zu Markte gebracht, und selbst von vornehmen Leuten gekauft und gegessen würden *).

Von denjenigen Schlangen also, die ein tödtliches Gift bei sich haben, gibt es wenige in Deutschland, wohl aber sehr viele in Afrika und Amerika, wie die Vipern, Brillenschlangen und Klapperschlangen. Von den übrigen Schlangen aber, die Riesenschlange, die Blindschleiche, und so weiter, ist keine giftig.

Verschiedene Schlangen pflegen diejenige Thierchen, die sie gern fressen möchten, so zu bezaubern, daß sie ihnen gleichsam in den Rachen laufen müssen. Und dieß thut vorzüglich die verrufene Klapperschlange, deren Geschichte wir jezt mit einander durchgehen wollen.

Die Klapperschlange

hält sich in Afrika und Amerika auf, ist zwey bis drei Ellen lang, und drei bis fünf Finger, oft aber auch Arm dick, und hat am Schwanz zwanzig bis dreißig Schilder oder Klappern, davon eine über die andere geht, wie beim Krebsschwanz, mit denen sie ein Getöse machen kann, das ungefähr wie eine Kinderklapper, oder wie eine trockene Blase klingt, darin harte Erbsen sind. — Siehe Tafel 10 Figur 15.

*) Sloane in introductione in historiam natur. Iamaic. pag. 20.

Zum Glük und zur Warnung für Menschen und Vieh, gab Gott diesem schrecklichen Thiere diese Klapper. Denn so bald sie etwas zu sich her kriechen, laufen oder fliegen siehet, so klappert sie. Da dieß nun die Menschen und Thiere hören, so können sie ihr entfliehen, wenn sie ihr auch bis auf acht Schritte nahe gekommen sind, weil sie weder weit noch geschwind kriechen kann. Wer aber das Unglück hat, von einer Klapperschlange gebissen zu werden, der ist in etlichen Augenblicken todt, wenn das Gift nicht sogleich ausgesaugt, oder das Glied, woran der Biß geschehen ist, nicht abgehauen wird *).

Sie beißt aber keine Menschen und auch keine Thiere, wenn sie nicht durch Heißhunger oder Beleidigung dazu gezwungen wird. Sie kriecht oft schlafenden Menschen über den Bauch weg, und thut ihnen nichts.

Das Schlangengift ist das gefährlichste Gift auf der Welt. Es schadet aber nur in den Wunden: im Magen thut es nichts. Man kann giftige Schlangen essen, ohne zu erkranken; und das Wasser ohne Schaden trinken, worin Schlangen gelegen, und worein sie ihr Gift haben fliessen lassen. Ihr Biß hingegen ist tödtlich.

Die Klapperschlange hat im Maul zwei bewegliche hohle Zähne, und unter selbigen einen mit Gift angefüllten Beutel. So bald sie nun einen Menschen oder ein Lamm beißt, fließt durch die hohlen Zähne so viel

*) Doch wachsen auch gerade in denjenigen Wäldern und Gegenden, wo sich die Klapperschlangen aufhalten, das Kreuzblümchen poligala senega, und die Schlangenwurzel Ophioriza mungos, die gegen das Klapperschlangengift das einzige Mittel seyn sollen. Die Indianer tragen deßwegen immer dieß Gegengift bey sich.

Gift in die Wunde, daß sie in fünf Minuten todt zur Erde fallen.

Die Klapperschlange hat etwas abschreckendes, etwas fürchterliches in ihrem Ansehen. Sie soll Vögel, Mäuse, Eichhörnchen und Kazen, die ihre liebsten Speisen sind, auf folgende Art gleichsam zu bezaubern und zu fangen wissen. Sie lege sich, sagt man, der Länge nach auf die Erde halte den Kopf in die Höhe, sperre den Rachen auf, und klappere, und sehe das arme Thierchen, das sie gern verschlingen wolle, in einem weg starr an. Dieß fange nun an, ängstlich zu thun, und zu winseln, wolle weg, und könne doch nicht, springe oder hüpfe von einem Ast, von einer Stelle zu andern, komme aber zugleich der Schlange immer näher, und endlich laufe es sogar in ihren Rachen hinein. Wenn aber die Schlange das Thierchen nicht mehr ansehe, so sey es gerettet, und könne fliehen.

Viper

die in das Geschlecht der Nattern gehört, soll dieß Herzaubern auch gut verstehen. Denn wenn eine Maus auch noch so lustig sey, und sich nichts um eine nahe Viper zu bekümmern scheine, so verliere sie doch alle Lust zu fressen und zu pfeiffen, wenn sie eine erblicke; sie laufe einige Zeit ängstlich herum, und renne ihr endlich plözlich in den Rachen.

Die Viper hält sich vorzüglich häufig in Aegypten auf, und bringt lebendige Jungen zur Welt.

Die Natter oder Ringelnatter ist nicht giftig, und hält sich gern in Viehställen auf, und legt ihre Eyer in Mistgruben. Sie frißt Gras und Kraut und Insekten

und

und Razen und Mäuse; und ist also eher nüzlich als schädlich. Ringelnatter wird sie deßwegen genannt, weil sie an beiden Seiten des Halses einen weissen Fleck hat, der ihr das Ansehen gibt, als ob sie ein Halsband umhätte.

Die europäische Natter hat gewöhnlich eine graubraune Farbe, und über den Rücken einen schwarzen Strich, und lebt von Eidechsen, Scorpionen, Fröschen, Kröten, Maulwürfen, Mäusen und Käfern, und andern kleinen Insekten. Sie hat ein zähes Leben, und kann wohl zwei Jahr hungern. Sie ist giftig und lebt auch in Deutschland.

Die Hornschlange oder gehörnte Schlange hält sich in Aegypten auf, und hat oben über den Augen 2 kleine Auswüchse oder Erhöhungen, die fast wie zwei kleine Hörnchen aussehen. Ordentlich gehörnte Schlangen gibt es nirgends in der Welt. Aber ein paar Vogelklauen kann man wohl einer Schlange auf den Kopf unter die Haut stecken, und sie so zum Spaß herum kriechen lassen, wie die Araber ehedem gethan haben.

Die Brillenschlange

ist sehr groß, und oft 9 Ellen lang, und eine Viertelelle dick, und sehr giftig. Sie hält sich bloß in Ostindien auf, und heißt deswegen Brillenschlange, weil sie auf dem Rücken eine Zeichnung, wie eine Brille, hat.

Diejenige Schlange, die von den mehrsten Indianern in beiden Indien angebetet wird, nennt man

Die Königsschlange,

Abgottsschlange oder Riesenschlange. Sie kann ein ganzes Reh verschlingen, und den stärksten Löwen, Och-

sen oder Tieger erdrücken, und ist die größte Schlange auf der Welt, aber nicht giftig. Sie ist 10 bis 15 Ellen lang, und oft dicker als ein Mann. Einige Indianer lieben sie sehr, weil sie Heuschrecken, Kröten, Eidechsen und kleine Schlangen wegfrißt, und beten sie an, und halten es für das größte Verbrechen, eine zu tödten, und strafen den allemal sehr hart, der eine tödtet. Andere Indianer hingegen ehren sie nicht nur nicht, sondern fangen, schlachten und essen sie, und verkaufen ihre schöne Haut. — Siehe Tafel 12 Figur 45.

Die Blindschleiche

oder Bruchschlange hält sich fast allenthalben in Europa auf, und ist nicht giftig. Wegen ihrer sehr kleinen Augen nennt man sie Blindschleiche? und den Namen Bruchschlange gab man ihr deßwegen, weil sie leicht in Stücke zerhauen werden kann. *)

In der dritten Ordnung lernen wir jezt noch die kriechenden, das ist, diejenigen Amphibien kennen, die vier Füße haben, und Eyer legen, als die fliegenden Eidechsen, die ordentlichen Eidechsen nebst den Crocodillen, die Frösche und Kröten, und die Schildkröten.

Gehörnte Schlangen, die zwey kleine Erhöhungen

*) Schlangen Serpentes, Klapperschlangen Crotalus horridus. Viper Coluber vipera, Natter Coluber natrix Europäische Natter Coluber berus; gehörnte Schlange Coluber cerastes, Brillenschlange Colubor naia, Königsschlange Boa constrictor, Blindschleiche Anguis fragilis.

über dem Kopfe haben, gibt es also; aber keine zweyköpfige oder geflügelte: denn das, was man gewöhnlich

Fliegende Drachen

nennt, sind keine Schlangen, sondern eine Art Eidechsen, die zwar mit ihren häutigen Flügeln schnell von der Erde auf einen Baum, und von einem Baum auf den andern fliegen, sich aber schlechterdings nicht so frey, wie die Vögel in der Luft herum bewegen können, und werden fliegende Eidechsen genannt. — Siehe Tafel 11 Figur. 1.

Es halten sich diese fliegenden Eidechsen in Afrika und Ostindien auf, sind höchstens Fingers lang, und fast ganz wie die Eidechsen, gebildet, haben zwey häutige Flügel, die fast wie die Flosfedern eines Fisches aussehen, und fressen Fliegen, und andere kleine Insekten.

Ehedem glaubte man einfältiger weise, es gebe gewisse abscheuliche Thiere mit 2 Füssen, deren Gestalt mit den Eidechsen, der Schwanz aber mit den Schlangen übereinkomme, und die einen grossen Kopf, einen weiten Rachen, und 2 Flügel hätten, und damit nach Belieben in der Luft herum fliegen können. Und diese Thiere sollen 10 bis 20 Ellen lang gewesen, und abscheulich mit den Menschen umgegangen seyn. Auch sollen einige von ihnen zuweilen sieben Köpfe, und sieben lange Hälse gehabt haben.

Die Eidechsen

haben einen nackten lang gestreckten Leib, vier gefingerte Füße, lange spizige Schwänze wie die Crocodille, die ihnen fast ganz ähnlich sehen, und auch deswegen zu ihrer Familie gerechnet werden, können sehr geschwind

laufen, sind wenigstens einen Mannsfinger, und höchstens anderthalb Ellen lang und halten sich an feuchten dunkeln Orten, wo viele Fliegen und Mücken sind, auf. Viele wohnen auch im Wasser, und fressen Fischeyer, kleine Fische und Wasserlinsen.

Sie halten sich fast in allen Gegenden der Welt auf, und sind weder giftig noch schädlich; sondern sehr nüzlich, weil sie die beschwerlichen Fliegen und andere schädliche Insekten wegfressen. Man sollte sie in den Gärten und Häusern mit Vorsaz dulden und unterhalten, weil sie den Fliegen das sind, was die Katze den Mäusen ist. An verschiedenen Orten ißt man sie und ihre Eyer. Die kleinsten Eidechseneyer sind so groß, als Felderbsen und die größten so groß, als Taubeneyer.

Merkwürdig ist noch dieß von den Eidechsen, daß ihnen ihr Schwanz wieder wächst, wenn er ihnen auch gleich halb oder ganz abgeschnitten worden ist. Auf der 11ten Tafel Figur 7 ist eine Eidechse abgebildet.

Es gibt braune und grüne, und allerhand schöne bunte Eidechsen. Einige haben an ihren Füßen 4 Finger, andere 5, und wieder andere haben an den Vorderfüssen 4, und an den Hinterfüssen 5 Finger. Bei einigen sind ihre Finger mit einer Haut verbunden, und bei andern sind je zwei und zwei, oder drei und drei zusammen gewachsen.

Die grüne Eidechse oder sogenannte Springer ist auf dem Rücken grün, und auf den beiden Seiten braun und schwarz gefleckt, und am Bauche weißlich gelb, und hat an seinen Füssen 5 Finger mit scharfen Nägeln. Er ist unsere schönste Eidechse und wohnt gewöhnlich in trockenen Gegenden auf Bergen und Mauern,

und hier und da auch in Garten und Gartenländern. Wenn man ihn ertappt, so sieht er einem starr ins Gesicht, und sperrt das Maul auf; will man ihn aber haschen, so thut er einen Sprung und entflieht. Und deßwegen nennt man ihn auch Springer. Er ist kaum eine Spanne lang, und kann Jahr und Tag in einer Flasche mit feuchtem Moos und etwas Erde lebendig erhalten werden, wenn man ihm zuweilen eine Fliege oder Mücke gibt.

Der Wachhalter wohnt in Aegypten beim Crocodil, und warnt die Menschen durch ein gewisses Gepfeif vor diesem Ungeheuer. Er ist anderthalb Ellen lang, und eine Spanne breit, und pfeift oder schreyt sehr heftig, wenn er einem Crocodille allzu nahe gekommen ist, aus Furcht, von ihm verschlungen zu werden.

Der Chamäleon ist in Südafrika, Ostindien und Spanien zu Hause, steigt gern auf Bäume, und frißt Fliegen und andere kleine Insekten die er mit seiner überaus langen Zunge ohne viele Mühe zu haschen weiß. Und weil er sich sehr dick aufblasen, und gleich wieder ganz dünne machen kann, so glaubte man ehedem, er fresse nichts, sondern lebe von der Luft. Er ist eine Spanne lang, und sieht gewöhnlich bläulich grau aus. Macht man ihn aber böse, so bekommt er allerhand Farben, gelbe, aschgraue und schwarze. Merkwürdig ist noch dieß vom Chamäleon, daß er schöne goldgelbe Augen hat, und mit denselben zu gleicher Zeit zweierley Dinge zugleich ansehen kann; mit dem einen Auge sieht er hinter sich, und mit dem andern vor sich. — Siehe Tafel 11 Figur 26.

Der Gecko wohnt in Ostindien und Aegypten, und

auch im untern Italien, und ruft, wenn es regnen will. Etlichemal hintereinander, Gecko, Gecko! Er ist eine Viertelelle lang und giftig; denn aus seinen blätterichten Fingern schwizt eine Feuchtigkeit heraus, die an den Früchten und Gewächsen, über die er wegläuft, kleben bleibt, und demjenigen Menschen, der sie hernach ißt, die heftigsten Leibschmerzen verursachen soll.

Der Basiliske hält sich in Aegypten auf Bäumen auf, und frißt Fliegen und andere kleine Insekten. Er ist fast eine halbe Elle lang, und von bläulich grauen und weißgeflekter Farbe und hat oben auf dem Nacken einen häutigen Kamm, den er wie Flügel ausbreitet, und damit ein wenig fliegen kann. — Denkt einmal, liebe Kinder, ehedem glaubten einige einfältige und leichtglaubige Leute, die Hähne legen Eyern und aus diesen Eyern kämen Basilisken, die jedes lebendige Thierchen, und also auch den Menschen, der sie ansähe, auf der Stelle mit ihrem Gift tödteten. — Siehe Tafel 12 Figur 1.

Der Leguan ist eine der größten Eidechsen, denn er wird fast zwey Ellen lang und eine Spanne dick. Er wohnt in Amerika auf Bäumen, wo er von den Indianern mit Schlingen gefangen, und als ein Delikatesse gegessen wird. Er beißt gern, schlägt mit dem Schwanze, krazt mit den Nägeln, und häkelt sich demjenigen an die Kleider an, der ihn gefangen genommen hat.

Der Salamander ist diejenige merkwürdige Eidechse, von der man ehedem gefabelt hat, daß sie im Feuer nicht verbrenne, sie möge auch darin legen, so lange sie wolle. Er ist eine Spanne lang, und kaum Fingers dick, sieht oben glänzend schwarz und gelblich aus, und hat auf dem Rücken 2 Reihen Warzen, aus denen

eine weisse Feuchtigkeit heraus schwizt mit der er wenn er in ein Feuer geworfen wird, die Kohlen um sich herum allmäylig auslöscht, und endlich unbeschädigt fortläuft, und wieder auf seine Fliegenjagd ausgeht. Wirft man ihn aber in ein allzustarkes Kohlfeuer, so verbrennt er. Er gebiert lebendige Junge. Auf der 11ten Tafel Figur ist er abgebildet.

Der fürchterlichste, Menschen und Thieren äusserst gefährliche

Crocodill

hält sich im heissen Asia und in Afrika in Flüssen und Meeren auf, und ist schon von alten Zeiten her, vorzüglich beim Nil in Aegypten, als ein sehr gefährliches Thier bekannt gewesen. Er kann schwimmen und untertauchen, und auch auf dem Lande herum gehen.

Er sieht entsezlich wild und grausam aus, ist 10 bis 12 Ellen lang, und am Vorderleibe über eine Elle dick, am Hinterleib aber oder Schwanze, der länger als der ganze übrige Leib ist, ist er viel schmäler, hat an den Vorderfüßen, fünf, und an den Hinterfüßen vier mit einer Schwimmhaut verbundene Finger, und an jedem Fuße sind drei Finger mit langen spizigen Nägeln gewaffnet, hat einen weißlichen Bauch, und einen schwarzgrauen gefleckten, oder braunen, oder schwarzen Rücken. — Siehe Tafel 11 Figur 30.

Er legt alle Jahr in den Sand am Nil gegen hundert Eyer, die ungefähr so groß, als Gänseeyer sind, und von der Sonnenhitze ausgebrütet werden.

Sein Fraß sind Fische und Gras und Schlangen und Eidechsen, und wenn er Menschen erwischen kann, auch Menschen. Aber auch Ochsen und Kühe und Schafe, und

noch viele andere Thiere fällt er mörderisch an, reißt sie nieder und zerfleischt und frißt sie.

Die Menschen erwürgt er auf folgende Weise. Er legt sich ganze Stunden und Tage lang in den Schilf oder auf den Schlamm, ohne alle Bewegung, so daß man ihn für einen Holzstamm, Balken oder dicken Ast ansehen könnte, und laurt auf die Menschen, die am Ufer schlafen oder baden.

So bald er einen Menschen sieht, schleicht er langsam näher, und wenn er so nahe bei ihm ist, daß er ihn mit Einem Sprunge erreichen kann, so springt er plözlich auf ihn los, und erdrosselt und frißt ihn. Ist er ihm aber noch zu weit entfernt, so sucht er ihn mit seinem Schwanze niederzuschlagen.

Man hat Beyspiele, daß dieses abscheuliche Thier einen Menschen aus einem Kahne gerissen, und ihn in Beyseyn der andern Leute gefressen, ohne daß man ihm hat helfen können. Den stärksten Ochsen kann er mit seinem Schwanze niederschlagen und tödten.

Es würde also dieser schrecklichen Thiere, da sie 40 bis 50 Jahre alt werden, und alle Jahr gegen hundert Eyer legen, bald so viel werden, daß sie in kurzer Zeit alle Menschen in Aegypten erwürgen könnten, wenn alle diese Eyer auskämen, und ihnen nicht manches davon von den Aegyptiern weggenommen, und von einem gewissen vierfüßigen Thier, das Ichneumon heißt, ausgesaugt würde. — Auch fressen sich die Crocodile unter einander selbst auf.

Daß dieser genannte Ichneumon dem Crocodil, wenn er mit offenem Maule schläft, durch den Rachen in den Bauch krieche, ihm Leber und Lunge wegfresse, sich

sodann ein Loch durch seinen Leib fresse, und davon fliehe, ist eine Fabel. Unten kommt von diesem Ichneumon noch mehr vor.

Kennt ihr die Thiere liebe Kinder, die immer Koax Koax: Uo uo; Unk unk rufen? O ja! Wer sollte

Die Frösche

und Kröten nicht kennen, die sich fast in allen Bächen, Sümpfen und Teichen aufhalten? — Einige Frösche schreyen aber auch Koax koax kerk ke ke! Nicht wahr? Richtig. Dieß sind die grünen Wasserfrösche, die in den Teichen wohnen, und über den Leib einen gelben Strich haben. Die Quaker aber sehen braun aus, und leben in Sümpfen und Bächen. Die Laubfrösche hingegen halten sich auf Stauden und Bäumen auf.

Frösche auf Bäumen! Was machen sie denn da? Fressen sie etwa Laub? O nein! Sie fressen Fliegen und andere kleine Insekten, wie alle Frösche und Kröten, die sowohl auf den Teichen tanzen, als auf den Bäumen und im Gras in Menge herum schwärmen. Werden sie etwa auch auf den Bäumen jung? Nein. Das Wasser ist ihr Vaterland. So bald sie aber etwas erwachsen sind, und ihre vier Füße haben, verlassen sie das Wasser, und suchen ihre Nahrung auf dem Lande und auf Bäumen. Immer ist also kein Frosch und keine Kröte auf dem trockenen, denn zu gewissen Zeiten und vorzüglich wenn sie einen Feind in der Nähe sehen, eilen sie wieder ins Wasser.

Frösche und Kröten entstehen aus Eyern, deren die Frösche jährlich über tausend, die Kröten aber gegen achthundert zu legen pflegen. Doch legen einige Kröten und einige Frösche auch weniger Eyer. Aus diesen Eyern, die alle in einem weissen schleimichten Wesen

herum liegen, kommen nach acht Tagen große schwarzbraune geschwänzte Thierchen, die sehr geschwind im Wasser hin und herfahren, und Schlamm fressen, der an den Wasserpflanzen hängt.

Aber jezt haben sie noch keine Füße, sondern sie bekommen sie erst nach 6 oder 8 Wochen. Zuerst wachsen ihnen die 2 Hinterfüße; und dann die 2 Vorderfüße und wenn sie alle 4 Füße haben, so verlieren sie allmählich ihren Schwanz, und gehen nun aufs Trockene ins Gras, und fressen Schnecken und Fliegen, und viele andere Insekten.

Fast bei allen Spaziergängen sieht man kleine und große Frösche und Kröten herum laufen und herum springen das erste Jahr werden sie kaum so groß, als eine große Bohne. Das dritte Jahre aber sind sie völlig reif, und größtentheils so groß, als ihre Aeltern, und leben sodann noch 8 bis 12 Jahre fort. Jezt erst legen sie Eyer und koazen, denn beides konnten sie vorher noch nicht.

Im Herbst, und wenn es anfängt kühle zu werden, ziehen Frösche und Kröten ins Wasser, machen Löcher in den Schlamm, und legen sich Paar und Paar, oder vier bis acht in ein Loch zusammen, und bleiben darin bis ins Frühjahr, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, liegen, und können steinhart gefrieren, ohne zu sterben.

So bald es aber im Frühling warm zu werden anfängt, das Eis in den Teichen und Sümpfen schmelzt, und sich Regenpfüzen sammeln, erwachen sie gleichsam von ihrem Schlaf, und zeigen ihre Gegenwart durch ihr Roaren, Unk- und Buo Geschrey. Einige Kröten halten sich auch den Winter über unter Steinen, und in alten Gemäuern auf.

Den Tag über bleibt der Frosch gern im Wasser und quakt, am Abend aber geht er, nebst der Kröte aufs Land. Doch geht er auch bey Tage, und vorzüglich nach einem warmen Regen heraus. Daher kann man nach einem Regen, hier und da eine Menge Frösche und Kröten beisammen sehen.

Es ist also sehr lächerlich, wenn man glaubt, daß es zuweilen Kröten und Frösche regne; und noch lächerlicher, wenn man meynt, die Frösche und Kröten wachsen aus dem Schlamme.

Die Frösche sind weder giftig noch schädlich; sondern vielmehr sehr nüzlich, weil sie Fliegen und Schnecken fressen, und Menschen und Thieren zur Nahrung dienen. Die Menschen speisen gewöhnlich nur die hintern Schenkel der Frösche; die Raben aber, die Staren, Störche, Schlangen und Enten fressen sie ganz mit Haut und Haaren auf. Und ehedem hat man auch die Eyer der Frösche zu dem so genannten Froschleichpflaster genommen.

Der Frosch hat ein sehr zähes Leben. Er kann zehn bis zwanzig Tage ohne Nahrung leben. Ja man kann ihm alle vier Füße abschneiden, und die Eingeweide aus dem Leibe reissen, er lebt doch noch etliche Stunden, und oft noch etliche Tage.

Die Frösche haben einen längern Kopf, als die Kröten einen dünnen schnacken Unterleib gegen die Brust zu, und dünne Hinterbeine. Der Körper der Kröten hingegen ist gleich dick, und die Füße sind plump. Die Frösche sind auch überhaupt viel lebhafter, als die Kröten, und können auf dem Hintertheile ihres Leibes eben so sizen wie Hunde; die Kröten hingegen liegen gemeiniglich mit dem ganzen Unterleibe auf der Erde.

Es gibt fast in allen Gegenden der Welt Frösche. In den meisten europäischen Gegenden aber sind vorzüglich dreierlei Arten bekannt, nämlich die Landfrösche, die Wasserfrösche und die Laubfrösche.

Die Landfrösche oder braunen Grasfrösche haben einen ziemlich flachen braunen Rücken, die Männchen einen graulich weissen, und die Weibchen einen gelblich rothen und braungeflekten Bauch, an den Vorderfüssen 4 gespaltene, und an den Hinterfüßen 5 mit einer Schwimmhaut verbundene Finger, halten sich den Sommer über auf dem Lande, und den Winter durch im Wasser auf, fressen Schnecken und Fliegen, und viele andere Insekten. Und weil sie nach dem Regenwetter häufig aus den Gebüschen hervor kommen, so entstand die alberne Meynung, daß es Frösche regne. Man ißt sie nicht.

Die Wasserfrösche halten sich fast immer im Wasser, und zwar in Weihern, Teichen und Sümpfen auf; haben einen grünen gelbgestreiften Rücken, und einen weissen Unterleib, sind größer als die Landfrösche, und fressen Fliegen und Mücken. Man ißt ihre Schenkel. Auf der 12ten Tafel Figur 4 bis 11 ist dieser Frosch sammt seiner ganzen Verwandlung abgebildet.

Die Laubfrösche halten sich gern auf den Bäumen unter dem Laube auf, haben einen glatten Körper, der vorne breit, und hinten schmal ist, schwarz glänzende Augen, einen grasgrünen Rücken, und einen weissen Bauch. Sie sind sehr unruhig im Wasser, und quaken, wenn es regnen will. Man kann sie daher in ein Glas mit Wasser einsperren, sie mit Fliegen füttern, und das Glas auf die Stube sezen, um an ihrer Bewegung die

Veränderung der Luft wahrnehmen zu können. Denn es heißt von den Laubfröschen im Sprichwort: Wenn die Laubfrösch knarren, so magst du wohl auf Regen harren. Die Laubfrösch sind sehr dumm; man kann sie daher leicht fangen. Die andern Frösche hingegen, die ein sehr scharfes Gesicht und feines Gehör haben, springen beim geringsten Geräusch ins Wasser. Man ißt sie nicht.

Die Kröten

sehen nicht sonderlich schön aus. Sie haben einen kleinen Kopf, einen dicken weiten Körper, und ziemlich dicke Füße, sind träge, liegen gewöhnlich mit dem ganzen Unterleibe auf der Erde und begatten sich, wie die Frösche, im Wasser, und bleiben dabei etliche Tage auf einander sitzen. Es gibt vielerlei Arten von Kröten in der Welt. Bey uns aber sind vorzüglich die gemeinen Kröten, und die Feuerkröten bekannt.

Die gemeinen Kröten halten sich gern in alten Gebäuden, düstern und feuchten Orten, und hier und da auch in Kellern auf, haben einen breiten, warzichten, grün, braun, gelb und schwarzgefleckten Körper, einen dicken Bauch, kurze vierzehige Vorderfüsse, fünfzehige, mit einer Schwimmhaut versehene Hinterfüße, und einen langsam kriechenden Gang, und fressen Fliegen und Schnecken, und allerhand andere Gewürme, und auch Salat und Kohlblätter, und schreyen Uo uo. Und wenn viele Kröten zusammen schreyen, so tönt es, wie ein Hundegeheul. Den Tag über sitzen sie gewöhnlich in ihren Schlupfwinkeln; des Nachts aber gehen sie auf die Mücken, und Schneckenjagd aus. Sie haben einen Saft bey sich, den sie in der Angst wegsprizen, der

zwar nicht giftig ist, aber doch entsezlich, und so sehr stinkt, daß man den Gestank in etlichen Wochen kaum vertreiben kann und auch etwas beißt.

Die Feuerkröten haben ihren Namen von den feuerrothen Flecken auf ihrem Unterleibe bekommen. Sie sind merklich kleiner, als die gemeinen Kröten, und lassen sich häufig nach dem Regenwetter sehen. Sie schreyen Unk unk. Man ißt sie nicht.

Die Surinamsche Kröte Pipa, die eine Spanne lang, und oben von schwarzbrauner, und unten von graugelber Farbe ist, übrigens aber den vorigen Kröten fast ganz ähnlich sieht, hat ihre Jungen so lange auf dem Rücken sizen, bis sie die Größe erreicht haben, selbst ohne Gefahr fortzukommen. Das Weibchen hat nämlich die Gewohnheit, daß sie sich in ihrem Leich herum wälzt, und sodann die Eyer, die auf ihrem rundzlichten Rücken hängen geblieben sind, so lange mit sich herum trägt, bis sie lebendig werden, und Füße bekommen. Und das steht gewöhnlich 12 Wochen an. Siehe Tafel 12 Figur 3.

Gewöhnlich werden die Kröten 12 bis 15 Jahre alt. Es gibt aber einige, die zuweilen über 50 Jahre alt werden. Und dann hat man schon oft lebendigen Kröten mitten in Steinen gefunden. — Oft häufen sich die Frösche und Kröten so sehr in einem Lande an, daß sie alle Feld- und Gartenfrüchte zerfressen, und wie die Mäuse zur Landplage werden. Auf der 12ten Tafel Figur 12 ist eine Kröte abgebildet.

Nun, liebe Kinder, sind noch diejenigen Kröten übrig, die weit grösser, als die größten Frösche, ja grösser als die Katzen sind. Und dieß sind die äusserst nüzlichen

Schildkröten

die sich im wärmeren Asia, Afrika und Amerika aufhalten, und oben und unten mit knotigen Körpern- oder Schildern bedeckt sind. Sie sind in diesem Schilde angewachsen, und können nichts als Kopf, Schwanz und Füße heraus strecken.

Sie entstehen aus Eyern, die bey den größten ungefähr so groß, als Gänseeyer, bey den kleinern aber nur von der Größe der Haselnüsse sind, und von der Sonnenhize ausgebrütet werden. Achtzig bis neunzig Eyer legt jährlich ein Weibchen ans Ufer in den Sand, und geht nun davon, unbekümmert, wie es ihnen jezt wohl ergehen möge. Allein nach 6 Wochen kommt es wieder, und holt seine nun lebendig gewordenen Kinder ab, und schwimmt mit ihnen im Meer herum, und zeigt ihnen ihre Nahrung. Ist es aber eine Landschildkröte, so bleibt und lebt sie mit ihren Kindern auf dem Lande. — Es gibt Meerschildkröten und Landschildkröten.

Die Meerschildkröten halten sich fast immer im Wasser auf, haben mit Schwimmhäuten verwachsene Finger, und können deswegen auch nicht laufen, sondern nur langsam kriechen, und fressen kleine Fische, Krebse und Würmer, und allerhand kleine Wasserthierchen.

Die Landschildkröten haben freye Finger, leben meist immer auf der Erde, und fressen Kräuter und Gras.

Die Schildkröten wachsen sehr langsam. In 12 Jahren wachsen die kleinen kaum Fingers und die großen kaum einer Hand breit. Sie werden aber auch achtzig bis neunzig Jahre alt, und wachsen immer etwas zu.

Sie haben ein sehr zähes Leben. Man kann ihnen den Kopf abschneiden, und den Bauch aufreissen, und sie leben noch etliche Tage, ja oft noch 2 bis 3 Wochen fort. Auch können sie fast ein ganzes Jahr hungern.

Es gibt Schildkröten, die nur so groß sind, als eine flache Mannshand; aber auch welche von der Größe eines Ochsen, die zwei, drei bis acht hundert Pfund wägen. Und ihre Schaale oder Schild ist oft so groß, als eine Stubenthür.

O was! Thun diese grossen Schildkröten den Menschen nichts zu Leide? Nein, gar nichts. Sie sind stille und friedlich, und nüzen den Menschen ungemein viel. Man kann sie essen. Ihr Fleisch ist grün und fett, und schmeckt fast wie Hühnerfleisch. Die Schiffleute essen es auf ihren Seereisen sehr gern. Und aus ihrem Schilde oder Schildplatt macht man allerhand schöne und künstliche Dinge, als Dosen, Löffel und Uhrengehäuse, und viele andere niedliche Arbeiten*). Und die Indianer gebrauchten die grossen ehedem, und hier und da auch jezt noch, zu Schildern, Kähnen und Dächern.

Wie fängt man aber diese großen Thiere? Man laurt auf sie, wenn sie des Abends aus dem Meer steigen, geht leise hinter ihnen drein, und wendet sie mit einer Stange plözlich um. Und nun sind sie gefangen; denn wenn eine Schildkröte auf dem Rücken liegt, so ist sie gefangen. Kömmt man ihr aber ins Gesicht, und allzu nahe, so staubt sie ihrem Feind Sand ins Gesicht, und zerschmettert ihn wohl gar.

Die Mydas oder Riesenschildkröte ist die größte

*) In Indien heißt die Schildkröte Patte.

unter allen Schildkröten; denn sie ist oft so groß, als eine Stubenthür, und sieben bis acht hundert Pfund schwer, und so stark, daß sie mit 10 Männern, die sich auf ihren Rücken gestellt haben, davon laufen kann. Und dabei wird sie nicht einmal beschädiget, vielweniger zerdrückt, denn ihre Schale ist so hart, daß der schwerste Lastwagen über sie hinfahren darf, ohne daß sie sich biegt oder gar zerbricht. — Siehe Tafel 11 Fig. 8.

Die sogenannte geometrische Schildkröte hingegen ist eine von den kleinsten, und gewöhnlich nur einer flachen Mannshand groß, und hat einen niedlichen, schwarz und gelb gefleckten Schild.

Und der sogenannte Schuppenschild hat die besten und schönsten Schilde. Er heißt deßwegen so, weil seine Schilde die ungefähr eine Spanne lang, und eine Spanne breit sind, wie Dachziegel oder Schuppen der Fische unter und über einander liegen *).

---

*) Fliegender Drache Draco volans. Eidechse Lacerta, grüne Eidechse oder Springer Lacerta agilis, Wachtel Lacerta monitor, Camäleon Lacerta Chamaeleon, Gecko Laceata Gecko, Basiliske Lacerta basiliscus, Leguan Lacerta iguana, Salamander Lacerta salamandra, Crocodil Lacerta crocodilus. Frosch und Kröte Rana, Landfrosch Rana temporaria, Wasserfrosch Rana esculenta, Laubfrosch Rana arborea, gemeine Kröte Rana bufo, Feuerkröte Rana bombina, Pipa Rana Pipa. Schildkröte Testudo, Midias oder Riesenschildkröte Testudo mydas, Geometrische Schildkröte Testudo Gemetrica.

Von den Vögeln.

Wir haben bisher eine Menge kleine und große Schmetterlinge, Käfer und Fliegen, und viele andere Insekten mit ihren zarten Flügelchen in der Luft herum schwärmen, ja sogar einige Fische mit ihren Brustflossfedern über dem Wasser wegschländern sehen; nun aber wollen wir auch diejenigen größern Thiere kennen lernen, die eigentlich recht zum Fliegen geschikt sind; die nämlich einen mit Federn bedeckten Leib haben, und nach ihrem Belieben, bald links bald rechts, bald über sich, bald unter sich fliegen können. — Wisset ihr denn schon, liebe Kinder, was das für Thiere sind? O ja! Vögel!

Nun was ist denn ein Vogel? Ein Thier, das rothes warmes Blut, einen befederten Leib, zwei befederte Flügel, zwei Füße, zwei Augen hat, und Eyer legt.

Der größte Vogel ist der Strauß, und der kleinste der Colibri. Dieser ist nur so groß, als ein Maikäfer, und ein allerliebstes schönes Vögelchen; jener aber hat fast die Größe eines Kameeles, oder gar eines zu Pferde sizenden Mannes, und ist auch ziemlich schön.

Fast alle Vögel sind schön, oder gehören wenigstens zu den schönsten Thieren in der Welt. Es gibt weisse schwarze und graue; rothe, grüne und gelbe; und noch vielerley herrliche bunte Vögel. Wie schön sind nicht die Canarienvögel, die Tauben, Pfauen Stieglizen und Papagayen? Einige Vögel haben auch noch, ausser ihren schönen Federn, am Kopf allerhand Zierrathen von Federbüschen, fleischernen Kämmen und Lappen, wie der welsche Hahn, der Pfau und die Haushühner, und noch mehrere andere.

Wozu dienen wohl den Vögeln ihre vielen Federn? Zur Wärme und zum Fliegen. Die Federn sind den Vögeln das, was uns Menschen die Kleider, und den vierfüßigen Thieren die Haare sind. Und mit Hülfe ihrer Federn, die alle sehr leicht sind, können sie sich fast alle hoch in die Luft schwingen, und hin fliegen, wo sie hin wollen.

Die Federn überhaupt, vorzüglich aber die in den Flügeln und dem Schwanz, nebst Kopf, Hals und Füssen, helfen dem Vogel zum Fliegen. Gebt einmal Achtung, wie es eine Taube, oder auch eine Henne macht, wenn sie fliegen will; sie wird den Hals weit heraus strecken, und die Füsse hinter sich dicht bei einander halten, damit sie leicht durch die Luft kommen kann.

Ein Vogel kann aber freilich mehr und besser fliegen als der andere. Wie leicht fliegt nicht ein Sperling hin und her? Wie sauer wird es dagegen nicht einer Gans? Und der große Strauß kann eigentlich gar nicht fliegen, sondern nur flink auf der Erde wegschläudern, weil sein Körper allzuschwer, seine Flügel zu klein, und mit kleinen langen Schwungfedern versehen sind. Auch der Vogel Trapp, und noch etliche andere Vögel können fast gar nicht fliegen.

Was sind denn das für Federn, Schwungfedern? Das sind die längsten Federn an Schwanz und Flügeln. Wenn ein Vogel diese nicht hat, oder man sie ihm abschneidet, so kann er nicht fliegen, sondern nur flattern.

Statt der Vorderfüße hat der Vogel zwei Flügel, davon jeder aus eilf Knochen besteht. Ein Knochen davon gehört gleichsam zum Hinterarm, zwei zum Vorderarm, und vier zur Hand, an der noch ein Daumen, und zwei Finger sizen.

Habt ihr die Vogelfedern schon einmal genau angesehen, liebe Kinder? O ja, sehr oft, und zwar an den Vögeln selbst, und auch abgerupfte. Sie sind sehr wunderbar gebaut. Ach, wie zart und weich sind die Dunen oder Flaumfedern, die zwischen den Federn sizen! Denn die sämmtlichen Federn sizen reihenweise neben einander in der Haut, und haben immer einige weiche Flaumfedern zwischen sich.

Jede Feder besteht aus dem Kiele und der Fahne. Der Kiel ist steif, und unten hohl, und heißt Spule, und hat am Ende ein kleines Loch, wodurch der Saft zum Wachsen dringt. Und mitten drin liegt etwas, das man Mark nennt.

Mit den Spulen in den Flügeln der Gänse und Schwäne kann man schreiben, und ihre, und aller andern Wasservögel Federn und Dunen geben weiche Betten *). Und nicht auch die Tauben- und Hühnerfedern? Nein, diese taugen nicht dazu, weil sie in den Betten feucht und schwehr werden, und sich zusammen klumpen. Man wirft sie deswegen gewöhnlich als etwas unnüzes weg, doch können sie arme Leute allerdings auch in Betten brauchen. — Auch die großen Rabenfedern? Ich dächte, diese können die Zeichner und Claviermacher gebrauchen? Richtig das können sie auch.

Die Vögel können ihre Augen, wie die vierfüßigen Thiere mit einer Haut bedecken, und haben auch wahre Knochen, wie diese.

Einige Vögel fressen nur Saamenkörner; andere nur Fleisch; und noch andere beides zugleich, so wie sie es

*) Weil ihre Federn Elasticität haben, die den Haushühnern und Tauben, und überhaupt allen Landvögeln mangelt.

bekommen können. Der liebe Gott hat ihnen deßwegen verschiedene Schnäbel gegeben, damit jeder seine Nahrung finden und erhaschen könnte. Einigen Vögeln gab er spizige Schnäbel, andern stumpfe; einigen oberwärts gebogene, andern unterwärts gebogene; einigen dreifache, andern gar Löffelartige; einigen sehr kurze, und andern sehr lange Schnäbel.

Und alle diese verschiedenen Schnäbel sind hornartig und hart, weil sie den Vögeln gleichsam statt der Zähne und Hände dienen müssen, um die, ihnen von ihrem Schöpfer bestimmte Speise, am rechten Ort finden, halten und zermalmen zu können.

Die Saamenfresser weichen ihre Speise erst eine Zeitlang in ihrem Kropfe ein und lassen sodann von da aus, eine Portion um die andere, in den Magen spazieren. Dieser Magen ist klein, aber so dik und hart, daß sie damit die härtesten Körner, gleichsam wie mit 2 Mühlsteinen, zerreissen, und selbst Glas- und Steinchen, die sie mit den Körpern verschlingen, zu Staub reiben können.

Die Vögel haben keine Urinblase, und pissen also nicht; sondern ihr Urin und Unrath sind bei einander.

Die Vögel schlafen mehrentheils im Stehen, und stecken im Schlaf den Kopf unter die Flügel. Oft schlafen sie nur auf Einem Fuß, und auch dieß auf den kleinsten Zweigen so sicher, daß sie der größte Sturmwind nicht leicht herunterwerfen kann. — Ach, und wie machen sie das? Sie klammern sich mit ihren Klauen recht fest ein.

Auch stehen die Füße der mehrsten Vögel gerade so, daß sie ihren Körper im Gleichgewicht halten Bei einigen stehen die Füsse mehr nach hinten zu, wie bei den

Gänsen und Enten, die deßwegen auch schlecht laufen, aber desto besser schwimmen können, weil ihre Zehen mit einer Haut verbunden sind, und sie also ihre Füße zu Rudern gebrauchen können. Bei den mehrsten aber stehen die Füße so ziemlich in der Mitte ihres Leibes.

Wie viel haben denn die Vögeln Zehn? Die meisten haben 4, drei nach vornen, und einen, den man den Daumen nennt, nach hinten. Und über diesem Daumen sieht bei einigen noch etwas, das man den Sporn nennt. Viele haben 2 Zehn nach vornen, und 2 nach hinten. Einige haben 3 Zehn, wie der Casuar und der Trapp, und noch etliche andere. Und der einzige Strauß hat nur 2 Zehen nach vorne, und gar keinen nach hinten.

An der Spize der Zehen sizen die Klauen, die bald spizig, bald stumpf, bald gezähnt sind, je nachdem die Sorte ihrer Speise beschaffen ist, die sie suchen müssen. So muß, z. B. der Reiger gezähnte Klauen haben, damit er seinen Fraß, die Frösche, Kröten, Schlangen und Aale gut halten kann, und sie ihm nicht entwischen.

Gibt es viele Vögel? O ja, viele hundert tausend. Man zählt allein gegen zwei tausend Gattungen unter ihnen. Nun denkt einmal nach, wie viel es wohl in der Welt nur allein Sperlinge geben möge, da man deren oft nur in einer einzigen Stadt, oder in einem einzigen Dorfe etliche hundert beysammen sieht?

Wo halten sich denn diese vielen Vögel auf? Gibt es in den andern Welttheilen, in Asia, Afrika, Amerika und Südindien auch welche? O freilich, und gerade die schönsten. Die schönen Papagayen wohnen in diesen Ländern.

Einige Vögel reisen auch wohl von einem Welttheil in

den andern wie die mehrsten Schwalben thun, die von uns des Winters weg, und nach Afrika ziehen, und im Frühlinge wieder zu uns kommen. Auch die Lerchen, Wachteln und Schnepfen bleiben nicht immer bei uns, sondern ziehen gegen den Winter aus unsern kältern Gegenden in wärmere, und kommen theils im Frühlinge, theils im Sommer wieder. Und so machen es noch viele andere Vögel.

Und warum meynt ihr wohl, daß diese Vögel dieß thun? Die Kälte und der Mangel an Speise nöthigen sie dazu. Denn dem Wasservogel ist sein Element, das Wasser, überfroren, woher soll er also seine Speise kriegen? — Dem Insektenfresser ist die Erde zu hart, und mit Schnee und Eis bedeckt worden; wo soll er also seine Nahrung finden? Alles muß also fortziehen, was nicht erfrieren oder Hunger sterben will; oder nicht in einer Art von Ohnmacht und Erstarrung, den Winter über in Sümpfen und hohlen Bäumen liegen kann, wie einige Schwalben thun.

Die sämmtlichen Reisevögel nennt man Zugvögel. Einige davon reisen in großer, andere in kleiner Gesellschaft; und noch andere ziehen allein. Bei den großen Gesellschaften fliegt gewöhnlich einer als Anführer voran, und die andern folgen ihm ordentlich und gehorsam nach. Alle zwei Stunden wird ein solcher Vorflieger von einem seiner Kameraden abgelöset.

Werden sie denn auf einer so weiten Reise, von Deutschland nach Afrika, oder von Afrika nach Deutschland nicht allzu müde? Nein. Sie würden es aber freilich werden, wenn sie in einem weg von Afrika nach Deutschland fliegen sollten; ja das könnten sie gar nicht.

Allein sie ruhen oft aus. Sie haben ihre gewisse Ruheplätze, auf denen sie Rasttage halten, und essen und schlafen. Und auf dieser ganzen Reise verirren sie nicht einmal.

Die Vögel haben es in diesem Stücke sehr gut, daß sie so leicht von einem Ort zum andern kommen und ihre Nahrung und Bequemlichkeit suchen und finden können. Die vierfüßigen Thiere hingegen müssen sich fast immer an ihrem Geburtsort aufhalten. Ausgenommen in Hungersnoth, wo manches zum Schaden und Unglück der Menschen oft weit von seinem Vaterlande wegrennt, Menschen und zahmes Vieh anfällt, verlezt oder gar erwürgt, wie dieß schon oft Wölfe und Hiänen gethan haben.

Wie weit kann wohl ein Vogel in einer Stunde fliegen? So weit, daß ihm ein Pferd in 12 Stunden kaum nachlaufen kann. Man weiß gewiß, daß ein Hirsch oder ein Rennthier in einem Tage 40 Meilen weit, und auch vor den Schlitten gespannt, noch 30 Meilen weit laufen kann. Eine Schwalbe hingegen fliegt in eben so viel Zeit noch viel weiter, und kann in einer Stunde 30 Stunden weit, und also ungefähr in 10 bis 12 Tagen von Deutschland bis nach Afrika fliegen. Und dieß kann man daher gewiß wissen, wenn man den Tag merkt, an dem eine Partie Schwalben bei uns weggeflogen, und sich sodann von seinem Freunde in Afrika anzeigen läßt, wenn sie bei ihm angekommen ist *).

*) Herr Adanson sah vor einigen Jahren an der Küste von Senegal schon am 9ten Oktober Schwalben, die aus Europa den 1sten oder 2ten Oktober abgereiset waren, siehe seine Voyage du Senegal. (Man glaubt jezt doch, es wären Afrikanische Schwalben gewesen.) — In Voyage

Die meisten Vögel halten sich nur auf dem trockenen Lande und nie im Wasser auf; die übrigen aber sind mehr im Wasser, als auf dem trockenen Lande. Diese nennt man Wasservögel, und jene Landvögel.

Die Landvögel sind also gern im Trockenen, und leben bald auf dem platten Lande, bald auf Bäumen, bald in Wäldern, bald auf Felsen und in Felsenlöchern, und bewegen sich durch Fliegen, Laufen, Hüpfen und Klettern.

Die Wasservögel hingegen lieben das Wasser, und schwimmen und suchen ihre Nahrung darin. Ihre breiten Schwimmfüße dienen ihnen zu Rudern, und ihre Federn zum leichten Fortschwimmen; denn sie werden nie naß, weil sie dieselben immer mit einer ölichten Feuchtigkeit einschmieren, die sie in zwei Drüsen unten am Steiß haben. Denn was mit Fett oder Oel beschmiert ist, nimmt kein Wasser an.

Die Vögel sehen und hören sehr gut, und übertreffen sogar die Menschen, und alle vierfüßigen Thiere an Richtigkeit und Feinheit des Gehörs und des Gesichts. Ein

de Pietro della Valle, Tom. I. pag. 416 steht, daß in Persien die sogenante Brieftasche in einem Tage viel weiter fliege, als ein Mensch in sechs Tagen zu Fuße gehen könne. — König Heinrich dem zweyten in Frankreich entfloh einmal auf der Jagd zu Fontaineblau ein zahmgemachter Falk, der den Tag darauf schon auf der Insel Malta wieder gefangen, und an dem Ring erkannt ward, den er an sich hängen hatte. Und über zweyhundert Meilen sind es doch wohl von Fontaineblau bis nach Malta? — Wieder ein anderer Falke flog einmal in sechszehn Stunden von Andalusien bis nach der Insel Teneriffa, welches auch wenigstens ein Weg von zweyhundert Meilen ist.

Adler sieht hoch von der Luft herunter, auf der Erde oder im Gebüsche einen Hasen liegen. Die Krähe sieht von einem hohen Baum herunter, einen Wurm auf der Erde kriechen.

Und dieß scharfe Gesicht maßten die Vögel, theils zur Erhaschung ihrer Speise, theils zu ihrem schnellen Fluge haben. Hätten sie es nicht, so müßten sie, aus Furcht allenthalben anzustoßen nur hüpfen, und dann würde der Adler schwerlich so leicht einen Hasen oder sonst ein Thierchen überfallen und erwürgen können.

Doch sieht der Vogel gerade vor sich nichts; aber dagegen sieht er rechts und links zugleich. Und deßwegen halten sie ihren Kopf fast immer schief.

Können die jungen Vögel gleich laufen und hüpfen, so bald sie auf die Welt kommen? Ja, einige wohl; die meisten aber können kaum recht stehen, vielweniger laufen oder hüpfen. — Aber fliegen können sie doch gleich nach ihrer Geburt? Nein, auch das können sie nicht. Federn bringen sie zwar alle mit auf die Welt; aber das Fliegen lernen sie erst nach 4 bis 5 Wochen von ihren Aeltern, die fast alle Tage etliche Minuten lange mit ihnen herum flattern.

Erst fliegen sie mit ihnen nur ein paar Schritte weit vom Nest weg; und nach und nach geht es immer weiter; und endlich wagen sie sich mit einander in die freye Luft. Habt ihrs noch nie gesehen, wie ein Sperling seine Jungen das Fliegen lehrt?

Nach sechszehn, zwanzig, bis vier und zwanzig Wochen sind alle jungen Vögel völlig flik oder ausgewachsen, und so groß, als ihre Aeltern.

Und wer füttert denn die jungen Vögel, so lange sie

noch klein sind, und ihr Fressen nicht selbst suchen können? Thun es die Menschen? O schwerlich! Wie sollten dieß die Menschen thun können, da viele Vögel ihre Nester auf den höchsten Felsen und Bäumen, und an solchen Orten haben, wohin die Menschen entweder gar nicht, oder doch nicht ohne Lebensgefahr kommen können.

Jede Aeltern sorgen für ihre Kinder. Und das thun auch die Vögel. Sobald ihre Jungen die Schale verlassen, sorgen sie gemeinschaftlich für ihre Erziehung. Eins bleibt fast immer bei ihnen zu Hause im Nest und das andere holt Futter herbei, und stekts ihnen ins Maul, oder äzt sie. Und dieß thun die Alten so lange, bis ihre Jungen fliegen, und ihr Brod selbst suchen können. Habt ihr dieß nicht schon die Schwalben und Sperlinge thun sehen? *)

Doch darf dieß das Haushuhn oder die Henne nicht thun, weil ihre Küchlein gleich nach ihrer Geburt hinter ihr her laufen, und ihr Futter selbst suchen; oder doch wenigstens sogleich dahin laufen, wohin sie sie ruft oder lokt, weil sie für sie Speise gefunden hat.

Kurz, die ältern Vögel, wenigstens die Weibchen ernähren ihre Jungen mit großer Sorgfalt, und halten sehr strenge Wache, daß ihnen nichts zu leide gethan werde. O wie sehr freuen sie sich nicht, wenn sie alle ihre Jungen glücklich groß gezogen haben! Wie groß ist dagegen nicht ihr Seufzen und Klagen, wenn ihnen

*) Die Männchen der meisten Vögel bekümmern sich nichts um ihre Jungen. Die Weibchen müssen allein brüten, und noch dazu für sich und ihre Jungen, bis sie erwachsen sind, Speise anschaffen. Auch der Haushahn nimmt sich seiner Jungen nicht an.

ein boshafter Mensch, oder sonst ein Feind, eins von ihren Jungen weggenommen hat *).

Lassen sie sich denn so leicht welche wegnehmen, lieber Herr..? O mein gutes Kind! Welches Thierchen sollte sich wohl gern seine Jungen rauben lassen? Was ist aber ein Schwacher gegen einen Starken? Wie soll sich ein kleiner furchtsamer Vogel gegen einen größern kühnern Raubvogel oder gar gegen einen listigen Menschen wehren? Sie müßen oft noch froh seyn, wenn sie mit ihrem Leben davon kommen. Schreyen und ängstlich um ihr Nest umher flattern, ist gewöhnlich alles, was sie in einer solchen Noth thun können.

Wenn aber ein alter Vogel merkt, daß ein Räuber ihn sammt seinen Jungen erhaschen und erwürgen will, so sucht er ihm durch allerhand List zu entgehen. Er fliegt bald links bald rechts; bald hoch bald niedrig; gibt einen Gestank von sich; riecht gar nicht; stekt seinen Kopf in den Schlamm; stellt sich todt; hängt sich des Nachts an den Füßen auf, damit er von der Nachteule für todt gehalten, und nun nicht aufgefressen werde. Und wenn alle List nichts mehr helfen will, so wehrt er sich noch bis in den Tod mit Schnabel, Füssen und Flügel.

Nicht wahr, ehe die Vögel Eyer legen, kommen Weib-

*) Hier wird den Kindern gesagt, in welchen Fällen es erlaubt und nüzlich sey, den Vögeln ihre Eyer oder ihre Jungen, oder gar das Nest sammt Alten und Jungen zu nehmen. Der Naturforscher muß alles haben. Aber aus Bosheit oder alberner Gewohnheit den Vögeln ihre Eyer, oder noch nicht flicken Jungen nehmen, ist unartig. Manche Vögel sucht man zu verhindern, weil sie schaden, wie die Aelstern. Manche schlachtet man ab, weil man sie ißt, wie die Tauben.

chen und Männchen zusammen, und paaren sich? Ja! Bleiben sie sodann immer Paar und Paar bei einander? Einige wohl, aber nicht alle. Die mehrsten halten sich nur auf eine Begattungszeit paarweise zusammen, und verlassen einander wieder, wenn ihre Jungen groß gezogen sind, oder wenn das Weibchen die Eyer gelegt hat.

Gleich nach der Paarung bauen sich die Vögel ein Nest, das bald mehr, bald weniger künstlich aus Moos, Stroh, Reisern, Haaren, Wolle, Seide, Erde und Koth, und aus verschiedenen andern Materialien zusammen gesezt wird.

Die Schwalbe macht sich über ihr Nest ein Dach. Und das Nest der Bachstelze sieht wie eine Bouteille aus, das vorn verstopft ist, und auf der Seite ein Loch hat.

Und diese Nester baut sich jede Art von Vögeln alle Jahr an ihren besondern Ort, und fast immer von einerlei Baumaterialien. Einige sezen und flechten sie auf die Gipfel der Bäume, auf hohe Felsen und Thürme; andere verstecken sie im Gras in der Erde, in Gebüschen, in hohlen Bäumen. Einige lieben und wohnen gern bei den Menschen; andere dagegen fliehen die Menschen, und oft gar selbst ihre eigenen Kameraden. Und doch halten sich alle gerade an dem Ort auf, wo sie vor Feinden sicher sind, und bald ihre Nahrung finden können.

Aussen bauen sie ihre Nester nur rauh weg, innen aber füttern sie dieselben mit Federn, Haaren, Wolle und Moos aus, damit sie und ihre künftigen Kinder weich und warm darauf liegen können.

Und wo nehmen sie denn alle diese Dinge her? Sie suchen und sammeln sie auf den Straßen, Feldern und

Bäumen zusammen. Wie viel gibt es nicht Weidenkäzchen-Wolle? Wie viel nicht Spinnengewebe und Raupengespinste? Und wie oft verlieren nicht die Schaafe an den Dornhecken etwas Wolle?

Finden sie aber unglücklicher Weise nirgends etwas, und selbst auch keine weiche Federn, so rupfen sie sich selbst welche aus. Ach, die guten Thierchen! Thut es ihnen denn nicht weh? Nein! Was sie für sich und die Ihrigen thun, thut ihnen nicht weh. Bey der nächsten Gelegenheit sollt ihr etliche Vogelnester, und allerhand kleine und große Vogeleyer zu sehen bekommen.

Wenn das Nest fertig ist, so fängt das Weibchen an, Eyer zu legen: auch sogar das Haushuhn scharrt sich ein Loch in die Erde, ehe es ein Ey legt. Ein Weibchen legt viel Eyer, das andere wenig, je nachdem sie lange oder nicht lange brüten; und lange oder nicht lange ihre Jungen füttern müssen. Einige legen zwei, drei bis vier Eyer; andere fünf, zehn bis zwölf.

So bald also ein Weibchen seine gewisse Portion Eyer gelegt hat, — und dieß geschieht im Frühling, und zu Anfange des Sommers — hört es auf, zu legen, und ist nun bloß für die Erhaltung derselben besorgt. Die übrige Jahrszeit wird alsdann zu ihrer Erwärmung oder Bebrütung, und zur Auferziehung der Jungen angewandt und weiter an kein Eyerlegen mehr gedacht.

Denn die mehrsten Vögel brüten nur einmal des Jahrs; die Tauben und Hühner aber, und noch einige andere Vögel, brüten wohl zwei bis neunmal des Jahrs und dabei darf man dem Huhn 10 bis 15 Eyern unterlegen; es bringt fast immer alle aus; denn jedes Küchlein kann gleich nach seiner Geburt laufen, und sich sein

Fressen selbst suchen. Die Taube hingegen brütet allemal nur 2 Eyer aus, weil ihre Jungen nach der Geburt weder laufen noch selbst fressen können, und sie solche fast 3 Wochen lang äzen muß.

Wenn man den Vögeln aber zufälliger Weise, oder aus Bosheit ihre Eyer zerbricht oder wegnimmt, oder ihnen gar ihr ganzes Nest zerstört, so bauen sie sich gleich wieder ein anderes Nest, und legen wieder Eyer hinein. Und das thun sie wohl drey bis viermal hinter einander, aber freilich immer etwas nachläßiger, damit sie der kalte Winter nicht übereile.

Wie lang muß wohl ein Huhn auf den vielen Eyern sizen, die man ihm untergelegt hat, bis die Küchlein lebendig werden? 3 Wochen. Und wie lange ein Sperling? Wie lange eine Taube? Beide 14 Tage. Je grösser der Vogel ist, desto länger muß er brüten. So brütet, z. B. eine Gans 4 Wochen, und ein Schwan 5 Wochen. Der Riese unter den Vögeln, der Straus, brütet nur des Nachts, denn er legt seine Eyer in den heissen Sand, darin es den Tag über so warm ist, daß er nicht darauf sitzen kann. Und der Guckguk brütet gar nicht. Er legt seine Eyer in andere Vögel-Nester, z. B. in der Bachstelzen und Grasmücken ihre, die sodann seine Eyer sammt den ihrigen ausbrüten müssen *).

*) Die Aegypter und Chineser brüten Hühner- und Gänse- und mehrere Vogel-Eyer in warmen Bakofen aus, siehe de la Porte Reisen, Theil 2. Seite 165; und die Abhandlung der Schwed. Akad. der Wissenschaften, Theil 30. Seite 202. — Zu Cairo in Aegypten kann man oft sieben bis acht tausend Küchlein auf einmal auskriechen sehen. Der gelehrte Herr Reaumur hat es

Könnt ihr mir wohl sagen, liebe Kinder, wie die Vogeleyer innen aussehen? Denn Hühner- Enten- oder Gänseeyer werdet ihr doch wohl schon haben aufklopfen sehen? und wie diese innen aussehen, so sehen alle Vogeleyer aus. O ja, wir haben es schon gesehen! Weiß und gelb sehen sie aus. Das Weisse nennt man Eyerweiß und Eyerklar, und das Gelbe Dotter. Nicht wahr? Richtig.

Der Dotter liegt in der Mitte. Sodann kommt das erste dünne Weisse oder das Eyerweiß, darin der Dotter liegt. Auf dieß folgt das zweite dicke Weisse, oder der Eyerklar, in dem das erste Weisse, nebst dem Dotter schwimmt. Ferner bemerkt man oben auf dem Dotter eine runde weisse Narbe, die immer oben bleibt, man mag das Ey auch drehen und ausgiessen, wie man will. Und damit der Dotter immer in der Mitte schwebend bleibe, hat er auf den Seiten zwei Bänder. Nun gibt es in jedem Ey noch vier Häutchen, von denen das erste den Dotter, das zweite das erste Weiße die beiden leztern aber alles zusammen einhüllen. Und endlich folgt die harte kalkartige Schale.

Und woraus mag nun wohl das junge Vögelchen werden? Aus der weissen Narbe auf dem Dotter. Und so bald es lebendig geworden ist, frißt es erst das Weisse, und dann auch das Gelbe auf, und nach 21 Tagen ist es reif, pickt die Schale auf, lauft davon, und sucht sich etwas zu fressen *).

oft probirt, und gefunden, daß man es auch in Europa, in jedem Ofen, der nach seinem Thermometer oder Wärmemesser eine Wärme von 32 Graden; und nach dem Fahrenheitischen von 96 Graden hat, nachmachen könne.

*) Wer seinen Kindern den täglichen Wachsthum eines Küchleins zeigen will, der lege einer Bruthenne wenigstens 14

Kleine Dotter hat das Huhn eine Menge bei sich im Leibe, davon immer einer um den andern größer, und mit dem doppelten Weiß, und endlich auch, wenn es bald gelegt werden soll, mit der harten Schale umgeben wird. Gebet künftig Achtung, wenn ein Huhn geschlachtet wird: ihr werdet in seinem Leibe viele kleine Dötterchen finden, die man alle essen kann.

Haben die Vögel in allen Ländern der Welt gleich viel Federn? Nein! Je kälter das Land ist, worin sich ein Vogel aufhält, desto mehr und feinere Federn hat er. Die besten, die weichsten Federn kommen von der Gegend des Eismeers her; denn gerade dorten herum halten sich die schönsten Eidergänse auf. In den wärmern Ländern hingegen haben die mehrsten Vögel nur wenig Federn. Und von den Vögeln in Afrika sind sogar viele fast halb nackt.

Ey, warum fallen den Vögeln im Herbst, und einigen auch wohl noch eher, fast alle ihre Federn aus? Weil sie trocken geworden, und ihnen dafür noch vor dem Winter wieder neue wachsen sollen. Bei diesem Federwechseln, das man das Mausen oder Federn nennt, sind die Vögel sehr traurig. Sie singen und pfeifen nicht. Ja es ist dieß Mausen für sie so gefährlich, daß manche dabei ihr Leben verlieren *).

befruchtete Eyer unter, nehme ihr alle anderthalb Tage eins weg, klopfe es behutsam auf, und sehe zu, wie viel es in jedem Tage wachsen müsse, um in 21 Tagen — denn so lange nur brütet ein Huhn — reif zu seyn. Die Unkosten sind nicht groß, die Freude der Kinder hingegen wird gewiß ungemein groß dabei seyn.

*) Pips heißt die Krankheit, die mit dem Federwechsel vergesellschaftet ist. Die Vögel bekommen nämlich in dieser

Was nun von Vögeln nicht beim jährlichen Mausen stirbt, und nicht durch Alter, und andere Unglüksfälle umkommt, das wird von Menschen und andern Thieren erwürgt und abgeschlachtet. Man darf also nie fürchten, daß irgendwo allzu viel Vögel entstehen mögen, wenn sich ein oder das andere Jahr mehrere sehen lassen, als sonst. Nur Geduld; sie werden sich schon nach und nach verlieren.

Und lasset auch gleich manche Vögel dreißig, achtzig bis hundert und mehr Jahre alt werden: was thut das? Sie müssen am Ende doch einmal sterben. Die Adler und Papagayen können über hundert Jahre alt werden. Aber gerade von denjenigen Vögeln, die so sehr alt werden können, gibt es am wenigsten. Wie wenig legt nicht ein Adler Eyer? Eins, höchstens zwei bis drei Eyer legt er.

Eine Art von Vögeln also bloß deswegen in einem Lande sehr vermindern, oder gar völlig ausrotten wollen, weil sie sich zu stark vermehrt haben soll, ist höchst schädlich und unverständig. Die Nordamerikaner haben es vor etlichen Jahren zu ihrem Unglük erfahren, daß man keine Gattung von Vögeln ganz ausrotten solle. Sie rotteten in einigen Gegenden alle Krähen aus;

Zeit eine sehr rauhe harte Zunge, die ihnen so wehe thut, daß sie davor nicht fressen können, und also, wenn sie in etlich Tagen nicht heil wird, Hunger sterben müssen. Auch eine Eiterblase bekommen sie oben am Steiß, die ihnen, so wie der Pips, den Tod zuziehen kann, wenn sie sich nicht zu rechter Zeit öffnet. Den Canarienvögeln ꝛc. sticht man diese Blase auf, oder legt ihnen etwas Safran in ihr Trinkwasser.

und sie, nach etlichen Jahren nahm ein gewisses Insekt, das fast alle Gewächse zerfraß so sehr überhand, daß sie die guten Krähen, die sonst dieß schädliche Insekt auffrassen, gern wieder hergewünscht hätten.

Auch die Sperlinge, so schädlich sie sonst seyn mögen, gänzlich in einem Lande auszurotten, ist nicht rathsam, weil sie eine Menge Raupen und Käfer, und viel anderes Ungeziefer wegfressen.

Kurz, ich glaube noch immer, daß die gesammten lebendige Thiere den Menschen mehr nüzen, als schaden. Es kömmt nur darauf an, daß sie fleißig und unverdrossen nach ihren Gärten, Aeckern und übrigen Gütern sehen. Etwas soll und muß freilich jeder Hausvater den armen Thieren lassen, er mag wollen oder nicht. Denn Speise muß doch jedes Thierchen haben, wenn es lebendig bleiben und nicht sterben soll.

Der Geizhals mag sich also immer ärgern, wenn ihm die Sperlinge etliche Erbsen und Bohnen in seinem Garten ausgehakt, und einige Kirschen oder sonst etwas, darin aufgefressen haben. Wir wollen es nicht thun, weil wir wissen, daß sie nicht alles wegfressen und verheeren, und doch sonst noch nüzliche und lustige Thierchen sind. — Kann man die Sperlinge essen? O ja! Sie fressen ja fast lauter gute Saamenkörnchen, und gutes Obst. Aber so gut schmecken sie freilich nicht, wie die Lerchen und Krametsvögel.

Ist es wirklich ihr Ernst, lieber Herr... daß die Vögel mehr nüzen, als schaden? Allerdings, ist es mein Ernst! Bedenket einmal, wie viele Vögel man nebst ihren Eyern essen kann? Wie gut schmecken nicht unsere Tauben, Hühner und Gänse? Und welche Küche wollte

wohl gern die Hühner entbehren? Sodann verzehren die Vögel die todten Aeser, vermindern das Ungeziefer aller Art, geben Federn zu weichen Betten, und Kiele zum Schreiben. Und macht uns nicht so mancher Vogel mit seinem Gesange, oder mit sonst etwas, oft ein Vergnügen.

Alle Vögel können einen Laut von sich geben, der freilich beim Pfau und bei der Gans, und bei vielen andern sehr widerlich klingt. Viele aber, und mehrentheils die Männchen, die vorzüglich in der Begattungszeit ihren Weibchen schmeicheln, und ihre Liebe besingen, scheinen so recht zur Musik gemacht zu seyn, und wissen uns Menschen, durch ihren mannigfaltig schönen Gesang, in Städten und Dörfern, in Wäldern und Feldern zu erfreuen. Kinder, denkt ihr jezt nicht an den herrlichen Gesang der Nachtigall? Wen dieses Vögelchen mit seinem Gesang nicht rühren und erfreuen kann, der verdient nicht, daß er Ohren hat, und ein Mensch ist.

Die Weibchen singen schlecht oder gar nicht, und beantworten den lockenden Gesang ihrer Männchen bloß mit einigen bejahenden oder verneinenden Tönen. Auch sehen die Weibchen mehrentheils nicht so schön aus, wie die Männchen.

Viele Vögel haben ihren Namen von ihrem Geschrey*), die übrigen aber theils von ihrer Nahrung und Bildung, theils von ihrem Vaterlande.

Wunderbar ist es, liebe Kinder, daß einige Vögel, die eine breite dicke Zunge haben, wie die Aelstern, Krä-

*) Volucres pleraeque a suis vocibus appellatae, ut hae: Upupa. Cuculus, Ulula etc. vid. Varro de lingua latina Lib. 4.

hen und Amseln, die Staaren, Raben und Papagayen, sogar die menschliche Stimme nachahmen, und sprechen lernen könen. Und das kann der Affe nicht, der doch unter allen Thieren dem Menschen am ähnlichsten sieht, und zum Nachmachen sonst sehr gut aufgelegt ist.

Fast jedes Volk auf der Welt schäzt eine gewisse Art von Vögeln hoch. Einem ist die Schwalbe, dem andern der Storch heilig *). Und zu Cairo in Aegypten ist eine Art von Geiern ein sehr wichtiger und beliebter Vogel, weil er die Aeser auf den Straßen wegfrißt. Denn wo in dieser grossen Stadt ein Hund oder Esel, Pferd oder Cameel fällt und stirbt, da bleibt es auch liegen, weil man darin von Rasenmeistern nichts weiß.

Um nun bald mit den vielerlei Vögeln etwas genauer bekannt zu werden, wollen wir sie auch, wie die Insekten und Fische in gewisse Haufen oder Ordnungen eintheilen.

Sechs Ordnungen wollen wir machen. In der 1sten Ordnung sollen die Raubvögel, der Adler und die Eule stehen. In der 2ten wollen wir die Azeln oder Waldvögel, nämlich den Papagay und den Raben kennen lernen. In der 3ten mögen die Schwimmvögel, die Gans und der Schwan erscheinen. In der 4ten können die Sumpfvögel, der Storch und der Strauß auftreten. In der 5ten kann von den Hühnern die Rede seyn. Und in der 6ten Ordnung endlich soll mit den Singvögeln der Schluß gemacht werden **).

---

*) Die Alten hielten ihren Ibis für einen heiligen Vögel.

**) Die Vögel Aves Die 1ste Ordnung Accipitres Raubvögel: Die 2te Pici Azeln: Die 3te Anseres Schwimm-

In der ersten Ordnung kommen also die Raubvögel vor, nämlich der Adler, der Falk, der Geier, der Neuntödter und die Eule. — Raubvögel oder Habichte nennt man gewöhnlich nur diejenigen Vögel liebe Kinder, die nichts als lauter Fleisch fressen, und sogar fast lauter lebendige Vögel und vierfüßige Thiere erwürgen; ob man gleich eigentlich sagen könnte, daß alle Vögel vom Raube leben, weil sie fast alle den Insekten, Gewürmen und vielen andern kleinen Thierchen nachjagen, sie fangen und verzehren.

Die Adler, Falken und Weihen; die Geier, Würger und Eulen sind die verrufenen Raubvögel die nichts als Fleisch fressen, und jährlich manches arme Thierchen erwürgen.

Alle diese Räuber haben einen kurzen unterwärts gebogenen Schnabel, und einen sehr fleischichten Kopf um lebendige Thiere damit fangen, und fest halten zu können. Ihre Füße sind kurz und stark mit warzigen Zehen, und krummen sehr scharfen Krallen besezt.

Sie leben alle, bis an die Geier, vom Raube lebendiger Thiere. Die Geier hingegen fressen lieber Aas, als frisches Fleisch. — Alles, was die Raubvögel fressen, geht in ihrem Magen in Fäulniß über. Es hat deswegen ihr Fleisch einen sehr übeln Geruch, und kann nicht gegessen werden. Auch ihre Federn taugen zu nichts.

Wo halten sich diese Mörder auf? An verschiedenen Orten: auf hohen Felsen, Bäumen und Thürmen, in alten Gebäuden, hohlen Bäumen und Gebüschen. Und auf diesen, meist so hohen und gefährlichen Orten, daß

vögel: Die 4te Grallae Sumpfvögel: Die 5te Gallinae Hühner: Und die 6te Ordnung Passeres Singvögel.

kein Mensch ohne Lebensgefahr dazu kommen kann, nisten und brüten sie auch. Und doch gibt es gewisse kühne Leute, die zu ihren Nestern hinauf klettern, und ihnen ihren Fraß, der aus Gänsen und vielen andern Vögeln aus Kaninchen, Hasen, jungen Lämmer und Ziegen besteht, wegnehmen, und ihn essen oder verkaufen.

Ach was! Wie kommen denn Hasen, Lämmer und Ziegen auf Felsen und Bäumen? Die Adler und Geier schleppen sie durch die Luft hin. Wisset ihr also noch nicht, daß das die großen Adler und Geier thun können? Sie thun es wirklich und fallen die eben genannten, und oft wohl noch grössere Thiere so plözlich und heftig an, daß ihnen selten eins aus ihren Klauen mehr entwischen kann! denn so bald sie eins erhascht haben, zerhacken sie ihm die Augen, und saugen ihm das Blut aus, und schleppen es nun halb oder ganz tod in ihr Nest, oder sonst an einen sichern Ort, und fressen sich dann voll an.

Ja, sie sind so stark und kühn, daß sie Schaafe, Schweine, Hirschkälber und Kuhkälber erwürgen, sich mit ihrem Blute den Durst löschen, an ihrem Fleische satt fressen, und dann noch ein gutes Stück Fleisch mit in ihr Nest nehmen. Wenn sie Junge haben, bringen sie ihnen fast lauter kleine Thierchen lebendig ins Nest, damit sie an ihnen das Würgen und Zerfleischen lernen können.

Ey, das sind fürchterliche Vögel! Thun sie den Menschen auch etwas zu leide? Selten. Doch hat man leider Beispiele, daß sie zehen und zwölfjährige Kinder gestohlen, und mit in die Luft weggeführt haben.

Wie groß sind dann diese schrecklichen Adler und Geier?

Fast so groß, als ein Mann; und wenn sie ihre Flügel ausbreiten, sind sie fünftehalb Ellen breit.

Die Zunge dieser Mörder, und der andere Theil ihres Schnabels, sind wie eine Rinne ausgehölt, um das Blut der armen Thiere bequem verschlucken zu können. Denn weder Adler noch Geier, noch sonst ein Raubvogel, trinkt Wasser. Alle trinken Blut, wie man glaubt. Doch lassen sich einige auch das Oel gut schmecken, wenn sie es kriegen können.

Gibt es viele Raubvögel? Nein, lange nicht so viel, als es vierfüßige Raubthiere gibt. Sie vermehren sich nicht stark. Die größten brüten jährlich nur zwei bis drei Eyer; die kleineren aber brüten deren höchstens 3 bis 5 aus. Und dabei ist dies sehr merkwürdig, daß die Weibchen schöner und größer werden, als die Männchen, welches doch bey allen übrigen Vögeln nicht so ist. Ihre Nester bauen sie von Reisern und trockenem Gras.

Nun, großer verwegener

Adler,

dich wollen wir zuerst kennen lernen. Eine große Ehre für mich. — Du wohnst und horstest auch auf hohen Bäumen und steilen Felsen; und nährst dich vom Raube lebendiger Thiere? Ja das thu ich, nebst allen meinen Kameraden, den kleinen und großen, schwarzen, grauen und bunten Adlern.

So? Gibt es also bei deiner Zunft oder Gilde mehrere Rotten? Ja wohl! Ich bin aber König unter allen, und heisse Goldadler oder Steinadler, oder auch nur geradeweg, großer Adler. Nach mir kommt der gemeine schwarze; und dann der kleine geflekte Adler. Sodann

gibt es auch noch kleine und große, schwarze und bunte Meer- und Fischadler.

In welchem Lande wohnest du? Ich wohne in der Schweiz, in Spanien und Frankreich, und an mehrern Orten von Europa. Aber auch in Asia und Afrika sieht man hier und da einen von uns. Ich ziehe alle Jahr zwei Junge groß, die ich aber, wenn es mir an Fleisch mangelt, noch ehe sie recht fliegen können, aus dem Nest jage, oder gar selbst auffresse.

Ich habe eine unüberwindliche Freude am Jagen und Rauben, und schwinge mich deßwegen immer hoch in die Luft, um bequem auf einen guten Fraß lauren zu können. Siehst du denn so weit? Ja freilich! Ich und meine Kameraden haben das schärfste Gesicht unter allen Vögeln. Wir sehen hoch in der Luft einen Vogel oder Hasen auf der Erde sizen.

Doch stoße ich nur auf große Thiere. Ich mache es, wie der Löwe bei den vierfüßigen Thieren, der sich nichts um kleine Mäuse bekümmert. Raben und Krähen sehe ich mit Verachtung an, und überlasse sie den übrigen von meiner Gilde, den kleinen Adlern, den Falken und Weihen. Wenn sie aber unverschämt sind, und mir die Ohren allzuvoll schreyen, so bestrafe ich sie zuweilen für ihren Frevel mit dem Tode. Nur große Vögel, Hasen, Lämmer und Ziegen muß ich haben.

Beissen und hacken dir denn diese armen Thiere, die du abschlachtest, nicht deine Füße entzwei? Das müssen sie wohl bleiben lassen, ich packe sie gleich so fest an, daß ihnen das Beissen vergeht. Und wenn mich auch gleich hier und da eins ein wenig kneift, so spüre ichs

nicht viel, weil meine Füße bis an die Krallen, dik mit Federn bedeckt sind.

Du lässest dich doch auch zahm machen? Nein, das lasse ich nicht. Ich liebe Einsamkeit und Freyheit, und hasse jede Gesellschaft. Wenn sich daher einer von meinen Kameraden, oder irgend ein anderer Vogel, in meiner Nachbarschaft befindet, so jage ich ihn sogleich fort; ja ich gebe nicht einmal zu, daß eins von meinen eigenen Kindern, auch nur auf einen Besuch zu mir in mein Gehäge komme.

Nun — und wie alt wirst du? Wenn es gut geht hundert Jahre, und wohl noch drüber. Je älter ich aber werde, desto stumpfer werden meine Zähne und meine Krallen, und desto weniger bin ich im Stande, einen guten Fraß zu rauben. Ich muß daher in meinen schwachen alten Tagen statt der Lämmer und Hasen, mit Schlangen und Eidechsen vorlieb nehmen.

Der gemeine schwarze Adler ist merklich kleiner, als der Goldadler, und wohnt in Europa und im nördlichen Amerika. Er nährt sich von Hasen, Vögeln, Fischen und Schlangen, horstet auf hohen Bäumen, die nahe bei Flüssen stehen, und zieht alle Jahr zwei bis drei Jungen auf, die er so lange bei sich behält, bis sie das Fliegen und Rauben gelernt haben. Und deßwegen nimmt er sie fleißig mit auf die Jagd. Siehe Taf. 9 Fig. 3.

Der kleine oder geflekte Adler frißt gern Enten, und andere kleine Vögel, aber auch Schlangen und Mäuse. Er ist etwas über eine Elle lang, und mit ausgebreiteten Flügeln, nicht völlig zwei Ellen breit, und hält sich in Europa, Asia und Afrika auf.

Die kleinen und großen Meeradler und Fisch-

adler haben kahle Füße, und weisse Schwänze, und überhaupt schwarze und weisse Federn wohnen in den Wäldern der nördlichen Länder, und nähren sich von Vögeln und Fischen. Ihre Jungen jagen sie oft auch, wie die großen Adler aus dem Nest, noch ehe sie recht fliegen und sich ihren Fraß selbst suchen können.

Ey, fressen die Raubvögel ihren Raub mit Haut und Federn auf? Ja die meisten großen thun dieß. Die kleinern hingegen rupfen erst die Vögel, und fressen auch weder Haare noch Haut von einem Hasen oder Kaninchen mit dem Fleisch hinunter.

Bei den großen Vögeln sammeln sich die verschlungenen Federn, Haare und Häute in ihrem Kropfe; und werden von ihnen alle Tage in Klumpen, die man Gewölle nennt, ausgespien.

Die Falken

sind viel kleiner, als die Adler, und halten sich in allen Welttheilen, und zum Theil auch hier und da in Deutschland auf. — Die schönsten und größten Falken haben aschgraue Federn, und sind so groß, als ein schöner Haushahn. Die übrigen aber, sehen weiß, schwarz roth, braun und bunt aus, sind merklich kleiner, und zum Theil nur so groß, als ein Star. Auf der 10ten Tafel Figur 3 ist ein ziemlich großer Falk abgebildet.

Wo horsten die Falken? Auch, wie die Adler, auf hohen Felsen und Bäumen, damit sie gut um sich her sehen, und auf ihren Fraß lauren können. Sie stoßen nach Beschaffenheit ihrer Größe, auf Hasen, Kaninchen und Mäuse; auf Hühner, Gänse, Enten, Aelstern, Krähen, Amseln, Staren und Lerchen, und noch auf mehr andere Vögel, die oft viel größer, als sie selbst sind, und

erdrosseln und verzehren sie auf die nämliche Art, wie es die Adler machen. Erst hacken sie den Thieren die Augen aus, sodann saufen sie ihr Blut, und endlich gehen sie über ihr Fleisch her.

Vermehren sich die Falken stark? Ja, stärker als die Adler. Sie legen alle Jahr vier bis fünf Eyer, und behalten ihre Junge so lange bei sich, bis sie sich ihren Fraß selbst anschaffen können.

Die Falken sind diejenigen Vögel, liebe Kinder, die man jung fängt, und mit vieler Mühe so künstlich zur Jagd abgerichtet, daß sie, auf Befehl ihrer Herrn, allerhand Vögel aus der Luft, oder von Bäumen herunter holen, und sie ihnen lebendig zubringen. Ja selbst auch Kaninchen, Hasen, Rehe. Schweine und Wölfe müssen sie jagen und ihnen die Augen ausbacken, damit sie die Jäger nun desto leichter erhaschen können.

Und wie lernen die Falken dieß? Man knüpft sie erstlich an; hängt sie in schwebenden Ringen auf, und läßt sie 3 bis 4 Tage hinter einander, und allemal so lange nicht schlafen, bis sie im Kopf ganz verwirrt und dumm geworden sind, und ihre Wildheit so ziemlich verloren haben. Sodann müssen sie einige Tage hungern; und wenn sie nun heißhungrig geworden sind, und so eben auf eine Taube oder auf ein Huhn, das man nahe zu ihnen hingeworfen hat, losfahren wollen so nimmt man es wieder weg. Doch gibt man ihnen hernach ein Stück von einer Taube, oder von einem Huhn, wenn sie recht folgsam und gehorsam gewesen sind.

Wenn sie nun fast ganz zahm sind, und die meisten von denjenigen Thieren kennen gelernt haben, auf die sie auf der Jagd stoßen sollen, so knüpft man sie an einen

langen Bindfaden, und läßt sie in der freyen Luft, von Baum zu Baum oder von Haus zu Haus fliegen, und Sperlinge oder Tauben, oder sonst einen Vogel holen. Und diese Uebung sezt man so lange fort, bis sie alles wissen, was der Falconier, das ist diejenige Person, die sie abgerichtet hat, von ihnen holen wollte. Und endlich nimmt man sie frei und unangeknüpft mit auf die Jagd, sezt sie auf die Hand, zeigt ihnen diejenigen Vögel oder vierfüßigen Thiere die man gern haben wollte; und siehe, die Falken fliegen sogleich fort, und holen die Vögel herbei; den Hasen, Rehen und Schweinen hacken sie die Augen aus.

Kommen sie aber immer wieder mit ihrem Raube zurück? Desertirt oder entwischt nicht zuweilen ein Falke? O freilich geht mancher durch, zum größten Verdruß und Schaden seines Herrn. Kosten sie denn viel? Ja freilich! Ein einziger, gut abgerichteter Falke, kostet oft achtzig bis hundert Thaler.

Aus Tunis in Afrika, und von der Insel Malta im mittelländischen Meer werden die schönsten Falken zu uns nach Deutschland gebracht. Mancher Fürst, der ein großer Liebhaber von der Jagd ist, hat oft zehn bis zwanzig, und wohl noch mehr abgerichtete Falken bei einander. Das Jagen mit Falken nennt man Falken-Beize.

Die Sperber

sehen den Falken und den kleinen Adlern sehr ähnlich, haben mit ihnen Wohnung und Nahrung gemein, und werden auch zum Jagen abgerichtet, wie die Falken — Siehe Tafel 9 Figur 16.

Die Weihen

haben die Größe der Falken, sind fast ganz weiß, wohnen und nisten auf kleinen Bäumen und Gebüschen, und stoßen nur auf junge Hasen, Kaninchen, Rebhühner und Wachteln. Sie erhaschen aber ihre Beute nicht im Flug, wie ihre kühnen Kammeraden, sondern sizen und lauren so lange auf einem Baum, bis ein Hase, oder sonst ein kleines Thierchen, vorbei läuft; und dann erhaschen sie es. — Die Weihen sind auch diejenigen gefährlichen Diebe, welche die meisten Vogelnester plündern, und darin die Eyer aussaugen, und die Vögel fressen.

Eine Art Weihe nennt man Wespenfresser, weil sie Bienen, Wespen und Raupen, und viele andern Insekten frißt. — Und noch eine andere Art heißt Fischweihe weil sie sich von Fischen nährt.

Was seyd denn ihr für Gäste, ihr kühnen

Geier?

Etwa auch so unbarmherzige Würger, wie die Adler und Falken? Ja, Fleisch müssen wir haben, es sey nun frisches oder altes. Doch fressen einige von uns am liebsten Aas und Luder, das ihnen desto besser schmekt, je mehr es stinkt. Wenn ihnen aber das Luder fehlt, so erwürgen sie freilich auch, wie wir großen, alles, was ihnen vorkommt, und sie bezwingen können.

Nun, und was erwürgt ihr denn? Kaninchen und Hasen, Füchse und Schaafe, Kälber und Ziegen, Gemsen und Katzen; ja wir großen machen sogar, wenn unser 2 oder 3 beisammen sind, einen Ochsen todt, und zehren ihn bis auf Knochen und Haut ganz auf. Im

Nothfall können wir auch 10 bis 20 Tage hungern. Ehe wir aber dieß thun, fressen wir lieber Schlangen und Eidechsen, Frösche und Kröten, und überhaupt alles, was Fleisch ist, weg.

Wie seht ihr denn aus? Grau, braun und schekkigt. Wir haben einen kahlen Kopf und einen fast ganz kahlen Hals. Unsere Federn unter der Kehle und unter den Flügeln sind so zart, wie Flaumfedern. Unser Schnabel und unsere Klauen sind kürzer, und nicht so krumm, wie der Adler ihre. An Größe kommen wir fast alle den Falken gleich; ja unsere größten Geier übertreffen sogar die Goldadler an Größe, und sind mit ausgebreiteten Flügeln 8 bis 9 Ellen breit.

Wir wohnen und horsten auch mehrentheils auf hohen Bäumen, und Felsen, wie die Adler, aber mehr in wärmern Ländern, als in kältern, — in Aegypten und Arabien sind wir sehr gern — und ziehen jährlich nur zwei Junge auf. Und das ist für die Menschen ein Glük; denn wenn wir mehrere aufzögen, würden unser bald so viel werden, daß wir in kurzer Zeit alles nuzbare Vieh aufzehren würden. — Es gibt unter uns große, mittle und kleine Geier.

Wir großen grauen Greifgeier oder Cuntur sind im Stande, ein Schaaf in der Luft wegzuführen. Ja wir sind sogar so frech, wenn unser mehr, oder auch nur unser zwei beysammen sind, einen Ochsen anzufallen und todt zu machen. Einer hakt ihm die Augen aus, und der andere reißt ihm den Bauch auf, und zieht das ganze Eingeweide heraus. Und so ist der größte Ochse verloren. Denn was will er nun noch für Sprünge machen, da er nichts mehr sieht, ihm das Eingeweide zum Leibe heraus

hängt und wir ihm auch schon sein bestes Blut abgezapft haben? — Und was macht ihr nun mit dem todten Ochsen? Erst fressen wir sein Eingeweide sammt allem, was darin stekt, auf; und dann stehen wir in seinen Bauch hinein, und fressen und hacken sein Fleisch so gut ab, daß nichts als die Haut und Knochen übrig bleiben. Und bei einem solchen Fraß sind wir gar nicht furchtsam, sondern so dreist, daß man uns ganz nahe kommen, und bey unserm Seeletiren zusehen darf.

Der Geierkönig oder Kahlhals ist der schönste unter allen Geiern. Er hält sich im wärmern Amerika auf, ist so groß als ein Puterhahn, hat einen kahlen Kopf, einen kahlen Hals, und unter diesem einen Kragen von langen aschgrauen Federn; seine Brust ist schmuzig, und sein Rücken nebst den Flügeln röthlich weiß, und sein Schnabel, Hals, Füße und Zehen sind roth. — Siehe Tafel 4 Figur 5.

Der Hasengeier oder Lämmergeier oder mittlere Geier, sieht scheckigt aus, ist so groß, als ein Schwan und stößt auf Hasen, Lämmer, Gemsen und Murmelthiere, und wird sehr häufig in der Schweiz angetroffen. Auch hat man Beyspiele, daß er kleine Kinder angefallen, und mit sich in der Luft fortgeführt hat. In der Schweiz binden deßwegen die Hirten ihre Kinder auf der Waide an Bäumen an, damit sie ihnen von diesen Lämmergeiern nicht so weggeschleppt werden können.

Der kleine Aasgeier oder Erdgeier ist weiß und schwarz gefleckt, und nur so groß, als eine Gans, hält sich in Aegypten herdenweise auf, und frißt Aas und Luder, und allerley verdorbenes Fleisch lieber, als frisches Fleisch, und dann am liebsten, wenn es recht stinkt,

und

und bringt daher seine meiste Zeit auf der flachen Erde zu. — Siehe Tafel 10 Figur 16.

O ihr häßlichen Geier! Pfui, ja wohl Eingeweide sammt dem Mist, Aas und Luder gern fressen! — Ey, ey, nur nicht geschimpft. Ist das für euch Menschen nicht eine Wohlthat, daß wir das Aas wegfressen, das die Luft stinkend, und euch krank machen würde? Ach, wie würde es wohl den einfältigen Aegyptiern ergehen, die keine Nasenknechte haben, welche das verrekte Vieh irgendwo eingraben, oder an abgesonderte Plätze bringen? Denn wo in Aegypten ein Cameel oder Ochse oder Esel fällt oder stirbt, da bleibt er liegen, und wenn es auch gleich mitten auf einer Gasse wäre.

In Cairo, der Hauptstadt von Egypten, ist es wenigstens so. Fräßen da die Hunde und Aasgeier das Aas nicht weg, so müßten die Einwohner vor Gestank erstikken, und könnten oft manche Strasse gar nicht mehr passiren, weil es darin viel wärmer ist, als bei uns, und also die Aase und Leichname auch eher in Fäulniß übergehen.

Noch eins von Cairo. In Cairo sind alle Gassen mit Hunden angefüllt, die ungefähr so groß, als unsere Windspiele, fast ganz nakt, und schwarz und weiß geflekt sind, wild herum laufen und nicht in den Häusern wohnen, wie bey uns. Man gebraucht sie daselbst weder zur Wache, noch zur Jagd, weil sie nach Mahämmeds Gesezen unrein sind, und nicht bei ihnen in den Häusern wohnen dürfen. So bald sie also einen auf der Strasse antreffen, so weichen sie ihm aus, wie wir einem tollen Hunde, oder einem rasenden Pferde auszuweichen pflegen.

Sie sind ihnen aber doch heilige und werthe Thiere, wie die Geier, weil sie das Aas auf den Strassen wegfressen. Sie tödten sie nicht nur nicht, sondern füttern sie sogar mit frischem Fleisch, wenn es ihnen an Aas mangelt, geben ihnen Stroh zu einem bequemen Lager, und bauen ihnen bei rauher Witterung besondere Hütten. Es werden deßwegen auch fast alle Tage etliche Ochsen abgeschlachtet, und das Fleisch Morgens und Abends auf den Richtplaz geworfen, wo sich die Hunde und Geier allemal ordentlich einfinden.

Und damit es in Cairo, und in verschiedenen andern türkischen Städten, nie an Fleisch zur Hundefütterung mangle, ist es schon lange Mode geworden, daß selten ein reicher ägyptischer Inwohner stirbt, der nicht eine gewisse Portion Geld dazu nach seinem Tode bestimmt hätte.

Ungeachtet in Cairo fast alle Jahr wenigstens tausend Esel, Camele u. Pferde sterben, und alle diese den Hunden und Geiern zu Theil werden, so sind sie doch lange nicht zureichend, alle zu sättigen. Nun könnt ihr urtheilen, wie viel es solche Hunde und Geier in und um Cairo geben möge?

Die Aasgeier sind den Aegyptern auch schon deßwegen sehr lieb und werth, weil sie die Fische, Schlangen und Eidechsen auffressen, die bei der jährlichen Ueberschwemmung des Nils auf den Feldern liegen bleiben, und einen abscheulichen Gestank verursachen.

Die Neuntödter

oder Würger sind die kleinsten Tagraubvögel. Sie sind nur so groß, als Lerchen und Sperlinge, und zum Theil sehr schön gefiedert. — Es gibt aschgraue, rothköpfige

und schwarz und weiß gesprengte, und sonst noch allerhand bunte Würger, und dieß in allen fünf Welttheilen.

Die grauen Würger halten sich Sommer und Winter bei uns auf; die andern aber ziehen im Herbst in wärmere Gegenden, und kommen im Frühling wieder. — Siehe Tafel 3 Figur 9.

Die Würger horsten sowohl in Wäldern, als auf dem freien Felde, auf Bäumen und Gebüschen, legen 5 bis 8 Eyer, und leben von Sperlingen, Goldammern, Lerchen und Zaunkönigen, und andern kleinen Vögeln, die sie bezwingen und erwürgen können. Und im Nothfall fressen sie auch Insekten.

Es ist etwas merkwürdiges, liebe Kinder, daß diese kleinen Vögel oft so kühn sind, mit häßlichem Geschrei, sie schreyen Trui trui trui, auf Aelstern, Krähen und Dohlen zu stossen, und sie heftig verwunden.

Aber sie werden von diesen weit größern Vögeln mehrentheils gewaltig zerzaußt, und halb todt fortgejagt. Auch trägt sichs zuweilen zu, daß ein Neuntödter mit einer Lerche, die er zwar in wüthender Hize mit seinen Krallen gefaßt, aber noch nicht völlig bezwungen hat, aus der Luft auf die Erde fällt, und sich da so lange mit ihr herumbalgt, bis sie besiegt, und halb oder ganz todt ist. Denn was ein Neuntödter einmal in den Klauen hat, das muß sterben. Kann er es aber nicht bezwingen, so läßt er sich lieber todt machen, ehe er es aus seinen Klauen fahren liesse.

Man macht die Würger zahm, und läßt sie in den Stuben Fliegen und Mücken, und anderes Ungeziefer wegfangen. — Warum nennt man die Würger auch Neuntödter? Weil sie die Gewohnheit haben, etliche Kä-

fern oder andere Insekten und vielleicht zuweilen neune nach einander, damit sie ihnen nicht entwischen, an Dornen zu spiessen, und dann alle auf einmal aufzufressen. — Und eben wegen dieses Spiessens nennt man sie auch Dorntreter.

Sie nannten vorhin die Würger die kleinsten Tagraubvögel: gibt es denn auch Vögel die des Nachts auf den Raub ausfliegen? Ja freilich.

Die Eulen

thun dieß ja; und deßwegen werden sie auch Nachteulen genannt. Wenn die andern Vögel fast alle schon ruhen und schlafen, so kommen die Eulen aus ihren Löchern und Schlupfwinkeln hervor, und jagen nach Beute, und erwürgen manchen Vogel, und manches andere Thierchen.

Und des Nachts können die Eulen etwas sehen und finden? Sehen sie dann besser als andere Vögel? Nein, besser sehen sie nicht, aber auch nicht viel schlechter. Allein ihre Augen sind sehr empfindlich, und können die Tageshelle nicht ertragen. Es geht den Eulen, wie uns Menschen, wenn wir mit blossen Augen in die Sonne sehen wollen. Werden wir dadurch nicht fast blind? Das schwächere Licht der Abend und Morgendämmerung, und die mond- und sternhellen Nächte geben ihnen gerade so viel Licht als sie nöthig haben, ihren Fraß zu suchen und zu finden.

So? In finstern oder dunkeln Nächten sehen sie also nichts? Nein, da müssen sie zu Hause bleiben, und sich begnügen, in der Abenddämmerung eine Stunde gejagt zu haben, und in der Morgendämmerung noch eine Stunde jagen zu können.

Oft fangen sie in diesen 2 Stunden kaum so viel, daß

sie satt sind aber desto reichlicher und festlicher geht es bey der Mondscheinjagd zu; da schmausen sie nach Herzenslust allerhand Vögel, Kaninchen, junge Hasen, Fledermäuse, Ratten, Mäuse, Schlangen, Eidechsen und Insekten, und noch andere Dinge, auch Fische, Oel, Thran, Butter und Käse lassen sie sich gut schmecken, wenn sie solche erwischen können.

Bei Tag können also die Eulen nicht fliegen? Doch ja, sie können es, aber nicht weit. Der Tag ist ihre Ruhezeit. Sie gehen mit ihrem Willen nie aus ihren Löchern heraus, und wenn ein Tag auch gleich sehr trübe und dunkel wäre.

Ist es nicht so, dicke Eule? Richtig! — Aber sagt mir einmal, warum stellt ihr euch bei Tage so verzweifelt blöde und dumm, und lasset euch von den kleinen Meisen Finken und Sperlingen necken und verzausen, und sie oft gar auf euch hinauf sitzen, ohne euch zu rühren oder zu wehren? Das thut nichts. Das Leben können sie uns doch nicht nehmen. Und necken mögen sie uns immer ein wenig dafür, daß wir sie vielleicht in der ersten der besten Nacht erwürgen und auffressen. Wenn aber unsre Hauptfeinde, die Aelstern, Dohlen und Krähen hinter uns her sind, so wehren wir uns bis auf den lezten Blutstropfen. Denn diese können uns bey Tage bezwingen, bey Nacht aber schlachten wir sie ab.

Kurz, wir bleiben einmal bey unsrer Mode, wie Hans bei seiner Sode, und fliegen nur bey Nacht, nie aber den Tag über, wenn wir es auch gleich könnten. Denn wir sind mit unsern dicken runden Katzenköpfen, und unsern grossen starren, in Federn eingehüllten Augen, den Tagvögeln unausstehlich. Sie hassen und

verfolgen uns fast alle. — Wo wohnet ihr denn? In Felsenklüften, in abgelegenen und wüsten Thürmen, Schlössern und Kirchen, in hohlen Bäumen und Scheuren, und an vielen andern Orten, wo wir weder von Menschen noch Thieren so leicht entdeckt, und in unserm Tagschlaf beunruhiget werden können.

Gibt es denn eurer viel? So ziemlich. Nur in Europa, ohne in andern Welttheilen — gibt es unser 2 Familien, nämlich Ohren- oder Horneulen, und glattköpfige Eulen, und darin zusammen achterlei Sorten, nämlich 3 Sorten Horneulen, und 5 Sorten glattköpfige Eulen. Die sämmtlichen Ohreulen, die großen nämlich, die mittlen und die kleinen, haben an beiden Seiten des Kopfes einen in die Höhe stehenden Haarbusch, den sie willkührlich bewegen, erheben und sinken lassen können *).

Die große Ohreule oder der Uhu oder Schubut ist so groß, als eine Gans, hat schwärzliche Federn mit rothen Flecken, und schwarze Augen, und wohnt nur in Wäldern. In die Städte kommt sie niemals. Sie schreyt: Uhu, uhu!

Die mittlere Ohreule oder der kleine Schubut ist so groß, als eine Aelster, hat blaue Augen, und graue

*) Goldadler Falco chrisaetos, schwarzer Adler Falco melanaetus, Entenadler Falco anatarius, Fischadler Falco pygargus, Meeradler Falco halietus, Falke Falco Sperber Falco nisus, Weihe Falco milvus, Geier Vultur, Greifgeier Vultur gryphus, Hasengeier Vultur leporarius, Aasgeier Vultur perenopterus, Geierkönig Vultur papa, Neuntödter Accipiter lanius, Eule Strix, Uhu Strix bubo, Käuzchen Strix ulula.

braunroth geflekte Federn, und schreyt: Klopf glud. — Siehe Tafel 8 Figur 23.

Die kleine Ohreule oder die Stokeule hat die Größe einer Taube, und graue rothgeflekte Federn, und schreit: Hoho hoho. Dieß ist die einzige Eule in Europa, die vor dem Winter in wärmere Gegenden fliegt; die übrigen aber bleiben fast alle den Winter da, wo sie den Sommer durch gewesen sind.

Das Geschlecht der glattköpfigen Eulen hat 5 Sorten; die große Baumeule; die graue Eule; die Kirchen- oder Schleyereule; die Steineule oder große Kauz; und das Käuzchen oder der Todtenvogel.

Die große Baumeule hat schwarze, weiß und roth geflekte Federn, ist so groß, als eine Gans, hält sich des Sommers in hohlen Bäumen; des Winters aber in Scheunen, im Heu oder Stroh auf und schreyt: hu hu.

Die graue Eule ist so groß, als eine Gans, und lebt bloß in Wäldern, und schreyt: Gri gri! Diese Art von Eulen soll in fernen Ländern, und vorzüglich in Syrien oft kleine Kinder anfallen und zerfleischen.

Die Kirch- oder Schleyereule ist so groß, als ein Huhn, hat oben gelbbraune, grau und weisse, unten aber schwarz und weißgeflekte Federn, wohnt in Städten und Dörfern auf Kirchen und Thürmern, und schreyt im Flug: Sche schei, schei schiu! im Sizen aber kreischt sie: Kre gri! Sie baut kein Nest, sondern legt ihre Eyer auf bloße Steine, Erde oder Balken. Bei großer Kälte verstecken sie sich ins Heu oder Stroh, oft 4 bis 6 zusammen in einem Loch. — Siehe Tafel 8 Figur 19.

Die Steineule oder der große Kauz ist so groß, als eine Krähe, hält sich in Steinbrüchen und verfalle-

nen Kirchen und Schlössern auf, hat gelb, weiß und roth gefleckte Federn, und schreyt: Gu goia!

Das Käuzchen oder der Todtenvogel ist so groß, als eine Amsel, hat braun und weißgefleckte Federn, und schreyt im Flug: Huhu huhu! im Sizen aber: heme edme! und wohnt in Kirchen und großen alten Gebäuden.

Die Eulen sind allen klugen Leuten willkommene Vögel, weil sie die Feld- und Gartenmäuse fangen und fressen, die oft ganze Felder verheeren, und das Getreide, nebst allen übrigen Feld- und Gartenfrüchten, wegfressen. Allein der alberne Bauer, und der abergläubige Städter sind ihnen sehr gram, und fürchten sich entsezlich vor ihnen.

Und warum denn? Weil sie sie für Abgesandte des Todes halten, und ängstlich glauben, daß fast allemal in der Nachbarschaft Jemand sterben müsse, wo eine Eule oder ein Käuzchen gesessen oder geschrien habe.

So bald sie also einen Kauz schreyen hören, zittern sie schon an Leib und Seele. Naht er sich aber ihrer Hütte oder sezt er sich gar darauf, ja dann muß, nach ihrer dummen Meinung, sogleich, oder doch bald Jemand von ihnen sterben.

In der zweyten Ordnung der Vögel kommen die Azeln oder Waldvögel; nämlich der Papagay, der Rabe, die Krähe, die Dohle, die Aelster, der Colibri, der Specht und der Guckauck ꝛc. vor, die alle einen erhabenen, aber sehr verschieden gebildeten Schnabel, und kurze starke Füße haben, an denen bei einigen 2 Zehen nach vorn, und 2 nach hinten; bei andern hingegen 3 nach vornen, und Eine nach hinten sizen; die auf

Bäumen und Thürmen nisten; alle Jahr 4 bis 8 Eyer legen, allerhand Feld- und Baumfrüchte, Aas, Unrath und Gewürm fressen, und zum Theil 60 bis 100 Jahr alt werden, wie die Papagayen. Auch sind die Azeln gewohnt, mit einander beym Brüten abzuwechseln, oder doch einander zu ernähren, so lange das Brüten währt.

Sind die Azeln nüzliche Vögel? lieber Herr..? Nicht sonderlich. Man kann weder ihr Fleisch noch ihre Eyer essen. Und ihre Federn taugen auch zu nichts. Aber sie singen doch schön? Auch das nicht, liebe Kinder! Wo habt ihr schon eine Aelster, oder eine Dohle schön singen hören? Ein unausstehliches Geschrey machen sie. Ich möchte für alle Azeln der Welt, ihres Gesanges wegen, keinen Groschen geben. Aber doch um ihrer schönen Federn willen? Ja, dieß eher: und vorzüglich um die schönen Papagayen, die auch zugleich sprechen lernen können.

Gibt es in allen Ländern Azeln? Ja, aber in dem einen mehr als in dem andern, und noch dazu oft ganz andere. So gibt es z. B. nur in Asia, Afrika und Amerika Papagayen; und nur in Amerika Colibri. Dagegen aber haben diese Länder keine solche Raben, Dohlen und Aelstern, wie wir Deutschen, und die übrigen Europäer haben.

Bey uns gäbe es keine Papagayen? Ich habe ja selbst einen lebendigen gesehen. Wo kam denn dieser wohl her? Sind die Papagayen etwa Zugvögel? Nein, gewisse Leute tragen sie uns, für Geld und gute Worte, bis aus Ostindien und China zu und — doch höret nun die ganze Geschichte der Papagayen.

Die Papagayen

sind die Affen unter den Vögeln. Der Affe ist immer mun-

ter, listig und schelmisch, und stiehlt alles weg, was er sieht, und erwischen kann, er mag es fressen können oder nicht. Und gerade so macht es auch der Papagay. Er nimmt alles in seinen dicken krummen Schnabel, was glänzt, Glas, Ringe, Schnallen und Löffel, und oft gar glühende Kohlen, und schleppt sie weg. Man muß sich daher sehr in Acht nehmen, daß durch ihn kein Verdruß entsteht, oder gar ein Unglük geschieht.

Was frißt er denn? in seiner Freiheit frißt er Cocosnüsse, Eicheln und Kürbiskerne, und fast alle Arten von Getreidekörner, auch Hirsen und Reis; wenn er aber einmal zahm geworden ist, so frißt er alles, was die Menschen essen, Gekochtes und Gebackenes, Obst, Brod und Gemüse. Er bringt seinen Fraß mit den Zehen zum Munde, und steht so lange bis er gefressen hat, auf einem Fuß. — Auf der 2ten Tafel Figur 2 ist ein ziemlich grosser und Figur 9 ein kleinerer Papagay abgebildet.

Gibt es viele Papagayen? O ja, man zählt wenigstens 30 Sorten, die alle an Größe und Farbe merklich von einander unterschieden sind. Es gibt welche, die die Grösse eines Haushahns haben, aber auch welche, die kaum so groß sind, als ein Sperling.

Und der Farbe nach gibt es rothe und grüne, gelbe und graue, weisse und schwarze, blaue und eine Menge sehr schöne bunte Papagayen, die allerhand sonderbare Namen haben, und grüner Husar, Edeldame, rother Parkit, Gelbschnabel, Kakatu und Jungfer heißen, und bey uns gewöhnlich sehr theuer bezahlt werden. — Die Parkite schreyen immer: Parkit parkit! — Und die Kakatu, die einen schönen Federbusch auf dem Kopf haben, rufen immer: Kakatu kakatu!

Es gibt in Ostindien, Südafrika und Südamerika Papagayen; in Ostindien und China aber gibt es die meisten und schönsten. Sie wohnen und nisten dort häufig auf Kocosnuß und Muscatennußbäumen, und hängen ihr Nest an deren äusserste Aeste und Zweige, damit die Schlangen und Eidechsen nicht zu ihnen hinauf kriechen, und ihnen Schaden thun können.

Sie haben 2 Zeben nach vorn, und 2 nach hinten, und können durch Hülfe ihres Schnabels ziemlich schnell auf den Bäumen hin und her klettern; denn so oft sie im Klettern einen Fuß los lassen, hacken sie mit dem Schnabel in den Baum, damit sie nicht herunter fallen.

Die Chineser und andere Asiater fangen alle Jahr junge Papagayen, füttern sie eine Zeitlang, und bringen sie dann, wenn sie eine Parthie beisammen haben, zu Markte. Die dortigen Europäer kaufen sie auf, und bringen sie mit nach Europa, und verkaufen sie hier, je nachdem sie groß oder klein, jung oder alt, schön oder nicht schön sind, sehr theuer. Oft sind die Asiater auch so schelmisch, und mahlen die nicht sonderlich schönen Papagayen an, damit sie mehr Geld dafür bekommen.

Was kostet ein schöner Papagay? Zehn bis zwanzig Thaler und oft wohl mehr. Ist er aber zahm, oder kann er gar schon etwas sprechen, so kostet er wohl 40 bis 80 Thaler. Die, welche sprechen können, sind sehr selten; von den zahmen aber sieht man hier und da einen in einem Bauer; in den Menagerien oder Thiergärten vornehmer Herrn aber trifft man deren oft eine große Menge bey einander an.

Weil der Papagay eine starke helle Stimme, eine dike breite Zunge, und ein gutes Gedächtniß hat, kann er sehr

bald deutlich und angenehm sprechen lernen. — Wie machts man denn, daß er das Sprechen lernt? Man dekt seinen Kesicht oder Bauer bis auf ein kleines Stück zu, hängt vor das offen gelassene Stück einen Spiegel, damit er sich darin sehen kann, und sagt ihm nun, Morgens und Abends, wenn er gegessen hat, einerlei Worte etlichemal vor. Und so lernt er bald etwas nachplappern, was man will.

Mit Kindern, und vorzüglich mit schönen Mädchen plaudert er sehr gern, merkt bald ihre Namen, und kennt sie oft noch, wenn er sie 2 bis 3 Jahre nicht gesehen hat. Bärtigen Männern aber, und allem, was verdrießlich aussieht, ist er gram. Und wenn man ihn recht lustig sehen will, darf man ihm nur genug süsse Mandeln zu fressen, und etwas Wein zu trinken geben, und ihn in Spiegel gucken lassen. Wenn ein Papagay aber bittere Mandeln, oder Petersilienkraut und dessen Saamen zu fressen bekommt, so muß er sterben.

Ein gewisser Gelehrter erzählt folgende Geschichte von zwei Papagayen *). Er sagt: „Ein Papagay des „Königs in England, Heinrichs des 8ten, fiel in die „Themse. Er schrie: Zwanzig Pfund Sterling wer „hilft! Als ihn aber ein Matrose aufgefischt hatte, rief „er: Zehn Schilling auch genug."

„Ein Kaufmann hatte einen Barbier, Namens Mar„cus. So oft derselbe nach dem Rasieren von ihm gieng, „sagte er: Adieu, Meister Marcus. Unglücklicher Weise „erwischte einmal die Kaze den Papagay beim Flügel, „und eilte mit ihm zur Thür hinaus, als eben der

*) Der selige Professor Müller in Erlangen, in seiner deutschen Uebersezung des Linneischen Natursystems, Th. 2. S. 152.

„Barbier herein treten wollte; sobald der Vogel den „Barbier ansichtig wurde, schrie er aus allen Leibes„kräften: Adieu, Meister Marcus, und wurde dadurch „glücklich gerettet.“

Der Pfefferfresser

oder Pfefferfraß hat einen ausserordentliche grossen Schnabel, der an der Wurzel oder dicht am Kopf dik ist, hernach aber allmählich dünner, und am Ende krumm und spizig wird; innen hohl und aussen gezähnt, und fast einen Finger lang ist, ungeachtet der Vogel selbst kaum die Grösse einer Taube hat. Er wohnt in Brasilien, und frißt Pfeffer. — Siehe Tafel 4 Figur 10.

Der Nashornvogel

ist kaum so groß, als eine Taube, und hat doch einen Spannen langen, dicken, breiten Schnabel, und oben darauf ein vorwärts gebogenes, fast eben so grosses Horn. Er ist in Ostindien zu Hause, und frißt Aas. — Siehe Tafel 10 Figur 32.

Der Rabe,

die Krähe und die Dohle sind die 3 bekannten nüzlichen Vögel, liebe Kinder, die bei uns das Aas und andern Unrath, und sonst noch allerhand Ungeziefer wegfressen. — Aber auch viel Schaden thun? Nein, fast gar keinen. In unsere Gärten kommen sie selten und auf den frisch ungepflügten, und neuangeblümten Aeckern fressen sie lieber Würmer, als Saamenkörner. Und was wäre es denn, wenn sie mit den Würmern und dann und wann auch ein paar Weizen- oder Gerstenkörner verschlingen, und zuweilen einen jungen Hasen oder Vogel todt machten und verzehrten?

Der Rabe ist so groß, als ein kleines Huhn, sieht

schön schwarz aus, nistet auf Bäumen in Wäldern, frißt allerhand Unrath, Aas und Gewürm, und hält sich fast immer auf Schindangern, bei Galgen, und wo sonst ein Aas liegt, auf. Er hat einen so starken Geruch, daß er das Aas schon von weitem riecht, und ihm also nachfliegen kann. — Siehe Tafel 3 Figur 21.

Ißt man die Raben? Nein. Aber ihre Federn braucht man zu verschiedenen musikalischen Instrumenten. Auch zahm kann man die Raben machen, und sie allerhand sprechen lehren. Sie sind sehr boshaft, und stehlen und schleppen auch alles weg, wie die Papagayen, was sie glänzendes erwischen können.

Ein Rab' entwandte hier und da,
So viel er konnte; Geld und Ringe,
Band, Ohrgehäng' und hundert andre Dinge.
Als dieß der klügere Hausbahn sah,
So fragt er ihn: Ich bitte, sage mir,
Wozu nüzt doch dieß alles dir?
Das weiß ich selbst nicht, sprach der Rabe,
Ich nehm es nur, damit ichs habe.

Die Raben schreyen: Rab rab! oder Rap rap! Und deßwegen nennt man sie auch in einigen Gegenden von Deutschland Raben, und in andern Rappen. — Haben etwa die schwarzen Pferde ihren Namen, Rappen, von diesen Vögeln bekommen? — Es gibt auch hier und da ganz weisse, und fast ganz weisse Raben.

Die Krähe,

welche immer bey uns herum fliegt, grau und schwarz aussieht, und so groß ist, als der Rabe, heißt Nebelkrähe. — Siehe Tafel 3 Figur 2.

Es gibt aber auch schwarze und scheckichte Krähen, die sich nur an einigen Orten von Deutschland aufhalten und zum Theil des Winters wieder wegfliegen, wie die scheckichten oder Saatkrähen thun.

Unsere schwarzgraue Krähe nistet in Gehölzen auf Wiesen und in Gärten, bringt alle Jahr 3 bis 4 Jungen aus, und frißt alles, was sie bekommen kann, Aas, Saamenkörner, Brod, Obst, Raupen und Gewürme. Und des Winters, wenn ihr die Speise fast gänzlich mangelt, fliegt sie in die Dörfer und Vorstädte, und sucht sich da auf dem Misthaufen, in dem Kehricht, und vor den Scheuren einen Fras auf.

Alles, was Wurm heißt, sucht und frißt die Krähe auf. Wenn daher ein Acker, oder eine Wiese frisch aufgerissen oder umgeackert wird, ist sie und der Rabe gleich hinter dem Gewürme her. Es ist also sehr schädlich und thöricht, wenn man diesen nüzlichen Vogel in einem Lande allzusehr vermindert, oder gar ausrottet.

Die Virginianer in Nordamerika haben sie, wie oben schon erzählt worden, vor einigen Jahren unglüklicher Weise ganz ausgerottet, weil sie glaubten, sie thäten Schaden, und nüzten zu nichts. Allein kaum waren die Krähen todt, so nahmen gewisse Käfer, die von den Krähen sonst hastig weggefressen wurden, so sehr überhand, daß sie die guten Krähen wieder herwünschten. Aber es war nun zu spät, und sie mußten durch Schaden klug werden; denn diese Käfer und ihre Larven frassen ihnen nun fast alle ihre Feld- und Gartengewächse auf *). Die Krähe schreit: Krå krå.

*) Dieß war der Erbsenkäfer Bruchus pisi. Linn.

Die Dohle

ist uns auch sehr gut bekannt. Sie ist auch schwarz, wie der Rabe, aber merklich kleiner, und wohnt und nistet in Thürmen und alten Gemäuern, frißt Aas, Gewürm, Insekten, Obst und allerhand Saamenkörner, und schreyt: Do do! Siehe Tafel 3 Figur 25.

Die graue Dohle hingegen, die sich nur in einigen Gegenden von Deutschland aufhält, und des Winters wegzieht, schreyt: Glas glas.

Die Dohle kann man leicht zahm machen, und etliche Worte nachsprechen lehren; weil sie aber sehr diebisch ist, und alles, was blank ist, wegträgt, läßt man sie nicht gern in den Häusern herum laufen.

Die Aelster

oder Azel kennt ihr auch schon, liebe Kinder? O ja! Sie ist so groß, als ein Rabe, hat schwarze und weisse Federn, horstet auf hohen Birnbäumen in Gärten bey Dörfern und Städten, dekt ihr Nest oben mit Dornen zu, schreit: Schak schak, und lernt sprechen. Ob sie aber so schädlich seyn soll, wie ich einmal gehört habe, weiß ich nicht. — Siehe Tafel 3 Figur 3.

Freilich, mein Kind, ist die Aelster ein schädlicher Vogel, ein sehr listiger und gefährlicher Dieb. Sie nistet deßwegen so nahe zu den Städten und Dörfern, damit sie nicht weit zu den Hünerställen hat, um dorten dem Geflügel seine Eyer auszusaugen, oder gar seine Küchlein zu rauben.

Sie kann stehlen, wie ein Spizbube, und ist oft so kühn, in Gegenwart der Menschen ein Küchlein zu erwürgen. Auch Sperlinge und andere kleine Vögel holt sie aus ihren Nestern hervor, und frißt sie, sammt ihren

Eyern

Eyern und Jungen, auf. Wo hält sie sich denn des Winters auf? In denjenigen Scheuren und Häusern, wo Heu und Stroh liegt.

Die Aelstern lernen unter allen Vögeln am besten sprechen. Sie nennen alle Personen im Hause mit Namen, wünschen ihnen einen guten Morgen, eine gute Nacht, eine gesegnete Mahlzeit, bitten sich Fressen und Trinken aus, danken dafür, und schwazen nach und nach sehr viele Worte nach, die sie oft hören.

Ein gewisser verstorbener Gelehrter aus Danzig, mit Namen Klein, sah einst bey einem seiner guten Freunde in Holland eine Aelster, die sprechen konnte. Kaum hatte er sie recht betrachtet, so nahm sie einen Theelöffel weg, und rief, da sie mit demselben der Stubenthüre zulief, aus: Du sollt nicht stehlen. Ist es nicht recht wunderbar, daß man einen kleinen unvernünftigen Vogel dergleichen Dinge lehren kann?

Die Heher

oder Holzschreyer sind so groß, als die Aelster, aber weit schöner und bunter. Es gibt in Deutschland dreyerley, Heher, Nuß- Birken und Tannenheher. Und an andern Orten gibt es wohl noch mehrere, die wir aber in Deutschland selten zu sehen bekommen.

Der Nuß- oder Eichenheher frißt Nüsse und Eicheln, und allerhand kleine Vögel. Er verstekt Nüsse und Eicheln auf den Winter in hohle Bäume, oder unter Gebüsche. Weil er sie aber nicht allemal wieder findet, so wachsen oft an einem Ort Nußstauden und Eichen hervor, wo man es gar nicht erwartet hätte.

Die Mandelkrähe

oder der Raker sieht den Hehern ähnlich, und frißt Würmer und allerhand Saamenkörner. Und weil er gern Mandeln frißt, und aus den Getreide-Garben, die in Mandeln oder in Haufen auf den Feldern aufgestellt werden, die Körner aushackt, hat man ihm den Namen, Mandelkrähe gegeben. Er ist schön blau und roth geflekt, und wird in Deutschland sehr selten gesehen. — Rack oder Racker nennt man ihn deßwegen, weil er immer Racker racker schreyt.

Der Colibri

oder Honigsauger ist unstreitig der kleinste, aber auch nebst dem Pfauen, der schönste Vogel auf der Welt. Er ist wegen seiner Schönheit und kleinen Gestalt, ein kleines Wunder Gottes. Er hat grüne, gelbe, rothe und blaue Federn, und ist nicht größer als ein Maykäfer. Sammt Federn, Füssen und allem? Ja, sammt allem. Und so klein er ist, so hell und durchdringend kann er doch schreyen. Er wohnt im südlichen Amerika, und lebt vom Honigsaft der Blumen, den er, schwebend und flatternd, mit seinem langen rohrförmigen Schnäbelchen auszusaugen weiß.

Dieser Riese von Vogel wird vermuthlich auch recht große Eyer legen! Ey, wie groß mögen sie wohl seyn? Nicht viel größer, als eine Erbse. Und daraus soll ein Vogel werden? Ach, was gäbe ich nicht, wenn ich einen alten Colibri in seinem Nest, bey seinen Eyern und Jungen sehen könnte! Fliegen sie nach Europa? Nein. Es ist mir Niemand bekannt, der je einen lebendigen Colibri in Europa gesehen hätte. — Wovon bauen sie ihre

Nestern? Von Baumwolle und andern zarten Geweben. Und wohin bauen sie sie? Auf Bäume zwischen ein paar Blätter kleben sie sie hin, so, daß sie herunter hängen und schweben. — Siehe Tafel 2 Figur 12 und 13.

Der Schnabel des Colibri ist nur so dick, als eine Nadel, und doch eine Röhre, um damit den Saft der Blumen einsaugen zu können. Denn Nektar oder Blumensaft ist seine ganze Nahrung, und damit füttert er auch seine Jungen. Man nennt ihn deßwegen auch Honigsauger. — Nützt er auch zu etwas? O ja, man kann ihn essen; und die amerikanischen Damen stecken ihn zuweilen ganz, so wie er ist, mit Haut und Federn, zur Zierde auf den Kopf.

Denkt einmal, Kinder, dieser arme kleine Vogel ist so schwach, daß er sich gegen eine Buschspinne nicht wehren kann. Wenn er an einer Blume saugt, so kommt diese Spinne, und umspinnt ihn, und saugt ihn hernach zu tode, so wie es die Spinnen mit den Fliegen machen. — Das heißt mir ein Vogel, der sich von einer Spinne fangen und umbringen läßt! Doch es ist kein Wunder, dann die Buschspinne ist zwei bis dreimal so groß als der Colibri, und wohl noch größer. Siehe oben Seite 240.

Der Specht

ist schon ein andrer Vetter. Wo er eine Spinne antrift, frißt er sie auf. Er ist aber freilich auch viel größer und stärker, und zum Spinnenfressen nicht bestimmt. Sein liebster Fraß sind große und kleine Holzwürmer, die er in den Wäldern auf den Bäumen in Menge findet.

Gibt es vielerley Spechte: O ja, ihre Familie ist ziemlich groß. Es gibt sechs bis achterley kleine und große, schwarze, grüne und bunte Spechte, davon

die größten so groß, als die Aelstern, und die kleinsten so groß, als die Sperlinge sind.

Sie wohnen und nisten alle in Wäldern und Gehölzen, und fressen fast nichts als Larven von Holzkäfern, die zwischen der Baumrinde und im Holze stecken, und von ihnen mit ihrem geraden langen Schnabel heraus gehakt werden.

Und damit sie diese schädlichen Nager bald erwischen können, gab ihnen der liebe Gott eine lange wurmförmige Zunge, die vornen einen knöchernen ausgehakten Stachel hat. Auf der 8ten Tafel bey Figur 18 ist ein Specht abgebildet, wie er an einem Baum hängt, und nach einer Holzkäfer-Larve hakt.

Wenn ein Specht stark an einem Baum hakt, so hört man ihn sehr weit. Es klingt, als wenn ein Zimmermann Holz haute. Und deswegen nennen ihn einige Leute auch Holzhauer oder Zimmermann.

Der Blauspecht

ist kein ordentlicher Specht, weil er keine wurmförmige, mit einem Stachel versehene Zunge, und 3 Zehen nach vorn, und nur eine nach hinten hat. Er ist ungefähr so groß, als eine Lerche, hekt in hohlen Bäumen, und frißt die an den Bäumen auf- und ablaufenden Insekten.

Der Grauspecht

oder die Baumklette und der Mauerspecht sind auch keine ordentliche Spechte, weil sie ebenfalls, wie der Blauspecht drey Zehen nach vorn und nur eine nach hinten, und keine wurmförmige Zunge, und noch zudem einen dünnen krummen Schnabel haben. Sie

nisten beide in hohlen Bäumen, sind so groß als die Sperlinge, und fressen Insekten, und zwar der Grauspecht diejenigen, die auf den Bäumen herum laufen; der Mauerspecht aber frißt die, welche an den Mauern und Wänden herumlaufen, und daran auf- und abkriechen.

Der Drehhals

oder Wendehals ist so groß, als eine Lerche, hat eine braunfleckichte Farbe, und kann seinen Hals fast ringsum, von einer Seite zur andern drehen. Uebrigens kommt er fast in allem, in der Bildung seiner Zehen, Zunge und Schnabel, und in der Wohnung und Nahrung mit den Spechten überein. Doch hackt er nur aus dem faulen Holz die Würmer heraus. Auch hält er oft beym Ameisenhaufen seine Mahlzeit.

Der Eisvogel

ist so groß, als eine Lerche, und ein herlich blau und roth gefiederter Vogel. Er nistet im Sande an kleinen und grossen Flüssen, und frißt kleine Fische, und kann von seinen 3 vordern Zehen einen nach hinten drehen, wenn er will je nachdem er laufen oder klettern will. Eisvogel nennt man ihn deßwegen, weil er in einigen Gegenden von Deutschland auch über den Winter zugegen bleibt.

Nun noch ein paar Worte vom Wiedehopf, Paradiesvogel, Kirschvogel, Immenwolf und Kuckguck; und dann kommen wir zu den Schwimmvögeln.

Der Wiedehopf

ist zwar schön von Federn, aber sonst ein Erzstinker, und ein recht sehr garstiger Vogel, der Mist und Unrath liebt.

Er ist so groß, als eine Lerche, sieht roth und braun aus, hat auf dem Kopf einen Federbusch, den er in der Angst erheben und im Fliegen niederlegen kann, und nistet in hohlen Bäumen. Und weil er fast nichts, als solche Larven und Insekten frißt, die im Menschenkoth und im Mist der Thiere, oder sonst an einem unreinen Orte stecken, so stinkt er und sein Nest, das er in hohlen Bäumen baut, entsezlich. Ja er schmiert sogar selbst sein Nest mit Menschenkoth an, damit er darin vor Feinden sicher ist. Wo er aber keinen Menschenkoth findet, so sucht er sich andere Schmieralien auf. — Siehe Tafel 12 Figur 30.

Der Paradiesvogel

ist ein äusserst schöner bunter Vogel, und ungefähr so groß als ein Staar, und hält sich nur in Ostindien auf. Er ist derjenige Vogel, von dem viele Leute ehedem einfältiger Weise geglaubt haben, er komme aus dem Paradiese her, habe keine Füsse schwebe immer in der Luft, und lebe von der Luft, und vermehre sich auch in der Luft, indem das Weibchen seine Eyer dem Männchen auf den Rücken lege, und darauf ausbrüten lasse, und fiele nicht anders, als todt auf die Erde, lebendig komme keiner zu den Menschen auf die Erde. — Siehe Tafel 4 Figur 1.

Aber endlich entdeckte man den Betrug, den die Indianer mit diesen Vögeln trieben. Sie fiengen sie nämlich jung, und schnitten ihnen die Füsse ab, und verkauften sie so an die leichtgläubigen Europäer, als herrliche Wundervögel, sehr theuer. Aber auch jezt noch schneiden die Indianer den Paradiesvögeln deswegen die Füsse ab, um sie zum Kopfpuze gebrauchen, und bequem verschicken zu können.

Der Kirschvogel

oder die Golddrossel ist so groß, als eine Lerche, hat schwarze Flügel und einen gelbgrünen Leib, frißt allerhand Insekten, und vorzüglich gern Kirschen, und baut sein Nest, welches er an die äussersten Spizen der Bäumen hängt, damit er von den Affen nicht inkommodirt wird, von Stroh und Hanf, Moos und Blättern, und allerhand langen Haaren so dicht und niedlich zusammen, daß die Form eines Kruges mit einem engen Halse heraus kömmt, und schreyt: Loriot loriot.

Der Immewolf

oder Bienenfresser ist so groß, als eine Lerche, sieht schön blau und roth aus, und frißt fast nichts, als Bienen. Doch sucht er auch Heuschrecken, Fliegen und Mücken auf. In Deutschland läßt er sich wenig sehen, desto häufiger aber ist er auf der Insel Candia.

Der Kuckguck

ist so groß als eine Taube, und schwarz, grau und weiß von Federn. Er hält sich auf Bäumen und Wäldern, Gehölzen und Gärten auf, frißt allerhand Würmer, Fliegen und Spinnen, und schreyt; Guckguck guckguck! — Siehe Tafel 8. Figur 21 *).

*) Papagey Psittacus. Pfefferfresser Ramphastuos pipirivorus. Nashornvogel Buceros rhinoceros. Rabe Corvus corax, Krähe Corvus cornix, Dohle Corvus monedula, Aelster Corvus pica, Holzheher Corvus glandarius. Mandelkrähe Coracias garrula. Colibri Trochilus. Specht

Ey ist es wahr, daß der Kuckguck kein Nest baut, und seine Eyer in andere Vögel Nester legt? Ja, dieß ist ganz gewiß wahr. Er baut kein Nest, und brütet auch seine Eyer nicht selbst aus. Und warum nicht? Weil er nicht die geringste Kälte ertragen kann, und höchstens drey Monat bey uns bleibt, und sodann wieder in die wärmeren Gegenden zieht, wo er zu Anfange des Sommers hergekommen ist.

Aber dieß ist falsch, daß er deßwegen seine Eyer nicht selbst ausbrüte, weil sein Magen allzugroß sey, und noch dazu am unrechten Orte liege, so daß er also seine Eyer beym Brüten erdrücken würde.

Wie viel legt er Eyer? Vier und die alle in eines andern Vogels Nest? Nein, er sucht vier besondere Nester auf, und legt in jedes allemal nur ein Ey. Und in welche denn? In der Grasmücken, Bachstelzen und Rothkehlchen ihre. Und das thut er deswegen, weil die Vögel früh brüten, und ihre Jungen mit Raupen, und andern kleinen Insekten füttern. Merkens denn diese Vögelchen nicht, daß fremde Eyer in ihre Nester gelegt worden sind? Sie mögens merken oder nicht, so müssen sie dem Kuckguck seine Eyer doch mit den ihrigen ausbrüten. Und sie sind gewöhnlich noch froh, wenn er ihnen nicht ihre Eyer zum Theil, oder gar alle aussauft, und sie nun den Kuckguck allein aufziehen und füttern müssen.

Picus. Blauspecht Sitta europaea. Grauspecht Certhia familiaris. Drehhals Lynx torquilla. Eisvogel Alcedo. Wiedehopf Upupa. Paradiesvogel Paradisea apoda. Kirschvogel Oriolus. Immenwolf Merops apiaster. Kuckguck Cuculus.

Kann denn aber die kleine Bachstelze dem grossen Kuckguck Futter genug anschaffen? Ja freilich hält es schwer: Sie bringt allemal nur zwei bis drei kleine Raupen, oder andere Würmchen, und der grosse Fresser möchte gern zehn auf einmal haben.

So hungrig aber der Kuckguck immer seyn mag, so frißt er doch seine Pflegmutter oder seinen Pflegevater, aus Bosheit oder Undankbarkeit nicht auf, wie einige Leute glauben, die vielleicht einmal gesehen oder gehört haben, daß ein groß und flik gewordener Kuckguck, aus Hunger und Einfalt seine Pflegemutter getödtet, oder gar aufgefressen habe, weil er in seinem Rachen den Kopf seiner Pflegemutter eher gefühlt hat, als die zwei Würmchen, die sie ihm geben wollte.

Wie geht es aber der Bachstelze, wenn sie, neben dem Kuckguck, auch ihre eigenen Kinder füttern muß? Freilich noch ärger, als wenn der Kuckguck allein ist. Denn dieser schnappt immer zuerst nach dem ankommenden Fraß, und dringt die kleinen Bachstelzen oder Grasmücken nach und nach so weit aus dem Nest, daß sie auf den Rand desselben sitzen müßen, und endlich gar aus dem Nest ganz hinaus, und auf den Boden fallen. Ach, wie geht es diesen armen Thierchen jezt? Besser als vorhin. Jezt werden sie von ihren Aeltern auf der Erde geäzt, und dann erst, wenn sie schon etwas haben, bekommt auch der unverschämte Kuckguck etwas.

Es folgt nun also die dritte Ordnung der Vögel, nämlich die von den Schwimm- oder Wasservögeln, die ihr zum Theil schon sehr gut kennet. Denn es gehö-

ren dazu die Schwäne, Gänse und Enten; die Taucher, Sturmvögel, Pelicane und Möven und noch viele andere Vögel.

O ja, die Gänse und Enten kennen wir so ziemlich. Sie haben alle einen breiten, mit einer zarten Haut bedekten Schnabel, eine dike Zunge, und im Schlunde kleine Zähne. Ihre Füße sind kurz, und ihre Zehen mit einer Haut verbunden, um beim Schwimmen damit rudern zu können. Sie sind gern im Wasser, und fressen allerhand kleine Wasserthiere, Pflanzen und Saamenkörner, und legen oft manchen Sommer 10 bis 20 und oft wohl noch mehr Eyer.

Aber Nester bauen sie nicht. Sie scharren sich bloß ein Loch in die Erde, oder sonst wohin, und legen ihre Eyer darein. Und wenn sie beim Brüten so lange, bis sie etwas gefressen haben, davon gehen, decken sie dieselben mit Federn, die sie sich ausrupfen, zu, damit sie nicht kalt werden. Denn die Männchen bekümmern sich nicht nur ums Brüten nichts, sondern füttern auch ihre Weibchen nicht, so lange sie über den Eyern sizen.

Man ißt ihr Fleisch und ihre Eyer. Ihre Federn geben weiche Bette, und die Gänsekiele gebraucht man zum Schreiben, und zu vielen andern Dingen. Ist es nicht so, lieber Herr..? Ja freilich! Und fast gerade so sind auch die übrigen Schwimmvögel gebildet, und zu leben gewohnt.

Die Schwimmvögel sind die einzigen Vögel, die im Wasser herum schwimmen, und sich darin untertauchen können, wann und so lange sie wollen, ohne daß ihre Federn naß werden, weil sie bey ihrem Hintern 2 Bläschen haben, darin eine ölichte Materie ist, mit

welcher sie alle ihre Federn, eine nach der andern, einschmieren können. Denn alles, was fett und ölicht ist, nimmt kein Wasser an, und wird nicht so leicht naß. Alle übrigen Vögel aber müssen sich vor dem allzuvielen Naßwerden in Acht nehmen, weil sie gleich friert, oder sie gar krank werden und sterben.

Die Kropfgans oder der Pelican ist der größte Schwimmvogel, und der Sturmvogel der kleinste. Dieser ist nur so groß als eine Schwalbe; jener aber ist viel grösser, als der Schwan. Und der Schwan ist wieder merklich grösser, als unsere zahme Hausgans.

Der Schwan

hat schneeweisse Federn, schwarze Füsse, und um die Nasenlöcher einen schwarzen Strich, und ist in Preussen, Pohlen, Deutschland und fast in allen Ländern von Europa bekannt, und sogar darin einheimisch geworden. Im nördlichen Amerika aber, in Grönland, Norwegen, Schweden und Rußland mag es freilich die meisten geben. Und von hier kommen sie sodann zu uns. Siehe Tafel 9 Figur 25.

Man sieht jezt in Deutschland hier und da wilde und zahme Schwäne. Wenn man die wilden, die graue Flügel und einen grauen Rücken haben, zahm machen will, so zerbricht oder lähmt man ihnen die Flügel, füttert sie fleissig mit Brod, und sorgt sonst noch gut für sie, und für ihre Kinder. Und wenn sie erst einmal die Menschen recht gewohnt sind, so darf man sie, wie die zahme Gänse und Enten, Tag und Nacht auf Seen, Teichen und Flüssen herum schwimmen lassen, ohne daß einer entflöge.

In Cassel, Hamburg, Potsdam, Wien und sonst noch

in vielen andern Städten und Schlössern von Deutschland gibt es immer viele zahme Schwäne. Sie nisten am Ufer im Schilf, aber auch mitten im Wasser auf Gras, Steinen und Holz, und machen sich nichts daraus, wenn auch gleich das Holz mit ihnen herumschwimmt.

Ziehen sie viele Jungen auf? Sechs bis sieben alle Jahr. Und dafür sorgen sie, fast eben so, wie die Gänse für die ihrigen. Sie rudern und schwimmen mit ihnen dahin, wo sie junges Gras, Würmer und Schnecken, oder sonst etwas zu fressen gefunden haben. Und so lange sie noch nicht im Stande sind, geschwind allenthalben hinzukommen, oder wenn sie in Gefahr sind, geraubt zu werden, so nehmen sie dieselben auf den Rücken, und schwimmen mit ihnen davon.

Man kann doch das Schwanenfleisch essen? Ja; aber es ist etwas zähe, und schmekt lange nicht so gut, als das Gänsefleisch. Auch ihre Eyer schmecken nicht sonderlich. Aber ihre Federn sind viel besser und theurer, als die Gänsefedern. Die Schwanenkiele kosten immer noch einmal so viel, als die Gänsekiele, und so ists auch mit den Dunen. Man zieht den Schwänen auch häufig die Haut sammt den Federn ab, und macht davon Palatine und Verbremungen.

Einige Leute glauben, der Schwan könne schön singen. Allein es ist nicht an dem. Er schnattert eben so häßlich, wie die Gans *). In der Schweiz und in Sachsen nennt man den Schwan auch Elbsch, Elbisch oder Elbis.

Die Gans

ist ein sehr nüzlicher Vogel für die Menschen. Man ißt

*) Einige behaupten doch von neuem, er könne einige melodische Töne von sich geben. Siehe Gözens Allerley Band 3.

ihr Fleisch, ihr Fett, ihre Eyer und ihr Eingeweide. Aus ihren Flügeln macht man Flederwische. Ihre Kiele gebraucht man zum Schreiben und zu vielen andern Dingen; und aus ihren übrigen Federn macht man weiche Betten. Kurz, man kann von der Gans alles, vom Kopf bis auf die Füße gebrauchen. Siehe Tafel 9 Figur 16.

Gibt es viele Gänse in der Welt? O gewaltig viel! Wie viel gibt es nur zahme Gänse in Deutschland! Denn in manchem Dorf werden alle Jahr 2, 3, bis 500 Stük aufgezogen. Nun stellt euch einmal vor, wie viel es in Europa überhaupt Gänse geben möge.

Und wilde Gänse gibt es auch genug und mancherlei in der Welt. Sie sind kleiner als die zahmen, und sehen braun, grau und schwarz aus. Einige davon kommen im Frühling zu uns, und besuchen unsere Getreidefelder. Des Winters aber ziehen sie wieder weg. Sie sind sehr scheu, und sezen sich nicht eher auf einen Baum oder auf die Erde, bis sie die ganze Gegend umflogen haben, und keinen Feind sehen. Aber der schlaue Jäger belistet und erhascht sie doch, und schmauset sie als einen guten Braten auf.

Die Männchen der Gänse nennt man Ganser oder Gäntrich oder Gänsrich. Die Gans ist ein sehr dummes Thier. Wenn man daher einen einfältigen Menschen schelten will, so nennt man ihn eine Gans. Und daher kommt auch das Sprichwort gegen dumme Leute, die viel reisen, und doch nichts lernen, und nicht klüger werden:

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gänsrich wieder heim.

Oder

Es flog ein Gänschen wohl über den Rhein,
Und kam als Gigak wieder heim.

Die merwürdigste wilde Gans ist unstreitig

Die Eidergans,

von welcher die sehr leichten und weichen grauen Flaumfedern kommen, die man Eiderdunen nennt. Und wo wohnt dieser Vogel? Auf der Insel Island, und auf den um Island her liegenden Inseln und Klippen, und frißt Schnecken, Fische und allerhand Gewürm, das er im Meer findet. Aber auch in Norwegen, Schweden, und beim Eiderfluß im Holsteinischen gibt es viele Eidergänse.

Die Eidergans baut ihr Nest von Moos, und macht es mit einigen Federn, die sie sich ausrupft, weich und sanft. Sie legt 5 bis 8 Eyer, und brütet sie nun ohne Hülfe des Männchen aus. Wenn sie aber aus Hunger genöthiget wird, das Nest zu verlassen, und nach einem Fraß auszufliegen, so dekt sie erst ihre Eyer mit Federn zu, und stellt das Männchen zur Schildwache dazu, damit kein Räuber komme, und die Eyer aussaufe.

Allein die Raben, Krähen und Möven saufen ihr doch manches Ey aus. Und wenn auch gleich diese nicht kommen, so kommen doch ganz gewiß die gierigen Isländer, und klettern mit Lebensgefahr die steilsten Felsen und Klippen hinauf, und nehmen ihr, das Männchen mag Schildwache stehen, und das Weibchen selbst im Nest sizen, oder nicht, die Eyer sammt den Federn weg.

Die armen Thiere schreyen und wehren sich gewaltig um ihre Eyer. Aber es hilft alles nichts. Der Isländer pakt seinen Raub zusammen und geht weiter. Das traurige Weibchen macht das Nest gleich wieder zurechte, rauft sich wieder Federn aus, und legt noch Einmal Eyer. Und siehe! der geizige Isländer kommt auch dießmal wieder, und holt Federn und Eyer weg.

O, das ist verzweifelt grob! Nimmt er ihnen nicht auch noch zum drittenmal ihre Eyer und Federn weg? Ja, die Federn wohl, aber die Eyer nicht. Er nimmt überhaupt nicht allemal die Eyer, aber die Federn gewiß allemal. Denn dieß sind eben die Flaumfedern oder Eiderdunen, die man zu uns bringt, und sehr theuer verkauft. Und die Gänse selbst fängt der Isländer nicht? Nein, er darf nicht, es ist verboten, damit die Gänse nicht weniger werden, und das Federsammeln nicht ausgeht.

Aber wegen einer Hand voll Federn sein Leben wagen, ist doch sehr tollkühn! Ja, für uns, und viele andere Leute wäre es eine halsbrechende Arbeit, aber für den starken Isländer, der das Klettern von Jugend auf gewohnt ist, ist es nur ein Spaß. Und denn läßt sich etwas ansehnliches dabei verdienen. Die Isländer lösen alle Jahr aus ihren Eiderdunen 3 bis 4 tausend Thaler. Es muß also bei ihnen eine ungeheure Menge Eidergänse geben.

Die Schweden geben sich schon nicht so viel Mühe, Eiderdunen zu bekommen. Sie schiessen die Vögel todt, und bringen sie ungepuzt sammt den Federn zu Markte. Allein diese Federn taugen nicht viel, und der Braten schmekt auch nicht sonderlich. Und die Norwegen steigen zu den Nestern, und brechen allen Jungen, bis an zwei das äusserste Glied am Flügelknochen entzwei, damit sie nicht fliegen, sondern nur flattern können, und ihnen also in die Hände gerathen müssen *).

Die Ente

ist viel kleiner, als die Gans, frißt alle Arten von Getreide, kleine Fische, Gewürm, Unrath, Frösche und

*) Mehreres von diesen Gänsen steht in Brünnichs natürlichen Historie des Eidervogels.

Insekten und überhaupt alles, was ihren Kropf und Magen füllt. Sie hat weisse, schwarze, braune, blaue und grüne Federn, und kann nicht gut laufen, sondern nur watscheln, weil sie die Füsse allzu nahe beim Hintern hat. — Siehe Tafel 9 Figur 27.

Man kann von der zahmen Ente Fleisch, Eyer und Federn gebrauchen. Und das von der wilden Ente nicht auch? O ja! Ey, wie sieht denn die wilde Ente aus? Fast eben so, wie die zahme, nur nicht weiß. Sie hält sich in morastigen Gegenden auf, und zieht alle Jahr 8 bis 12 Junge auf.

Die bekannteste wilde Ente in Deutschland ist die Spiegelente, die schöne braune, graue und blaue Federn hat, und einen trefflichen Braten gibt. Einige wilde Enten haben einen löffelartigen Schnabel, und werden deßwegen Löffelenten genannt. Das Männchen bei den Enten heißt Entrich oder Erpel.

Der Taucher

hat fast eben die Größe und Farbe, als die wilde Ente, aber keinen breiten, sondern einen spizigen pfriemenförmigen Schnabel, und kann auf der Erde weder stehen noch gehen, weil er seine Füsse fast ganz beim Hintern hat, sondern muß schwimmen oder fliegen, wenn er weiter kommen will. Er hält sich deßwegen immer auf Flüssen, und Seen und Teichen auf, und frißt fast nichts als Fische und Gewürm.

Taucher heißt er deßwegen, weil er sich tief unter das Wasser tauchen, und darunter wegschwimmen und seinen Fraß, bis vom Grund des tiefsten Sees, herauf holen kann. Man kann ihn zahm machen, und zum Fischfangen, so wie den Falken zum Vögelfangen, abrichten.

Denn

Denn so bald man ihm ein Zeichen giebt, daß er einen Fisch holen soll, so stürzt er sich plözlich ins Wasser, und bringt seinem Herrn einen Fisch im Schnabel zu.

Denkt einmal, liebe Kinder, der kleine sonderbare

Sturmvogel,

der doch nur die Größe einer Schwalbe hat, ist so kühn, sich, wenn er sich hoch in der Luft, und dicht über dem Meer her müde geflogen hat, mitten ins Meer zu sezen und darin herzhaft mit seinen Ruderfüssen herum zu schwimmen, Fische zu fangen und aufzufressen. Ersauft er denn nicht? Die Wellen decken ihn ja zu? O nein! Er versteht das Schwimmen vortreflich und ist das Auf- und Abschauckeln gewohnt. Und wenn die Wellen zu hoch werden, fliegt er weiter, und an einen solchen Ort, wo das Meer ruhiger ist.

Aber bey einem Sturm kann er doch nicht im Meere bleiben? Nein, da wäre er verloren. Er ist aber auch so klug, und geht nie ins Wasser, wenn ein Sturm kommt. Und wann einer komme, weiß er ganz genau, weil er gern hoch in der Luft fliegt, wo die Winde zuerst entstehen, ehe sie auf die Erde herab kommen. Er fliegt deßwegen plözlich in die Tiefe, und sucht ängstlich einen Ort, wo er sich hinsetzen, und seinem Untergang entgehen kann. Wird er nun ein Schiff gewahr, so fliegt er sehr hastig auf dasselbe zu, und sezt sich darauf, und verläßt es nicht eher, als bis der Sturm vorüber ist. Man sieht oft bei einem Sturm viele Hundert auf einem Schiffe sizen, die aus Furcht und Angst so zahm sind, daß sie sich mit den Händen fangen lassen.

So oft sich also ein solches Vögelchen einem Schiffe nähert, oder sich gar darauf sezt, erschrecken zwar die

Schiffer; allein im Herzen danken sie ihm doch, weil es sie vor naher Gefahr warnt. Und weil es das thut, nennt man es Sturmvogel. Einige Leute glauben, er heisse deßwegen Sturmvogel, weil er auch bei dem größten Sturm auf den Wellen herum laufen könne. Aber es ist falsch. Dicht über dem Wasser wegfliegen, und sich ein wenig eintauchen, kann er zwar; aber nicht drüber weglaufen, wie über eine Brücke.

Wie sieht denn dieser kleine Vogel aus? Allerliebst. Er hat einen langen dünnen, und an der Spitze ein wenig gekrümmten Schnabel, einen blauen Kopf, und einen blau und grünen Hals, der übrige Leib aber ist glänzend schwarz, und etwas weiß. Seine Flügel sind sehr lang, und reichen, wenn sie beisammen sind, weit über den Schwanz hinaus. Er hat also, nach Beschaffenheit seiner Grösse, die längsten Flügel unter allen Vögeln in der Welt. Uebrigens ist er ein sehr gefräßiger Vogel, der beim Fressen eher müde als satt wird. — Nun

Pelican,

Kropfgans oder Eselschreier, oder wie du sonst noch heissen magst, wie gieng es wohl zu, daß man von dir lange Zeit geglaubt hat, du hackest dir die Brust auf, und fütterst deine Jungen mit deinem eigenen Blut? Ja das weiß ich nicht. Vermuthlich haben die Leute, die das von mir sagten oder glaubten, mich nie in der Nähe gesehen, und einander nur etwas aufbinden wollen; oder sie glaubten, das Wasser und die Fische und Gewürme, die ich meinen Jungen aus meinem Beutel oder Sack, den ich unter meinem Schnabel hängen habe, vorspeye, sey Blut. Du hast recht, ehrliche Kropfgans, so mag diese dumme Fabel entstanden seyn.

Nicht wahr, Eselschreyer, du bist so groß, als ein Schwan, oder auch etwas grösser, siehst fast ganz weiß aus, hast beinahe einen Ellen langen, und zwei Finger breiten Schnabel, und unter demselben einen langen tiefen Sack hangen? Richtig, das habe ich. Und wie groß ist dieser Sack? Ueber eine Elle lang, und eine halbe Elle tief, und überhaupt so breit und groß, daß ich einen Menschenkopf hineinstecken kann. Auf der 5ten Tafel Figur 39 bin ich abgebildet *).

Bist du denn ein Menschenfresser? O nein, dafür bedanke ich mich. Ich fresse Fische und Gewürme, weil ich sie von Jugend auf gewohnt bin, und deren auch in meinem Vaterlande Asia, Afrika und Amerika in Menge finde. Und wie fängst du die Fische? Ich stecke meinen langen Schnabel ins Wasser, sperre ihn von einander, und fülle meinen Sack mit Wasser, Fischen und Gewürme an. Merke ich, daß ich eine Mahlzeit Fische gefangen habe, so zieh ich ihn heraus, und speise nun meinen Raub nach Bequemlichkeit auf. Habe ich Junge, so fliege ich mit vollem Sacke zu ihnen, und speye ihnen alles vor, was darin ist, Wasser, Fische und Gewürme.

Ich niste auf den Klippen, die nahe beim Meere liegen, ziehe alle Jahre 5 bis 6 Junge groß, und verlasse mit meinem Willen nie mein Vaterland, weil ich weder hoch, noch weit fliegen kann. Doch geschieht es zuweilen daß ich, oder eins von meinen Kindern, auf dem Meer verirren, und von einem Sturmwind nach Europa ge-

*) Schwan Anas cygnus, Gans Anas anser, Eidergans Anas molissima, Ente Anas domestica, Taucher Mergus, Sturmvogel Procellaria, Pelican Pelecanus onocrotalus, Möve Larus.

schleudert, oder von Menschen dahin geschleppt werden.

Beissen dich denn die Fische, die du fängst, nie in die Zunge, oder bohren sie dir nicht gar Löcher in deinen Sack, und entwischen dir wieder? O nein, beides müssen sie bleiben lassen. Denn erstlich habe ich keine Zunge; und das Durchbohren meines Sackes vergessen sie, weil ich ihnen gleich, sobald ich sie fange, den Leib zerbreche.

Ich fürchte mich sogar nicht einmal vor jungen Hunden und Katzen, denn so bald sie mir nahe kommen, schnappe ich sie weg, zerquetsche ihnen Kopf und Leib, und lasse sie in meinen Sack fallen, und von da nun Stückweise in meinen Magen marschieren.

Armer Pelican! Hast du denn wirklich keine Zunge? Nein. Ich brauche ja auch keine. Ich kann fressen, saufen und klappern, und wenn ich will, auch ziemlich schreyen. Heißt man mich nicht deßwegen auch Eselschreyer, weil ich gerade so schreien kann, wie ein Esel! Wie alt wirst du? Wenn es gut geht, fünfzig bis sechzig Jahre. Allein der hungrige Indianer erwürgt mich gewiß eher, als ich das dreißigste Jahr erreicht habe, und frißt mein Fleisch, das doch sehr nach Thran schmekt, samt Eingeweiden und allem, was darin steckt, gierig auf.

In Indien macht man die Kropfgänse zahm, und gebraucht sie zum Fischfangen. Denn sie schlagen mit ihren Flügeln ins Wasser, und jagen eine Partie Fische auf einen Klupp zusammen, schwimmen nun hastig auf sie zu, und fangen ihren Kropf voll davon, und leeren sie in den Fischerkahn aus. Und dieß machen sie fort, so lange man es haben will. Auch werden ihre Häute ge-

gerbt, und als Pelze getragen. Und ihre Taschen oder Kröpfe geben Geldbeutel.

Die Möve

ist ungefähr so groß, wie eine Ente, hat einen krummen spizigen Schnabel, und weisse, graue, schwarze und sonst noch allerhand gefärbte Federn, und hält sich in allen Meeren und großen Gewässern auf. Sie frißt Fische und Wallfisch-Speck. Und deßwegen trifft man im Eismeer, und vorzüglich bei Grönland und Spizbergen, die Möven in sehr großer Menge an. Sie sezen sich dort auf die getödteten Wallfische, und fressen sich in ihrem Speck satt, und scheuen die Menschen nicht, die ganz dicht an ihnen herum laufen und fahren.

Daß dieß nun die Speckschneider nicht zugeben wollen, weil sie zu viel Speck wegfressen, unter ihnen sogar unter den Füssen herum laufen, so werden sie haufenweise todt geschlagen. Ihren Namen hat die Möve von ihrem Geschrey, denn sie schreyt: Möve, möve! — Siehe Tafel 11 Figur 24.

Die wie vielste Ordnung der Vögel kommt jezt, liebe Kinder? Die vierte, die von den Sumpfvögeln, wozu der Storch, der Rohrdommel, die Schnepfe und der Strauß gehören. Nicht wahr, lieber Herr..? Ja! Aber auch der Kranich, der Reiher, oder Reiger, der Kibiz, das Wasserhuhn, der Trapp und der Casuar, und noch viele andere, weniger bekannte und ausländische Vögel gehören dazu.

Nun was sind denn wohl die Sumpfvögel für Vögel? Wer etwas von ihnen weiß, der sage es. — Sie haben lange halbrunde Schnäbel, lange nakte Füsse, und sehr

kurze Schwänze, und leben in sumpfichten Gegenden von Fischen, Schlangen und Fröschen, und andern Thierchen, die sich darin aufhalten. Man ißt ihr Fleisch, aber selten ihre Eyer. Und ihre Federn taugen, bis auf die Straußfedern, alle nichts. Sie legen 3 bis 50 Eyer alle Jahr, werden 10 bis 50 Jahre alt, und halten sich fast in allen Gegenden der Welt auf.

Der Storch

baut sein Nest auf die höchsten Häuser und Kirchen, auf alte Thürme und abgeköpfte Bäume unter freiem Himmel, läßt auf sich regnen und wehen, und fürchtet weder Blitz noch Donner. Ach, und seine Jungen fürchten sich auch nicht? Ich sollte es nicht denken, da sie ihre Aeltern, oder wenigstens ihre Mutter bei sich haben, die sie mit ihren Flügeln bedeckt, wenn es allzu heftig regnet oder hagelt. Und wo ein Thierchen seine Mutter bei sich hat, da fürchtet es sich vor nichts. Auch werden sie die Gewitter bald gewohnt, weil ihre Aeltern nur an denjenigen Orten von Deutschland nisten, wo öfters Gewitter sind.

Ich sah einmal, bei einem sehr starken Gewitter, zwey alte und vier junge Störche, auf einem sehr hohen Kirchendache in ihrem Nest beysammen stehen; die Alten standen in der Mitte, und die Jungen um sie herum. Und da es eben recht sehr zu blitzen und zu donnern anfieng, flog einer von den Alten, welches vermuthlich das Weibchen war, weg, holte etwas zu fressen, und kam in etlichen Augenblicken mit einer jungen Schlange in dem Schnabel wieder zurück. Er zerhackte die Schlange in kleine Stücke, und gab jedem von seinen Kindern etwas davon. Alle, die Alten und die Jungen, klapper-

ten vor Freude über diesen guten Fraß mit ihren Schnäbeln zusammen.

Wie groß ist den ein Storch? So groß ungefähr, als eine Gans. Und wie sieht er aus? Fast ganz weiß, denn nur sein Schwanz, und etwas von seinen Flügeln ist schwarz. Er hat sehr lange Füsse, und einen sehr langen Schnabel und frißt Fische, Schlangen und Frösche, und allerhand Gewürm, das er in den Sümpfen findet, darin er fast immer herum watet. Das heisse Afrika, und die wärmere Gegenden von Asia und Europa sind sein Vaterland. Zu uns nach Deutschland kommt er im März oder April, zieht 3 oder vier Junge groß, und fliegt mit denselben im September wieder dahin, wo er hergekommen ist. — Siehe Tafel 11. Figur 2.

Man schäzt den Storch sehr hoch, weil er nicht nur keinen Schaden thut, sondern sehr nüzlich ist, und die fatalen Schlangen wegfrißt. Ja der gemeine Mann hält ihn sogar für einen heiligen Vogel, den man auf keine Weise beleidigen dürfe; und glaubt ganz gewiß, er bringe Glück in dasjenige Haus, worauf er wohne. Er baut ihm deswegen zuweilen ein Nest auf sein Haus, und sorgt eifrig dafür, daß es in gutem Stande bleibe, damit es der Storch das nächste Jahr wieder bewohnen kann.

Denn so bald ein Storch im Frühjahr wieder in das Dorf kommt, worin er das vorige Jahr genistet hatte, so sucht er sein altes Nest wieder auf. Ist es noch da, und noch in gutem Stande, so puzt ers aus, und wohnt wieder darin. Ist es aber nicht mehr brauchbar, oder gar nicht mehr da, so holt er im nächsten besten Gehölze Reiser und Gerten, und baut sich ein neues Nest *). So ein

*) Siehe Conr. Gesnerum de avibus, p. 252.

fältig aber ist jezt doch wohl Niemand mehr, der da glaubte, daß die Störche das Feuer löschen, wenn in dem Hause, worauf sie wohnen, eins auskäme.

Es gibt auch schwarze Störche, die etwas kleiner sind, als die weissen, sich nur in Europa in dicken Wäldern, nahe bey Sümpfen aufhalten, und übrigens eben das fressen, was die weissen Störche fressen *).

Der Kranich

ist fast so groß, als der Storch, und in Europa und Asia zu Hause, hat aschgraue Federn, nistet auf Bäumen, und frißt allerhand Saamenkörner. Er ist ein sehr lustiger Vogel, er springt, tanzt, wirft Steine und Holz in die Luft, und thut, als wenn er sie mit dem Schnabel auffangen wollte, daß sie ihm nicht den Kopf zerschlagen, hält mit seinen Kameraden Wettläufe, und macht sonst noch allerhand lustige Possen. Er findet seine Nahrung auf den Getreidefeldern, und weiß sonderlich die Gerste treflich auszudreschen; und zum Nachtisch sucht er sich etliche Regenwürmer, oder ein paar andre kriechende Thierchen auf. Wenn er schläft, so steht er nur auf einem Bein.

*) Einst fischte man auf der Ostsee, und etlichen andern Gewässern, todt scheinende Störche heraus. Wie man sie aber in die Wärme brachte, wurden sie lebendig, und frassen gierig, was man ihnen vorwarf, siehe Kleins Historie der Vögel; und Baptista Fulgosi Kapitel de avibus animalibusque, et aliis admirandis p. 55. Dieser sagt, daß einst in einem Sumpf in England die Fischer gefischt, und statt der Fische, einen Haufen Störche heraus gezogen, die alle aneinander gehangen, so daß sie einander die Schnäbel in den Hintern gesteckt, und da man sie erwärmt, lebendig worden wären. Können also die Störche im Wasser überwintern, wie einige Schwalben?

Der Reiher

oder Reiger hält sich nur in Europa, nahe bei Fischteichen auf, ist aschgrau, und fast so groß als eine Gans, und frißt fast nichts, als Fische. Er fliegt über dem Wasser her, und stürzt plözlich auf denjenigen Fisch los, den er sieht, nimmt ihn in seinen Schnabel, und frißt ihn auf dem nächsten besten Baume auf. Man haßt ihn, weil er ein sehr gefährlicher Teichdieb ist. Es gibt auch weisse und schwarze Reiher. Man ißt die Reiher. Er wird mit Falken gejagt. — Siehe Tafel 5 Figur 37.

Der Rohrdommel

ist ein sehr träger Vogel. Er fliegt sehr langsam über dem Wasser und über der Erde weg, frißt Fische und Gewürme, und im Nothfall auch Mäuse, ist so groß als ein Storch, und sieht gelb und braungefleckt aus, und wohnt in Europa, Asia und Afrika im Rohr. Des Tags liegt er im Rohr verborgen, und des Nachts fliegt er auf seinen Raub aus. — Siehe Tafel 11 Figur 29.

Wenn er seinen Schnabel ins Wasser, oder in den Morast steckt, kann er entsezlich schreyen, und fast eben so, wie ein Ochse, brüllen. Menschen und Thiere sind in Gefahr, ihre Augen zu verlieren, oder sonst gefährlich verwundet zu werden, wenn sie einem Rohrdommel, bey dessen Verfolgung, allzu nahe kommen.

Die Schnepfe

ist für die reiche Leute ein willkommener Vogel; denn sie lassen sie braten, und essen ihr Fleisch, samt allem Dreck, der in ihrem Magen und Gedärmen steckt, als etwas delikates auf. Und damit ihnen der gebratene Schnepfendreck recht herrlich schmecke, streichen sie ihn auf weisses Brod, und essen ihn so noch viel lieber, als das gebratene

Fleisch des Vogels selbst. Doch muß man eben nicht vornehm und reich seyn, um eine Schnepfe, samt ihrem Dreck, essen zu dürfen. Die Jäger und viele andere Vogelsteller verzehren manche Schnepfe.

Glaubt ihr das, Kinder? O ja! Wir haben schon viele Schnepfen rupfen, braten und essen sehen. Sie sehen röthlich braun, und dunkelbraun gestreift aus, und sind zum Theil fast so groß, als unsre Haushühner; zum Theil aber haben sie kaum die Grösse einer Lerche, und nisten in Wäldern und Gehölzen, und fressen vermuthlich nichts als Saamenkörner, und allerhand gute Waldbeere. Nein, keins von beiden. Sie fressen nichts als Würmer und Insektenlarven, die sie aus der Erde hacken, und im Kuhmist und anderm Unrath finden.

O, möchte ich künftighin kein Schnepfenfleisch mehr essen, und noch viel weniger Schnepfendreck auf mein Brod streichen! Gut, mein Kind! Das heißt, so lange du keins von beiden hast. Ich versichere dir, Kaiser und Könige halten den Schnepfenbraten, und noch weit mehr den, auf weisses Brod geschmierten Schnepfendreck, für Leckerbissen *).

*) Conrad Gesner sagt in seinem Vogelbuch Seite 110: Der Schnepf hat gar ein lieblich Fleisch, darum wird er für ein Schläk gehalten. — Und Frisch schreibt in seiner Vorstellung der Vögel von Deutschland: die Schnepfen sind auf den Tafeln grosser Herrn so beliebt, daß man sie mit allem Koth im Magen und Därmen brätet, den gebratenen Koth auf Semmeln streicht, und als das herrlichste Leckerbischen achtet. Vielleicht fährt er fort, sollte der Kuhmist im Mai, wenn er eben so kostbar in Butter gebraten und zugerichtet würde, wie der Schnepfendreck, besser schmecken,

Es gibt etliche Sorten von Schnepfen? Die größte davon ist die gemeine Wald- oder Holzschnepfe, französisch Becasse, die sich in Wäldern oder doch nahe dabey aufhält, und die beste von allen Schnepfen ist. Die viel kleinere Heerschnepfe oder Himmelziege, französisch Becassine, trift man oft in grosser Anzahl auf dem freyem Felde an. Sie kann so hoch fliegen, daß man sie nicht mehr sehen, wohl aber noch Mek mek schreien, hören kann. Und eben deßwegen, weil sie wie eine Ziege schreien kann, nennt man sie auch Himmelsziege.

Der Kibiz

hat an Farbe und Lebensart viel Aehnliches mit der Schnepfe. Der gemeine Kibiz, der eben auch bey uns in Deutschland bekannt, und so groß, als eine Taube ist, hat dunkelbraune Federn, und am Kopf einen Federbusch, deßwegen man ihn auch hier und da Feldpfau nennt, und nistet in Teichen, zwisen den Binsen, und schreyt, wenn er seine Eyer legt, ganz erstaunend stark: Kibiz kibiz.

Und dieß grosse Geschrey ist eben sein Unglück. Denn nun kommen die Jäger, und andere Eyer- und Vogel-Diebe herbey, und nehmen ihm seine Eyer, und verkaufen, oder essen sie selbst als etwas delikates auf. Und wenn sie ihn selbst auch erwischen können, ist es ihnen herzlich lieb. Der arme Narr legt sogleich wieder neue Eyer. Und nimmt man sie ihm wieder, so legt er auch wohl noch zum drittenmale neue; aber nun nicht mehr.

Eine Art Kibiz nennt man Hausteufel, Streit-

und grössere Bissen geben. — Und endlich schließt er: Wir überlassen es denen, so stets was Ausserordentliches zur Speise begehren, zu Probe.

oder Kampfhahn, weil sie immer mit einander zancken und herumzausen. Des Nachts sizen sie ruhig bey einander, und fliegen auch wohl bey Tage mit einander haufenweise herum; sobald sie sich aber auf die Erde niedergelassen haben, oder sobald es Tag geworden ist, geht das Zupfen und Kämpfen wieder an. — Sind das nicht närrische Vögel?

Der Trappe

ist ein schöner grosser Vogel, der nicht fliegen, sondern nur schnell laufen oder trappen, und im Fall der Noth so geschwind springen, und über der Erde wegschurren kann, daß ihn oft kein Hund, geschweige denn ein Mensch einholen kann. Er kann 2 bis 3 Stunden in einem weg fortrennen, ohne sich irgendwo zu sezen und auszuruhen.

Preussen und Pohlen sind des Trappen Vaterland. Er kömmt aber auch zuweilen nach Böhmen und Deutschland, und nach mehrern Gegenden von Europa, nistet in Gerstenfeldern, und frißt grüne Saat, Rüben, Getreide und allerhand Gesäme. Und weil er gern auf Aeckern wohnt, wo Regenwasser stehen bleibt, so läßt er sich auch Frösche und Gewürme wohl schmecken. Er giebt einen guten dicken Braten, denn er wiegt gewöhnlich 10 bis 14 Pfund. Der Trapphahn ist so groß, als ein Puter oder wälscher Hahn, hat an Kopf und Hals aschgraue, am Unterleib weisse, und am Oberleib und den Flügeln ziegelroth und schwarzgeflekte Federn, und unter dem Kinn einen Federnbart. Die Traphenne hingegen ist fast um die Hälfte kleiner, und sieht beinahe wie eine Lerche aus. Sie budelt sich ein Loch in die Erde, und legt 2 Eyer darein, die sie in 30 Tagen mit vieler

Müh und Angst ausbrütet. — Und warum mit Angst? Weil sie sich vor den Jägern und ihren Hunden entsezlich fürchtet, und allemal, wenn sie dieselben in der Nähe spürt, ihre Eyer unter einen Flügel stecken, und mit vieler Gefahr, sie zu verlieren, davon fliehen muß. Kann sie sich denn nicht auf einen niedrigen Baum schwingen, und daselbst retten? O ja, das kann ein Trappe wohl; allein an den Aesten festhalten kann er sich nicht, weil er nur 3 Zehen nach vorn, und keinen nach hinten hat. Er stürzt also gleich herunter. Siehe Taf. 12 Fig. 18.

Der Trappenzwerg, oder der kleinere Trappe unterscheidet sich von dem grossen nur dadurch, daß er viel kleiner ist, etwas andere Federn hat, 3 bis 5 Eyer legt, und nicht in Deutschland angetroffen wird. Die übrigen Trappenarten halten sich in Arabien und Aethiopien auf.

Endlich kommt die Reihe an dich, grosser

Strauß!

Du weißt doch, daß du der größte Vogel, der Riese unter allen Vögeln in der Welt bist? O ja, das weiß ich wohl. Ich bin so groß, als der größte Mensch, und wäge 60 bis 80 Pfund. Nicht wahr, ich gebe einen ziemlichen Braten? So, kann man dich also essen? Ja freilich, und meine Eyer auch. Meine Eyer sind so groß, daß sich 2 bis 3 Personen an einem einzigen satt essen können: denn sie sind so groß, als ein kleiner Kindskopf, und wägen 4 bis 6 Pfund.

Und solche große Eyer lege ich alle Jahr 30 bis 40 *).

*) Einige Reisebeschreiber sagen, der Strauß lege alle Jahr fünfzig bis sechzig Eyer. Und Aelian in seiner histor. anim. Lib. 14. Cap. 7. meynt gar, er lege über achtzig

O, das ist erstaunlich viel! So viel Eyer legt gewiß kein einziger grosser Vogel. Wenn du sie ausbrütest, so muß es entsezlich viel Straussen geben. Thust du das wohl, und brütest alle aus? — Doch davon nachher.

Sage mir erst großer Strauß, wo du zu Hause bist? Ich wohne in den unfruchtbaren Wüsten von Afrika, Arabien und Indien, wo keine Menschen wohnen, und auch selten welche hinkommen. Und, o wie lieb wäre es mir nicht, wenn ich nie keinen Menschen sähe! Denn so oft einer zu mir kommt, raubt er mir meine Eyer, oder meine Jungen, oder bringt mich gar selbst ums Leben. Wie sehr mich oft die häßlichen Neger quälen und verfolgen, ist nicht zu sagen.

Was frissest du? Kraut und Gras, Saamenkörner und Nüsse, und viele andere Baumfrüchte, die ich erwischen kann. Selten aber werd ich von diesen Dingen satt, daher stopfe ich meinen Magen gewöhnlich noch mit Steinen, Holz, Knochen, Stricken, Leder, Eisen, Kupfer, Messing, Zinn, Blei und Glas an. Und zuweilen bin ich auch so dumm, und verschlinge glühende Kohlen, die mir aber übel bekommen.

Wie alt wirst du? Sechzig bis siebenzig Jahre, wenn mir kein Unfall begegnet. Werde ich aber gefangen, zum Reiten gebraucht, öfters meiner Federn beraubt, und sonst noch auf andere Art gequält, so dauert mein Leben freilich kaum halb so lange. Reitet man denn auf dir? Ja, aber nur zum Spaß. Auch in Karren spannen mich die muthwilligen Neger zuweilen. Denn ich bin

Eyer. Und diese Eyer sollen, nach Klein, in seiner Sammlung von Vogeleyern; und nach Schaw, in seiner Reise fünfzehn Pfund wägen. Alles ist falsch.

sehr stark und flink, und kann in einer Stunde 5 bis 6 Stunden weit laufen. Sammt Karren und Reiter? Ja, mit beiden. Aber wehe dem Neger, der auf dem Karren, oder auf meinem Rücken sizt, wenn er das schnelle Fahren oder Reiten nicht gewohnt ist; es vergeht ihm Sehen, Hören und Athemholen.

Nun erzähle mir, dummer Strauß, wie du vom Kopf bis auf die Zehen oder Klauen aussiehst, und wie es mit dem Ausbrüten deiner Eyer zugeht. Ich bin, wie gesagt, größer, als der größte Mensch, und ganz gewiß so groß, als ein Dragoner, der zu Pferde sizt, und gleiche sehr viel dem vierfüssigen Thier, das man Cameel nennt, siehe Tafel 2 Figur 13. Mein Kopf hat viel Aehnlichkeit mit einem Gänsekopf. Mein Schnabel ist kurz, krumm und spizig. Die Oeffnung meiner Ohren liegt ganz unbedeckt. Meine obern Augenlieder sind beweglich, und mit langen Augenwimpern versehen, wie beim Menschen. Ich kann auch, wie der Mensch, einerlei Sache mit beiden Augen zugleich ansehen.

Mein Hals ist sehr lang und dünn, und nebst dem größten Theil meines Körpers, mit dicken weissen Haaren bedeckt. In meinen Flügeln hingegen und in meinem Schwanze habe ich mehrentheils schöne weisse, doch aber auch viele schwarze und graue Federn. Und dieß sind die bekannten Federn, um deren willen mich die Neger entsezlich ängstigen, und jämmerlich zu tode prügeln. Sie verkaufen sie an die Europäer, die sie auf die Hüte und Köpfe stecken, Fächer, Muffen und Pferdebüsche, und sonst noch allerhand Puz und Zierrathen davon machen. Meine schwarzen Federn sind theurer, als meine weissen, weil ich deren weniger habe.

Meine Füsse sind kahl, und sehr lang, und mit 2 Zehen oder Klauen versehen; denn ich bin der einzige Vogel in der Welt, der nur 2 Zehen hat. Fliegen kann ich nicht, weil meine Flügel zu klein, und die Last meines Körpers zu groß ist. Aber laufen kann ich entsezlich geschwind, so geschwind, daß mich weder Menschen noch Hunde und Pferde einholen können. Und doch gelingt es den listigen Negern, mich endlich zu fangen.

Was meine Eyer anbetrifft, so sind sie wirklich so groß, als ein kleiner Kindskopf, länglich rund, glatt und weißlich, mit kleinen Pünktchen versehen. Man kann sie essen, und aus der Schale allerhand Trinkgeschirre machen, weil sie ziemlich dick, und steinhart ist. Die Franzosen und Holländer bringen sie häufig nach Europa, und verkaufen sie an Naturalien-Liebhaber. Es kostet eins gewöhnlich einen Gulden, und wenn es recht schön ist, wohl noch mehr.

Und wie viel brütest du von den 30 bis 40 Eyern aus, die du alle Jahr legst? Kaum den vierten Theil. Denn viele stiehlt man mir; und viele lege ich blos deßwegen, damit meine Jungen gleich etwas zu fressen finden, wenn sie lebendig geworden sind, und die Schale verlassen haben. Und von diesen sterben doch immer noch viele Hunger, oder kommen auf der Flucht vor den bösen Negern um.

Ich lege meine Eyer geschwind hinter einander her in den heissen Sand. Aber nicht alle 30 oder 40 auf einen einzigen Haufen, sondern nur allemal 10 bis 12 zusammen, in einem kleinen Kreise herum. Einige davon brüte ich selbst aus, wenn ich nicht davon verjagt werde; die andern aber lasse ich den heissen Sand ausbrüten.

Du klagst über die unbarmherzigen Neger, dummer Strauß, daß sie dich immer ängstigten, und grausam verfolgten; warum wehrst du dich denn nicht gegen sie? O ich thue es ja! Ich schlage manchem Arme und Beine ab, und schlize ihm oft, sammt seinem Hunde und Pferde, den Leib auf; aber es kommen immer wieder andere Mörder, die mich endlich, wenn sie mich zwei oder drei Tage im Kreise herum gejagt, abgemattet und ausgehungert haben, nöthigen, daß ich meinen Kopf in den Sand, oder sonst wohin stecke, mich fangen und tödten, oder lebendig in Gefangenschaft führen lasse *).

In der Gefangenschaft habe ichs zwar gut. Ich habe Fressen genug, kann hüpfen und springen, wie ich will. Aber ich muß es mir gefallen lassen, daß man mir von Zeit zu Zeit meine Federn auszieht, mich endlich gar abschlachtet, und aus meiner Haut allerhand Kleidungsstüke macht. Einige Afrikaner fangen alle Jahr eine Menge von uns zusammen, und ziehen uns um der Federn willen auf. Nach Europa wird selten ein lebendiger Strauß gebracht.

Im südlichen Amerika hält sich ein sehr grosser Vo-

*) Der Strauß lauft auf der Flucht immer im Kreise herum. Sein Feind darf also nur in der Mitte bleiben, ihn immer im Gesichte behalten, und zu keinem Fraß kommen lassen, so steht er endlich stille, stekt seinen Kopf in den Sand, und läßt sich fangen, und mit sich anfangen, was man will. Verstekt er seinen Kopf etwa deßwegen, daß man ihn nicht sehen soll? Oder will er nur seinen Kopf in Sicherheit bringen? Beides zeugt, daß der Strauß ein recht sehr dummer Vogel sey. Er sollte sich wenigstens noch wehren, so lange er könnte.

gel, der, wegen seiner Aesnlichkeit mit dem afrikanischen Strauß, der amerikanische Strauß oder Straußbastrad genannt wird.

Der Casuar

ist merklich kleiner, als der Strauß, aber doch noch immer so groß, als ein Schaaf. Er sieht schwarz aus, hat auf dem Kopf eine knöcherne, mit einer braunen Haut überzogene Haube, und am Hals rothe und blaue Geflechte, wie der Puterhahn, und an den Füssen 3 Zehen. Die Insein Banda, Java und Sumatra in Ostindien sind sein Vaterland. Er frißt fast alles, was der Strauß frißt, und legt graugrüne Eyer, die zwar nicht so dik, aber länger, als die Strausseneyer, und mit grünen Knötchen besezt sind. Er hat sehr kleine Flügel, und gar keinen Schwanz, und kann noch viel weniger fliegen, als der Strauß. Es gibt sehr wenig Casuar. — Siehe Tafel 12 Figur 26 *).

Auf der Insel Frankreich in Afrika, neben der grossen Insel Maoagascar, gibt es einen sehr übel, oder sonderbar gebildeten grossen Vogel, der Dronte genannt wird. und wegen seiner Dike kaum laufen kann **).

Der Flamant, die Löffelgans, die Numidische Jungfer, der Wachtelkönig, der Regenpfeifer der

*) Storch ardea ciconia, Kranich arde crus, Reiher ardea cinera, Rohrdummel ardea stellaris. Schnepfe scolopax, Waldschnepfe scolopax rusticola, Heerschnepfe scolopax gellinago. Kibiz tringa, Hausteufel tringa pugnax, Trappe otis tarba. Strauß struthio, Casuar struthio casuarius.

**) Die Existenz der Droute (Didus ineptus) ist bis jezt noch nicht erwiesen, die Abbildung davon wird von einigen Naturforscher für einen verzeichneten Casuar gehalten.

Mornel, der Austerndieb, der Säbelschnäbler ꝛc. sind auch noch merkwürdige, aber mehrentheils ausländischen und wenig bekannte Sumpfvögel. Der Säbelschnäbler hat einen oberwärts gebogenen Schnabel.

Die Hühner

machen die fünfte Ordnung der Vögel aus. — Es gehören dazu der Pfau, der wälsche Hahn oder Puter, der Haushahn und seine Henne, der Phasan, das Perlhuhn der Auerhahn, der Birkhahn, das Haselhuhn, das Rebhuhn und die Wachtel.

Alle die Vögel haben einen kurzen runden Schnabel, vier Zehen, und zum Theil auch noch einen, oder gar zwey Sporn, fressen allerhand Saamenkörner, können ziemlich schnell laufen, aber weder sonderlich hoch, noch lange hinter einander fliegen, haben einen fleischichten wohlschmeckenden Körper, und ein etwas härteres Fell, als andere Vögel.

Sie nisten ohne sonderliche Kunst auf die Erde, legen alle Jahr 10, 20 bis 100 Eyer, und brüten davon viele auf einmal aus. Ihre Jungen locken sie zur Speise. Sie werden leicht zahm, und nützen mit ihren Eyern, und mit ihrem Fleische. Ihre Federn aber taugen, bis auf die schönen Spiegelfedern des Pfauen, wenig. Sie haben allerhand Farben, und werden 10 bis 20 Jahr alt.

Der Pfau

ist der schönste Vogel in der Welt. Er übertrifft alle Vögel und alle übrigen lebendigen Thiere, sie mögen auch so schön seyn, als sie wollen, an Schönheit. Wer schon einen drey- oder vierjährigen Pfauenhahn gesehen

hat, wird es wissen. Was hat er nicht für einen trefflichen blauen Hals? Welch herrliche Farben glänzen nicht in seinem Federbusch auf dem Kopf? Wie groß ist nicht die Pracht seiner Spiegelfedern im Schwanz? Und welch entzückender Anblick ist es nicht, wenn er diese Schwanzspiegelfedern erhebt, und damit ein Rad schlägt? Kurz, jedermann der den stolzen Pfauen sieht, muß sagen, daß er ein bewundernswürdiger Vogel sey. — So schön aber der Pfau ist, so häßlich ist seine Stimme. Er schreyt oft eine Stunde lang in einem weg sein ärgerliches Echo echo. Ja, ja, ich habe es leider schon oft gehört. Es klingt so widerlich, daß man das Kopfweh davon bekommen möchte. Ich weiß auch, wie groß er ist, und wie er sonst noch, nebst seiner Henne aussieht, denn ich sah lezthin einen in der Nähe, da er eben seine herrlichen Spiegelfedern erhob, und ein Rad damit schlug. — Auf der 9 Tafel Figur 17 ist ein Pfau abgebildet.

Er ist so groß oder etwas größer, als ein Puter, hat einen kleinen blauen Kopf, und um die Augen einen weissen Strich. Sein langer dünner Hals und seine Brust sind blau, sein Rücken ist weißgrau und schwarzgeflekt. Er kann auf die höchsten Häuser und Bäume fliegen, und frißt Gerste und anderes Getreide. Auch Insekten frißt er gern. Wenn er aber Holunderblüthe oder Brennesselnblätter frißt, so wird er tödtlich krank oder stirbt gar daran. — Die Pfauenhenne aber ist merklich kleiner, und fast ganz grau, und lange nicht so schön, als der Hahn, und legt alle Jahr acht bis zwölf Eyer, die sie entweder selbst ausbrütet, oder das nächste das beste Haushuhn ausbrüten läßt.

Ist das Pfauenhähnchen gleich so schön, wenn es aus dem Ey schlupft? Nein erst im dritten Jahr bekommt es seine prächtigen Spiegelfedern. Wie alt wird ein Pfau? 20 bis 25 Jahre. Gibt es viele in Europa? Denn er ist doch vermuthlich ein Ausländer? Nein, es gibt nicht sonderlich viel, denn sie sind sehr theuer, und dabei sehr böse Thiere. Sie zerhacken alles, wo sie hinkommen, fliegen den Menschen auf den Leib, und haken ihnen Löcher ins Gesicht, oder gar die Augen aus, und spielen auf den Hühnerhöfen den Herrn, und wissen sich bei allem andern Geflügel in Ansehen zu setzen, daß sich kein anderes Huhn unterstehet, etwas zu fressen, bis erst der stolze Pfau seine Mahlzeit vollendet hat. Er kann sich fast mit keinem Vogel, als mit der Taube vertragen.

Es gibt auch bunte und ganz weisse Pfauen, die aber nur Abänderungen, und keine verschiedene Arten sind. Denn zuerst waren alle schön, wie sie aus Indien, ihrem Vaterlande kamen. Nach und nach aber wurden sie bunt und endlich gar weiß, wie die in Norwegen, Schweden und Rußland. In Indien gibt es ganze Heerden von Pfauen, wie bei uns Sperlinge. Man ißt ihr Fleisch, und gebraucht ihre Spiegelfedern zu allerhand Zierrathen. Und ehedem machte man auch allerhand Wedel oder Fächer, und sogar eine Art Zeug davon. Bei seiner jährlichen Mauszeit fallen ihm fast alle seine schöne Spiegelfedern aus. Er bekommt aber allemal bald wieder neue dafür.

Es ist allerliebst anzusehen, wenn ein alter Pfau seine Kinder fliegen lehrt. Des Abends sezt er sich gern auf hohe Bäume, und übernachtet darauf. Weil ihm nun seine Kinder nicht nachfliegen können, so trägt er eins

ums andere auf dem Rücken hinauf. Sobald es aber Tag geworden ist, fliegt der Alte fort, und die Jungen machen es nach, so gut sie es können. Und so lernen sie nach und nach fliegen.

Den wälschen Hahn

Trut- oder Indischen oder Calecutischen Hahn, Puter oder Kurre, oder wie er sonst noch heissen mag, kennt Jedermann, und also auch ihr, liebe Kinder, da es fast in allen Hühnerställen welche gibt. Ihr habt gewiß schon viele gesehen, und vielleicht gar selbst welche gegessen. Sie rathen gut, lieber Herr..! Wir kennen die Puter schon lange, und haben auch schon welche gegessen. Sie schmecken ganz vortrefflich, wenn sie jung und gut gefüttert worden sind. — Auf der 9ten Tafel Figur 21 ist ein Puterhahn, und links über ihm eine Puterhenne abgebildet.

Sie sind merklich grösser, als die Gänse, sehen fast ganz weiß aus, und haben am Kopf und Hals eine bläuliche Haut hängen, die sie, wenn sie ernsthaft oder zornig geworden sind, schön hellroth aufblasen können. Es sind überhaupt ganz sonderbare Vögel, mit denen man viel Spaß haben kann. Wenn man ihnen ruft: Ich hab' mehr roth, als du, so werden sie entsezlich böse, schlagen ein Rad, und schreyen: Puter puter puter, oder Kurre kurre kurre. Zeigt man ihnen aber etwas rothes, oder hat Jemand gar selbst ein rothes Kleid an, so werden sie noch erbitterter, und gehen ganz wüthend mit ausgespannten Flügeln auf die Leute los, und würden ihnen gewiß auf den Leib fliegen und sie verwunden, wenn sie stehen blieben.

Nicht wahr, lieber Herr... so macht es der Puder?

Ja, mein Kind, vollkommen so. Er kann schlechterdings nicht rothes vertragen. So bald er etwas rothes sieht, oder sonst von Jemand böse gemacht worden ist, bläset er seine Haut an Kopf und Hals auf, schlägt ein Rad nach dem andern, rauscht mit seinen ausgespannten Flügeln dicht an der Erde hin, und raset mit dumpfichtem Kullern, ganz wüthend auf das los, was ihm zuwider ist, und jagt es fort, oder zerhakt es gewaltig, und läßt dabei sehr oft sein Puter puter, oder sein Kurre kurre hören.

Die wälsche Henne ist kleiner, als der Hahn, und kann auch ein Radschlagen, wie die Pfauenhenne. Sie legt alle Jahr 15 bis 20 Eyer, die etwas grösser als die gemeinen Hühnereyer, und weiß und mit gelbröthlichen Flecken gezeichnet sind. Wenn sie einen Raubvogel in der Luft schweben sieht, so ruft sie hastig ihre Kinder zusammen, und versteckt sich mit ihnen; oder sie fallen plözlich zu Erde, und bleiben so lange wie todt liegen, bis sie von ihrer Mutter Nachricht kriegen, daß der böse Räuber fort sey. — Was frißt der Puter? Alles, was das andere zahme Geflügel auch frißt, Gerste, Hafer, Wicken, und Brod, und was man ihnen sonst noch vorwirft. Nordamerika ist sein Vaterland. Man sollte ihn also den amerikanischen und nicht den calecutischen Hahn nennen, denn in dem Königreich Calecut in Ostindien gab es niemals wilde Puter, wie man ehedem glaubte. Erst nach Entdeckung der neuen Welt, oder Amerika, wurden sie in der alten Welt bekannt, und kamen zuerst nach England und Frankreich; und von hieraus brachte man sie allenthalben hin. König Carl der neunte in Frankreich soll an seiner Hochzeit im Jahr 1560 den ersten

Puter, der nach Frankreich gekommen ist, gespeiset haben. — Es gibt allerhand Puter, weisse, schwarze und weißgeflekte, weiß und gelbröthliche und graue.

Soll ich euch denn auch etwas von dem muthwilligen

Haushahn

und seiner trägen Henne erzählen? Ach ja, thun Sie es! Ich dächte aber, die kenntet ihr vor allen Vögeln und andern Thieren am besten, da sie immer vor euern Augen herum laufen? Das kennen wir auch, allein wir wissen doch wohl weiter nichts von ihnen, als daß sie weisse schwarze, gelbe, rothe und bunte Federn; einen in die Höhe stehenden Schwanz; und auf der Stirn einen rothen fleischernen Kamm haben; daß der Hahn kräht, und bei Tag und bei Nacht sein stolzes Ki kridi ki, Ki kridi ki hören läßt; und die Henne gluchzt, und wohl hundert mal Gak gak gak gaak schreit, wenn sie ein Ey gelegt hat, oder wie die Biene in der Fabel sagt: Daß sie bei einem Eye aus vollem Halse zehnmal schreye; daß sich der Hahn mit der Henne begattet oder sie tritt, und diese alle Jahr 60 bis 100, und wo ich nicht irre, gar hundert und fünfzig Eyer legt; und wenn mans haben will, 10 bis 15 Eyer ausbrütet, und sobald sie Mutter geworden ist, mit ihren Kindern behutsam herum zieht, und eifrig für ihre Nahrung und Auferziehung sorgt: und weil sie das thut, und dabei immer Gluck gluck gluck ruft, nennt man sie auch Gluckhenne.

O, wie sehr ist nicht eine solche Gluckhenne in Aengsten, wenn sie mit ihren gesammten Kindern bei einem Teich vorbei zieht, und eins von ihren Stiefkindern — denn die Hühner brüten auch Enten aus — ins Wasser geht, und flink darin herum schwimmt, und nicht wieder

heraus will, sie mag ihm auch noch so ängstlich locken, und mit strupfichtem Gefieder, das Ufer zehnmal auf und nieder springen.

Wenn ein Huhn sonst sehr gefräßig, und fast nimmer satt ist, so leidet es gewöhnlich Hunger, wenn es Kinder hat. Findet es Saamenkörner oder Brosamen, so frißt es nichts davon, sondern lokt seine Kinder herbey, die allemal geschwind kommen, und alles hastig aufzehren. War es vorher schüchtern, und lief es dem kleinsten Thierchen aus dem Wege, so ist es nun sehr beherzt, und fliegt dem größten Hunde auf den Kopf, und wehrt sich gegen ihn, wenn er seine Kinder beleidigen will. Bey der geringsten Gefahr nimmt es alle unter die Flügel, und erwärmt und beschüzt sie.

Der Hahn und seine Henne, und alle ihre Kinder fressen alle Arten von Getreide und andere Saamenkörner, auch Brod und fast alles, was der Mensch ißt. Und wo sie Gras und andere zarte Gewächse antreffen, picken sie gern etwas davon weg. Sie scharren gern im Mist und in der Erde, und suchen Saamenkörner und Würmer, und fressen immer fort, so lange sie etwas finden. Von dem Futter, das man ihnen vorwirft, lassen sie gewiß nichts liegen. Sollten sie sich aber von den einzelnen Körnchen und Würmchen, die sie aus der Erde scharren, nähren, so müßten sie herzlich lange zubringen, ehe sie satt würden.

Der Hahn ist grösser, als das Huhn, hat auch einen größern Kamm, und einen Sporn an den Füssen. Siehe Tafel 9 Figur 20 und 23. Er hat es gern, wenn er 10 bis 15 Hennen unter seinem Commando hat, und leidet es nicht, daß ihm ein fremder Hahn in sein Gehäge

kommt. Wenn aber doch einer so kühn ist, und kommt, so geht er mit feurigen Augen und emporsteigenden Federn auf ihn los, fällt ihn wüthend an, und kämpft so lange mit ihm, bis er wieder fortgeht, oder einer von beiden tödtlich verwundet, oder gar todt gemacht worden ist. Seine Hühner müssen alles thun, was er haben will, oder er kneift sie gewaltig, und jägt sie im Stall, oder im ganzen Hofe herum. Dagegen aber ist er auch sehr ernstlich um seine Hühner bekümmert. Denn so bald es Tag geworden ist, besucht er sie, und sieht zu, ob ihm keines fehlet, und bleibt nun immer bei ihnen. Er läßt sie nie aus den Augen, und begleitet und vertheidiget sie allenthalben. Er sucht die verlaufenen auf, bringt sie wieder zusammen und hält nicht eher seine Mahlzeit, als bis er erst um sich her seine Heerde fressen sieht. Wie heftig schreyt er nicht, wenn ein fremder Mensch oder ein Hund in den Hof tritt, oder wenn er den Sperber, oder sonst einen Feind seiner Hühner sieht? *)

Einige Leute nennen den Hahn auch Gul, Güggel oder Goggeler. Und Nachtwächter heißt er deßwegen, weil er des Nachts in verschiedenen Stunden krähet, und die Leute vom Schlaf aufweckt, oder zur Arbeit ruft. Fallen euch hier nicht die schlauen Mädchen in Gellerts Fabel ein?

Zwey Mädchen brachten ihre Tage
Bei einer alten Baase zu.
Die Alte hielt, zu ihrer Muhmen Plage,
Sehr wenig von der Morgenruh.

*) Die alten Römer nahmen aus dem Fressen der Hühner auguria her.

Kaum krähte noch der Hahn bei frühem Tage;
So rief sie schon: Steht auf, ihr Mädchen, es ist spät,
Der Hahn hat schon zweimal gekräht *).
Die Mädchen, die so gern noch mehr geschlafen hätten,
Denn überhaupt sagt man, daß es kein Mädchen gibt
Die nicht den Schlaf und ihr Gesichte liebt,
Die wunden sich in ihren weichen Betten,
Und schwuren dem verdammten Hahn
Den Tod, und thaten ihm, da sie die Zeit ersahn,
Den ärgsten Tod rachsüchtig an ꝛc.

Ein gutes Huhn, das genug zu fressen hat, legt beynahe das ganze Jahr durch fast alle Tage, oder doch wenigstens alle um den andern Tag, gewiß ein Ey, und — und — ach, nun weiß ich nichts mehr!

Doch noch eins! Es gibt auch Hühner ohne Schwanz, oder Kluthühner. — Sodann gibt es auch Hühner denen alle ihre Federn verkehrt auf dem Leibe sizen, und die struppichte Hühner genannt werden. Und wie viele Hühner gibt es nicht, die keine Eyer legen, und Kapaunen genannt werden? Sie — Geduld, mein Kind! Die Kapaunen sind keine Hühner, sondern Häh-

*) Gewöhnlich kräht der Hahn dreimal in der Nacht, um zwölfe, um zwey, und kurz ehe es Tag wird. Den Tag über aber kräht er, wenn es ihm einfällt. Und dieß thut er auch zuweilen des Nachts, wenn er ander Wetter merkt, oder ihm sein Nachbar eins vorkräht, oder der Nachtwächter oder sonst ein lustiger Mensch das Hahnengeschrey nachgemacht hat. Und kräht erst irgendwo ein Hahn, so krähen in kurzer Zeit alle in der Nachbarschaft nach. Excubitorque diem cantu praedixerat ales.

ne, die niemals Eyer legen, auch die Hühner nicht treten, sondern bloß zum Abschlachten bestimmt sind *).

Die Kapaunen haben eine heischere Stimme, und krähen wenig oder selten, werden bald dik und fett und geben einen guten Braten, oder sonst eine gute Mahlzeit.

Auf der 9ten Tafel ist die ganze Haushühner-Familie, ihr Stall und die Leiter, auf welcher sie hinauf steigen, abgebildet. Figur 20 ist der Hahn, und Figur 23 seine Henne und ihre Küchlein; Figur 24 ist ein Klukhuhn; Figur 30 ist eine, auf den Eyern sizende Bruthenne; und Figur 31 ist eine struppichte Henne abgebildet.

Die Kapaunen mausen sich nicht, wohl aber die Hähne und Hühner und dieß alle Mahl im Herbst, oder zu Anfang des Winters. Und in dieser Mausezeit legt das Huhn keine Eyer; sonst aber legt es, wenn es nämlich gut gehalten wird, fast alle Tage, aber doch gewiß alle um den andern Tag, ein Ey. Ja man hat Beyspiele, daß Hühner auch 2 Eyer in einem Tage gelegt haben. Und so oft das Huhn ein Ey gelegt hat, schreyt es fast eine Viertelstunde in einem weg sein widerliches Gak gak gak gaak.

Zuweilen legen die Hühner auch Eyer ohne Schale oder Windeyer. Und dann und wann findet man auch Eyer, darin 2 Dotter sind. Auch fehlts nicht an Beyspielen, daß die Hühner lebendige Küchlein zur Welt gebracht haben *).

*) Die Kapaunen sind bey den Vögeln das, was die Wallachen bey den Pferden, und die Schöpse oder Hammel bey den Schaafen sind.

*) Siehe neues Hamburgisches Magazin Stük 48, Seite 458; Breslauische Samml. 1717. Novemb. Seite 346; und Acta Natur. Curios. Dec III. An. I. Obs. 42. pag. 60.

Ey ist es wahr, daß die Hühner sterben, wenn man ihnen bittere Mandeln zu fressen giebt? Ja freilich! Auch Kaffeebohnen und Branntwein sind ihnen tödtlich.

Ist es euch wohl lieb, Kinder, wenn ich euch noch erzähle, was man hier und da in der Welt, und vorzüglich in England für Späße, oder vielmehr für Mißhandlungen mit den Hähnen treibt? Denkt einmal man lehrt sie 3 bis 4 Wochen lang, mit vieler Mühe und Sorgfalt, mit einander kämpfen und macht sie entsezlich kühn und wild. Man schneidet ihnen die Sporn ab, und sezt ihnen dafür stählerne an, die ziemlich lang und sehr spizzig sind, und läßt sie an einem bestimmten Tag in Gegenwart vieler hundert Zuschauer auf einander los gehen.

So bald sich die zwey Kampfhähne sehen, fahren sie mit grosser Wuth auf einander los, reissen und hacken sich, treten wieder zurück, wie die Ziegenböcke, die sich mit einander stossen, greiffen aber einander immer heftiger an, und hören nicht eher mit Hacken und Reissen auf, als bis einer überwunden, und tödtlich verwundet, oder gar todt gemacht worden ist.

Der Sieger stellt sich sodann nach glüklich geendigter Schlacht, stolz auf den Kampfplaz, und guckt freudig umher, ob man ihn auch sehe. Der Ueberwundene hingegen läßt alle seine Federn sinken, und ist froh, wenn er sich in den nächsten den besten Schlupfwinkel verstecken kann. Die Engländer halten alle Jahr solche Hahnengefechte, und wetten oft etliche hundert Thaler mit einander, welcher Hahn wohl siegen werde *).

*) Schon die Athenienser hielten ehedem, zum Andenken eines Sieges, den ihr Feldherr Themistocles gegen die

Der Phasan

ist, nach dem Pfauen, fast der schönste Vogel in der Welt. Er ist so groß, als ein Haushahn, hat am Hals meist lauter graue, am Leib und den Flügeln aber lauter goldgelbe Federn, und einen Ellen langen Schwanz, mit dem er aber kein Rad schlagen kann, wie der Pfau und der Puter. — Siehe Tafel 9 Figur 18.

Es gibt aber auch weisse und bunte Phasanen. Und wo denn? In den Höfen und Gärten reicher und vornehmer Leute. In Asia aber und Afrika fliegen sie wild herum. Ihr wahres Vaterland ist das Fürstenthum Mingrelien in Georgien, am schwarzen Meer beim Fluß Phasis, das vor Zeiten Kolchis hieß, wo ihn ehedem einige Griechen, die man Argonauten nannte, gefangen, und mit sich nach ihrem Vaterlande genommen haben. Und von Griechenland aus kamen sie nach und

Perser gewonnen hatte, öffentliche Hahnengefechte. Da nähmlich Themistocles merkte, daß seine Soldaten muthlos waren, rief er ihnen, da so eben etliche Hähne vor ihren Augen mit einander kämpften, zu: Sehet, Athenienser, den unüberwindlichen Muth dieser Thiere, die doch um nichts, als um den Sieg mit einander kämpfen. Ihr hingegen wolltet muthlos seyn, da ihr doch für euren Heerd und Familie, für die ehrwürdigen Gräber eurer verstorbenen Väter, und für eure Freyheit streitet? Siehe *Aeliani* var. hist. lib, 2. cap. 28. — Auch die alten Römer hielten ehedem, nach dem Zeugniß *Plinii* lib. 10. cap. 21. in verschiedenen Städten ihres Gebiets feyerliche Hahnengefechte.

nach fast in alle Gegenden der Welt *). Seinen Namen Phasan hat er von dem Flusse Phasis.

Das Perlhuhn

ist etwas grösser als unser Haushuhn, hat dunkelbraune weißgefleckte Federn und einen hängenden Schwanz, und legt röthliche Eyer, die fast so groß sind, als unsere gemeinen Hühnereyer, und auch eben so gut schmecken. Man zieht bei uns die Perlhühner nicht gern auf, weil sie sich mit dem andern Geflügel, und vorzüglich mit den Haushähnen, gar nicht vertragen können. Sie streiten immer mit einander über die Oberherrschaft auf dem Hühnerhof. Sie sind in Afrika zu Hause, und haben ihren Namen von den vielen, Linsen grossen weissen Fleckchen, die in der Ferne wie Perlen aussehen.

Der Auerhahn

ist zwei bis drei Mal größer, als der Haushahn, hat graue und braungefleckte Federn, und wie alle folgenden Hühner, rauhe, behaarte oder gefiederte Füsse, und einen rothen Strich um die Augen, und hält sich fast in ganz Europa, und auch hier und da in Deutschland, in hohen waldichten Gegenden auf, legt 8 bis 12 Eyer, und frißt allerhand Waldbeere und Baumknospen, auch Ameiseneyer und Getreidekörner. Man ißt sein Fleisch und seine Eyer. Er wiegt oft 12 bis 14 Pfund.

Der Birkhahn

ist um die Hälfte kleiner, als der Auerhahn, sieht ihm aber sonst fast ganz ähnlich. Er frißt auch allerhand Beere

*) Martial läßt in seinem 72. Epigram des 13 Buchs den Fasan also reden:

Argiva primum suum transportata carina,
Ante mihi notum nil, nisi Phasis, erat.

und Knospen, und vorzüglich gern Birkenknospen, deswegen man ihn auch Birkhahn nennt. Kirschen und Erbsen sind ihm tödtlich.

Das Haselnußhuhn

ist so groß, als eine Haushenne, frißt gern die Knospen der Haselstauden und fast alle Arten von Waldbeeren, und hält sich vorzüglich stark in Norwegen und Schweden auf.

Das Schneehuhn

ist nur so groß, als eine Taube, und fast ganz weiß, und verstekt sich unter dem Schnee, wenn es einen Feind in der Nähe merkt.

Das Rebhuhn

ist auch nicht grösser, als eine Taube, und kann sich zur Zeit der Noth eben so, wie das Schneehuhn, eine geraume Zeit unter dem Schnee verbergen. Es frißt gern Weintrauben und Weinreben-Knospen, und nistet in dicken Hecken auf freyem Felde.

Die Wachtel

kennt ihr gewiß alle schon, denn man sieht sie ja im Frühlinge und Sommer häufig genug auf den Feldern, und zu Hause in Bauern, und hört sie: Wa wa wag, schreyen. Sie sieht graubraun aus, und legt acht bis zehn Eyer, und wird höchstens sechs Jahr alt. Man ißt die Wachteln nicht gern, weil sie sehr gierig den Nieswurzelnsaamen fressen, welcher den Menschen schädlich ist. — Siehe Tafel 6 Figur 7 *).

---

*) Pfau pavo, Wälscher Hahn mele agris gallopavo, Haushahn phasianus gallus, Phasan phasianus colchicus, Perl-

Endlich folgt die sechste und lezte Ordnung der Vögel, nämlich die von den Singvögeln, dazu noch eine große Menge von allerhand Vögeln gehört. Weil ihr aber schon viele davon kennet, so wollen wir doch bald mit ihnen fertig werden.

Die Singvögel haben einen kegelförmigen spizigen Schnabel, und zarte gespaltene Füsse, womit sie mehr hüpfen, als laufen können. Einige leben von Insekten, andere von Saamenkörnern. Diese haben ein wohlschmeckendes Fleisch, jene aber nicht. Sie bauen fast alle sehr künstliche Nester, legen 5 bis 16 Eyer, helfen einander beim Brüten, und füttern auch ihre Jungen gemeinschaftlich im Nest, indem sie ihnen die Speise mit dem Schnabel in den Mund stecken. Die meisten ergözen uns mit ihrem schönen und herrlichen Gesang, und viele kann man auch essen. Von ihren Eyern und Federn aber macht man keinen sonderlichen Gebrauch.

Nun rathet einmal, Kinder, was für Vögel wohl noch in diese Ordnung gehören mögen? Die Tauben, die Lerchen, Staaren, Amseln, Nachtigallen, Bachstelzen, Finken, Sperlinge, Zeisige und Kanarienvögel, Meisen und Schwalben. — Und dieß waren alle? Besinnet euch noch einmal recht! O freylich! Es gehören auch noch dazu die Krammetsvögel, Kreuzschnäbel, Dompfaffen, Emmerlinge, Rothkehlchen, Stieglizen oder Distelfinken, und — und — So so, lasset es jezt nur gut seyn! Ihr saget mir sonst alles zweymal.

huhn numida meleagris. Auerhahn tetrao urogallus, Birkhahn tetrao tetrix, Haselhuhn tetrao bonosia, Schneehuhn tetrao lagopus, Rebhuhn tetrao perdix, Wachtel tetrao coturnix.

Taube

mache du nun den Anfang, und erzähle uns deine ganze Geschichte, so gut du kannst. Ganz recht. Ich will es sogleich thun. Aber sie meynen doch mich Haustaube? Denn ich habe noch viele Kameraden und Vettern, die ganz andere Namen haben, als ich. Das weiß ich wohl, daß es auch Kropftauben, Perückentauben, Trommeltauben, Pfauentauben, Ringtauben, Turteltauben und Lachtauben gibt. Aber ich meynte dich nüzliche Haustaube. Rede also!

Mein Grösse wissen sie. Und daß ich allerhand Farben habe, ist ihnen auch bekannt. Auf der 9ten Tafel Figur 35 bin ich auch nebst meinem Weibchen abgebildet. Und Haustaube oder Feldtaube nennt man mich deßwegen, weil ich in Städten und Dörfern bey den Menschen, in besondern Ställen, die man Taubenhäuser nennt, oder auf den Boden und unter den Dächern der Häuser in so genannten Taubenschlägen wohne. Gewöhnlich suche ich meine Speise auf den Feldern, in der Noth aber, und wann man mirs angewöhnt hat, muß ich auch mein Brod auf den Gassen suchen, und mit allem fürlieb nehmen, was ich da finde; denn selten füttert man mich. Es ist aber besser und klüger, wenn man mir das Feldfliegen angewöhnt, weil ich da satt und fast immer Gersten und Weizenkörner, Erbsen, Hafer und Wicken genug zu fressen finde, und also dick und fett werde, und auch meine Jungen, die doch wenigstens zum Abschlachten bestimmt sind, gut füttern kann.

Ich ziehe fast alle Monat zwey Junge auf, und sorge dafür, daß ich und meine Taube — denn wir Tauben leben immer, und bis uns ein Unfall oder der Todt trennt,

paarweise beysammen — in einem Jahr wenigstens 9 Paar Kinder kriegen. Was sagst du? Ja, ja, es ist so. Unser zwey können in einem Jahr 9 Paar, in 2 Jahren 80 oder 90 Paar, in 3 Jahren neunhundert Paar, und in 4 Jahren, wenn man uns nämlich unsere Kinder und Kinds-Kinder alle leben läßt, und auch sonst keins durch einen Zufall ums Leben kömmt, über achtzehntausend Nachkommen ziehen.

Wir vermehren uns unter allen Vögeln am stärksten. Kein Wunder also, daß die Menschen immer jährlich so viele tausend von uns erwürgen und essen. Unser Fleisch muß gesund seyn, und recht sehr gut schmecken, weil wir fast nichts, als gute Saamenkörner und Brod, und ganz und gar nichts unreines fressen.

Wie alt wirst du? Höchstens acht Jahre. Wenn ich aber immer meine Freyheit hätte, und hinfliegen könnte, wo ich wollte, so würde ich viel älter, und wohl zwölf bis achtzehn Jahre alt werden können. Denn alle eingesperrten Thiere werden nicht alt, wenn sie auch gleich immer genug zu fressen haben. Wir lieben alle die Reinlichkeit, und puzen und legen immer mit dem Schnabel unsere Federn zurechte. Wenn es uns recht wohl ist, so kurren oder trummeln wir auf den Dächern oder Strassen umher. So viel von mir. Nun will ich ihnen auch von meinen Vettern das Merkwürdigste sagen:

Die Kropftaube oder der Kropfer hat einen so ungeheuer grossen Kropf, daß sie ihn bis zur Grösse ihres ganzen Körpers aufblasen kann.

Die Haubentaube oder Schleyertaube oder

Perückentaube hat im Nacken hohe Federn stehen, die sich gekrümmt vorwärts über ihren Kopf legen.

Der Federfuß oder die Trommeltaube ist bey uns die größte Taube, und hat rauhe befederte Füsse.

Die Ringtaube hat einen weissen Ring um den Hals, und heißt auch, weil sie sich in den Gehölzen und Wäldern aufhält, Holz oder Waldtaube.

Die Turteltaube ist die kleinste wilde Taube, und eigentlich in Ostindien zu Hause, hält sich aber jezt fast allenthalben in Europa auf, sieht fleischfarbig aus, hat einen schwarzen Ring um den Hals, und schreyt Turtur turtur oder Kurkur kurkur.

Die Lachtaube ist auch in Ostindien zu Hause, und an Geschrey und Farbe fast ganz der Turteltaube ähnlich. Man zieht sie in den Stuben auf, liebt sie als ein stilles gutes Thierchen gar sehr, und thut ihr nicht das geringste zu Leide. Man ißt sie auch nicht, sondern verschenkt sie. Die meisten sterben aber immer schon, ehe sie acht Jahre alt werden, weil sie immer in den Stuben bleiben müssen und nie in die frische Luft kommen. Sie schreyt auch Turtur turtur oder Kurkur kurkur, wie die Turteltaube. Und warum nennt man sie denn Lachtaube? weil sie zuweilen einen fröhlichen und lachenden Gesang hören läßt, der fast eben so, wie das Gelächter eines Kindes klingt. So, nun bin ich fertig. Gut, du sollst auch bedankt seyn.

Ey, weißt du denn nichts von der berühmten

Brieftaube

oder Posttaube zu erzählen, die Briefe von einem Ort zum andern trägt. Doch ja! Nun so rede! Sie ist so

groß, als ich, hat bläuliche Federn, hält sich in Asia und Afrika, und auch hier und da in Europa auf, und läßt sich so zahm machen, daß man ihr ein zusammengerolltes Briefchen unter einen Flügel hängt, und sie damit in einem Tage viel weiter fliegt, als ein Mensch in sechs Tagen kaum zu Fusse gehen könnte *). Und sie bringt das Briefchen allemal richtig an.

Die Türken in der Syrischen Stadt Aleppo, und in der Aegyptischen Stadt Alexandria gebrauchen sie wirklich jezt noch, und ehedem thaten sie es noch häufiger, als einen Briefträger oder Postillion, und schicken durch sie einander Briefe zu. Und das geht auf folgende Weise zu. Man trägt sie in einem Bauer von Aleppo nach Alexandria, damit sie den Weg sieht und merkt, rollt das Briefchen zusammen, hängt es ihr an einen Flügel, und läßt sie nun damit fortfliegen. Und in einer Stunde bringt sie ihr Briefchen schon zu Aleppo an, da doch ein Mensch mehr als vier Tage genug dahin zu laufen gehabt hätte **). Man kann jede Taube zu Wegtragung eines Briefchens gewöhnen.

Lerche

was ist deine Sache? Kannst du wohl deine Geschichte auch so gut erzählen, wie die Taube die ihrige? O ja! Es kommt wenigstens auf eine Probe an. Ich bin fast zweimal so groß als ein Sperling, sehe braun aus, und wohne in den wärmern Gegenden von Europa. Im Frühjahr aber, gleich nach Lichtmeß, komme ich nach Deutschland,

*) Siehe Voyage de pietro della Valle, Tom. I. pag. 416.
**) Siehe Kleins verbesserte Historie der Vögel, Seite 123.

niste auf den grünen Saatfeldern, und brüte zweimal in einem Sommer jedesmal 5 Eyer, und also zusammen 10 Eyer, und kurz vor Michaelis sammle ich die Meinigen zusammen, und fliege mit ihnen, und mit meinen übrigen Kameraden, wieder dahin, wo ich hergekommen bin. Leider aber kommen aus mancher Gegend viel weniger von uns zurük, als weggeflogen waren. Denn man fängt oft nur in einer einzigen Gegend etliche hundert tausend von uns des Abends mit Nezen oder Garnen weg, und erwürgt und ißt uns.

Ich steige an heitern Tagen singend so hoch in die Luft, daß man mich kaum sehen, wohl aber hören kann. Wenn man mich lebendig fängt, so werde ich bald so zahm, daß ich den Menchen, wenn sie es haben wollen, auf die Hand sitze, zu ihnen auf den Tisch komme und mit ihnen aus einer Schüssel esse, und mein schönes Liri leri, liri leri so gut auf der Stube, als auf freyem Felde hören lasse. Man nennt mich gewöhnlich Feldlerche oder Himmelslerche, weil ich mich auf den Feldern aufhalte, und hoch in die Wolken hinauf fliege.

Nun gibt es aber auch noch andere Lerchen, die man Wiesenlerchen, Waldlerchen und Haubenlerchen ꝛc. nennt. — Die Wiesenlerche hält sich auf den Wiesen auf, und singt wenig und schlecht. — Die Waldlerche oder Baumlerche wohnt in Wäldern, und singt etwas besser, als die Wiesenlerche. — Die Haubenlerche hingegen singt unter allen Lerchen am schönsten, und hält sich auf Fahrwegen auf, und frißt gern Insekten und Würmer. Ich hingegen fresse gewöhnlich nichts als gute Saamenkörner. Deßwegen stellen mir auch die Menschen sehr heftig nach, weil mein Fleisch am be-

sten unter allem Lerchenfleisch schmeckt. Auf der 6ten Tafel Figur 8 bin ich abgebildet.

Du hast es gut gemacht, Lerche! Wenn es nun

Der Staar

oder die Sprehe auch so macht, so bin ich zufrieden.

O das kann ich wohl! Ich lustiger, schwarz und weißgeflekter Staar bin größer, als die Lerche, halte mich in Europa und Afrika auf den Viehweiden auf, und fresse Fliegen und Mücken, Heuschrecken, Käfer und Würmer, und dann und wann besuche ich auch die Weinberge. Ich niste in hohlen Eichen und Büchen, und ziehe alle Jahr vier oder fünf Junge groß.

Und weil ich den Menschen mehr nütze als schade, und mein Fleisch auch nicht sonderlich schmeckt, so stellen sie mir nicht nach dem Leben, sondern lassen mich leben, so lange ich kann; und das kann ich wenigstens 8 Jahre. Und wenn sie mich ja fangen, so geschieht es bloß deßwegen, daß ich von ihnen allerhand Liedchen lernen, und sie ihnen sodann wieder vorpfeifen soll. Denn ich mache alles nach, was ich sehe und höre: ja ich kann sogar sprechen lernen. Einige Leute fangen mich auch bloß deßwegen, daß ich bei ihnen in der Stube herumlaufen, und Fliegen und Mücken, und anderes Ungeziefer wegfangen und auffressen soll.

Einer von meinen Kameraden heißt Wasseramsel, weil er sich gern am Wasser aufhält, und sogar selbst im Wasser herum schwimmt. Nun weiß ich nichts mehr. Es ist genug, lustiger Staar, du hast deine Sache recht gut gemacht. — Siehe Tafel 3 Figur 7.

Getraust du dich deine Geschichte auch selbst zu erzählen?

Droßel?

Oder soll ich dir helfen? Nein. Sie sollen mir nicht helfen; ich will es allein versuchen. Es gibt unser viel und mancherley. Wir sehen meist alle braun und weiß, und rothgeflekt aus, fressen allerhand Waldbeeren und Würmer, und ziehen von einem Lande ins andere. Einige von meinen Kameraden kommen im Frühlinge nach Deutschland, hecken 4 bis 5 Junge aus, und ziehen im Herbst wieder fort. Andere hingegen, und diß thun die meisten Drosseln, kommen erst im Herbst, und hecken keine Jungen mehr aus, weil sie gewöhnlich nur etliche Wochen lang da bleiben. Und auf diesem Strich fangen uns die Jäger und Vogelsteller mit ihren härnen Schlingen oder Donen, zu vielen tausenden weg. Wir armen Schelmen erwürgen uns in diesen gefährlichen Schlingen selbst, wenn wir allzusehr nach den schönen Mistelbeeren lüstern sind.

Sie wissen doch, daß man uns Drosseln allerhand Namen gibt? Es gibt unter uns Misteldrosseln oder Schnarren; Wachholderdrosseln oder Krametsvögel; Zippdrosseln; Weindrosseln; Ringeldrosseln; Bruchdrosseln; Weißdrosseln und Schwarzdrosseln oder Amseln.

Die Misteldrossel oder Schnarre ist die größte Drossel, kömmt im Herbst nach Deutschland, wenn die Mistelbeeren, die sie sehr gern frißt, reif sind. Sie singt so ziemlich.

Die Zippdrossel singt gar nicht, sondern schreyt immer nur Zip zip zip. Und weil sie etwas röthliche Flügel hat, so nennt man sie auch Rothdrossel.

Die Singdrossel singt unter allen Drosseln

am schönsten; und fast so schön, als eine Nachtigall. Sie heißt auch Weißdrossel, weil sie eine ganz weisse Brust hat und hält sich den Sommer über in Deutschland auf, hekt vier bis fünf Junge aus, und zieht im Herbst, wenn die andern Drosseln kommen, fort. Und Weindrossel nennt man sie deßwegen, weil sie gerne Weinbeeren frißt.

Die Ringeldrossel hat an der Brust einen weissen Strich oder Fleck.

Die Bruchdrossel hält sich in Schilf, oder doch nahe beym Wasser, in Brüchen auf.

Der Krammetsvogel

oder die Wachholderdrossel kommt im Herbst nach Deutschland, und frißt fast nichts, als Wachholder- oder Mistelbeeren. Und weil man an einigen Orten die Wachholderbeeren auch Krammetsbeeren nennt, so hat man ihr auch den Namen Krammetsvogel gegeben. — Auch darf ich nicht vergessen, daß die Jäger und Vogelfänger gewohnt sind, fast alle Drosseln Krammetsvögel zu nennen. Und wenn sie ausgehen, uns in ihre Schlingen zu locken, so sagen sie, sie wollen auf den Donenstrich gehen.

Die Amsel

oder Schwarzdrossel hat fast ganz schwarze Federn, und lernt, wenn sie zahm geworden ist, allerhand Liedchen pfeiffen, die sie, so lange sie lebt, nicht wieder vergißt. Sie frißt auch gern Wachholderbeeren, brütet nicht in Deutschland, und wird höchstens 20 Jahre alt. — Siehe Tafel 7 Figur 10.

Zuweilen streicht auch der schöne Vogel mit uns, den man

Seidenschwanz

nennt. Er ist so groß, als eine Wachtel, hat röthliche Federn, und auf dem Kopf einen Federbusch, und einen schwarz und gelben Schwanz. Er frißt auch Waldbeeren, wie die Drosseln, und wird auch in den bösen Schlingen gefangen, worin wir gefangen werden. Macht' ichs gut? O ja, sehr gut.

Wie steht es denn mit euch, dickschnabelige Kernbeisser? Wollt ihr eure Geschichte auch selbst hersagen? Ja freylich! Es kommt nur darauf an, wer von uns den Anfang machen soll, ich Kreuzschnabel, oder der Dompfaffe, oder der Kirschfinke, oder der Grünfinke?

Du Kreuzschnabel

kannst im Namen aller deiner Kameraden reden. Das freut mich! Ich bin fast so groß, als eine Lerche, sehe röthlich grau, und mein Weibchen gelblich grau aus, habe einen kreuzweis gekrümmten Schnabel, wohne und hecke in Tannenwäldern, und fresse gern Tannensaamen. Und damit ich die Schuppen der Tannenzapfen gut in die Höhe heben, und die Saamenkörner bequem heraus holen kann, hat mir mein Schöpfer diesen krummen Schnabel gegeben. — Siehe Tafel 5 Figur 18.

Ich baue mein Nest auf dicke Tannen und Fichten von Moos und Tannenreisern, und klebe es mit Harz so fest zusammen, daß es mir weder Regen noch Wind herunter werfen können. Weil ich auf den Bäumen und in den Bauern immer auf und abklettere, mich an mei-

nen Schnabel hänge, und sonst noch allerhand Späße mache, so nennt man mich auch den Deutschen oder Tannenpapagay. Ich kann auch ziemlich schön singen lernen.

Mein Kamerad aber, der schöne dumme

Dompfaffe,

Blutfinke, Gimmpel oder Gol kann das Singen noch weit besser lernen, als ich, ja er singt unter allen Kernbeissern am besten. Er hat einen schwarzen Kopf, eine rothe Brust und einen schwarzgrauen Rücken. Wenn er aber einige Jahre lang eingesperrt gewesen ist, wird seine rothe Brust weißlich grau, wie seines Weibchens ihre immer ist. — Siehe Tafel 5 Figur 17.

Der Kirschfinke

oder Kernbeisser sieht röthlich grau aus, und hat seinen Namen von den Kirschkernen, die er ausserordentlich gern frißt. Er hakt die größten Kirschkerne auf, frißt die Kerne, und läßt das Kirschenfleisch liegen. — Der Kirschvogel hingegen thut gerade das Gegentheil, er frißt das Fleisch, und läßt die Kerne liegen. Und wenn es keine Kirschen mehr gibt, so frißt er Buchnüsse und allerhand Beere und anderes Gesäme.

Der Grünfinke

oder Schneefinke sieht grünlich aus, und frißt auch allerhand Beere und Gesäme *).

*) Taube columba, Haustaube columba oeneas, Kropftaube columba gutturosa, Haubentaube columba cuculata, Federfuß columba dasypus, Pfauentaube columba lati-

Nun wollen wir die Vögel im Reden ablösen, und mit einander die Geschichte der Ammern, Finken, Bachstelzen und Meisen durchgehen. Die Schwalben hingegen sollen uns nachher ihre Geschichte wieder selbst erzählen, und zugleich die Geschichte der Vögel schliessen.

Die Ammern

oder Ammerlinge sind kleine artige Vögel, und uns allen wohl bekannt. Sie sind so groß, als die Sperlinge, sehen grau und gelb aus, wohnen in Gebüschen und Hecken, und fressen Hirsen und Hafer, und andere kleine Saamenkörner, und kommen des Winters vor unsere Thüren und Ställen, und suchen sich da ihre Speise auf, weil sie dieselbe auf den mit Schnee bedekten Feldern nicht mehr finden können.

Ach ja, das thun die schönen gelben Ammern, die wir Kinder Goldammern nennen! Wir haben schon oft welche gefangen, und in die warme Stube gebracht, und genug zu fressen und zu saufen gegeben; allein sie starben immer gleich nach etlichen Tagen wieder. Sie konnten ganz gewiß die Wärme nicht ertragen.

cauda, Ringtaube columba palumbus, Turteltaube columba turtur, Lachtaube columba risoria, Brieftaube columba tabellaria. Lerche alauda, Feldlerche alauda arvensis, Waldlerche alauda arborea, Haubenlerche alauda cristata, Staar sturnus vulgaris, Wasseramsel sturnus cinclus. Droßel turbus, Misteldrossel turdus viscivorus, Zippdrossel turdus iliacus, Ringdrossel turdus musicus, Ringdrossel turdus torquatus, Bruchdrossel turdus arundinaceus, Krametsvogel turdus pilaris, Amsel turdus merula. Seidenschwanz ampelis. Kreuzschnabel loxia curvirostra. Dompfaffe loxia pyrrhula, Kirschfinke loxia coccothraustes, Graufinke loxia chloris.

Gibt es sonst keine Ammern mehr, als die Goldammern? Doch ja! Es gibt auch Ortolane, die sich in Gärten und Weinbergen aufhalten, und gern Hirsen fressen; Grauammern, Rohrammern, die im Rohr oder Schilf nisten; und Schneeammern, welche die nördlichen Gegenden lieben, und nur in recht strengen Wintern nach Deutschland kommen.

Die Finken

sind fast alle so groß als die Ammern, haben meist graue, aber auch gelbe, rothe, grüne und schwarze Federn, nisten auf Bäumen und in Gebüschen, fressen allerhand kleines Gesäme, und schreyen gewöhnlich immer Bink bink oder Fink fink, und können zum Theil auch recht sehr schön singen. Wie schön singt nicht der Distelfinke, und der Canarienvogel!

Ist denn der Canarienvogel ein Fink? Ja, mein Kind! Man zählt den Canarienvogel, den Sperling, den Zeisig und den Hänfling zu den Finken, weil sie mit ihnen an Bildung und Nahrung viel Aehnliches haben. Und unter den Finken selbst gibt es Buchfinken, Bergfinken, Grünfinken, Blutfinken, Goldfinken und Distelfinken ꝛc.

Der Buchfinke

hat seinen Namen von den Buchen, auf denen er nistet; er baut unter allen Singvögeln das künstlichste Nest aus Moos und Gras, und allerhand Haaren, und entwischt seinen Feinden den Raubvögeln auf eine listige Art dadurch, daß er seinen Kopf in Moos oder Dreck oder unter den Leib stekt, und den Schwanz in die Höhe hebt, so daß

also sein Feind ihn nicht kennt, oder doch, statt des ganzen Vogels, höchstens nur dessen Schwanz bekömmt.

Der Graufinke sieht ganz braungrau; und der Grünfinke, Grünling oder Grünschwanz hat fast lauter grüne Federn; der Blutfinke hat eine rothe, und der Goldfinke eine gelbe Brust.

Der Distelfinke

oder Stiegliz frißt gerne Distelsaamen, und hält sich auch nur da auf, wo viele Disteln wachsen. Er hekt in Gebüschen, und hat gelbe, rothe, weisse, schwarze und braune Federn, und singt unter allen Finken am besten. Man sperrt ihn in Bauer, und läßt ihn sein Brod mit singen verdienen. Oft muß er sich auch gefallen lassen, sein Getränk zu schöpfen, und seine Speise in einem kleinen Karren auf einer Brücke herauf zu ziehen. Es ist allerliebst anzusehen, wenn er sein Wasser schöpft, und seine Speise anfährt. — Siehe Tafel 5 Figur 15.

Der Zeisig

oder das Zeischen ist ein kleines gelbgrünes Vögelchen, das ziemlich schön singt, und von uns in Kefichen ernähret wird. Er versteht das Karrenzieben und das Wasserschöpfen ganz vortrefflich, und weit besser, als der Distelfink. Mit den Zehen zieht er sein Fressen und Trinken an sich. Und wenn er sich satt gefressen und satt getrunken hat, so läßt er sein Trink- und Freß-Gefäß plözlich los. Seinen Namen hat der Zeisig von seinem Geschrey; denn er schreit immer zeising zeising.

Der Hänfling

frißt gern Hanfsaamen, und sieht theils braungelb, theils

braunroth aus. Er singt ziemlich artig, und wird von vielen Leuten in Bauern ernährt.

Der Kanarienvogel

ist ein gelber Sperling, der auf den Kanarien-Inseln zu Hause ist, und von da, seines herrlichen Gesanges wegen, ehedem zu uns gebracht worden ist. Und jezt gibt es allenthalben in Europa, und auch in Deutschland, und vorzüglich in Tirol viele tausend Kanarienvögel. Ob sie jezt aber gleich bei uns gleichsam zu Hause sind, so fliegen sie doch nicht in unsern Feldern und Wäldern so frei herum, daß man sie fangen kann. Nein, das thun sie nur in ihrem Vaterlande, wo sie in den Lorbeerwäldern und auf den Zuckerfeldern tausendweise beisammen sitzen, und Zuckersaamen oder den rohen Zucker selbst fressen. — Siehe Tafel 2 Figur 5.

Wer also bey uns einen Canarienvogel haben will, der muß sich einen kaufen oder schenken lassen, denn sie müssen alle in der Stube ausgehekt, und mit vielen Kosten groß gezogen werden. Man bringt sie mit wenig Mühe fort, wenn man sie nur warm und reinlich hält, und ordentlich in ihrer Fütterung ist. Man gibt ihnen Rübsaamen, Hanfsaamen, Hafergrütze, etwas Zwieback und Zucker, und im Sommer zuweilen ein paar Salatblätter, oder so genannte Hünerdärme. — Es gibt zitronengelbe, weißliche, graue und bunte Kanarienvögel, und einige haben auch einen kleinen Federbusch, eine Haube, Holle oder Krone auf dem Kopf.

Der Sperling

oder Spaz ist derjenige unverschämte Dieb, der Sommer und Winter bey uns wohnt, in den Gärten und

Häusern alles zerhackt und auffrißt, was er erwischen kann. Er baut sein Nest unter das Dach, oder sonst in ein Loch, zieht alle Jahr vier oder fünf Junge auf, und schrit uns den ganzen Tag sein einfältiges Sperk sperk vor. Und weil er immer bey den Menschen in ihren Häusern oder Scheuern wohnt, so nennt man ihn auch Hausperling oder Spaz.

Denjenigen Sperling hingegen, der sich immer auf dem freien Felde aufhält, und in hohlen Bäumen nistet, und fast nie in die Städte und Dörfer kommt, nennt man Baumsperling. Sie sehen sich beide fast ganz ähnlich. Die Sperlinge nüzen viel, weil sie Käfer, Raupen und Heuschrecken, und viel anderes Ungeziefer wegfressen. Sie schaden aber auch viel, weil sie in den Gärten fast alles zerhaken, und manche Frucht ganz aufzehren. Man kann die Sperlinge essen. Sie schmecken gut. Siehe Tafel 3 Figur 10.

Die Bachstelzen

haben auch eine große Kameradschaft, wie die Finken. Denn es gehören zu ihnen die Nachtigallen, die Grasmücken, Weißkehlchen, Braun- und Schwarz- und Rothkehlchen ꝛc. Sie fressen Fliegen und Mücken, und allerhand Würmer, und werden nicht gegessen, auch nicht in Bauern auferzogen, weil sie alle bis an die holde Nachtigall, beinahe gar nicht singen können.

Die Bachstelzen haben einen sehr langen Schwanz, und können ziemlich geschwind laufen. Sie nisten unter den Dächern, in den Mauern bey Teichen und Wassergräben, und sonst noch in allerhand Löchern. — Es gibt weisse und gelbe Bachstelzen. Die weissen oder

scheckigen sind die schönsten und die bekanntesten, weil sie sich bey allen Teichen und Wassergräben sehen lassen. — Siehe Tafel 11 Figur 12.

Die Nachtigall

ist kein schöner Vogel, wie ihr schon aus der Erfahrung, oder wenigstens aus der artigen Gellertschen Fabel: Ein Zeisig war's und eine Nachtigall, die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hiengen ꝛc. wisset. Sie ist etwas grösser als ein Sperling, und von brauner Farbe, frißt Ameisen und Ameisenpuppen, Spinnen, Fliegen und Würmer, und baut ihr Nest von Laub, Stroh und Moos, in Gehölzen und Gärten, gewöhnlich unter dicke Gebüsche, und zuweilen auch unter Gartenerdbeeren, und andere dicht bey einander stehende Pflanzen und Blätter, dicht auf die Erde, wohin weder Raubvögel, noch boshafte Menschenhände kommen, und hekt alle Jahr 4 oder 5 Junge aus. Und diese Heckezeit über besingt das Männchen seine Gattin mit lieblich klagenden Tönen, füttert sie treulich und pünktlich im Nest, warnt sie vor Gefahr, und thut ihr überhaupt alles zu gefallen, was es kann, um ihr das beschwerliche Brüten erträglich zu machen. Denn 14 Tage sizt das gute Nachtigallen-Weibchen fast in einem weg Tag und Nacht in ihrem dunkeln Nest auf ihren Eyern.

Den Tag über singt die holde Nachtigall nicht so viel als des Abends und Morgens, und die Nacht durch, weil sie Menschen und Thiere fürchtet, und kein Geräusch ertragen kann. Denn je stiller es ist, desto flinker und ernstlicher singt sie. Sie sucht vielmehr den Tag über Speise für ihre Gattin auf, und bewacht ihr Haus, und ihre künftigen Kinder. Des Morgens aber, wenn die

andern Vögeln noch ruhen, und des Abends, wenn alles um sie her stille ist, und sich die andern Vögel heiser geschrien, und zur Nachtruhe in ihre Nester gesezt haben, erhebt sie ihre reizende Stimme, und trillert und schlägt die ganze Nacht durch bis an den frühen Morgen, und erfreut jedes frohe empfindsame Herz, das ihr zuhört. Ja es scheint sogar, als wenn die übrigen Thiere, aus Achtung für sie, schwiegen, und ihr zuhörten, wenn sie ihr treffliches Lied anstimmt.

Es ist zu bewundern, wie ein solches kleines Vögelchen so hell und lange singen kann. Mit welch grosser musikalischer Richtigkeit wechselt sie nicht ihre Töne! Jezt zieht sie den Ton mit einem langen, fast aussenbleibenden Athem herauf. Jezt schleicht sie sich in einer abwechselnden Kadenz davon. Jezt unterbricht sie sich selbst durch einen jähen Ausbruch; dann geht sie durch einen unerwarteten Gang in einen neuen Ton über, scheint jezt denselben zu wiederholen, und täuscht auf einmal wieder unsere Erwartung. Bisweilen scheint sie in sich selbst zu murmeln, voll, tief, scharf, geschwind, schleppend, zitternd; bald an der Spize, bald in der Mitte, bald in der äussersten Tiefe der Tonleiter. Kurz in ihrer kleinen Kehle scheint alle Melodie beisammen zu seyn, die der Mensch vergebens auf so mancherlei musikalischen Instrumenten hervor zu bringen sich bemüht hat *).

O welch ein Glük ist es für einen Menschen, ein solches Vögelchen in der freyen Luft singen, 3 bis 4 Wochen

*) Die meisten von meinen kleinen Lesern und Leserinnen werden doch wohl schon so viel Musik gelernt haben, daß sie die treffliche Schilderung der Nachtigall, die Plinius in seiner histor. natur. Lib. X. Cap. 29. von ihr gemacht hat, verstehen können?

lang, alle Abend und Morgen singen hören zu können! Es singt zwar nur kurze Zeit, aber es singt auch desto besser; desto herrlicher.

Wo sizen sie denn, wenn sie singen? Man sieht sie ja nicht. Sie sizen nahe bei ihrem Nest in dicken Gebüschen. Sie fürchten sich doch nicht vor den Menschen? O ja, dieß sind eben ihre gefährlichen Feinde. Es gibt immer noch unempfindliche geldgierige Leute, die auf sie lauren, und sie endlich durch allerhand List und Lokspeisen fangen, und an reiche Leute verkaufen. O das sollte man nicht leiden! Wer die liebe süsse Nachtigall nicht in einem Gehölze oder Garten mag singen hören, der sollte auch keine in einem Bauer auf seiner Stube haben dürfen. Hätte ich einen Garten oder ein Gehölze, worin sie wohnten und sängen, ich ließ mir keine wegfangen. Alle ließ ich leben. Ich würde ihnen Mehlwürmer, Ameisenpüppchen, Fliegen und Mücken, und alles, was sie gern freßen, genug anschaffen, und in Scherben umher setzen. Und dafür sollten und würden sie mir brav singen. Wäre das nicht allerliebst, in seinem Garten ein Nachtigall-Concert anhören zu können?

Die Grasmücke

oder Baumnachtigall ist kleiner, als ein Sperling, hat graugelbe, und sonst noch allerhand gefleckte Federn, nistet auch auf der Erde unter den Gebüschen, und singt so ziemlich, und kann sogar einige Töne der Nachtigall nachseufzen. Dieß ist derjenige Vogel, in dessen Nest der Kuckguck seine Eyer legt.

Das Rothkehlchen

hat eine rothe Kehle, einen braunen Rücken, und einen

rothen Schwanz und singt, wie seine übrigen Kameraden, die ihre Namen auch von ihren Kehlen haben, wenig und schlecht. Sie nisten in Häusern und hohlen Bäumen, und werden zum Theil auch Rothschwänze, Röthling, oder Rötheln genannt. Man ißt sie nicht, weil sie allerhand Ungeziefer fressen. Siehe Tafel 3 Fig. 20. — Das Blaukehlchen ist ein recht schönes Vögelchen.

Der Zaunkönig

oder Zaunschlupfer nistet in dicken Hecken und Gebüschen, frißt allerhand Insekten und Gewürme, sieht bräunlich weiß aus, und ist unter allen Europäischen Vögeln der kleinste: denn er ist nur so groß, als ein grosser Hirschkäfer. Siehe Tafel 2 Figur 14.

Die Meisen

sind so groß, als die Sperlinge, nisten in Wäldern auf und in Bäumen, und fressen allerhand fliegendes und kriechendes Ungeziefer, und sogar auch Aas. Ihr Gesang taugt nichts, und von ihrem Fleisch macht man auch keinen Gebrauch. Sie sind aber doch sehr nüzliche Vögelchen, denen man nichts Leides thun, sondern die man in die Baumgärten hinein locken sollte, weil sie die schädlichen Raupeneyer weit besser wegmachen und aufzehren, als sie der beste Gärtner wegbringen kann.

Es gibt etliche Sorten von Meisen, Kohlmeisen, Blaumeisen, Haubenmeisen, Schwanzmeisen und Beutelmeisen.

Die Kohlmeisen haben ihren Namen von ihren kohlschwarzen Federn. Und weil sie auch gelbe und weisse

Federn haben, so nennt man sie auch Spiegelmeisen. Sie sind sehr räuberisch, und fressen allerhand Aas, und machen sogar ihre eigenen Kameraden, die schwach und kränklich sind, todt, und fressen ihnen das Hirn aus dem Kopfe weg. Sie nisten in hohlen Bäumen.

Die Blaumeisen haben viele blaue Federn. Die Haubenmeisen haben auf dem Kopf eine Haube oder einen Federbusch und nisten auch in hohlen Bäumen. — Die Schwanzmeisen haben längere Schwänze, als ihre Kameraden, und nisten deswegen nicht in hohlen Bäumen, weil es ihnen darinn zu enge wäre; sondern auf den höchsten Tannen oder Fichten.

Die Beutelmeisen hängen ihr Nest, das einem Beutel ähnlich sieht, und aus Pappelwolle besteht, und zwey Oeffnungen hat, an die obersten Zweige der Fichten und Tannen. In Polen, Ungarn und Italien gibt es viele Beutelmeisen; Blaumeisen und Kohlmeisen aber gibt es allenthalben, und auch in Deutschland genug. Man läßt sie in den Stuben herumlaufen, und füttert sie mit Nußkernen. Auch Fliegen und Mücken fangen sie weg.

Wolltet ihr nun, gute friedliche

Schwalben

die Geschichte der Vögel mit der euriaen schliessen, so trete eine um die andere auf, und erzähle, was sie von sich Merkwürdiges weiß? Erst aber möchte ich wissen, wie viel es Sorten von euch gibt, und was ihr alle zusammen mit einander gemein habt? Gut, das wollen wir Ihnen gleich sagen. Es gibt 4 Sorten von Schwalben, Hausschwalben, Rauchschwalben, Mauerschwalben

und Uferschwalbe *). Und dann gibt es noch eine ganz kleine Art von Schwalben, deren Nester man essen kann. Denn die sogenannte Nachtschwalbe, Hexe oder Ziegenmelker ist keine ordentliche Schwalbe, sondern nur uns an Schnabel, Schwanz und Fraß ähnlich **).

Wir sehen alle meist weiß und schwarz aus, haben kleine kurze Füsse, lange Flügel, nisten in den Häusern und an den Häusern, und ihn Lehmgruben, und an den hohen sandigen oder löcherigen Ufern der Flüsse und Meere, brüten alle Jahr wenigstens 5 Eyer aus, fressen allerhand fliegende Insekten, als Bienen, Wespen und Käfer, und ziehen größtentheils im Herbst in wärmere Gegenden; doch verstecken sich auch viele von uns in Morästen, hohlen Bäumen und Felsenrizen.

*) Siehe White Beyträge zur Naturgeschichte von England, übersetzt von Meyer. Berlin 1792. 8. S. 83.

**) Ammer emberiza, Goldammer emberiza citrinella, Ortolan emberiza hortulana, Grauammer emberiza miliaria, Rohrammer emberiza schoeniclus, Schneeammer emberiza nivaris, Fink fringilla, Buchfink fringilla celebs, Distelfink fringilla carduelis, Zeisig fringilla spinus, Hänfling fringilla cannabina. Canarienvogel fringilla canaria, Sperling fringilla domestica. Bachstelze motacilla, weisse Bachstelze motacilla motularis, Nachtigall motacilla lascinia, Grasmücke motacilla motularis, Rothkäblchen motacilla erithacus, Zaunkönig motacilla troglodites. Meise parus, Kohlmeise parus maior, Blaumeise parus caerulens, Haubenmeise parus cristatus, Schwanzmeise parus caudatus, Beutelmeise parus pendulinus. Schwalbe hirundo, Rauchschwalbe hirundo rustica, Hausschwalbe hirundo urbica, Mauerschwalbe hirundo apus, Uferschwalbe hirundo riparia, Chinesische Schwalbe hirundo esculenta. Nachtschwalbe caprimulgus.

Ich Hausschwalbe sehe oben schwarz, an der Kehle schmuzigweiß, und am Bauch schneeweiß aus, und baue mein Nest aussen an die Häuser von Lehmen oder Koth siehe Tafel 9 Figur 32 — brüte zweimal des Jahrs, jedesmal 4 oder 5 Eyer aus, fliege gern in die Höhe, und schade Niemand. Denn dieß wird man mir doch nicht übel nehmen, daß ich zuweilen ein paar Bienen fange, und meinen Koth zum Nest hinaus werfe? Das erste muß ich thun, um mein Leben zu erhalten; und zum zweiten nöthiget mich auch der enge Raum meines Nestes. Ich und meine Kinder wenden uns also nur um, und leeren uns über das Nest weg aus. Und dadurch machen wir freylich manche Stelle des Hauses sehr unrein, und verdienten daher, daß man uns wegjagte, oder gar tödtete. Allein die mitleidigen Menschen haben mit uns Nachsicht, quälen uns nicht, und lassen uns friedlich beysammen leben, und halten uns wohl gar noch dazu für heilige Vögel.

Mit den Sperlingen habe ich zuweilen meinen Spaß, oder vielmehr meine Noth, wenn sie sich in mein Nest sezen, Eyer darein legen, und darin wohnen und brüten wollen. Ich fliege anfangs ängstlich umher, schreye gewaltig und gucke oft ins Nest hinein, um sie in Güte heraus zu kriegen. Gehen sie aber nicht heraus, so schmiere ich endlich das Loch zu, und nun müssen sie darinn Hunger sterben. Weil ich mein Nest aussen an die Häuser baue, so nennt man mich auch die äussere Hausschwalbe.

Ich Rauchschwalbe oder innere Hausschwalbe habe eine rothe Kehle, und einen röthlich weissen Unterleib, und baue mein Nest nicht aussen an Häuser, sondern in die Häuser hinein an die Schornsteine, und an

allerhand Balken und Stellen, wo man mich duldet, von Leim, Koth und Stroh. Ich seze mich gern unter ein Fenster, oder auf ein Dach, und singe da mein Liedchen. Kurz, es ist mir und meinen Kindern, deren ich auf dreymal jährlich, 8 bis 10 aufziehe, den Sommer über bey den Menschen sehr wohl. Im Herbst aber ziehe ich fort und komme im May wieder, und dieß accurat zu meinem alten Hausherrn, und in mein altes Nest wieder.

Ich Mauerschwalbe, oder schwarzbraune Steinschwalbe niste auch in den Städten, aber nur in den Löchern der Häuser, Kirchen und Thürme, die die Maurer aus Vorsaz offen gelassen haben. Ich bin die größte Schwalbe, kann fast gar nicht auf der Erde laufen, und heisse an vielen Orten in Deutschland Steuer, und ziehe alle Jahr nur 4 oder 5 Junge auf.

Ich Uferschwalbe niste in Lehmgruben, Wassergraben und hohen sandigen Ufern, und komme selten in die Städte zu den Menschen. Ich hecke auch nur Einmal des Jahrs, und verberge mich den Herbst und Winter über in meinem Nest, in Felsenrizen und hohlen Bäumen, und bleibe daselbst bis zum Frühlinge in einer Art von Betäubung liegen.

A propos! du bist also eine von denjenigen Schwalben, die im Herbst nicht in wärmere Länder ziehen, um daselbst so lange zu bleiben, als bey uns der Winter dauert; sondern du bleibst bey uns, und versteckst dich in allerhand Löcher? Aber sage mir doch, wie das zugeht? Erfrierst und verhungerst du denn nicht? Nein, so wenig als der Frosch, der im Winter zu Eis frieren, und doch im Frühling wieder lebendig

werden kann. Und Hunger sterbe ich auch nicht: denn wer immer schläft, braucht auch nichts zu essen.

Im May werde ich wieder lebendig, verlasse mein Loch, und jage wieder eben so hastig, wie das vorige Jahr, in der Luft den Bienen und andern Insekten nach. Und so machen es meine Vettern, die Mauerschwalben auch. Die Stadt- und Rauchschwalben aber versinken sich gar im Herbst, Füsse und Köpfe in einander gestekt, klumpenweise in Sümpfe, und ersaufen und sterben so wenig, als ich, und kommen im Frühling ebenfalls wieder lebendig daraus hervor.

O was sagst du? Ja ja, sie thun es! Aber freylich nicht alle. Einige von ihnen ziehen in wärmere Gegenden der Welt, und kommen im Frühjahr wieder. Begegnet euch denn nie etwas Leides? O, leider genug! Wir werden oft in unserm Winterschlaf gestört, und von Ratten und Mäusen, von Krebsen und Fischen, und hier und da auch von Menschen aufgefressen; und wie viele sterben von uns nicht jährlich vor Alter und Schwachheit? Allein wenn dieß nicht wäre, würden unser endlich nicht zu viel werden? Würden uns nicht zulezt Nahrung und Wohnung mangeln?

Daß die Schwalben bey uns des Winters nicht herum fliegen, ist bekannt, lieben Kinder. Oder habt ihr schon welche herum fliegen sehen? Daß sie sich aber in ihren Nestern, und andern Löchern verstecken, und einige sich gar in Flüsse und Teiche versenken, ist eine Sache, die ich euch bis jezt noch nicht aus meiner eigenen Erfahrung bezeugen kann. Allein es ist doch ganz gewiß wahr, weil es schon viele wackere Männer gesehen, und selbst welche aus Seen und Teichen heraus

gefischt, und aus ihren Nestern und andern Löchern herausgelangt haben, die sie in kurzer Zeit in der Wärme haben wieder aufleben und herum fliegen sehen *).

Die Chinesische Schwalbe, deren Nest man essen kann, ist bunt, und kaum so groß, als ein Sperling. Sie hält sich nur an den Küsten von China, Tunkin, Cochinchina, Coromandel, Java, Borneo und den Moluckischen Inseln auf, und baut ihr Nest aus verdiktem Meerschaum, kleinen Fischen, und dem Harz eines gewissen Baumes. Diese Nester, die halb so groß als ein Hühnerey, und durchsichtig sind, und gelblich weiß aussehen, werden auch nach Europa gebracht, und von reichen Leuten als eine große Delikatesse gegessen **).

Die Nachtschwalbe

Hexe oder Ziegenmelker ist fast so groß, als ein Rabe, schreyt auch fast so, wie ein Rabe, hat braune gefleckte Federn, wie die Eule, wohnt und nistet in dicken Gehölzen, und in Scheuren und Ställen, und in vielen andern Orten, wohin selten Jemand kommt, frißt Nachtschmetterlinge, Fliegen, Käfer, Grillen und Spinnen, und fliegt nur in der Morgen- und Abenddämmerung um die Bäume, Häuser und Ställe herum, wo sich die Insekten in Menge halten.

*) Siehe *Aristotelis* histor. anim. Lib. 8. Cap. 21. — *Plinii* histor. nat. Lib. 10. Cap. 24. und 40. — Allgem. Reisen, Band 17. Seite 309. — *Olai magni* histor. natur. rerum septent. pag. 722. — Derhams Physicoth. Buch. 7. Kap. 3. Not. 4. — Pontoppidaus Natur. Hist. von Norwegen Theil 2. Seite 187. — Kleins verbesserte Vögelhistorie Seite 214.

**) Siehe *Plinii* hist. natur, Lib. X. Cap. 40. — *Rumphii* herbarium Amboinense Tom. VI. pag. 183. Tab. 75.

Warum nennt man sie denn Hexe? Weil die dumme Einfalt ehedem glaubte, sie thue den Menschen und Vieh allerhand Tort an. Und warum gab man ihr den Namen Ziegenmelker? Weil sich ein berühmter alter Naturhistoriker, mit Namen Aristoteles, ehedem aufbinden ließ, sie schlichen sich des Nachts in die Ziegenställe, und saugten den Ziegen die Milch aus*). Und diesem Aristoteles sagte es nachher ein anderer großer Naturhistoriker, mit Namen Plinius nach **). Und so kam die Fabel immer weiter. Jezt aber glaubt es kein kluger Mensch mehr.

Von den Säugethieren.

Die Vögel, wie ihr wisset, legen Eyer, da kriechen die Jungen heraus, und werden Anfangs von den Alten oder von Menschen gefüttert, so, daß ihnen das Futter in die Schnäbel gestekt wird.

Aber Katzen und Hunde, Kühe und Schaafe bringen gleich kleine Kätzchen, Hündchen, Kälber und Lämmer zur Welt; diese saugen denn an den Alten, und daher heißt man diese Gattung von Thieren Säugethiere. — Die meisten davon sind vierfüßig, der Mensch und der Wallfisch aber gehören auch dazu.

Freut es euch wohl, liebe Kinder, daß nun die Geschichte dieser Säugethiere kommt? O freylich, ganz ausserordentlich! Wir haben schon lange darauf gelauert. Wir hätten schon längst gern die Geschichte unsers Pudels und unsrer Kaze wissen mögen. So! Und

*) Siehe *Aristot.* Histor. de Animal. Lib. 9 Cap. 39.

**) Siehe *Plinii* histor. natur. Lib. X. Cap. 40.

warum habt ihr mir das nicht schon eher gesagt? Je das wollten wir nicht thun, weil uns die Geschichte der Vögel gar sehr lieb war, und wir gewiß wußten, daß Sie es bald von selbst thun würden. Seyn Sie also nun so gütig, lieber Herr... und sagen Sie uns jezt desto mehr Lustiges und Merkwürdiges von ihnen, und zugleich auch nach und nach von den gesammten vierfüßigen Thieren.

Die Geschichte unsers Pudels und unsrer Kaze sollten wir Ihnen zwar selbst erzählen können, weil sie beide mit uns aufgewachsen sind; allein weil wir weiter nichts von ihnen wissen, als daß unser Pudel ein guter treuer Hund ist, und nicht beißt, gern mit uns spielt, uns im Schlitten zieht, mit uns spazieren geht, und unser Haus Tag und Nacht sorgfältig bewacht; daß unsere Katze uns von Mäusen befreyt, sonst aber ein böses, falsches und verstohlnes Thier ist, und zuweilen krazt und beißt, wenn wir sie auch gleich nicht am Bart reissen, oder in den Schwanz kneifen, so wollen wir Ihnen alles überlassen, und nicht eher reden, als bis Sie es uns erlauben, oder uns fragen.

Und das wird gewiß oft geschehen, liebe Kinder! Denn solchen bescheidenen geschickten Kindern, wie ihr seyd, sage ich alles, was euch nüzlich und angenehm ist, und erlaube, ja bitte euch sogar, mir alles zu erzählen, was ihr im Umgange mit euren Kameraden, und mit andern gescheidten Leuten gehört und gelernt habt.

Und so wette ich, daß ihr mir noch manches von eurem Pudel, und von eurer Katze, von Ratten und Mäusen, von Schaafen und Kühen, von Pferden und Eseln, von Elephanten und Affen, von Löwen, Wölfen und Bären

werdet erzählen können? Nichtwahr? — Wohlan, so wollen wir also im Erzählen einander ablösen!

Wer macht wohl den Anfang, ich oder ihr? — Ich also? Gut. Und womit soll ich zuerst kommen, mit der Pudelgeschichte, oder mit der Katzengeschichte? Oder wollen wir zuerst den Menschen, oder die Fledermaus, oder den Wallfisch, oder sonst ein anderes vierfüßiges Thier kennen lernen? Wie? Was sagen Sie? Die Menschen sollen vierfüßige Thiere seyn? Wir haben ja keine Schwänze, und gehen nicht auf allen Vieren? Und die Fledermaus kann fliegen, und soll doch kein Vogel seyn? Und der Wallfisch sieht einem Fische fast ganz ähnlich, und hält sich auch immer im Wasser auf, und soll doch kein Fisch seyn?

Richtig, mein Kind! So gewiß die Ziege meckern, und die Katze mauen kann, so gewiß gehören die Menschen, die Wallfische und die Fledermäuse zu den säugenden Thieren, wie ich zu Anfang gesagt habe. Denn sie haben auch, wie alle übrigen vierfüßigen Thiere ein mit 2 Kammern und 2 Ohren versehenes Herz, rothes warmes Blut, und bringen lebendige Jungen zur Welt, und lassen sie an ihren Zizen oder Brüsten eine Zeitlang saugen. Und weil sie das thun, nennt man sie auch Säugethiere, wie die Kazen und Ziegen. Vier Füsse hat nun freylich der Mensch nicht, und der Wallfisch hat gar keine Füsse. — Wir haben aber doch keinen behaarten Körper, und wie gesagt auch keine Schwänze, und gehen auch nicht auf allen Vieren? Gut! Wisset ihr aber denn gewiß, ob es nicht irgendwo in der Welt behaarte und geschwänzte Menschen gibt, die auf allen Vieren gehen? O, sollte denn das wohl? Je nun weil ihr also

nicht gewiß wisset, so glaubt mirs vors erste so lange auf mein Wort, daß der Mensch eben so gut zu den Thieren gehöre, als die Katze und die Fledermaus, bis ich euch davon erst werde Mehreres erzählt haben.

Der Mensch hat doch ziemlich viel Haare. Allein auf das Behaartseyn, und auf das Schwänze und vier Füsse haben, kömmt es bey diesen Thieren gar nicht an; sondern auf das lebendige Jungen zur Welt Bringen, Säugen. — Die mehrsten Säugethiere haben zwar einen mit Haaren bedeckten Körper; allein es gibt auch welche, die gar keine Haare haben, wie die Wallfische. Einige haben auch nur sehr wenig Haare, wie die Elephanten, die Nashorn und Tapir, und andere haben gar statt der Haare Borsten, wie die Schweine; oder Stachel, wie die Igel und Stachelschweine; oder Schuppen, wie die Manis; oder Panzer, wie die Armadille.

Je magerer ein Thier, und je kälter das Land ist, worinn es sich aufhält, destomehr Haare hat es. Ist ein Thier aber sehr fett, dik und stark; oder wohnt es in einem warmen Lande, so hat es wenig Haare. — Jedes Haar ist hohl, und hat seine eigene Wurzeln, woran es aus der Haut des Thiers heraus wächst. Und fällt dem Thier ein Haar aus, so wächst ihm in etlichen Monaten wieder ein anderes dafür, so lange es noch jung und nicht gar zu alt ist. Wenn alle mit den Wurzeln ausgefallenen Haare wieder wüchsen, so gäbe es keine Kahlköpfe. — Die Säugethiere mausen oder haaren sich auch alle Jahr, wie die Vögel.

Einige Säugethiere haben nur zwei Zizen, entweder an der Brust, oder zwischen den Hinderfüssen. Andere

hingegen haben deren wohl 6 bis 12 am Bauch, Paar und Paar neben einander. Und warum hat ein Thier mehrere Brüste als das andere? Weil eines mehrere Jungen zur Welt bringt als das andere, und diese alle gleich nach der Geburt die Brüste aufsuchen, und hastig darauf los saugen. Denn es ist gewöhnlich in allen gute warme Milch.

Die Kuh bringt alle Jahr nur ein Kalb zur Welt; das Schwein hingegen kann in gleicher Zeit acht bis zwölf, und der Hamster gar zwölf bis achtzehn Junge werfen*). Richtig, richtig! Ich sah lezthin neun Ferkeln hinter ihrer Mutter herspringen; und da sie ein wenig stille stand, fuhren sie alle an ihre Zitzen, und nahmen die Warzen ins Maul, und saugten und rissen ganz entsezlich daran.

Ich habe auch schon Lämmer und Kälber und Ziegen saugen sehen. O ich auch! Und ich auch! Gut, Kinder. Und wie lang meint ihr wohl, daß die Alten ihre Jungen saugen lassen? 14 Tage oder 3 Wochen? Ja, einige wohl. Viele lassen sie aber auch 4 bis 6 Wochen, oder wenigstens so lange saugen, bis sie groß und stark genug sind, sich entweder ihr Futter selbst zu suchen, oder wenigstens alles das auch fressen zu können, was ihre

*) Hier kann man den Kindern sagen, daß das Jungen bey den Säugethieren verschiedene Namen habe. So heißt es beym Schwein werfen oder ferkeln; bey der Kaze jungen, bey der Kuh kalben; beym Hasen sezen, beym Schaaf lammen; beym Menschen gebähren. — Bey den mehrsten Thieren bleiben die Augen nach der Geburt noch etliche Tage, fünf bis neun Tage verschlossen; die Kinder der Menschen hingegen können ihre Augen gleich öffnen, und sehen, so bald sie zur Welt kommen.

Mütter fressen — Was fressen denn die verschiedenen Säugethiere? Allerhand, eins dieß, das andere jenes. Die mehrsten fressen nichts als Kräuter, und Feld- und Gartenfrüchte. Viele hingegen fressen nichts als Fleisch. Und einige wenige lassen sich beides zugleich schmecken, so wie sie es bekommen können.

Und daß jedes Thier seine Nahrung in seinem Vaterlande, und gerade an dem Ort, wo es geboren oder jung geworden ist, finden kann, dafür hat der liebe Gott gütigst gesorgt. Keins soll hungern, will er. Alle sollen sich täglich satt essen, sie wohnen auch, wo sie wollen, und wenn es auch gleich das heisseste, oder das kälteste Land in der Welt wäre.

Die Pflanzenfresser finden allenthalben, ohne viele Mühe und Nachdenken, ihre Nahrung. Sie wissen gewiß, wo für sie Gras wächst, und wo diejenigen Bäume stehen, die für sie Eicheln oder Bücheln tragen. Die Fleischfresser haben es zwar etwas schlimmer, als die Pflanzenfreßer, weil sie erst mit List, und oft sehr lange, auf einen Raub lauren müssen, ehe sie ihn erhaschen und erwürgen, und einen guten Fraß thun können. Wie lange muß nicht die schlaueste Katze auf eine Maus lauren? Wie lange muß nicht oft der listige Wolf einem Lamme nachstellen?

Allein sie sterben doch nicht Hunger, und wenn sie auch gleich 2 bis 3 Tage nichts gefressen haben. Ja einige Thiere können sogar 10 bis 20 Tage fasten, wie die wilde Katze, und der Formosaische Teufel, und es thut ihnen nichts. Sehr mager werden sie zwar und sehr hungrig, aber weiter geschieht ihnen nichts Leides.

Welches Thierchen aber nicht lange fasten kann, und

doch des Winters manchen Tag, ja manche Woche gar nichts zu fressen hat, das muß entweder sterben, oder sich durch einen langen Schlaf retten. Und dieß verstehen die Murmelthiere, die Igel, Bären, Dachse, Hamster, Fledermäuse und Siebenschläfer ganz vortreflich. Denn da im Winter Felder und Wälder kahl und steinhart gefroren, oder gar mit Schnee und Eis bedekt sind, und ihnen also ihre gewöhnliche Nahrung gänzlich mangelt, so würde es ihnen sehr schwer, ja gar unmöglich werden, für ihre Erhaltung zu sorgen; sie legen sich also schon im Herbst in ihre Löcher, die sie mit Heu, Stroh und Moos bedekt haben, damit sie weich liegen, und schlafen nun 6 bis 12, und oft wohl noch mehrere Wochen in Einem fort, bis der Schnee zerschmolzen, und die Erde wieder warm und locker, und mit Kräuter besezt worden ist.

Kaum sind sie erwacht, so geht es bey ihnen auf das Fressen los. Der Hamster, und noch etliche andere Winterschläfer legen sich im Sommer Magazine in ihren Nestern an, damit sie gleich, wenn sie erwachen, etwas zu fressen haben. Von dem Winterschlaf dieser Thiere erzähle ich euch in Zukunft noch sehr viel.

Einige Thiere geben bey Tag, andere bey Nacht ihrer Nahrung und ihren Geschäften nach. Und das thun sie entweder einzeln, oder in Gesellschaft. Der Wolf geht fast immer allein auf seinen Raub aus. Der Elephant hingegen, der Affe und der Biber gegen truppweise mit einander, benachrichtigen einander von allem, was in ihrer Gegend vorgeht, leisten sich Hülfe und vertheidigen sich gemeinschaftlich gegen ihre Feinde.

Und damit jedes Thierchen seine Nahrung leicht zer-

beissen, und klein malmen kann, sezte ihnen der liebe Gott harte knöcherne Zähne ins Maul. Die Zähne sehen wunderbar aus, und stecken in der obern und untern Kinnlade zertheilt, und werden in Schneidezähne, Spizzähne oder Backenzähne oder Müller eingetheilt. Den Fleischfressern gab er scharfe zackige Zähne, den Pflanzenfressern hingegen meist lauter platte; denjenigen aber, die alles fressen, was ihnen vorkommt, gab er platte und spizige Zähne unter einander.

Der Mensch ist ein solcher Alles-Esser. Habt ihr noch nie im Spiegel eure Zähne genau angesehen und gezählt? Nein. Ey wie viel haben wir Zähne? Acht und zwanzig bis zwey und dreyßig. Und wie viel haben unsere Compagnons, die übrigen Säugethiere? Mehr und weniger als wir. Einige haben nur zwanzig, andere hingegen vierzig Zähne. Mehr aber als vierzig, und weniger als zwanzig wird wohl kein Thier haben.

Der Formosanische Teufel hingegen, und der Ameisenbär haben gar keine Zähne, weil sie nur Ameisen und solche Dinge fressen, die sich mit der Zunge leicht zerdrücken lassen. Etliche Wallfische haben auch keine Zähne, weil sie ihren Fraß, der aus Häringen und kleinen Gewürmern besteht, ganz verschlingen. Die übrigen Wallfische aber, und überhaupt die mehrsten Säugthiere beissen und malmen ihren Fraß erst mit den Zähnen klein, ehe sie ihn in den Magen marschieren lassen, damit er bald verdaut, und sie wieder einen neuen verzehren können. Denn viel fressen, und oft fressen, ist der mehrsten Thiere größte Vollkommenheit. Doch frißt sich keins zu tode, das heißt, es frißt keins so viel, daß es erstikt, oder ihm der Leib aufplazt.

Noch eins Kinder! Es gibt unter den Säugethieren welche, die man wiederkauende Thiere nennt, weil sie die Gewohnheit haben, ihr verschlungenes Futter bissenweise vom Magen wieder ins Maul zu stossen, und noch besser zu zermalmen, und sodann zum zweitenmal wieder in den Magen zu schieben. Von diesem Magen geht es bey einigen in den zweiten, und von diesem in den dritten Magen, bis es endlich so klein geworden ist, daß es nun in den 4ten Magen aufgenommen werden kann.

In den vierten Magen? Gibt es etwa gar Thiere, die 4 Mägen haben? Doch ja, nun fällt mirs bey; sind das nicht die Kühe und Ochsen, die immer das Maul quer über einander schieben, und kauen, wenn sie auch gleich nichts zu fressen vor sich haben? Richtig, diese sind es. Aber auch die Cameele, Hirsche und Rennthiere haben 4 Mägen, und kauen wieder. Und dann gibt es auch welche, die wiederkauen, und doch nur einen einzigen Magen, wie die Hasen, Ziegen und Schaafe. Auch der Mensch kann das Wiederkauen, oder das willkührliche Erbrechen lernen, wenn er will. Es läßt aber nicht appetitlich, und kann leicht eine gefährliche und häßliche Krankheit werden. Wie es der Ochs bei seinem Wiederkauen mache, und wie seine vier Mägen heissen, sollt ihr bey der Geschichte des Ochsen ausführlich erfahren.

Nun wie viel haben denn wohl die Säugethiere Füsse? Viere. Und das alle? Ja, alle, bis an die Menschen, Affen und Wallfische. Die Menschen haben nur zwey Füsse, auf denen sie gehen; aber auch zwey Hände, mit denen sie arbeiten können. Die Affen aber haben vier Hände, mit denen sie sehr schnell laufen, und sogar auf Bäume klettern können. Die Wallfische hingegen ha-

ben weder Füsse noch Hände, und müssen sich mit ihren Floßfedern von einer Stelle zur andern bewegen.

Und wie sehen die Füße der Thiere aus? Sehr verschieden. Einige haben an der Spize derselben harte ungespaltene Hufe, wie die Pferde und die Esel. Andere haben gespaltene, mit hornartigen Schalen, wie mit Schuhen eingewikelte Klauen, wie die Schaafe und die Ochsen. Und noch andere haben Zehen, die bey den meisten frey sind, wie bey den Hunden und Kazen; bey den übrigen aber mit einer Haut zusammen hängen, wie bey den Bibern und Fischottern.

Die mehrsten Thiere gehen nur auf den Spizen ihrer Füße; die Menschen aber, die Hasen und die Bären, und noch etliche andere, gehen auf dem ganzen Vorderfuß. — Die Eichhörnchen können sehr weit springen: und die Fledermäuse können sogar fliegen, weil sie zwischen ihren Vorderfüssen eine dünne florähnliche Haut haben. — Alle Säugethiere haben 5 Sinne, sie können sehen, hören, riechen schmecken und fühlen. Auch der Maulwurf hat Augen, und kann sehen. Sie können alle, bis an die Ameisenbären und Formosanischen Teufelchen, welche stumm sind, einen Laut von sich geben, und eine Stimme hören lassen, aber nie sprechen lernen, man mag sich mit ihnen auch so viel Mühe geben, als man will. Nicht einmal der listige Affe, der doch sonst fast alles nachmacht, kann sprechen lernen.

Einige Thiere haben auf dem Kopf hohle einfache Hörner, wie die Ochsen und Ziegen. Andere haben ästige Hörner oder Geweihe, wie die Hirsche und die Rennthiere. Und alle haben Schwänze, nur die Menschen, Faulthiere und einige Affen nicht. — Die Nase sieht

auch nicht bey einem Thier aus, wie beym andern. Sie ist zwar bey den mehrsten unbehaart; übrigens aber bey einigen mehr oder weniger platt; bey andern oberwärts oder unterwärts gebogen; bey einigen länger oder kürzer, als die Lippen; bey andern aber ist sie gar in einen Rüssel ausgedehnt, der beim Schwein ziemlich, beym Elephanten aber ausserordentlich lang ist.

Säugethiere, liebe Kinder, gibt es in der ganzen Welt. Es sey ein Land auch noch so heiß, oder noch so kalt, so hat es doch seine gewissen Einwohner, es seyen nun Menschen oder Thiere. Im heissesten Asia und Afrika gibt es schwarze Menschen und Affen, Elephanten und Löwen. Und wohnen nicht mitten im Eismeer die Seehunde und die Seebären; und nahe bey ihnen die schmutzigen Grönländer, und die verrufenen Eskimo? Die meisten Thiere halten sich aber doch in den temperirten Gegenden auf, wo es nicht zu kalt, und nicht zu warm ist.

Nicht wahr, lieber Herr... die mehrsten Säugethiere leben und wohnen auf dem Lande? Ja kleiner Mann, nicht nur die mehrsten, sondern alle, bis an die Wallfische. Denn diese sind die einzigen Thiere, die immer im Wasser bleiben müssen, weil sie keine Füsse und keine Arme haben, und sich auch weder durch ihre Floßfedern, noch durch die Schwänze aufs Land bewegen können. Die Biber hingegen, die Seehunde und die Seebären können sich aufhalten, wo sie wollen, im Wasser oder auf dem Lande, weil sie Schwimmfüsse haben. Die Maulwürfe aber lieben die Dunkelheit, und wohnen immer unter der Erde. Auch des Sommers? Ja, auch des Sommers. — Wie alt werden die verschiedenen Säugethiere? Einige nur vier bis sechs, wie die Mäuse! an-

dere fünfzig bis hundert, wie die Elephanten; die Wallfische aber könnten vermuthlich zweyhundert Jahre alt werden, wenn man sie so lange leben liesse. Allein man macht sie jezt viel jünger todt. Denn es gibt nun kein Thier mehr in der Welt, es sey auch noch so groß, und noch so grimmig, als es wolle, es beisse, schlage oder stosse, das der Mensch nicht mit List oder Gewalt, lebendig oder todt zu fangen und zu bändigen wüßte.

Nützen sie uns denn aber auch alle etwas? Ja, fast alle. Einige essen wir; andere spannen wir vor unsere Wagen; und noch andere geben uns allerhand nüzliche und nöthige Kleidungsstücke. Die Kaze fängt Mäuse, und der Hund bewacht das Haus. Und wie viele Thierchen werden nicht zu unsrer Belustigung abgerichtet? Daß aber auch manches Thier vielen Schaden anrichtet, manchmal Menschen und andere Thiere erwürgt, und sonst noch alles wegfrißt und verwüstet, was es findet, ist zwar wahr; allein man kann sich doch gewöhnlich vor ihnen in Acht nehmen, und sie durch List und Gewalt sehr vermindern, oder gar gänzlich vertreiben. Gott Lob, daß wir nicht in denjenigen Ländern wohnen, worin sich Löwen, Tiger und Hiänen aufhalten.

Es muß doch entsezlich viel Schaafe, Ochsen und Kälber geben, da man deren oft nur in einer einzigen kleinen Stadt, alle 8 Tage über hundert zusammen abschlachtet? Das gibt es auch. Es ist kein Dorf ohne Schaafe, Kühe und Ochsen: und in manchem gibt es auch noch dazu viele Schweine und Ziegen.

Wie viel es aber überhaupt Säugthiere in der Welt geben mag, kann gewiß Niemand sagen? Nein, das geht nicht an. Rathen kann man wohl, aber es nicht gewiß

sagen. Es muß ihrer viele Millionen geben. Verschiedene Sorten giebt es eben nicht allzuviel unter den Säugethieren. Man zählt deren kaum vierhundert. Und unter diesen ist die Sibirische Spizmaus die kleinste, und der Elephant, oder vielmehr der Wallfisch die größte Sorte. — Wie machen wir es nun, liebe Kinder, daß wir die merkwürdigsten Thiere aus diesen Sorten geschwind und leicht, aber doch auch in einer gewissen Ordnung kennen lernen? Denn das gefällt mir nicht, daß eins von euch geschwind etwas von seinem Pudel, ein anderes von seiner Ziege oder Kuh herschwazt, und ich sodann allemal hintendrein meine Meynung darüber sagen, und noch vom nächsten besten Thier auch etwas erzählen soll. Dann und wann mag dieß sehr lustig seyn, und gar wohl angehen, aber immer nicht.

Wenn wir also in Zukunft mit dem Pudel reden, so sollen die übrigen Hunde alle auch ihre Geschichte hersagen. Reden wir mit der zahmen Kaze, so sollen auch die wilden, und alle, ihr ähnlichen Thiere, angehört werden.

Es wird daher sehr gut seyn, wenn wir die gesammten Säugethiere auch in gewisse Ordnungen eintheilen, wie wir bey den Insekten und Vögeln gethan haben, und allemal diejenigen zusammen stellen, die einander an Bildung, oder an Fraß, oder an Grösse ähnlich sind.

Und so, dächte ich, bekämen wir etwa zwölf Ordnungen, in deren 1sten die Fledermäuse; in der 2ten die ordentlichen Mäuse, die Ratten, Eichhörnchen und Hasen, und alle andere Nagethiere; und in der 3ten die Bären, Hunde und Kazen, nebst allen übrigen reissenden Thieren, stehen könnten. — Von den Thieren mit einem einzigen ungespaltenen Huf, wie von Pferden,

Eseln und Zebra reden wir in der 4ten Ordnung; von denen mit gespaltenen Klauen, wie von den Ochsen, Schaafen und Cameelen; in der 5ten: und von denen, die statt der Haare Stacheln, Schuppen oder Panzer haben, wie die Igel Armadille und Formosanische Teufelchen, in der 6ten Ordnung. — In der 7ten Ordnung wollen wir die fast ganz haarlosen Ungeheuer, die Elephanten, Tapir und Nilpferde; in der 8ten die mit Schwimmfüssen versehenen Fischottern, Biber und Seehunde; und in der 9ten Ordnung die Wallfische kennen lernen. — Die 10te Ordnung soll die trägen langkralligen Ameisenbäre und Faulthiere; die 11te die Affen und ihres gleichen; und die 12te Ordnung endlich die Menschen enthalten *).

In der ersten Ordnung lernen wir also die fliegenden Mäuse, oder

Die Fledermäuse

kennen. Der liebe Gott schuf ein Thier, halb Vogel und halb Maus, es flog, und hieß Fledermaus. Die Fledermäuse können also fliegen, und haben doch weder Federn noch Flügel, wie die Vögel; sondern ordentliche Haare, wie die Mäuse. Allein ihre Vorderbeine sind durch eine weite zarte florähnliche Haut mit dem Körper verwachsen. Und mit Hülfe dieser ausgespannten Haut können sie wirklich in der Luft herum schwärmen, und ihrem Fraße nachjagen. Ob sie aber damit eben so

*) 1) Chiroptera. 2) Glires. 3) Ferae. 4) Solidungula. 5) Bisulca. 6) Selerodermata. 7) Belluae. 8) Palmata. 9) Cetacea. 10) Bradypoda. 11) Quadrumana. 12) Bimanus. Sic. Cel. *Blumenbach.*

gut fliegen können, wie die Vögel mit ihren Flügeln, ist eine andere Frage? Geschwind können sie zwar wohl fliegen, aber nicht gar hoch, und gewöhnlich nur so, als wenn sie das Fliegen erst lernen wollten.

Und laufen können die Fledermäuse gar nicht, weil die Zehen oder Fingern an ihren Vorderfüssen mehr langen Stangen, als Fingern ähnlich sind; sondern nur durch Hülfe ihrer Vorderdaumen oder Haken, hurtig auf dem Bauch auf der Erde wegschurren.

Habt ihr schon Fledermäuse fliegen sehen? O ja, schon viele! Und wann denn? Des Morgens oder des Abends? Im Sommer oder im Winter? Bei heitern Sommerabenden, und beim Mondschein. Bey Tag haben wir zwar noch keine gesehen; aber vor einiger Zeit sahen wir eine in einer Kammer bey Tage herum fliegen; und da sie gefangen war, sahen wir sie auch ganz genau in der Nähe. Sie war nicht viel größer, als eine Hausmaus. Mit ausgespannten Flügeln aber mag sie wohl eine halbe Elle breit gewesen seyn. Richtig, so groß sind unsere gemeinen aschgrauen Spekfresser nur; in andern Ländern aber gibt es noch viel größere Fledermäuse. — Und alle Fledermäuse fliegen immer nur bey Nacht herum? Ja, mein Kind! Sie scheuen alle das Licht, und hängen sich den Tag über an Bäumen an, oder liegen in allerhand Löchern, und hinter alten Laden und Bekleidungen verborgen; des Abends aber kommen sie aus diesen Schlupfwinkeln hervor, und jagen hinter den Fliegen, Mücken und Schmetterlingen her; und andere Spekdiebe klettern sogar in die Schorsteine und Rauchkammern, und halten dort beim Spek eine köstliche Mahlzeit. So bald es aber Tag zu

werden anfängt, eilen sie wieder nach Hause. — Wo sind sie denn des Winters? Da ruhen und schlafen sie in ihren Löchern, Vater und Sohn, Mutter und Tochter und Enkel, alle dicht neben und unter einander klumpenweise, nachdem sich vorher jede in ihre Flügel, wie in einen Mantel, eingehüllet hat, an den Hinterfüssen aufgehenkt in Einem weg, ohne zu erwachen, und etwas zu fressen, bis in den warmen Frühling fort. Ist es aber erst Frühling, und etwas warm geworden, so erwachen und erholen sie sich nach und nach von ihrer Erstarrung, und fliegen wieder ihrem Fraß nach.

Gibt es viele Fledermäuse in der Welt? O ja und das vorzüglich viel in Asia und Amerika? in Deutschland aber gibt es eben nicht viel, weil sie von den Eulen allzu sehr verfolgt und aufgefressen werden.

Wie viel werfen sie alle Jahr Junge? Zwei bis drei; und diese lassen sie drei bis vier Wochen an ihren zwei Brüsten saugen; hernach aber füttern sie dieselben so lange noch mit Fliegen und Spek, und mit allerhand Säften und Baumfrüchten, bis sie selbst nach ihrem Frasse ausfliegen können.

Auf der 8ten Tafel Figur 22 ist eine gemeine Fledermaus im Fluge abgebildet. An den Hinterfüssen haben sie, wie alle andere Sorten von Fledermäusen, fünf Zehen; an den Vorderfüssen aber hat sie eigentlich nur den einzigen Haken, mit dem sie sich an den Spek, oder an andere Dinge anhäkelt, um davon bequem fressen zu können. Ihr sehet doch, daß Schwanz und Füsse mit der flohrähnlichen Haut verbunden sind?

Nun gibt es aber auch Fledermäuse, die viel grösser, als unsere Spekdiebe sind, schwarze und schwarzbraune

Haare, ganz andere Mäuler, und ganz andere Ohren haben. So sehet ihr hier auf eben dieser 8ten Tafel Figur 29 eine mit sehr langen Ohren, die man deßwegen die langohrige Fledermaus nennt, abgebildet *).

Die größte, aber auch die gefährlichste Fledermaus ist

Der Vampir

oder der fliegende Hund oder Blutsauger, der den Menschen des Nachts im Schlaf das Blut aussaugen soll. Er ist so groß, als ein Eichhörnchen, hat einen Hundskopf, ein schwarzes Gesicht, und schwarzbraune Haare, und hält sich, zum Glück für uns, nicht in Deutschland, sondern nur gewöhnlich im mittäglichen Amerika und in Ostindien auf. — Siehe Tafel 8 Figur 25 **).

In diesen beiden Weltgegenden aber gibt es deren so viele, daß sie im Fluge des Abends die Luft verdunkeln, und die Gassen in den Städten bedecken sollen. Und das ist gar wohl möglich, da ein großer Vampir, mit ausgespannten Flügeln, anderthalb Ellen breit ist.

Und wovon leben denn die verrufenen Blutsauger? Doch nicht von lauter Menschenblut? O nein! Ihr gewöhnlicher Fraß sind Baumfrüchte, und der Saft des Palmbaumes, den sie vorzüglich lieben, und sich darin oft so berauschen, daß sie wie todt zur Erde fallen. Blut aber fressen oder saugen sie doch unter allem am liebsten.

*) Wer eine ausführliche Fledermausgeschichte lesen will, sehe Herrn Professor Schrebers ersten Theil seiner Säugthiere nach.

**) Fledermaus vespertilio, gemeine Fledermaus vespertilio murinus, langohrige Fledermaus vespertilio auritus; Vampir vespertilio spectrum.

Wenn es daher Abend geworden ist, so durchstreichen sie in der Absicht die ganze Gegend, wo sie wohnen, um irgendwo einen schlafenden Menschen zu finden. Und haben sie einen gefunden, so flattern sie ganz leise zu ihm hin, und lecken so lange mit ihrer stachlichen Zunge an einem Arm oder Fuß, bis Blut aus einer Ader läuft, und sie saugen können. Und nun saugen sie sich auch dik und voll an.

Damit aber die Menschen, Ochsen, Kühe, Esel oder Pferde — denn auch diesen, und noch vielen andern Thieren, zapfen sie ihr Blut ab — nicht so leicht unter dem Saugen erwachen, wehen sie ihnen mit ihren Flügeln immer ein kühles Windchen zu. Oft erwachen die Menschen schon beim Lecken, oft erst unter dem Saugen, und oft merken sie es gar nicht. Wenn sie aber erwachen, so fühlen sie ihren Blutverlust, und sind matt und entkräftet, und zuweilen, wenn nämlich der Dieb allzuviel gesogen, und die Wunde nachher noch lange geblutet hat, todt krank. Sonst aber, wenn ein solcher Vampir nicht allzuviel gesogen hat, gilt es für eine gesunde Aderlässe, die sich ganz gewiß diejenigen Menschen gern wünschen würden, die sich keine Ader öffnen lassen können, ohne ohnmächtig zu werden.

Auch sogar zu offenen Laden und Fenstern soll dieser verhaßte Vampir hinein fliegen, und den, in Kammern und Stuben schlafenden Menschen das Blut wegsaugen *).

Den Tag über halten sich die großen Fledermäuse in hohlen Bäumen, häufig aber auch auf den Bäumen selbst auf. Sie hängen sich nämlich an den Aesten so häu-

*) Siehe *Bontii* histor. indiae orient. pag. 70.

sig und dicht an den Hinterfüssen, mit herabhängenden Köpfen, zusammen, daß sie von fern wie die Cocosnuß-Trauben aussehen.

Keine Fledermaus ist giftig. Man kann sie alle ohne Gefahr essen. Die Chineser und viele Insulaner in Ostindien essen sie auch wirklich mit vielem Appetit *).

Die Nagethiere kommen in unserer zweiten Ordnung vor. Es gehören dazu lauter kleine Thiere, die viele Zehen haben, und fast immer auf dem ganzen Vorderfuß gehen, wie die Eichhörnchen, die Ratten, die Mäuse, Siebenschläfer, Murmelthiere, Vielfrasse, Beutelratten, Hasen, Marder, Pharaonsmäuse und Dachse, und noch viele andere. — Der Vielfraß ist darunter das größte, und die Spizmaus das kleinste.

Sie fressen meist alle fast nichts als Pflanzen, und Feld- und Baumfrüchte, und dienen uns mit ihrem Pelz, und mit ihrem Fleisch. — Und das alle? Auch die Ratten und die Mäuse? O ja! Im Fall der Noth kann man sie gar wohl essen, und hat sie auch wirklich schon oft gegessen. Wie viel gibt es nicht Gegenden in der Welt, wo man Ratten, Mäuse und Schlangen fast so häufig zu Markte bringt, als bey uns Tauben, Hühner und Gänse? Und aus den Mäuse und Rattenfellen könnte man, wenn man wollte, leicht auch Salopen oder Mützen füttern. Ich dächte, sie sollten ziemlich sanft und warm seyn.

Das Eichhörnchen

ist ein allerliebstes kleines Thierchen, das Kinder und alte

*) Siehe allgemeine Historie der Reisen, Theil 5, Seite 952. Theil 9, Seite 404: Theil 12, Seite 525.

Leute mit seinem possierlichen Wesen belustiget. Es lebt und wohnt in ganz Europa, und auch fast in ganz Asia, und im nördlichen Amerika, in Wäldern und Gehölzen, und frißt Haselnüsse, Eicheln, Bücheln oder Buchnüsse, wildes Obst, und allerhand Baumknospen; und wenn es Mandeln, Kastanien und wälsche Nüsse haben kann, läßt es sie sich auch sehr wohl schmecken. Aber Pfirsich und Aprikosen sind ihm tödtlich.

Wo baut es sein Nest hin? Auf Tannen oder Eichen, und zuweilen auch in hohle Bäume. Es macht es von Reisern, wölbt es oben zu, damit ihm Regen und Wind nicht schaden können, und füttert es mit Moos und Laub aus. Und weil es den Wind gar nicht ertragen kann, läßt es nur ein so kleines Loch offen, daß es knapp hinein schlupfen kann. Weht aber der Wind gerade zu diesem Loch hinein, so stopft es dasselbe sogleich zu, und macht auf der Seite ein anderes. Man sagt daher von ihm im Sprichwort:

Wenn das Eichhorn im Walde spürt,
Von welchem Ort ein Wind kommen wird,
So hat es das in grosser Acht,
Ein ander Fenster es ihm macht,
Da es kann kriechen aus und ein,
Und vor dem Wind mag sicher seyn.

Wie geht es ihm denn des Winters? Schläft es darin, wie die Fledermaus? Nein, es ist Sommer und Winter wach und munter. Damit es aber im armen Winter nicht darben darf, sammelt es im Herbst Haselnüsse und Buchnüsse zusammen, und legt sich davon in einem Loche unter der Erde oder in einem hohlen Baum ein Magazin an. Ach ja wohl! Weiß es denn, wie lange

der Winter dauert, und wie viel es Nüsse einsammeln muß? So ziemlich. Wenn sie aber alle sind, so frißt es Tannensaamen und Baumknospen. Und wie leicht findet es nicht noch hier und da unter dem Laube oder Schnee eine Eichel, Büchel oder Haselnuß?

So! Die Eichhörnchen gehen also auch auf die Erde herunter? Ich meynte, sie blieben immer auf den Bäumen Nein, mein Kind, immer bleiben sie nicht oben, aber fast immer. Denn wenn die Nüsse, Eicheln und Bücheln alle abgefallen sind, so müssen sie ja welche holen, wenn sie nicht lauter Baumknospen fressen, oder gar Hunger sterben wollen. So bald sie sich aber satt gefressen haben, klettern sie geschwind wieder auf die Bäume, und rasen darauf herum. Hui, da geht es Baum auf, Baum ab; links und rechts, und im Ringe herum. Ja sogar von einem Baum zum andern, wenn sie auch gleich 5 bis 6 Ellen von einander entfernt stehen, können sie springen.

Was, ein solches kleines Thierchen soll in der Luft so weit springen können? Ja, das kann es. Deßwegen ist es auch sehr schwer, eins lebendig zu fangen, wenn man ihm auch gleich etliche Stunden lang nachläuft. Denn in einer Minute ist es den Leuten schon aus den Augen, und wenigstens über zwei- bis dreihundert Bäume weggeschleudert, so daß man glauben sollte, es wäre weggeflogen — Siehe Tafel 7 Figur 4 und 18.

Wie fängt man denn diese lieben artigen Thierchen? In Fallen oder Schlingen, wenn man sie lebendig haben will; will man sie aber todt haben, so schießt man sie mit Bolzen, oder andern Mord-Instrumenten von den Bäumen herunter. Ach, und warum thut man das?

Doch nicht um ihres Fleisches willen? O ja, auch darum. Das Eichhörnchen-Fleisch schmekt nicht übel. Gewöhnlich aber erwürgt man sie wegen ihres Pelzes, den man zu Verbremungen, und zu allerhand andern Kleidungsstücken gebraucht.

Ihr wisset doch, wie die Eichhörnchen bey uns aussehen? O ja, röthlich braun. Und warum sagen sie bey uns? Sieht denn nicht ein Eichhörnchen aus, wie das andere? Nein, es gibt hier und da auch schwärzliche, und ganz schwarze, und in Norwegen, Schweden und Rußland, und in andern nördlichen Ländern, werden alle Eichhörnchen des Winters grau. Und diese graue Pelze sind die besten und die theuersten, und werden unter dem Namen, Grauwerk, verkauft. Und aus den längsten Haaren ihrer Schwänze macht man Mahlerpinsel. Der Schwanz dieser niedlichen Thiere ist länger als ihr ganzer Leib, und gleicht fast einem Federbusch. Im Gehen lassen sie ihn sinken, und ziehen ihn auf der Erde hinter sich her. Im Sizen aber heben sie ihn in die Höhe, und legen ihn auf den Rücken, und bis über den Kopf weg, damit er ihnen statt eines Sonnenschirmes Schatten mache *).

Und weil die Eichhörnchen auch die Kunst verstehen sollen, auf einem Stükchen Holz, oder auf einer Baumrinde, sich ins Wasser zu sezen, und darauf mit gutem

*) Ein Thierchen, das immer auf den Eichen lebt, und dessen Ohren in der Ferne wie Hörner aussehen, kann wohl mit Recht, Eichhörnchen, genannt werden. — Sein lateinischer, aus dem griechischen σκια Schatten, und ουρα Schwanz, abgeleitete Name Sciurus aber, ist vermuthlich daher entstanden, weil es sich mit dem Schwanz Schatten zu machen pflegt.

Winde über einen Bach oder Fluß zu schiffen, so soll ihnen dabey ihr zottichter Schwanz zum Segel, und einer ihrer Füsse zum Ruder dienen. Aber leider gehen oft die Schiffe samt den Schiffern verloren, wenn nämlich unvermuthet ein Wind entsteht, und das Wasser allzu unruhig wird.

In Amerika gibt es Eichhörnchen, die zwey bis dreymal gröſſer, als die unsrigen und ungefähr so groß, als Kaninchen sind. Und in Polen und Rußland, und noch in einigen andern nördlichen Gegenden gibt es sogar welche, die zwischen den Vorder- und Hinterfüssen eine dünne Flatterhaut, und also eine Art Flügel haben, mit denen sie fünfzig bis hundert Ellen weit, in die Tiefe, aber nicht in die Höhe flattern und schläudern können. Man nennt diese Eichhörnchen fliegende Eichhörnchen.

Die Eichhörnchen sind närrische, unruhige und schüchterne Thiere. Sie bleiben nicht mehr in ihrem Nest, wenn man auch nur ein wenig an den Baum stößt, worauf sie wohnen. Ja sie klettern samt allen ihren Kindern, deren sie alle Jahr vier groß ziehen, zu oberst auf den Baum hinauf, oder springen sogar auf den nächsten besten Baum, und noch so weit fort, daß ihnen ihre Feinde nicht nachfolgen können.

Wenn sie fressen, so sezen sie sich auf die Hinterfüsse, und bedienen sich ihrer Vorderfüsse statt der Hände, wie die Affen, und greiffen damit ihre Speise an, und nagen daran herum, oder stecken sie ganz in das Maul.

Und weil sie so sehr lustige und possierliche Thierchen sind, legt man sie an Ketten, und füttert sie zum Spaß und Vergnügen in Kammern oder Stuben, mit Nüssen, Obst, Zwetschgen- und Kürbiskernen. Sie sind sehr rein-

lich, und lecken und putzen den ganzen Tag an sich, wie manches eitle Mädchen. Sie werden höchstens acht bis zehn Jahre alt.

Nicht wahr, liebe Kinder, ihr möchtet auch ein solches artiges Ketten-Eichhörnchen haben? Nun ja diese Freude kann man euch schon einmal machen. Aber sie zernagen alles Holzwerk, das sie erwischen. Und dann machen sie auch mit ihren Ketten immer ein häßliches Gerassel. Und sie frey herum laufen zu lassen, ist auch nicht rathsam, weil sie sodann nicht nur Tische, Schränke und Fenster, sondern auch Kleider und alles, was sie finden, benagen und beschmutzen, und am Ende gar weglaufen würden.

Der Siebenschläfer

oder die Kellmaus ist beynahe eben so ein Thierchen, wie das Eichhörnchen, fast eben so groß, und ihm auch in Wohnung und Fraß fast ganz ähnlich. Er wohnt auch in Wäldern, wie dieses, klettert auf Bäume, hüpft von einem Ast auf den andern, frißt Bucheckern, Eicheln und Haselnüsse, und andere wilde Früchte, und wenn er auch kleine Vögel erwischen kann, ist es ihm sehr lieb, und sieht auf dem Rücken grau, und am Bauche weiß aus. Sein Nest macht er sich von Laub und Moos in hohle Bäume und Mauerlöcher, wirft alle Jahr vier bis fünf Junge, und wird acht bis neun Jahr alt.

Und warum heißt er denn Siebenschläfer? Er wird doch wohl nicht sieben Monat in einem weg schlafen. O ja das kann er! Oft schläft er auch wohl noch länger; aber auch zuweilen viel kürzer, je nachdem der Winter heftig ist, oder nicht, und lange oder nicht lange dauert. Denn im Herbst legt er sich schon in sein Loch zu Bette.

rollt sich zusammen, und erstarrt; und erwacht und kömmt erst im May aus demselben wieder hervor.

Doch muß ich euch auch sagen, daß er zuweilen mitten im Winter, wenn es nämlich etliche Tage hinter einander sehr warm gewesen ist, erwacht und aufsteht, und sich etwas zu fressen sucht. So bald es aber wieder kalt wird, erstarrt er wieder. — Siehe Tafel 10 Figur 17.

Wenn man ihn aber den Winter über in eine eingeheizte Stube, oder sonst an einen warmen Ort bringt, so erstarrt er gar nicht, sondern läuft immer herum, frißt und schläft auch wie die Kaze, oder sonst ein anderes Hausthier. So bald es ihm aber in der Stube zu kalt wird, rollt er sich zusammen, und wird, wie in seiner Höhle, nach und nach so starr, daß man ihn in die Hand nehmen, rütteln und drücken, ja sogar auf der Erde wegrollen darf, ohne daß ers fühlt und erwacht.

Was, durchs Fortrollen sollte er nicht erwachen? Nein. Aber doch durch Kneiffen und Brennen kann man ihn munter machen? Auch dieß nicht. Er rührt sich zwar, und fährt etwas enger zusammen, und gibt durch ein dumpfichtes Geschrey zu erkennen, daß sich sein Herz noch bewege, und daß er noch lebe. Aber ganz erwachen die armen Siebenschläfer nicht, und wenn man sie auch gleich ganz durchsticht, und völlig todt macht. Aber doch bey einem großen Feuer, oder unter einem heissen Ofen kann man sie wach machen? Nicht doch. Davon würden sie ganz sterben; denn allzu große Hitze ist ihnen tödtlich. Wenn man sie aber nach und nach warm werden läßt, so kommen sie zu sich selbst, und laufen wieder herum.

Das sind ja sonderbare Thiere! Nuzen sie denn auch zu etwas? O freilich! Man kann ihr Fell gebrauchen;

und ihr Fleisch gibt gute Braten, und wohlschmeckende Ragouts. Pfui, ja wohl Braten und Raguts von Mäuse ähnlichen Thieren! Und wer ißt sie denn? Die Italiäner und Krainer, und vermuthlich auch die Franzosen und die Spanier. Die Krainer fangen gegen den Winter, wenn sie recht dick und fett sind, viele tausend, und salzen sie ein, und essen sie mit so gutem Appetit, als wir unser eingepöckeltes Rind- oder Schweinefleisch essen.

Auch die alten Römer hielten die Siebenschläfer schon für etwas Delikates, mästeten und zogen immer sehr viele in eigenen Häusern auf, und setzten sie sogar als Leckerbissen auf die vornehmsten Tafeln*). Gibt es bei uns in Sachsen auch welche? Ich glaube nicht. Wenigstens habe ich noch nichts davon gehört und gesehen. Sie lieben nur warme Länder, wie Italien, Krain, Frankreich und Spanien ꝛc. — Gibt es noch mehr solche Schlafmüzen, wie die Siebenschläfer sind? O ja, auch die Haselmäuse, die Murmelthiere und die Hamster liegen gewöhnlich vier bis sieben Monate hinter einander fort erstarrt in ihren Löchern, und werden erst im April oder May wieder wach und munter.

Die große Haselmaus

oder Eichelmaus ist fast so groß, als eine Ratte, hat einen schwarzen Rücken, und einen weissen Bauch, und einen sehr langen haarigen Schwanz, und wohnt mehrentheils in Gärten in hohlen Bäumen und Mauerlöchern, zuweilen aber auch in den Häusern selbst. Auch in den Wäldern hält sie sich häufig auf.

*) *Varro* de rustica Lib. 3. Cap. 15. lehrt, wie man ein Gebäude für Siebenschläfer bauen müsse, um solche für den Tisch zu füttern, zu erziehen und zu mästen.

Sie klettert auf Bäume, Stauden, und frißt und benagt fast alles reife Obst, vorzüglich aber die Pfirsich und Aprikosen, und leert oft in etlichen Tagen einen ganzen Baum ab. Denn was sie nicht sogleich auf dem Baume fressen kann, das nimmt sie mit in ihr Loch.

Auch Birn, wälsche Nüsse und Hülsenfrüchte frißt sie in den Gärten weg. Im Walde aber sind Eicheln, Bücheln und Haselnüsse ihr gewöhnlicher Fraß. Und weil sie die Haselnüsse unter allen wilden Früchten am liebsten frißt, und sich in den Wäldern auch gewöhnlich auf den Haselstauden aufhält, gab man ihr den Namen Haselmaus. Aber Haselmäuse gibt es doch bey uns? Leider nur zu viel. Und warum, leider? Weil sie zu nichts nützen, und doch gewaltig viel schaden. Ihr Fleisch taugt nichts, und ihr Fell ist auch nicht viel mehr.

Die kleine Haselmaus

ist so groß als eine Hausmaus, und ein munteres niedliches Thierchen, und lange nicht so schädlich, als die große Haselmaus. Sie hat röthliche Haare, und einen langen behaarten Schwanz, und wohnt in Wäldern in hohlen Bäumen, oder auch nur zwischen dicken Hecken und Haselnußstauden, und frißt Eicheln und Bücheln, und vorzüglich gern Haselnüsse, und heißt deßwegen auch Haselmaus. Es gibt nicht viel kleine Haselmäuse. Man ißt sie auch nicht. — Siehe Tafel 10 Figur 4.

Das Murmelthier *)

kennt ihr gewiß alle. Nicht wahr, liebe Kinder? O ja! Schöne Schattenspiel an der Wand! Schöne Murmelthier; Schön tanz, a ha ha! Nu geh raus,

*) Siehe Girtanner in Hopfners Magazin zur Naturkunde Helvetiens B. 4. S. 369.

du schön Thier! Du izt schön tanz, recht schön tanz must! A ha ha!

Machen es die Savoyarden-Jungen nicht so? Schreyen si nicht auf den Messen und Jahrmärkten fast Tag und Nacht alle Strassen voll? Richtig, so machen es die guten armen Knaben mit ihrem Kästchen auf dem Rücken. Um ein Stück Brod, oder um ein paar Pfennige tanzen sie oft eine ganze Viertelstunde mit ihren Murmelthieren im Dreck herum, und singen oder schreyen gewöhnlich noch aus vollem Halse dazu.

Nun was können denn die Murmelthiere für Künste? Sie klettern an einem Stok, und lassen sich daran herum schleudern, ohne daß sie herabfallen: sie stehen und gehen auf den Hinterbeinen, wie die Bären; und machen sonst noch allerhand poßierliche Stellungen; die ihnen ihre Herren mit dem Stok abnöthigen. Auch an Bäumen und Wänden können sie hinauf klettern, und sogar Schornsteinfeger abgeben, wenn man es haben will, und sie es gelehrt hat.

Ha ha ha! Ja wohl Murmelthiere, Schornsteinfeger Schlot- oder Kaminfeger! Das muß verzweifelt närrisch aussehen! Wer lehrt sie es denn? Die Savoyarden. Und wie machen es die guten Thierchen? Sie klettern in den Schornsteinen so lange auf und ab und links und rechts, bis sie den Rus mit ihren Haaren abgefeget haben. Aber nur zum Spaß läßt man sie dieß thun, und nicht um beständigen Gebrauch davon zu machen.

Das Murmelthier ist so groß als eine Kaze, und röthlich von Farbe, und an Kopf, Füssen und Klauen fast ganz dem Bären ähnlich. Es wohnt in der Schweiz, in Italien, Rußland und Polen, ohnfern den ewigen

Schnee- und Eisbergen, in Höhlen unter der Erde, und frißt alles was es findet, oder man gibt ihm Kräuter, Wurzeln und Obst, Fleisch, Brod und Gemüse, und Käfer und Heuschrecken; am begierigsten aber ist es nach Butter und Milch. Ach, wie schmazt es nicht, wenn es Milch hat; und weil es bey einem Milchschmauß, oder sonst bey einem guten Fraß, oder auch wenn man es streichelt, wie eine Kaze knurrt, und wie ein junger Hund murmelt, so gab man ihm den Namen Murmelthier *) Soll ich euch noch mehr davon erzählen? — Siehe Tafel 7 Figur 1.

Es sizt gern aufrecht, und bringt alles zum Maul, was es mit seinen Vorderpfoten erhascht und frißt, wie das Eichhörnchen, in aufrechter Stellung. In die Höhe läuft es ziemlich geschwind, auf der Ebene aber sehr langsam. Wenn es bey heitern Sommertagen aus seiner Höhle hervorkommt, so spielt es mit seinen Kameraden, klettert auf abgestuzte Bäume, und stürzt sich wieder herunter, und macht sonst allerhand Possen und Grimassen. Wenn das Weibchen ihre vier Jungen, die sie alle Jahr wirft, so lange gesäugt hat, bis sie stark genug sind, Kräuter und Wurzeln zu fressen, so führt sie sie aus ihrer Höhle heraus, und begleitet sie auf die Wiesen, und weiset ihnen ihr Futter an. Und damit sie keins davon einbüsse, führt sie dieselben nicht allzuweit weg, damit sie im Fall der Noth bald wieder zu Hause sind. Aber die armen Savoyarden fangen ihr doch zuweilen viele weg lehren sie tanzen, und am Strik her-

*) Italienisch heißt das Murmelthier Marmota, in der wälschen Schweiz aber nennt man es Murmont, und in der deutschen Murmenti oder Murmelthier.

um laufen, klettern und Schornsteine fegen, und reisen sodann mit ihnen in die Fremde, und lassen sie auf Messen und Jahrmärkten für Geld sehen und tanzen.

Man kann die Murmelthiere so zahm machen, daß sie in den Häusern herum laufen, und wenn man ihnen ruft, sogleich herbey kommen. Ein gewisser Herr Pastor in der Schweiz hatte einmal eins, das in seiner Studierstube herum lief, und sogleich, wenn er Marmotte rief, zu ihm kam, sich auf seinen Schooß sezte, und aus seiner Hand fraß, ja, sogar mit ihm zu Bette gieng, und bey ihm schlief *). Biß es ihn denn nicht? Nein, es beleidigte Niemand im Hause, ausser den Hund, den es schlechterdings nicht ausstehen konnte.

Erstarrt es auch nicht, wie der Siebenschläfer, wenn man es den Winter über in einen kalten Ort bringt? Nein, es erstarrt zwar nicht; allein man sieht es ihm doch an, daß ihm der Winterschlaf natürlich ist, und es gern schlafen möchte. Es ist fast immer träge und schläfrig. Man läßt es nicht gern in den Häusern herum laufen, weil es Kleider und Bücher, und alles Holzwerk zernagt, und sich sogar durch Wände und Thüren durchfrißt.

Das Murmelthier ist nirgends vergnügter, als auf seinen Alpen, und in seiner Freyheit, wo es sich den Sommer über mit seinen Jungen und Kameraden, nach Belieben satt fressen, lustig machen und Heu einfahren, und sich sodann im September oder October in seiner unterirdischen Wohnung verstecken, und erst im April oder May wieder zum Vorschein kommen kann.

*) Herr Pastor Walser. Siehe dessen Schweizer Geographie und Merkwürdigkeiten der Schweizer Alpen, Seite 515. ꝛc.

Ehe es sich aber zu dieser seiner Erstarrung anschickt, soll es, wie noch immer viele einfältige Leute glauben, so viel und so lange bey einer Quelle trinken, bis das Wasser, das es durch Erbrechen wieder von sich gibt, so klar und rein von ihm geht, als es dasselbe trank, damit sein Magen und seine Gedärme gleichsam ausgewaschen werden, und sie vor Fäulniß gesichert seyen. Falsch.

So viel aber ist richtig: Ehe es sich zu seinem Winterschlaf niederlegt, stopft es die Hausthür hinter sich zu, damit nichts zu ihm hinein kommen kann, legt sich nieder, rollt sich zusammen, und erstarrt nach und nach.

Liegen viele in einem Loche beysammen? Fünf, sieben bis eilf, und oft auch wohl noch mehr. So viel? Das muß also ja ein grosses Loch seyn? Das ist es auch. Und wie meynt ihr, daß es aussehe? Soll ichs euch sagen.

Daß das Murmelthier auf den hohen Alpen unter der Erde wohne, wisset ihr. Es gräbt sich nämlich daselbst eine sehr künstliche unterirdische Wohnung, die fast wie ein lateinisch Y oder wie eine Gabel mit 2 Zinken aussieht, und eine Art von Galerie vorstellt. Bey einem Zinken geht es aus und ein, und beym andern legt es seinen Abtritt an; und weiter hinten, gleichsam im Stiel der Gabel, schlägt es seine Wohnung an. Und damit es in dieser warm und bequem liegen kann, füttert oder tapezirt es sie mit Heu aus, das es den Sommer über selbst gemacht, und eingefahren hat.

Einfahren? Auf was denn? Auf den Bauch seines Kameraden, wie man sagt. Und dieß sollen die Murmelthiere auf folgende Weise machen: Erst beissen sie eine Menge zarte Kräuter ab, troknen sie an der Sonne, und tragen sie hernach auf einen Haufen. Sodann

legt sich eins von ihnen auf den Rücken, streckt alle viere gen Himmel, und läßt sich mit Heu beladen. Ist der Wagen voll, so klammert es seine Füsse, die statt der Wagenrungen dienen müssen, zusammen, damit auf der Fahrt nichts verlohren gehe. Nun beissen oder nehmen es die übrigen bey seinem Schwanz, und ziehen und schleppen es nach Hause. Hier wird es endlich abgeladen, und in der ganzen Wohnung herum gestreut.

Und damit sie bey diesem Fuhrwerke, oder auch bey ihrem Spielen und Weiden, kein Feind, das ist, kein Mensch, Hund oder Adler unversehens überfalle, stellen sie eine Wache aus, die ihnen sogleich durch ein Gepfeif Nachricht gibt, so bald sie einen sieht. Hat nun die Schildwache gepfiffen, so lassen sie alles im Stich, und fliehen nach Hause. *)

Gibt es viele Murmelthiere? So ziemlich. Wie alt werden sie? Neun bis zehn Jahr. Und wozu nüzen sie ausser dem Tanzen und Schornsteinfegen noch? Man kann sie essen. Sie haben ein gutes Fleisch, das die Savoyarden sehr gern essen. Und da sie gegen den Winter ausserordentlich feist, und oft 20 Pfund schwer werden, man sie auch in ihrer Erstarrung am besten fangen kann, so schlachten die Savoyarden viele zusam-

*) Von diesem Heumachen der Murmelthiere, und ihrem Fahrwerke dabey redet schon *Plinius* in histor, natur. Lib. 8. Cap. 37. Und Conrad Gesner in seinem Thierbuch Seite 111. — Und da viele neuere Scribenten das nähmliche gesagt haben, so scheint die Erzählung wirklich wahr zu seyn. Allein sie haben sie alle auch nur vom Hörensagen; an glaubwürdigen Augenzeugen fehlt es doch noch immer. Ich glaube es nicht.

men, machen davon kleine Schinken, pöckeln sie ein, und hängen sie in den Rauch. Und das Fett dient ihnen statt des Oels. Und aus den Fellen füttern sie ihre Kleider, oder machen sich Muffen, Ranzen oder Schnapsäcke davon.

Der schädliche und unverschämte Getreide-Dieb

Der Hamster

oder Kornferkel ist so groß, als eine Ratte, hat weisse Füsse, einen schwarzen Bauch, einen braunrothen Rücken, und ein kurzes haarloses Schwänzchen, wohnt auf Getreidefeldern in grossen unterirrdischen Höhlen, und frißt im Sommer und Herbst nichts als Weizen, Rocken und Bohnen, Gerste, Hafer und Erbsen, Wicken, Linsen und Flachssaamen; im Frühling aber, da es diese Früchte noch nicht auf den Feldern gibt, muß er mit allerhand Pflanzen und Kräutern für lieb nehmen, und sich auf die Mäuse- und Vogeljagd legen. Und im Winter schläft er. — Tafel 6 Figur 15 sind zwey Hamster abgebildet; einer, wie er unter dem Getreide sizt und einsammelt; der andere aber, wie er so eben aus seiner unterirrdischen Höhle heraus kömmt.

In Thüringen, Böhmen und Schlesien, in Polen, Ungarn und Rußland gibt es eine Menge Hamster. Aber so viel als es im Fürstenthum Gotha gibt, mag es wohl nirgends in der Welt geben. Man fängt darin oft dreyßig bis vierzig tausend Stük in einem einzigen Jahr. Und wie viele werden nicht immer von Füchsen, Iltisen, Mardern und Eulen gefressen, und von Kazen und Hunden zerrissen? Sodann fressen sie sich auch untereinander selbst auf.

Ach, das ist entsezlich! Wie viel muß es da nicht Hamster geben? Bleibt denn den Leuten noch etwas von ihrem Getreide auf den Aeckern übrig? Auf manchen freylich nicht viel. Denn ein einziger alter Hamster stielt oft 3 bis 5 Mezen Weizen, Bohnen oder Hafer zusammen, und legt davon in seiner Höhle ein Magazin an. — Warum rottet man aber diese groben Diebe nicht aus? Ja ja, das kostet Künste. Wie soll man Thiere ausrotten, die 2 bis 3 Ellen tief in der Erde stecken, und alle Jahr zweimal 6, 8 bis 14 Junge werfen, und sich überhaupt so schnell vermehren, daß ein einziges Paar in 3 Jahren eine Familie von mehr als sieben tausend Stük ziehen kann? und wie lange leben sie? Fünf bis sechs Jahre. Ey ey, so sind ja die Hamster in mancher Gegend von Deutschland eine wahre Landplage!

Aber man läßt ihnen doch das gestohlne Getreide nicht alles? Mit Willen freylich nicht. Man gräbt fleißig darnach, und nimmt weg, was man findet. Allein alles findet man nicht, man mag auch graben und suchen, wie man will. Und so gehts auch mit den Hamstern, viele findet man gar nicht, und viele entwischen. Die von den Obrigkeiten bestellten Hamsterjäger, und viele andere arme Leute fangen und tödten alle Jahr viel tausend; und doch hat man sie bisher kaum vermindern, geschweige denn ganz ausrotten können.

Nüzen sie denn zu gar nichts? O ja, die armen Leute sind froh, wenn es viele gibt. Sie nehmen ihnen ihre Magazine weg, essen ihr Fleisch, und verkaufen ihre Bälge. Ein guter Balg kostet 3 bis 4 Pfennige. Damit also die Hamster nicht ganz ausgehen, und sie doch alle Jahr etwas zu ernten, zu essen und zu verkaufen ha-

ben, lassen sie viele leben und wieder laufen, die sie schon gefangen haben; und manche lassen sie entwischen, die sie leicht fangen könnten.

Den Tag über sizt der Hamster ruhig in seiner Höhle; des Abends aber geht er daraus heraus, und sucht sich etwas zu fressen. Ganze Waizenähren, Rocken- und Haferähren und Erbsen, Bohnen und Wicken und noch mehrere andere Gesäme, stekt er sammt den Schoten und Hülsen, in seine Backentaschen, und marschirt damit nach Hause. Hier enthülset und entschotet er die Körner, und bringt sie in seine Vorrathskammern; die Hülsen und Schotten aber wirft er als unnüzes Zeug zum Loch hinaus. Und so sammelt er fort, bis seine Vorrathskammern voll sind. Ist aber einmal die Ernte vorbey, und für ihn auf den Aeckern nichts mehr zu finden, so stopft er die Eingänge zu seiner Höhle zu, und bekümmert sich nun um nichts mehr, weil er bis zum Winter überflüßig zu fressen hat. Und im Winter selbst legt er sich auf seine weiche Streue nieder, und schläft ohne Essen und Trinken, ohne Zweifel bald mehr bald weniger, je nachdem die Kälte groß oder geringe ist, bis in den Frühling fort. Kaum ist er im März oder April erwacht, so öffnet er sein Loch und sucht Kräuter und Wurzeln auf, die ihm, nebst Mäusen und Vögeln, so lang zur Nahrung dienen müssen, bis das Getreide reif wird.

Aber so fest schlafen doch die Hamster nicht, wie die Murmelthiere, die man stechen und brennen darf, ehe sie aufwachen? Nein, die Hamster erwachen gewöhnlich schon in zwey bis vier Stunden, ja oft schon ehe man mit ihnen vom Acker nach Hause kömmt. Es ist sehr lu-

stig, sie in einer warmen Stube nach und nach wieder aufleben zu sehen. Wenn man sie kneift oder ihnen die Beine ausdehnt, so winden und krümmen sie sich auf eine sonderbare Weise, öffnen den Mund sehr weit, als ob sie gähnen wollten, und röcheln sehr häßlich; und fahren so mit dem Röcheln und Gähnen fort, bis sie endlich die Augen öffnen. Nun taumeln sie wie besoffen herum, wollen aufrecht sizen, und können es doch nicht, sondern fallen immer wieder um. Sodann lernen sie doch aufrecht und fest stehen, und halten sich eine Zeitlang so ruhig, als wenn sie von einer schweren Arbeit ausruhen wollten, und scheinen sich zu besinnen, was wohl mit ihnen vorgegangen seyn möchte. Endlich fangen sie an sich zu puzen und zu streicheln, laufen davon, und suchen etwas zu fressen *).

Er ist sehr wild, und beißt und zankt sich mit allen Thieren, die ihm begegnen. Ja er ist sogar so dreist, ob er gleich nur eine Spanne lang ist, sich gegen Hunde und Kazen, und andere viel grössere Thiere, und selbst gegen Menschen zu wehren. Ratten und Mäuse, die ihm begegnen, macht er alle todt, und frißt sie mit Haut und Haaren auf. Und wenn er auch einen von seinen Kameraden antrift, und er ihm nicht ausweicht, so erwürgt und frißt er ihn. Kann er ein Thier aber nicht bezwingen, so wehrt er sich doch ritterlich, und so gut er kann, für seine Haut. Wenn er aber seine Backentaschen voll Getreide hat, kann ihn fast ein jedes Kind fangen und tödten, weil er alsdann nicht beissen kann. Und schnell laufen oder klettern ist eben des Hamsters Sache nicht.

*) Mehreres hievon siehe in Herrn Dr. Sulzers Versuch einer Naturgeschichte des Hamsters.

Wie sieht denn seine Wohnung aus? Ganz sonderbar. Hier wohnt das Männchen oder Rammler, da das Weibchen oder die Beze, und dort ihre Kinder. Jedes hat seine eigenen Höhlen, seine eigenen Ausgänge und Eingänge, seine eigenen Magazine. Keins gibt dem andern etwas aus seiner Vorrathskammer. Der Rammler wohnt gewöhnlich drey Ellen tief unter der Erde, die Beze noch eine halbe Elle tiefer, die jungen Hamster aber begnügen sich, wenn sie sich fürs erste eine Elle tief eingegraben haben.

Das Weibchen zieht ihre Jungen, die sie nackt und blind zur Welt bringt, ganz allein groß. Was, nakt und blind zur Welt kommen? So, wisset ihr also noch nicht, daß die Nager, und viele andere Thiere, blind und zum Theil auch nakt, zur Welt kommen? Habt ihr denn noch keine neu geworfenen Kazen oder Hunde gesehen? Doch ja, verzeihen Sie! Lezthin sahen wir auch ein Nest voll nakter Ratten in einem Misthaufen. Wie lange bleiben die Hamster wohl blind? Fünf bis neun Tage.

Der Leming

oder die Norwegische Bergmaus ist auch ein sehr merkwürdiges Thierchen. Denkt einmal, Kinder, er zieht zuweilen heerdenweise, und in ausserordentlich grosser Gesellschaft, dreyßig bis sechzig, und wohl noch mehrere Meilen weit in fremde Länder, und frißt alles auf, was er unterwegs antrifft.

Er ist etwas kleiner, als der Hamster, hat roth und schwarzgeflekte Haare, frißt Gras und Moos, und wohnt nur in den Norwegischen und Lappländischen Gebirgen, in aufgeworfenen Höhlen, wie die Maulwürfe mit sei-

nem Weibchen, und seinen fünf bis sechs Jungen. — Siehe Tafel 12 Figur 31.

Und weil sich diese sonderbare Ratte oder Maus zuweilen so stark vermehrt, daß ihr und ihren Kameraden Plaz und Nahrung mangeln, so müssen sich alsdann einige hundert tausend von ihnen entschliessen, ihr Vaterland zu verlassen, und ihr Brod in der Fremde zu suchen.

Ach, wie staunen und erschrecken da die Norwegen und Schweden nicht, wenn sie so unvermuthet ein Heer von zwölf bis sechszehn hundert tausend Mäusen in ihrem Gebiete wüthen, und ihre Felder, Wiesen und Gärten verheeren sehen müssen! Sie können es nicht begreifen, wo sie herkommen. Der gemeine Mann glaubt daher, sie regnen vom Himmel, und wären eine gerechte Landplage.

Schlägt man sie denn nicht todt, so bald sie kommen? Läßt man nicht Hunde und Kazen und Schweine auf sie los? Nein, nichts kann man gegen sie thun. Sie scheuen weder Menschen noch Prügel, weder Hunde noch Kazen. Sie laufen den Menschen unter den Füssen durch, oder hängen sich ihnen gar an die Füsse, und beissen in die Prügel, und lassen sich daran wegtragen.

Ein Glück ist noch dieß für Norwegen und Schweden, daß sie nicht lange in einer Gegend bleiben, sondern über Berg und Thal, und durch Flüsse, Seen und Teiche immer, und so lange in gerader Linie fortziehen, als ihrer noch viele sind. Sind aber erst etliche hundert tausend von ihnen ersoffen, oder sonst ums Leben gekommen, so zerstreuen und verlieren sich die übrigen nach und nach alle. Nach Hause kommt keine einzige wieder.

Treffen sie auf ihrem Zug einen Heuhaufen an, so

laufen sie nicht neben ihm weg, sondern graben sich gerade unter ihnen durch. Begegnet ihnen auf dem Wasser ein Fahrzeug, so schwimmen sie nicht um dasselbe herum, sondern klettern hinein, und springen auf der andern Seite wieder ins Wasser. Und so klettern und springen sie auch über große Holzhaufen weg. Sind die Lemings nicht recht sehr wunderbare Thiere?

Die Ratten

oder Raßen sind häßliche langschwänzige Thiere, die so groß, als junge Kazen sind, schwärzlich aussehen; — doch gibt es auch schwarze, graue, braune und weisse Ratten —, in Häusern, Ställen und Scheuern, in Kellern, Speisekammern, Küchen und Schiffen wohnen; Fleisch, Spek, und Unschlitt, Brod, Obst, Butter und Käse und Mäuse fressen; alle Arten von Kleidern und Holzgeräthen zernagen, ja im Hunger sogar Papier, Leder und Holz, und sich unter einander selbst aufzehren. Und können sie ein dickes fettes Schwein erwischen, so fressen sie ihm Löcher in den Leib, und nisten und wohnen auch wohl gar eine Zeitlang darin, wie die Mäuse. — Siehe Tafel 6. Figur 13.

Die Ratten sind entsezlich wilde Thiere. Sie rasen Haus auf, Haus ab, im ganzen Hause herum, und oft von einem Hause zum andern, und durchlöchern Thüren und Wände, und fressen alles weg, was sie finden. Haben sie einen Getreidehaufen gefunden, so fressen sie sich erst dabey dik und voll an, schieben sich sodann rükwärts in denselben hinein, und schleppen so noch eine Menge Körner auf ihrem Rücken in ihre Schlupfwinkel fort. Und da sie des Jahrs gewöhnlich zweymal fünf bis sechs Junge werfen, und oft weder durch Kazen,

noch durch Gift und Fallen ausgerottet werden können, so nehmen sie zuweilen in manchen Häusern so sehr überhand, daß sie den Leuten unter die Füsse laufen, und auf Bänke und Stühle klettern; ja sogar auf den Tischen und Herden Fleisch, Brod und Gemüse wegnehmen.

An die Ratten und ihre langen kahlen Schwänze kann ich kaum ohne Eckel denken, geschweige denn eine ansehen oder gar anrühren, und so geht es gewiß noch mehrern Personen. Ich wette aber doch, daß es ausserhalb Europa Leute genug gibt, die sie nicht nur angreifen, sondern sogar essen können. O ja, mein Kind, solche Leute gibt es genug in der Welt. Ich kann selbst eine Ratte in die Hand nehmen, und auch wohl zerschneiden. Aber für einen Rattenbraten, oder für einen Ragout von Rattenfleisch, bedanke ich mich eben so sehr, als ihr. Den Wilden auf den westindischen Inseln Martinique und Jamaika hingegen, und vorzüglich den armen Californiern geben die Ratten und Mäuse den besten Schmauß; auch Europäern auf langen Seereisen. Giftig sind die Ratten und Mäuse nicht. Man kann sie im Nothfall ohne Schaden essen. — Habt ihr auch schon etwas vom Rattenkönige gehört, der 10 Köpfe haben soll? Ey ja, ist etwas davon wahr? Nichts, gar nichts. Es ist eine alberne Fabel, die vermuthlich auf folgende Weise entstanden ist: Es kommen zuweilen 10 bis 20 Ratten auf einen Klupp zusammen und spielen, und verwickeln oder verflechten ihre langen Schwänze so dicht in einander, daß sie oft in etlichen Tagen nicht wieder von einander los kommen können *). Da dieß nun vermuthlich ein

*) Bechstein läugnet auch dieses. S. seine gemeine Naturg. Deutsch. Th. I. S. 430. Hingegen bestätigt es Goetze S. Europäische Fauna Th. II. S. 65.

Unwissender sah, und nicht wußte, was er aus diesen närrischen Thieren machen sollte, sagte er zu seinen Kameraden: Ich habe ein fürchterliches Thier, eine entsezliche große Ratte, mit einem sehr dicken Schwanz, und mit zehn Köpfen gesehen: Es wird wohl der Rattenkönig seyn. Oder ist sogar der sogenannte Rattenkönig nur ein Klupp junge Ratten, die mit den Alten verhungert sind.

Die Wasserratte

oder Wassermaus ist etwas größer, als die Hausratte, übrigens aber an Wohnung und Lebensart, mehr der Fischotter, als der Ratte ähnlich. Denn sie lebt, wie jene, fast immer an Wassern, und zwar an den Ufern der Flüsse, Seen, Teiche und Wassergraben, und nährt sich auch, wie die Fischotter, fast allein von Fischen; doch frißt sie auch Frösche, Krebse und Wasserinsekten und zuweilen auch Gras und Kräuter, die im Wasser wachsen. Sie kann ziemlich gut schwimmen, und ziemlich lange unter dem Wasser bleiben, weil die Zehen ihrer Hinterfüsse mit einer Haut verbunden sind. Sie sieht schwarzgrau aus.

Die Hausmaus

denn es gibt auch Feld und Waldmäuse — ist viel kleiner als die Ratte, und auch lange nicht so schädlich. Sie frißt zwar auch alles weg, was sie findet, Fleisch, Brod und Spek, und Butter und Käse, und beynahe alles, was der Mensch ißt. Auch das Benagen und Durchlöchern versteht sie gut. Auf der 9ten Tafel Figur 28, ist eine Hausmaus, und hinter ihr Figur 29, eine Kaze, die auf sie laurt, abgebildet.

Allein ein solch entsezlich wildes Thier wie die Ratte, ist sie lange nicht. Sie ist sehr furchtsam, und geht nur des Nachts, oder wenigstens nicht eher aus ihrem Loche heraus, als bis es sie hungert, und es recht stille ist, und sie weder eine Kaze, noch sonst einen Feind sieht. Und dann bleibt sie nur in der Nähe, damit sie beim geringsten Geräusch gleich wieder nach Hause fliehen kann. — Ich sehe zuweilen gern ein kleines Mäuschen Brosamen suchen, ängstlich damit in ein Loch springen, wieder kommen, Mänchen machen, und dergleichen. Ja vor einigen Jahren hatte ich sogar ein weisses Mäuschen auf meiner Stube in einem Bauer gefüttert. Die weissen Mäuse sind sonst sehr rar, aber dämals gab es in Göttingen viele. Wo aber freilich ihrer zu viel herum laufen, da hat das Spassen ein Ende, weil sie alsdann so dreiste werden, wie die Ratten, und die Leute fast aus den Häusern hinausfressen oder treiben. Allein durch Katzen, Gift und Mäusefallen kann man ihrer in kurzer Zeit viel weniger machen, oder sie gar ausrotten, ob sie gleich alle Jahr zwei bis dreimal 6 bis 10 Junge becken. Schwer hält es übrigens aber doch, wenn man keine gute Mausekaze hat. Wo aber diese ihr Handwerk gut versteht, und sie so eine ist wie die in folgender Fabel, so verschwinden die Mäuse, und man weiß nicht wie?

Die Katze] Du allerliebstes kleines Thier?
Komm doch ein wenig her zu mir!
Ich bin dir gar zu gut. Komm daß
ich dich nur küsse.

Die alte Maus] Ich rathe dir, Kind gehe nicht!

Die Katze] So komm doch! Siehe, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich ein
Mahl küsse.

Die junge Maus] O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht.
Ich geh' —
Die alte Maus] — — — — Kind, gehe nicht!
Die Katze] Auch dieses Zuckerbrod, und andre schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kömmst.
Die junge Maus] — — — — Was soll ich machen?
O Mutter, laß mich gehn!
Die alte Maus] — — — — Kind, gehe nicht!
Die junge Maus] Was wird sie mir denn thun? Welch ehrliches Gesicht!
Die Katze] Komm, kleines Närrchen, komm!
Die junge Maus] — — Ach Mutter, hilf – ach weh! Sie würgt mich — ach die garstige:
Die alte Maus] Nun ists zu spät, nun dich das Unglük schon betroffen.
Wer sich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

Die Waldmaus

oder große Feldmaus ist die größte Maus, und beynahe halb so groß, als die Ratte. Sie sieht röthlich braun aus, hat sehr stark hervorragende Augen, kommt nie in die Häuser, oder andere Gebäude, sondern bleibt immer im Walde oder auf dem Felde, und frißt Eicheln, Bücheln, Haselnüsse, alle Arten von Getreide, und grüne Saat.

Die Feldmaus

oder kleine Feldmaus ist so groß, als die Hausmaus, hat röthlich graue Haare, einen dicken Kopf, und einen

kurzen Stuzschwanz, wohnt in Feldern, Wiesen, Wäldern und Gärten, und thut allenthalben entsezlich viel Schaden. — Siehe Tafel 6 Figur 4.

Es ist ein grosses Unglük, wenn sich diese Art Mäuse irgendwo häufig ausbreiten. Denn sie sind im Stande, in etlichen Tagen einen ganzen Acker, ja eine ganze Gegend kahl zu fressen, und so zu verheeren, daß man weder in Gärten noch auf Feldern, etwas einerndten kann. Sie sind eine empfindliche Landplage und können oft durch keine List vertilget werden, weil sie sich sehr schnell vermehren, und noch dazu von einer Gegend in die andere ziehen. Durch große Nässe und plözliche Kälte werden diese schädlichen Feldmäuse gewöhnlich zu Tausenden getödtet.

Habt ihrs schon erlebt, liebe Kinder, was sie auf den Feldern und Wiesen für Schaden anrichten, und in welche Noth, Mangel und Elend sie die armen Landleute sezen können? Ach, leider haben wir es vor einiger Zeit nur allzu gut gesehen. Diese guten Leute standen und weinten auf ihren Aeckern, daß sie nun nichts ernten, und statt des Weizens, kaum Stroh und Spreu einsammeln konnten. Und was noch das Betrübteste war, so frassen sie nachher auch sogar noch die neue Wintersaat auf. Wo man gieng und stand, sprangen ein paar Duzend Mäuse um einen herum.

Die Spizmaus

sieht dem Maulwurf viel ähnlich, und scheint gleichsam den Uebergang von den Mäusen zu den Maulwürfen zu machen. Sie ist kleiner als die Hausmaus, und also die kleinste Maus, ja das kleinste Säugethier in der Welt, hat röthlich braune Haare, wohnt in Ställen, Heubö-

den und Misthaufen, auch in Feldern und Wäldern, und frißt Getreide, Insekten und faulendes Fleisch. Die Kaze fängt und tödtet Spizmäuse, frißt sie aber nicht, weil sie einen sehr widerlichen Geruch haben. Giftig aber sind die Spizmäuse nicht *) Siehe Tafel 10. Fig. 23.

Die Wassermaus

ist etwas größer, als die vorige, sieht schwarzgrau aus, hält sich an Quellen und Bächen auf, schwimmt und taucht unter, und frißt Wasserinsekten, kleine Fische und Fischeyer.

Maulwurf

du weißt doch, daß dich viele Leute für blind halten, weil sie deine kleine Augen nicht so leicht sehen können, wie der Kazen ihre? O ja, das weiß ich. Sie irren sich aber alle, die das glauben. Denn ich habe wirklich Augen, und sehe damit so viel, als ich im Fall der Noth brauche. Einige Leute halten mich auch für taub, weil meine Ohren keinen Rand haben, und auswendig nur durch eine kleine Oeffnung sichtbar sind. Allein ich höre gar gut. Das Gehör und der Geruch sind meine besten Sinne. Auch stumm bin ich wirklich nicht. Ich kann wohl pfeifen und schreyen, doch nur zur Zeit der Noth.

Daß du aschgraue Haare, eine sehr lange Schnauze, Pfoten, wie Menschenhände, mit 5 gralligen Fingern, und ein ganz kleines Schwänzchen hast, wissen wir, siehe Tafel 3 Figur 23. Auch daß du fast immer unter der Erde lebst, und nur in schwülen Sommernächten zu-

*) Pallas sagt im zweyten Theile seiner Reisen, Seite 664: Es gebe in Sibirien, beym Fluß Jenisey, eine unglaublich kleine Spizmaus. Und so wäre also die Sibirische Spizmaus das kleinste bekannte Säugethier in der Welt.

weilen heraus gehst, Regenwürmer und Insekten frissest, und die Erde in die Höhe wühlst, ist uns gar wohl bekannt. Wie es dir aber sonst noch in deiner ewigen Dunkelheit gehe, wissen wir noch nicht. Sage es uns also. Gut, das will ich!

Ich lebe und wohne immer unter der Erde in Gärten und Wiesen, und wo sonst noch gute lockere Erde ist; denn je lockerer die Erde ist, desto besser kann ich darin handthieren, und meine Nahrung finden. Steinichten und sandichten Boden liebe ich nicht, weil es darin wenig Würmer gibt, und ich ihn auch nicht durcharbeiten kann. Zwei bis drei Ellen tief stecke ich in der Erde, und mache meine Wohnung, wo möglich, unter einem Baume, oder unter einer Mauer, damit der Regen nicht so leicht zu mir durchdringen kann; denn Nässe, Kälte und Sonnenschein kann ich gar nicht ertragen. Regnet es aber allzu heftig, oder wird gar die Gegend, in der ich wohne, ganz mit Wasser bedekt, so bin ich verloren, ich mag es machen, wie ich will. Zuweilen rettet sich einer von uns durchs Schwimmen, und sucht und erreicht einen höheren wasserleeren Ort; oder er gräbt sich tief in die Erde, wo das Wasser noch nicht hingedrungen ist. Und wenn wir Alten uns auch gleich bey einer Ueberschwemmung retten, so sind doch allemal gewiß unsere, in den Löchern zurückgebliebenen Jungen verloren. Ich ziehe alle Jahr 4 bis 5 Junge groß, und lebe 5 bis 6 Jahre. — Ey, was machst du des Winters in deinem Loche? Ich erstarre nicht darin; sondern lebe und arbeite immer fort. Nur ein wenig tiefer mache ich mich des Winters in die Erde hinunter. Und an Fraß fehlt es mir nie; denn Würmer gibt es Sommer und

Winter in der Erde, und ich darf sie oft des Winters nicht weiter suchen, als des Sommers; denn sobald es kalt wird, kriechen sie auch, wie ich immer tiefer in die Erde.

Wann gräbst du denn, daß man dich fast nie sieht? Des Morgens, wenn die Sonne aufgeht, des Mittags und des Abends. Des Mittags aber werfe ich selten einen Haufen in die Höhe, ja es ist mir schon sehr Angst, wenn ich nur oben unter der Erde weglaufen soll, weil man mich da leicht sieht und todt schlägt. A propos! Wie fängt man dich denn? Ach leider, auf verschiedene Weise! Man gräbt geschwind, ehe ich weiter graben und entfliehen kann, rings um mein Loch her; oder man schlägt mich auf den Kopf, wenn ich so eben wühle, und einen Haufen Erde in die Höhe werfe; oder man verstopft mir einen meiner Gänge, gräbt dicht daran einen tiefen glassirten Topf in die Erde, und thut etliche Regenwürmer darein; will ich diese nun erhaschen, so falle ich in den Topf hinein, und kann nicht wieder heraus. Und wie viele fängt man unsrer nicht in Schlingen und Fallen?

Weißt du auch, warum man dich in den Gärten nicht leiden kann? Nein, gar nicht. Man sollte mich ja gern darin haben, da ich manchen Regenwurm wegfresse. Gut, das thust du wohl. Allein du frissest auch manchen Wurm, sammt den Wurzeln weg, woran er nagt, und dann müssen die Pflanzen verderben. Sodann wirfst du allzuviel Erde in die Höhe, und bedekst und verbirgst damit so manches Samenkorn, und so manche Pflanze. Und überhaupt läßt es nicht gut, daß du in einem Gar-

en den Herrn spielst, und wühlen und alles untereinander werfen kannst, wie du willst *).

Ihr habt doch schon etwas von einem gewissen

Aeneas

gehört, liebe Kinder, der bey Zerstörung seiner Vaterstadt, seinen Vater Anchises auf den Rücken genommen, und mit grosser Lebensgefahr gerettet hat? O ja, das geschah lange vor Christi Geburt in Klein-Asien, in der berühmten Stadt Troja, wie der lateinische Dichter Virgil sagt. Nun, und was soll denn dieser Held Aeneas in der Naturgeschichte? Er soll uns an eine gewisse Ratte erinnern, die man den surinamischen Aeneas nennt**). Es gibt nämlich in Amerika und vorzüglich in der holländischen Landschaft Surinam eine Art Ratte, die oben aschgrau und unten weiß ist, in unterirrdischen Höhlen lebt, und die Gewohnheit hat, in Gefahr alle ihre Jungen auf den Rücken zu nehmen, und mit ihnen davon zu fliehen. Sehet einmal die 5te Figur auf der 9ten Tafel an! Nicht wahr, der alte Aeneas hat seinen langen kahlen Schwanz auf den Rücken geschlagen, und seine Kin-

*) Eichhörnchen sciurus, Siebenschläfer glis esculentus, große Haselmaus glis quercinus, kleine Haselmaus glis avellanarius, Murmelthier marmota alpina oder mus alpinus, oder mus montanus, Hamster marmota circetus oder mus circatus, Leming marmota lemmus. Ratte mus rattus, Wasserratte mus amphibius, Hausmaus mus musculus, Waldmaus mus silvaticus, Feldmaus mus terrestis, Spizmaus sorex, Wasserspizmaus sorex aquaticus. Maulwurf talpa.

**) Derjenige, der diese Ratte Aeneas genannt hat, hat sehr falsch gewizelt. Ascan wandelte neben dem Aeneas her non passibus aequis. Und die Ratte trägt ihre Ascane, nicht ihren Anchises.

der die ihren um denselben herum gewickelt? Ach ja! Und so springt er sehr weit mit ihnen fort, und verliert doch keins. Ja er klettert sogar mit ihnen auf Bäume. Verdient er auch wohl mit Recht Aeneas genannt zu werden, weil er dieß thut? O nein, gar nicht. Die Vergleichung paßt sehr schlecht. Aeneas trug ja seinen Vater, und nicht seine Kinder.

Die Beutelratte

das Beutelthier, der Philander, der Opossum oder der Sarige ist wohl unstreitig eins von den merkwürdigsten Thieren auf der Welt. Es ist so groß als eine Kaze, hat einen Fuchskopf und einen Schweinrüssel, schwarzgelbe Haare, einen halb Ellen langen, oben behaarten, unten aber kahlen schuppichten Rattenschwanz, und zwischen den Hinterbeinen einen Beutel, darin es seine Jungen saugen läßt, und aufzieht, und vor Gefahr sichert.

Amerika ist dieses Wunderthiers Vaterland. Es frißt Zuckerrohr, Vogeleyer und Blut, und richtet oft unter dem Geflügel sehr große Verheerungen an, weil es ihm nur das Blut aussaugt, den Körper oder das Fleisch aber liegen läßt.

Es klettert auf Bäume, und hängt sich mit seinem langen Schwanz an einen Ast, und schwebt nun so lange in der Luft, bis ein Thierchen vorbey kommt, das es bezwingen, erhaschen und entbluten kann.

Die Beutelratte wirft alle Jahr 4 bis 7 Junge, die nicht so groß, als eine wälsche Nuß, kaum halb reif, und doch schon lebendig sind, aber weder laufen und sehen, noch sonst ein Glied rühren können. Können sie auch nicht saugen? Doch ja, das konnen sie trefflich. Wie sollten sie sonst ihr Leben erhalten, und völlig reif werden?

So bald demnach diese kleine Dingerchen geboren sind, wirft sie ihre Mutter mit den Vorderpfoten in ihren Beutel, worin acht, mit Milch angefüllte Zizen sind. Kaum sind sie in diesem Beutel, so nimmt jedes eine Saugwarze in seine Schnauze, und saugt wenigstens 14 Tage in einem weg, ohne daß es die Warze losläßt, so daß es scheint, als wäre es daran angewachsen, und also so lange fort, bis es völlig reif und ungefähr so groß, als eine Hausmaus geworden ist, und sehen und laufen kann. Jezt aber jägt oder wirft sie ihre Mutter zum Beutel hinaus, und lehrt sie ihr Fressen selbst suchen. Und nun dürfen sie nicht mehr in den Beutel? Nicht mehr darin saugen? O ja, sie springen noch etliche Tage aus und ein, und saugen und schlafen und retten sich vor Gefahr darin. — Siehe Tafel 9 Figur 4.

Denn so bald das alte Beutelthier einen Feind sieht, ruft es seinen Kindern, pakt sie alle in seinen Beutel und flieht eilends davon. Wird es aber auf der Flucht eingeholt, oder auch sonst wo unvermuthet überfallen, so fällt es plözlich nieder, stellt sich todt, oder verliert vielmehr alles Gefühl, läßt sich stechen und brennen, Füsse und Ohren abschneiden, und alle seine Kinder rauben, ehe es sich rührt oder schreyt. Ist aber der Feind fort, so macht es die Augen auf, sieht ängstlich um sich her, steht auf, und rettet sich so geschwind, so gut, als es noch kann.

Geschwind laufen die Beutelthiere eben nicht. Man kann sie leicht einholen und sammt ihren Jungen gefangen nehmen, und bald so zahm machen, daß sie in den Häusern herum, und hinter ihrem Herrn, wie Hündchen drein laufen, und sich gutwillig ihren Beutel öffnen, und

ihre Jungen an den Zizen saugen, und hängen sehen lassen. Man kann sie essen. Sie schmecken fast wie junges Schweinefleisch.

Der Hase.

ist ein sehr nüzliches Thierchen. Man ißt sein Fleisch, und gebraucht seinen Balg. Sein Fleisch gibt wohlschmeckende Braten, und mit seinem Balge füttert man allerhand Kleider. Und wie viel tausend Hüte werden nicht jährlich in der Welt aus Hasenhaaren gemacht? Ja in Frankreich spinnt man die Hasenhaare sogar zu zarten Fäden, und webt davon allerhand schöne Zeuge.

Es gibt auf dem ganzen Erdboden Hasen. Und in mancher Gegend gibt es so viel, daß man sie nicht zählen kann, und sie daher fangen und tödten und essen darf, wer da will. Gewöhnlich aber läßt sie nur der Landesherr, oder wer sonst noch ein eigenes Gehäge hat, durch seine Bediente fangen und verkaufen. Man tödtet oft in einem einzigen Klopfjagen vier bis fünfhundert Stük Hasen. Da werden sie aber bald abnehmen? O nein, der Hase vermehrt sich gar zu stark. Eine einzige Häsinn sezt in einem Jahr fünfzehn bis zwanzig Jungę. Daher sagt man auch:

Der Hase geht im Frühling selb-ander ins Feld,
Und kömmt im Herbst selb-fünfzehen ins Vorholz wieder als Held.

Wie oft sezen sie des Jahrs Junge? fünf bis siebenmal. Und wie viel sezen sie allemal? Drey bis vier. Sie lassen sie doch auch saugen? O ja, 20 Tage lang. Denn aber müssen sie sich ihr Futter selbst suchen, weil ihre Mutter nun in etlichen Tagen wieder neue Junge kriegt, und sich ihr Vater nicht um sie bekümmert, ja sie sogar auf-

frißt. O der Barbar! Leidet es denn die Häsinn? Sie muß wohl, weil sie es zuweilen eben so macht, und auch eins um das andere von ihren Jungen verzehrt.

Was fressen denn die Hasen? Allerhand Kräuter und Wurzeln, Getreide, junge Saat, Gras, Kohl und Laub, und im Winter auch wohl Baumrinden. Und wo halten sie sich gewöhnlich auf? In Wäldern, Gebüschen, Gärten und Feldern. Des Tags ruhen sie gewöhnlich in ihrem Lager, das in einem Gebüsch, oder im Laube, oder im Grase, oder mitten auf einem Acker ist. Des Abends aber geht es aufs Springen und Fressen los. Und bey Mondschein kann man sie auch mit einander spielen und hüpfen, und sich einander herum jagen sehen.

Der Hase schläft immer mit halb oder ganz offenen Augen, weil er zu grosse Augen, und keine Augenlieder hat, und entfernt sich mit seinem Willen nie weit von seinem Lager. Weil er aber sehr ängstlich und einfältig ist, schwache Augen, und einen stumpfen Geruch, doch aber ein gutes Gehör hat, so läßt er sich von dem geringsten Geräusch in Angst sezen, und flieht und galoppirt in großer Angst von einem Ort zum andern, wenn auch gleich nur ein Blatt vom Baum gefallen, oder der Wind gepfiffen, oder er einen Menschen gehört, oder einen Hund, oder sonst einen von seinen Feinden gewittert hat.

Die Hunde fürchtet er entsezlich, weil sie ihn fast immer verfolgen und quälen. So dumm und ängstlich aber der Hase ist, so weiß er doch auch den schlauesten Hund durch allerhand Contresprünge zu ermüden, und für einen Narren zu halten. Zuweilen rettet er sich unter die Schaafe, legt sich dicht auf die Erde, und sezt durch Bäche und Flüsse. Zwey Hunde aber sind des Hasen Tod, wie

man im Sprichwort sagt. Denn wenn zwey hinter ihm her sind, so ist er auf alle Fälle allemal verloren, vorzüglich wenn sie ihn auf einem Berg haben, weil er mit seinen kurzen Vorder- und sehr langen Hinterfüssen wohl gut Berg an, aber nicht Berg ab springen kann, sondern Berg ab immer über und über purzelt.

Er sieht oberhalb am Leibe grau, und unten weiß und gelblich aus, hat weit hervorliegende große Augen, dike Schnauze, und Nasenlöcher, die wie ein zweytes Maul aussehen, weil sie weit über der Lippenspalte stehen. Sein Maul ist mit Borsten, nach Art der Kazen, besezt; seine Ohren sind lang, und an den Spizen schwarz; sein Schwanz ist kurz, und in die Höhe gekrümmt; seine Vorderfüsse sind kurz und dünn, und mit fünf Fingern besezt, seine Hinterfüsse hingegen sind dick und lang und mit drey Zehen versehen.

Auf der 6ten Tafel Figur 5 ist ein großer alter Hase; Figur 6 aber sind zwey kleine junge Häschen abgebildet. Wenn dem Hasen kein Unfall begegnet, so kann er acht Jahre alt werden. Ein alter Hasenbraten schmeckt nicht gut. Aber ein Braten von einem zweyjährigen fetten Ramler ist so gut, daß er auf fürstlichen Tafeln gespeiset wird.

Das Kaninchen

ist fast eben so nüzlich als der Hase; man kann es auch essen, und seinen Balg zu allerhand Kleidungsstücken gebrauchen. Aber so viel Kaninchen gibt es lange nicht in der Welt, als es Hasen gibt. Ja in den kältern Gegenden der Welt, wo sich doch die mehrsten Hasen aufhalten, gibt es gar keine Kaninchen, weil sie die Kälte nicht vertragen können. Und wo es ehedem sehr viele gab, da

rottete man sie aus, weil sie alles untergruben, und sich so unmäßig vermehrten, — denn sie werfen gewöhnlich siebenmal des Jahrs, und fast allemal 5 bis 8 Stük — daß sie oft ganze Fürstenthümer verheerten, und beinahe Menschen und Vieh aus ihren Wohnungen vertrieben.

In Spanien gab es ehedem so erstaunlich viel Kaninchen, daß man sie als eine Landplage mit Gewalt ausrotten mußte. Von Spanien kamen sie nach Italien. Und von Italien wurden sie nach Deutschland und Holland, und endlich auch noch in viele andere Gegenden der Welt gebracht.

Das Kaninchen ist kleiner, als der Hase, sonst aber demselben an Farbe, Bildung und Fraß fast ganz ähnlich. So dumm, wie der Hase, ist es nicht, und auch lange nicht so ängstlich; denn wenn ihm ein Fuchs, Wolf oder Hund, ein Marder, Wiesel oder Iltiß auf den Leib will, so flüchtet es in sein Loch. Kommt ihm aber einer von diesen seinen Feinden auch dahin nach, wie der Fuchs und das Wiesel oft thun, so ist es sammt seinen Kindern verloren, es mag auch graben, und sich wehren, wie es will. Es gibt wilde und zahme Kaninchen. Das wilde Kaninchen sieht grau aus, und ist etwas kleiner, als das zahme. Unter den zahmen aber gibt es graue, weisse, bunte und schwarze. Die weissen sind die einträglichsten, weil ihr Balg von den Kürschnern am theuersten bezahlt wird. — Tafel 5 Figur 22 ist ein zahmes; und Tafel 7 Figur 25 sind zwei wilde Kaninchen abgebildet.

Manche Kaninchen-Liebhaber haben oft fünfzig bis hundert Stük in verschlossenen Ställen beyeinander. Und hier und da sieht man auch in den Thiergärten vornehmer Herren kleine Kaninchenberge, wo die zahmen

Kaninchen, Sommer und Winter, wie die wilden, unter der Erde in tiefen Löchern wohnen, damit ihre Jungen sezen und groß ziehen, und erst dann mit ihnen herauskommen, wenn sie 2 Monate alt sind, und für ihren Unterhalt und ihre Beschüzung selbst sorgen können.

In dem merkwürdigen Thiergarten zu Cassel ist ein solcher kleiner Kaninchenberg. Es ist allerliebst anzusehen, wenn bald da bald dort ein schneeweisses Kaninchen aus seinem Loche hervorgukt, oder wirklich herausspringt, etwas zu fressen sucht, oder mit seinen Kameraden spielt. Man kann sie auch so zahm machen, daß sie alle zusammen kommen, wenn man ihnen pfeift. Und wenn man gern eins von ihnen lebendig haben will, so läßt man einen dazu abgerichteten Hund, der eine Rolle an sich hängen hat, unter sie springen, und eins holen. Denn sobald die Kaninchen diese Rolle hören, kommen sie alle aus ihren Löchern und Schlupfwinkeln hervor: und nun erhascht er das nächste das beste im Nacken, und rollt mit ihm den Berg herunter, und bringt es lebendig und unverlezt seinem Herrn.

Das Meerschweinchen

hat die Größe eines Eichhörnchens, und fast die Farbe eines wilden Kaninchens. Es hat keinen Schwanz, und heißt deßwegen so, weil es von Brasilien aus Amerika über das Meer zu uns gebracht worden ist, und einen Schweinrüssel hat, und auch fast so, wie ein Schweinchen, grunzt. Es frißt allerhand Kräuter, Obst, Brod und Mehl, und vorzüglich gern Petersilienkraut. Es vermehrt sich erstaunlich schnell. Man macht aber in Europa weder von seinem Fleisch, noch von seiner Haut einen Gebrauch. In Amerika aber ißt man es sehr

gern; es soll fast wie Kaninchenfleisch schmecken. Wenn das Weibchen schläft, wacht das Männchen dabey; und legt sich das Männchen schlafen, so hält das Weibchen Wache. — Siehe Tafel 12 Figur 28.

Das Aguti

oder Ferkelkaninchen ist so groß, als ein Hase, und auch in Brasilien zu Hause, wohnt aber nicht unter der Erde, wie das Meerschweinchen, sondern in hohlen Bäumen, und frißt Obst, Wurzeln und Blätter. Man ißt es in Amerika.

Das Paka

ist auch des Meerschweinchens Landsmann. Es ist so groß als ein Kaninchen, lebt in Löchern unter der Erde, frißt allerhand Kräuter und Wurzeln, und gleicht in der Bildung, und im Grunzen und Wühlen in der Erde einem jungen Schweinchen, wird sehr fett, und in Amerika als ein recht sehr guter Bissen häufig verspeiset.

Der Marder

ist ein gräulicher Vogeldieb. Tauben, Hühner und Gänse, und was er sonst noch von großem und kleinen Federvieh erwischen kann, würgt er zusammen. Auch hinter viel größere Vögel, als er ist, hinter Auerhähne, Phasanen und Puter wagt er sich. Ja er fällt sogar die schlafenden Adler mörderlich an, und läßt sich von ihnen lieber hoch in die Luft hinauf schleppen, ehe er sie los läßt.

Der Marder ist so groß, als eine Kaze, hat gelbbraune Haare, einen schlanken Leib, kurze Füße, und einen langen haarigen Schwanz, frißt alle Arten von Federvieh und Honig, Vogeleyer und Eichhörnchen,

und im Nothfall nimmt er auch mit Ratten und Mäusen und Maulwürfen fürlieb.

Es gibt zwey Sorten von Mardern, einen Hausmarder, und einen Baummarder. Der Hausmarder hat eine weisse; der Baummarder eine gelbe Kehle. Sonst aber sind sie einander, bis auf die Wohnung, fast in allem ähnlich.

Der Hausmarder oder Steinmarder hält sich gewöhnlich nur in, oder doch sehr nahe bey den Wohnungen der Menschen in alten Gebäuden, Heuböden und Mauerlöcher auf, klettert Wände und Dächer hinauf und richtet in den Tauben- und Hühnerställen entsezliche Niederlagen an. Denn ist er einmal im Taubenschlag, so läßt er auch keine einzige Taube lebendig. Allen beißt er die Köpfe ab, und saugt ihnen das Blut aus, und nimmt von den erwürgten Eine, oder zwei mit in sein Lager, und holt auch wohl nach und nach mehrere dahin ab. — Siehe Tafel 9 Figur 34.

Der Baummarder oder Feldmarder nährt sich keiner bebaueten oder bewohnten Gegend, sondern lebt und wohnt nur in Eichenwäldern, und in Büchen- Tannen- und Fichtenwäldern, auf den Bäumen in wilden Taubennestern, oder in Eichhörnchenhöhlen. Wenn daher die Heckezeit herannahet, so sucht sich das Weibchen ein gutes Eichhörnchen-Lager auf, jagt die Eichhörnchen aus demselben heraus, und steigt hinein, und erweitert es und richtet es nun für sich und seine Kinder zu. Auch die Eulen jagt er zuweilen aus ihren Schlupfwinkeln hervor.

Vögel und Eichhörnchen sind der Marder bester Fraß. Ey, wie geht es ihnen denn endlich, wenn einer von ih-

nen auf einem Adler Himmel an geritten ist. Er krazt, saugt und quält ihn so lange, bis er mit ihm halb oder ganz todt zur Erde fällt. Dabey aber verliert er oft selbst sein Leben, und bricht Hals und Bein entzwey.

Der Marder zieht alle Jahr drey bis fünf Junge groß, lebt höchstens acht Jahre, und wird wegen seines schönen Balges sehr geschäzt. Auch sein Fleisch kann man essen. In Deutschland gibt es wenige. In Rußland aber und im nördlichen Asia und Amerika gibt es so erstaunlich viel, daß alle Jahr wenigstens dreyßig bis vierzig tausend Stück gefangen werden können.

Der Iltiß

ist ein eben so kühner Tauben- und Hühnermörder, als der Hausmarder, und sieht ihm auch fast ganz ähnlich. Er hält sich auf, wo er will, in Wäldern Städten und Dörfern, so lange es nämlich an diesen Orten etwas zu würgen gibt. Des Winters aber hält er sich, weil es alsdann weder Eyer noch Vögel in den Wäldern gibt, gewöhnlich in den Dörfern auf Heuböden, oder hinter Holzhaufen auf, um nahe bey den Tauben- und Hühnerställen zu seyn. Wegen seines häßlichen Geruchs ißt man weder sein Fleisch; noch macht man einen sonderlichen Gebrauch von seinem Balge. Siehe Tafel 9 Figur 33.

Zobel

heißt das merkwürdige Thierchen, liebe Kinder, von dem das kostbare, aber auch sehr theure Pelzwerk kömmt, mit dem nur Prinzen und Prinzessinnen, und andere recht sehr reiche Leute ihre Winterkleider füttern oder besezen lassen können. Rathet einmal, was nur ein einziger Zobelbalg kostet? Fünf Thaler? O, ja wohl nur

fünf Thaler! Sechzig bis achzig Thaler kostet gewöhnlich ein schöner. Und oft kostet einer wohl noch mehr, je nachdem er recht dicht ist, und schön glänzende schwarzbraune Haare hat.

Der Zobel ist eben so groß, und eben so schmächtig und kurzbeinig, wie die Marder, wohnt nur in den dikksten Sibirischen Wäldern in hohlen Bäumen, nahe bey Bächen und Flüssen, und frißt Vögel und Vogeleyer, Eicheln und Bücheln, auch allerhand Beere, wildes Obst und Baumknospen, wirft alle Jahr vier bis sechs Junge, und lebt höchstens acht Jahre. — Siehe Tafel 9 Figur 40.

Und damit sein herrlicher Pelz beym Fangen nicht durchlöchert, oder ganz verdorben werde, so schießt man sie nicht mit Kugeln oder Schroten, sondern nur mit stumpfen Pfeilen oder Bolzen, oder fängt ihn mit Schlingen. Denn ein Zobelbalg, der mit einem Feuergewehr durchlöchert worden ist, kostet kaum noch fünf Thaler, wenn er sonst, und ohne Löcher, sechzig bis siebenzig kosten würde.

Der Zobel trinkt gern reines Wasser, daher er sich auch nahe bey Bächen und Flüssen aufhält. Er kann sehr gut klettern, und erstaunlich behende von einem Baume zum andern springen.

Der russische Kaiser läßt die mehrsten Zobel von gewissen Verbrechern, die er, zu Büssung ihrer Verbrechen, auf etliche Jahre, oder auch auf Zeit Lebens, nach Sibirien verdammt, fangen, und sich die Bälge alle Jahr nach Petersburg schicken. Viele davon werden verschenkt, und viele auch den Kaufleuten überlassen. Man kann das Zobelfleisch essen.

Das Wiesel

sieht fast aus, wie der Marder, hat im Sommer rothe, und im Winter weisse Haare, wohnt in Wäldern in hohlen Bäumen, frißt Vögel und ihre Eyer, Ratten, Mäuse und Schlangen, Fische, Maulwürfe und Insekten, sezt jährlich drey bis fünf Junge, und erreicht ein Alter von sechs Jahren. — Siehe Tafel 9 Figur 41.

Doch bleibt es nicht immer im Walde. Es durchstreicht auch sehr oft Gärten. Wiesen und Felder, legt sich in Gebüsche, und laurt auf Vögel und frißt manche Wachtel und Lerche, sammt ihren Eyern und Kindern, und was es sonst noch Lebendiges unterwegs antrifft und bezwingen kann, auf.

Und gegen den Winter zieht es in die Flecken und Dörfer, und wo sonst noch Federvieh gehalten wird, logirt sich in Scheuern, oder auf Heu- und Strohböden ein, und nährt sich von der Ratten- und Mäusejagd. Kann es aber ein Huhn oder eine Taube erwischen, so säumt es sich gewiß nicht.

Weil es den Tag über in seinem Lager bleibt und schläft, und nur des Nachts auf das Morden und Rauben ausgeht, so erwischt man es selten. Doch kann man es gar leicht in Fallen und Schlingen fangen, oder auch mit Pfeilen und Bolzen todtschiessen, wenn man ihm auflauren will.

Ein weisser Wieselbalg, besonders wenn er von einem schönen Norwegischen

Hermelin

ist, kostet gewöhnlich zwey bis drey Thaler. — Ist also das Hermelin, von dem das schneeweisse Pelzwerk kommt

womit man vielerley Winterkleider füttert und besezt, auch ein Wiesel? Ja, das ist es. Siehe Tafel 9 Fig. 42.

Gibt es bey uns auch Hermeline? Nein. Sie halten sich nur in den kältesten Gegenden von Norwegen, Schweden und Rußland auf, und fressen Vögel und Vogeleyer, und Lemings oder so genannte Bergmäuse, siehe oben Seite 463.

Sie sollen sehr wilde und kühne Thiere seyn, und an dem Norwegischen Ufer bey stillem Wetter auf die nahen Inseln schwimmen, und allda Vögel und Vogeleyer aufsuchen, und sogar schlafende Elendthiere, Bären und Adler anfallen, und so lange auf ihnen sizen bleiben, und ihnen ihr Blut aussaugen, bis sie todt zur Erde fallen, oder irgendwo herunter stürzen *). Uebrigens sind sie vom gemeinen Wiesel nur durch die Größe verschieden.

Der Vielfraß

hat seinen Namen vom vielen Fressen; denn er frißt den ganzen Tag, und scheint doch nie recht satt zu seyn. Er ist so groß, als ein großer Mezgerhund, dem er auch so ziemlich ähnlich sieht, hat schwarzbraune Haare, kurze Füsse, wohnt in Lappland, und in den nördlichsten Gegenden von Asia und Amerika, und frißt Vögel, Aas, Hasen und Rennthiere. Siehe Tafel 9 Figur 39.

Wie meint ihr wohl, daß er die großen flinken Rennthiere fange? Nicht durchs Nachspringen? Nein, er kann nicht einmal schnell laufen, geschweige denn springen. Auf den Bäumen fängt er sie. Und das macht er auf folgende Weise. Er klettert auf einen Baum,

*) Siehe Pontoppidans Naturgeschichte von Norwegen, Buch 2. Seite 49.

und nimmt im Maul etwas Moos, das die Rennthiere sehr gern fressen, mit hinauf. Sieht er nun ein Rennthier in der Nähe, so läßt er geschwind etwas von diesem Moose herabfallen, damit es herbei kommen und dasselbe fressen soll. Kömmt nun das arme Rennthier, so stürzt er sich plözlich auf dasselbe herunter, krazt ihm die Augen aus, und klammert sich mit seinen Klauen so fest zwischen dessen Geweih ein, daß er nicht herunter fallen kann, das gute Thier mag auch herum rasen, und ihn, als einen unverschämten Gast und Reiter, abzusezen suchen, wie es will. Allein da er auf seinem Ritt immer saugt und frißt, und das gequälte blinde Thier von einem Baum an den andern rennt, so büßt er sein Leben gar bald ein. Fällt es, es sey nun halb oder ganz todt, so zerreißt er es in Stücke, und frißt es nach und nach mit Haut und Haaren auf; denn was er nicht gleich bey der ersten Mahlzeit fressen will, verscharrt er sich, bis auf eine andere Zeit, in den Schnee *).

Er ist räuberischer und unersättlicher, als der Wolf. Aber aller seiner Gefräßigkeit ungeachtet ist es doch eine Fabel, daß er sich, wenn er allzuviel gefressen habe, zwischen zwei nahe beisammen stehenden Bäume dringe, und seinen dicken Wanst hinten ausleere, um nun von neuem wieder fressen zu können **). Unmöglich wäre es zwar

*) Siehe Kraschenninnikows Beschreibung des Landes Kamtschatka, Seite 120.

**) Olaus Magnus, ein schwedischer Geistlicher hat diese Fabel in seiner historia de gentibus septentrionalibus, Lib. 8. Cap. 7. zuerst bekannt gemacht; und auch einen zwischen zwey Bäume geklammerten Vielfraß, wie er sich

eben nicht, daß es zuweilen Menschen gibt, die ein paar Hüte voll Glas und Steine verschlingen, und noch dazu etliche Pfund Fleisch und Brod aufzehren, und sogleich ohne Schaden wieder von sich geben können. Der Pelz des Vielfrasses ist sehr schäzbar und schön. Man macht Muffe und allerhand Verbremungen daraus.

Die Zibetkaze

ist so groß, als eine Kaze, grau und schwarzgestreift, in Ostindien und Afrika zu Hause, frißt allerhand Früchte, Eyer und Vögel, und hat zwischen den Hinterbeinen einen Beutel, worin eine ölichte Materie ist, die sehr stark riecht, und zum Einbalsamiren oder Parfümiren gebraucht wird.

Man fängt daher die Zibetkaze, und sperrt sie ein, und nimmt ihr zu gewisser Zeit ihren Saft ab, und macht Kugeln daraus, die unter dem Namen Zibetkugeln, in der ganzen Welt bekannt sind.

Und damit der Holländer, der sehr stark mit Zibet handelt, denselben auch rein und echt erhalten möge, zieht er immer Zibetkazen in eigenen Bauern auf. Diese Bauer oder Kesichte sind so enge, daß sich das Thier

eben leichter macht, abgebildet, — *Conrad Gesner*, ein Schweizer, ließ dieses Thier auch so zwischen zwey Bäumen abbilden, und glaubte also die Fabel auch. Er redet in seiner historia quadrupedum fast mit Olai Magni Worten, also vom Vielfraß oder Gulone: Invento cadavere tantum vorat, ut excendetur et infletur tympani instar. Itaque angustiam aliquam inter arbores ingreditur, et per vim se ipsum intrudit, ac ventrem premens stringensque exonerat, ut violenter ingesta violentius egerat. Sic extenuatum rursus ad cadaver properat, et vicissim de eo, quantum potest, devorat etc.

darin nicht umwenden, und also auch den nicht beissen kann, der ihm seinen Zibet abnimmt. Alle um den andern oder höchstens alle um den dritten Tag öffnet man den Bauer hinten, zieht die Kaze am Schwanz zurück, und langt den Zibet mit einem kleinen eisernen Löffelchen aus dem Beutel heraus.

Die Genetkaze

hat auch einen Beutel mit einer wohlriechenden Feuchtigkeit unter dem Schwanze, ist etwas kleiner, als die Zibetkaze, sonst aber ihr sehr ähnlich, und ebenfalls in Ostindien zu Hause.

Das Stinkthier

oder der Stinker wohnt in Amerika, ist so groß, und schlank, als ein Marder, schwarz und weiß gestreift, und ein recht sehr häßliches, aber doch dabey sehr merkwürdiges Thier. Wenn sich ihm ein Mensch nähert, so murrt und schnaubt es sehr heftig, krazt mit den Vorderpfoten in die Erde, kehrt ihm seinen Hintern zu, und läßt aus einer Blase am Hintern flüßigen Unrath fallen, dessen Gestank so abscheulich stark ist, daß Menschen und Vieh davon fast ersticken müssen.

Es nähert sich ihm also weder Menschen noch Thier. Alles flieht, sobald es diesen Saft auch in der Ferne riecht. Kommt ihm ein Mensch, oder ein Hund, oder sonst ein großes Thier so nahe, daß es sie mit diesem Saft erreichen kann, so sprizt es sie an. Und dieser Saft soll noch weit entsezlicher stinken, als sein Abtritt, und so scharf und beissend seyn, daß man fast blind davon wird, wenn er einem in die Augen fällt.

Es läuft nur des Nachts herum, stellt Vögeln nach, frißt Hühner und ihre Eyer, und liegt und wohnt den Tag über in alten hohlen Bäumen.

Die Pharaonsmaus

Pharaonsratte oder Manguste, der Ichneumon oder Mongo, von der wir oben Seite 296, gesagt haben, daß sie die Crocodileyer fresse, ist so groß als ein Marder, und auch fast eben so gebildet, hat weiß und schwarz und gelbgeflekte Haare, wohnt im wärmern Asia und Afrika, und vorzüglich in Ostindien und Aegypten, an den Ufern der Meere, Seen und Flüsse, frißt Schlangen und Eidechsen, Ratten, Mäuse und Vögel und Crocodileyer, wirft alle Jahr 3 bis 5 Junge, und wird ungefähr 6 Jahr alt *). Siehe Tafel 11 Fig. 31.

In Aegypten macht man die Pharaonsmäuse oder Ichneumons zahm, und gebraucht sie in den Häusern wie unsere Kazen, zum Mäuse- und Rattenfangen. Es gibt einige Leute, die immer welche zahm machen, und auf den Märkten zu Kaufe bringen. Aber ihr Geschmak am Rauben ist noch viel grösser, als unsrer Kazen ihrer, denn sie machen auch Jagd auf Eidechsen, Schlangen und Frösche und auf alles, was ihnen Lebendiges vorkömmt; ja sie fürchten sich sogar vor Hunden und Kazen und jungen Crocodillen nicht; sondern fallen sie an, und bezwingen und fressen sie.

Doch sind die Crocodileyer, die sie mit viel List aufzusuchen, und aus dem Sand zu scharren wissen, ihr be-

*) Mongusto ist dieses Thierchens Indianischer Name. Ichneumon ist griechisch, und bedeutet einen Nachspürer. Und Mongo nennt es der Portogiese.

ster Fraß. Aber dieß ist unstreitig ganz falsch, daß sie den schlafenden Crocodilen durch den Rachen in den Leib kriechen, und ihnen ihre Leber und übrigen Eingeweide auffressen; sodann aber wieder beim Rachen heraus spazieren, oder gar ein Loch durch der Crocodile Bäuche bohren, und sodann hastig davon fliegen.

Der Dachs

ist die ärgste Schlafmüze unter allen Thieren. Er schläft den ganzen Tag, die halbe Nacht, und noch dazu den ganzen Winter; und also zusammen über drey Viertel seines Lebens und viel länger, als das Murmelthier und der Siebenschläfer. — Siehe Tafel 12 Figur 42 *).

Er ist so groß, als ein Fuchs, oder als ein kleiner Pudelhund, hat lange dicke weisse, rothe und schwarze Haare, einen Fuchskopf, und eine Hundsschnauze, kleine kurze Beine, und fast gar keinen Schwanz, wohnt in den dikten europäischen Wäldern, 2 bis 5 Ellen tief unter der Erde, und frißt Ratten, Mäuse, Eyer, Vögel, Getreide, Wurzeln und Obst, wirft alle Jahr 3 Junge, und wird gewöhnlich 9 Jahre alt.

*) Aeneas Didelphis dorsigera, Beutelratte Didelphis marsupialis, Hase Lepus timidus, Kaninchen Lepus cuniculus. Meerschweinchen Cavia porcellus, Aguti Cavia aguti, Paka Cavia paca. Marder Mustela martes, Iltiß Mustela putorius, Zobel Mustela zibellina, Wiesel und Hermelin Mustela erminea, Vielfraß Meles gulo, Zibetkaze Viverra zibetha, Genetkaze Viverra genetta, Stinkthier Viverra putorius, Pharaonsmaus Viverra ichneumon, Dachs Meles Taxus.

Zwischen den Hinterbeinen hat er einen Fettbeutel, worein er bei seinem Winterschlaf seine Schnauze stekt, und vermuthlich das Fett darin auffaugt. Denn er erstarrt des Winters nicht, wie das Murmelthier, sondern bleibt immer warm, und fliehet die Kälte.

Man kann den Dachs zahm machen, und statt einer Kaze im Hause herum laufen, und Mäuse und Ratten fangen lassen. Allein man thut es nicht gern, weil er, nebst den Mäusen und Ratten, auch Hühner und Gänse, und was er sonst noch lebendiges und Eßbares erwischen kann, erwürgt und aufschmauset.

Ein gewisser kurz- und krummbeiniger Hund, den man deßwegen auch Dachshund nennt, ist sein ärgster Feind; denn er kriecht zu ihm in sein Loch, und jägt ihn heraus, und tödtet, oder hält ihn wenigstens mit seinen Kameraden so lange fest, bis der Jäger kömmt, und ihn todt schießt. Auch der Fuchs nöthiget ihn vorzüglich dadurch, daß er ihm dicht vor sein Loch seine stinkende Losung oder Unrath, den er gar nicht riechen kann, sezt, aus seinem Loch heraus, und schlägt nun seine Wohnung darin auf.

Das Dachsenfleisch kann man essen. Sein Fell gibt, weil es so dauerhaft und fest ist, daß es weder Regen noch Nässe durchläßt, Ranzen, Jägertaschen, Fußsäcke und Reisekasten. Und aus seinen langen Haaren macht man Mahlerpinsel.

Das Erdzeiselchen oder Suslik; der Känguruh; der Erdhase; das Ceilanische Füchschen das Coati oder Raccoon; und der Honigsauger oder Ratel, gehören auch noch zu den Nagetbieren.

In der dritten Ordnung machen wir uns mit den reissenden Thieren bekannt, die die Menschen anfallen, beissen und zerreissen, wie die Kazen, Löwen, Tiger, Hunde, Wölfe und Bären, und noch viele andere Thiere.

Die Kaze

ist ein sehr falsches, treuloses und diebisches Thier, das weder durch Liebkosungen und gute Bissen, noch durch Schläge und Einsperren so zahm gemacht werden kann, daß sie nicht krazt und stiehlt. Wie oft krazt und verwundet sie nicht die Leute, wenn man ihr auch gar nichts zu Leide thut? Ja verwundet sie nicht oft Kinder und alte Leute mitten im Spiele, und wenn man sie streichelt und liebkoset? Und wie gefährlich ist sie nicht den Küchen und Speisekammern? Frißt sie da nicht alles weg, was sie findet, rohes und gekochtes Fleisch, Backwerke, Butter und Milch? Erwürgt sie nicht auch so manche Taube, und viele andere nüzliche Thierchen?

Immer durchsucht sie, bald oben bald unten, das Haus, ob es nicht irgendwo etwas zu naschen für sie gebe. Immer übt sie ihre Spizbübereyen auf die listige Art aus, und weiß ihre Absichten so geschickt, wie der ärgste Betrüger zu verbergen. Denn so bald sie einen Menschen sieht, geht sie weiter, oder stellt sich an, als wenn sie auf eine Maus laure. Und so lauert und paßt sie oft sehr lange auf eine gute Gelegenheit, einen boshaften Streich auszuführen. Hat sie endlich etwas erwischt, so flüchtet sie sich, und läßt sich etliche Tage, oder wenigstens so lange nicht sehen, bis man ihr ruft.

Und geschieht dieß, so nährt sie sich durch allerhand Umwege, und sieht Niemand ins Gesicht.

Darum, liebe Kinder, traut keiner Kaze mehr, sie schmeichle euch auch noch so sehr. Sie ist und bleibt immer ein boshafter Betrüger, die euch über kurz oder lang so krazt, daß es blutet, und euch sehr wehe thut. Niemals müßt ihr eine Kaze zu eurem Spielkameraden machen, oder sie gar mit ins Bett nehmen. Ach, wie gefährlich könnte sie euch nicht krazen und verwunden, wenn ihr sie im Schlaf drüktet? Könnte euch da nicht ein Haar von ihr in den Hals kommen? *). Ja schon die Ausdünstungen der Kazen sind sehr schädlich und giftig.

Man hat zwar Beyspiele, daß hier und da eine Kaze mehr zahm ist, als die andere, und alten Leuten und Kindern mit ihrem possierlichen, lustigen und schmeichelhaften Wesen viel Vergnügen macht, ihren Herrn und Wohlthäter gut kennt, ihn begleitet, wenn er ausgeht, und auf ihn laurt, wenn er heim kömmt, aber ihn doch eben so sehr krazt, wenn er sie etwas unsanft anrührt, wie einen Fremden, oder ihn gar erdrosselt, und ums Leben bringt, wie einst eine Kaze gethan haben soll.

Höret einmal folgende traurige Geschichte: Ein gewisser reformirter Prediger in England, mit Namen Mariette, lebte so recht in der Stille, und hatte weder Frau noch Kinder, und ausser den nöthigen Dienstbothen, Niemand bey sich in seinem Hause, als eine große Kaze, die er selbst aufgezogen, und schon zehn bis zwölf Jahre bey sich hatte, und sie so sehr liebte, daß er ohne sie weder essen noch schlafen konnte. Immer rief und liebkosete er seinen Liebling. Immer mußte sie bey ihm seyn, neben ihm essen, und neben ihm

*) Was freilich unreinlich und nicht leicht wieder auszuspeyen, sonst aber doch nicht giftig wäre.

schlafen. Die besten Bissen sezte er ihr auf einem eigenen Teller vor.

An das Mäusefangen dachte sie also gar nicht. Und wenn sie ihr Herr auch nur im geringsten beleidigte, etwas aß, ohne ihr auch etwas davon zu geben, oder sie nicht genug streichelte, so trozte sie gleich, gieng nicht mehr zu ihm hin, wenn er ihr rief, und ließ alles Fressen stehen, was er ihr vorsezte. Endlich fraß sie zwar, sah aber ihren Herrn doch nicht an, und that sehr böse und beleidigt. Und da er sie einmal bei einem Gastmahle beinahe gar vergaß, und ihr nur über den Rücken etwas zuwerfen wollte, nahm sie ihm das Leben. Und dieß gieng auf folgende Weise zu. Herr Mariette hatte Gäste, vor denen er sich schämte, seine ausserordentliche Kazenliebhaberey merken zu lassen. Er rief also dießmal seiner lieben Kaze nicht zum Essen, sezte ihr auch keine Hühnkeule, oder sonst einen guten Bissen, auf ihrem eigenen Teller vor, sondern warf ihr nur, während der Mahlzeit, eine Hühnskeule über den Rücken zu, ohne etwas anders zu sagen, als: komm, Kaze, da hast du was! Allein das böse falsche Thier, das die ganze Mahlzeit, und so manchen herrlichen Bissen hatte zurichten sehen, und nun blos mit einer Hühnerkeule für lieb nehmen sollte, nahm dieß Betragen ihrem Herrn übel, gieng während der ganzen Mahlzeit nicht von ihrem Lager weg, achtete keine Keule und kein Rufen, und stellte sich, als wenn sie schliefe.

Da aber die Mahlzeit vorbey war, und die Gäste theils in Garten spazieren gegangen, theils sich in einem Nebenzimmer auf eine halbe Stunde schlafen gelegt hatten, und selbst der Wirth, Herr Mariette, in dem Speisezim-

mer auf einem Stuhl eingeschlafen war; stand die beleidigte mörderische Kaze auf, rasete auf ihren Herrn zu, und erdrosselte ihn, und legte sich sogleich wieder auf ihre alte Stelle, und that wieder, als wenn sie schliefe.

Unvermuthet kam ein Brief an den Herrn Prediger, den ihm sein Bruder, der auch bey ihm zu Gaste aß, selost übergeben wollte. Er rief, er rüttelte, allein vergebens; der gute liebe Bruder war todt. Er rief sogleich alle seine Freunde zusammen, und sagte ihnen, daß sein Bruder an einem Schlagfluß gestorben sey. Ach, wie erschracken, wie weinten sie nicht alle zusammen! Niemand dachte an etwas anders, als an einen Schlagfluß. Allein da man genauer nach dem guten Manne sahe, siehe, so fand man an seinem Halse die schrecklichsten Spuren von Kazenklauen. Man gukte nach der Kaze. Sie lag auf ihrem alten Fleck, und schien zu schlafen. Es schien allen unbegreiflich, ja unmöglich, daß eine Kaze einen großen Menschen sollte erwürgen können.

Um nun bald hinter den ganzen Streich zu kommen, und Niemand unschuldiger Weise wegen eines Meuchelmordes im Verdacht zu haben, erfand der Bruder des Ermordeten folgende List. Er band seinem Bruder eine Schnur an den Fuß, und stellte sich in einen Winkel des Zimmers, wo ihn die Kaze nicht sehen konnte; seine Freunde mußten sich auch verstecken, doch so, daß sie sahen, was er machte. Und wie sie sich alle versteckt hatten, und es ganz stille im Zimmer war, zog er an der Schnur und bewegte den Erdrosselten so natürlich, daß die mörderische, aber nun betrogene Kaze, glaubte, ihr Herr lebe noch, und fiel also noch einmal wüthend über ihn her, und würgte ihn so entsezlich heftig, daß er, wenn er

auch noch gelegt hätte, jezt gewiß todt seyn müßte. Und was that man dieser teuflischen Kaze? Nichts, sie entwischte, und ließ sich nachher nie wieder sehen *).

Es gab ehedem, und gibts vermuthlich noch, so grosse Kazenfreunde, die ihre Kazen mit den besten Bissen füttern, und besser halten, als oft manche Aeltern kaum ihre Kinder halten. Ja, einige geben ihren Kazen sogar eigene Stuben ein und lassen sie mit den besten Speisen sorgfältig füttern, sezen auch wohl etwas Geld aus, davon sie nach ihrem Tode gefüttert werden sollen.

Dagegen sind mir auch Leute bekannt, die die Kazen gar nicht ausstehen können, und recht sehr böse werden, wenn sie lange eine um sich sehen müssen. Ja es gibt manchmal Personen, denen es schon angst und bange wird, und die sogar in Ohnmacht fallen, wenn sich eine Kaze auch nur in der Nähe befindet, und sie dieselbe

*) Diesen merkwürdigen Kazenmord hat der selige Dr. Martini in seiner Büffonschen Uebersezung, Theil 2 in einem besondern Anhange von Seite 244 bis 247 erzählt. Wer diesen Menschenmord durch eine Kaze glauben will, der glaube ihn. Ich glaube ihn nicht, und der selige Martini glaubte ihn gewiß auch nicht. Ich halte ihn vielmehr für unwahrscheinlich, ja für unmöglich. Einen erwachsenen Menschen plözlich zu erwürgen, ist einer Kaze schlechterdings unmöglich. Mit einem schlafenden Kinde in der Wiege möchte es noch eher angehen. Auch äussern die Kazen ihren Zorn nicht durch Erdrücken, sondern durch Krazen und Beissen. Und eine Hexe war doch diese Kaze nicht? Denn es gibt ja in der Welt gar keine Hexen. Auch müssen die hinterlassenen Freunde des Ermordeten grosse Schöpse gewesen seyn, daß sie die Kaze haben entwischen lassen, und auch nicht mehr haben finden können.

gleich nicht sehen. So bald aber die Kaze weg ist, wird es ihnen wieder wohl. Sie erdulden daher viel lieber den Unfug der Ratten und Mäuse, ehe sie eine Kaze in ihr Haus nehmen.

Nun was seyd denn ihr, liebe Kinder, Kazenfeinde oder Kazenfreunde? Nicht wahr, keins von beiden? Man muß die Kazen nicht so fürchten und verabscheuen, daß man sie gar nicht sehen und riechen kann. Wie gefährlich und thöricht ist es nicht, sogleich blaß und ohnmächtig zu werden, sobald man nur eine Kaze knurren oder mauen hört. Aber auch das ist thöricht und albern, wenn man eine falsche böse Kaze eben so liebt, und viel besser füttert, als den treuen Hund, der nie falsch ist und seinem Herrn allerhand nüzliche und nöthige Dienste leistet. Wir müssen also den Kazen nur aus Noth ein Quartier in unsern Häusern geben, damit sie uns von den noch beschwerlichern Gästen, den Ratten und Mäusen befreyen. Auch Schlangen, Eidechsen und Kröten fangen und fressen die Kazen weg.

Die Kaze ist ein sehr reinliches Thierchen, sie leckt und puzt sich immer, legt auch ihren Unrath an einen abgelegenen Ort, und dekt ihn mit Erde, Sand oder Asche oder mit sonst etwas zu, hat ein sehr zähes Leben, und wehrt sich oft gegen die größten Hunde, wirft zwey bis viermal des Jahrs 4 bis 6 Junge, und wird höchstens 12 Jahre alt. Man kann ihr Fleisch essen, und auch ihren Balg zu allerhand Kleidungsstücken gebrauchen.

Weil der Kater oder Relling gern seine eignen Kinder frißt, so schleppt das Weibchen eins um das andere im Maul an einen abgelegenen Ort, wo gewöhnlich Niemand hinkommt, und zieht sie dort groß. So bald sie aber lau-

fen und Mäuse fressen können, nimmt sie dieselben mit zur Mäusejagd, und zeigt und lehrt ihnen gleichsam, wie sie ihren Fraß erhaschen müssen. Wenn sie daher eine Maus gefangen hat, so beißt sie sie ein wenig in den Nacken, läßt sie los, und etwas von sich weg laufen, so bald sie aber allzu weit weg will, hascht sie dieselbe wieder, gibt ihr noch einen Biß, knurrt und maut, und will haben, daß sich eins von ihren Jungen über dieselbe hermachen, sie erwürgen und fressen soll.

Daß die zahmen Kazen allerhand Farben haben, wisset ihr. Nicht wahr, die aschgrauen sind die schönsten? — Die wilden Kazen aber, die sich in dichten Wäldern aufhalten, und in hohlen Bäumen wohnen und hecken, auch etwas größer, als die Hauskazen sind, haben alle braunrothe Haare, und gewöhnlich einen schwarzen Streif über den Rücken herab. Sie fressen alles, was die zahmen auch fressen, und wenn sie einen Hasen, ein Kaninchen, einen Hamster oder ein junges Reh fangen wollen, so legen sie sich auf den Ast eines Baums, und springen sodann plözlich auf sie herunter, und erdrosseln und fressen sie. Siehe Tafel 7 Figur 9.

Der Luchs

oder Hirschwolf sieht fast aus, wie die wilde Kaze, ist aber merklich größer, und weit kühner, und fällt diese selbst, und noch viel größere Thiere, als er ist, an, nämlich Rehe, Hirsche und Schweine, saugt ihnen das Blut aus, öffnet ihnen den Kopf, und frißt ihr Hirn; ihr Fleisch aber läßt er gewöhnlich liegen, und frißt dagegen Vögel, Eichhörnchen und Hermeline. — Siehe Tafel 7 Figur 6.

Er wohnt nur in den dichtesten nördlichen Wäldern

in Europa, Asia und Amerika, springt von den Bäumen herunter auf seine Beute, und würgt und saugt so lange an ihrer Kehle oder Gurgel, bis sie todt zur Erde fallen. Doch streift ihn das Schwein zwischen dicken Gebüschen zuweilen ab; der arme Hirsch aber ist immer seine gewisse Beute. Der Luchs hat am Leibe weißliche, graue und schwarzgefleckte, an den Spizen der Ohren aber lange schwarze Haare, sieht sehr gut, — daher sagt man auch im gemeinen Leben; Du hast Augen, wie ein Luchs: — heult fast wie ein Wolf, wirft alle Jahre 3 bis 5 Junge, und lebt ungefähr 10 bis 15 Jahre. Der Luchsbalg gibt ein sehr gutes Pelzwerk.

Man nennt den Luchs auch Hirschwolf, weil er die Hirsche anfällt, und fast so gefleckt ist, wie ein junger Hirsch. Aus Sibirien bringt man die besten Luchsbälge unter dem Namen Hirschwolfsbälge. Und aus Nordamerika kommen sie unter dem Namen Hirschkatzenbälge. Im Herzogthum Gotha schoß man noch 1790 einen Luchs.

Der Löwe

ist das stärkste, verwegenste und schrecklichste Thier auf dem Erdboden. Er macht alle andere vierfüssigen Thiere, bis an den Elephanten, den Tiger, das Nilpferd und das Nashorn, nieder. Auch dem Stachelschwein kann er wegen seiner Stacheln nicht beykommen. Er selbst aber wird keinem einzigen Thier zur Beute, es sey auch noch so groß, als es wollte, — der Tiger überwindet ihn doch zuweilen — und ist also gleichsam der König und der Commandant über alle Thiere. Alle fürchten und fliehen vor ihm.

Auch die Menschen sind in seiner Gegenwart ihres

Lebens nicht sicher *). Denn wenn er allzu alt, oder aufgebracht oder sehr hungrig ist, so nimmt und zerreißt er was er kriegen kann, es sey nun Affe, Mensch und Cameel. Trift er aber Menschen und Thiere beysammen an, so nimmt er nur die Thiere, und läßt die Menschen gehen. Beleidigen ihn diese aber, ja dann rächt er sich nachdrücklich an ihnen, und rottet in etlichen Tagen eine ganze Neger- oder Mohren-Familie aus.

Doch ist er auch großmüthig und erkenntlich, und vergibt gern Beleidigungen. Man hat Beyspiele, daß er die Beleidigungen kleiner Feinde verachtet, und ihnen sonst noch allerhand Unfug verziehen, auch denen das Leben geschenkt und erhalten hat, die ihm zum Fressen vorgeworfen worden sind, oder zu ihm ihre Zuflucht genommen haben. Nachher will ich euch ein Paar Beyspiele von der Großmuth und Erkenntlichkeit einiger Löwen erzählen. — Löwe bleibt aber doch immer Löwe, und wenn er auch gleich zuweilen sehr mitleidig und schonend, und lange nicht so grausam ist, als der Tiger, der Wolf, der Marder und der Iltiß, die nur zum Vergnügen würgen, und auch dann noch fort morden, wenn sie sie auch schon längst satt gefressen haben; und er gleich nur aus Noth, um seinen Hunger zu stillen, niemals mehr zusammen würgt und mordet, als er auf Ein oder höchstens auf zwei Mahlzeiten verzehren kann, und dann, wenn er satt ist, ruhig bleibt. Wie trozig, wie fürchterlich sieht er nicht aus? Wie entsezlich schreyt und brüllt er nicht? Zittert und bebt nicht alles um ihn her, wenn

*) Nach einigen Nachrichten sollen die Löwen die Menschen fliehen, so lange sie noch nicht Menschenblut gekostet haben, hernach aber sie desto wüthender anfallen und verfolgen.

er sein schreckliches Gebrüll aus seinem weiten Rachen heraus donnert? Was macht er nicht für ein abscheuliches Maul und Gesicht, wenn er böse ist? Wedelt er da nicht mit seinem über 3 Ellen langen Schwanze ganz hastig um sich? Schüttelt er da nicht seine lange Mähne, an Kopf, Hals und Brust? Faltet er da nicht die dicke Haut seines Gesichts? Wie zieht er nicht seine großen Augenbraunen auf und nieder? wie drohend weiset er nicht seine Zähne, mit denen er auch die dicksten Knochen zermalmen kann? Wie weit streckt er nicht seine stachlichte Zunge heraus?

Wer darf sich ihm dann nähern? Gewöhnlich Niemand als sein Herr oder Wärter. Dieser weiß mit ihm umzugehen, und ihm so zu schmeicheln, daß er sich unter seine Füsse legen, und auf ihm reiten, ihm sein Maul öffnen, und seine Zunge in die Hand nehmen, ja gar seinen Kopf in seinen Rachen stecken, und noch allerhand Späße mit ihm treiben darf, ohne daß er ihn beißt, oder ihm sonst etwas zu Leide thut. Aber gefährlich und fürchterlich ist es und bleibt es doch allemal, einen Menschenkopf in dem Rachen eines lebendigen Löwen zu sehen. Ich sah es schon etlichemal, und staunte über des Löwen Zahmheit, und über seines Herrn Kühnheit. Ach, was thut der Mensch nicht um des Geldes willen, dachte ich! Viel Zuschauer konnten den schrecklichen Anblick nicht ertragen, griffen nach ihren Köpfen, ob sie sie auch noch hätten, und liefen davon.

Ich, glaube ich, würde auch davon laufen. — Ich auch. — Ich nicht. — Ich — Aber Sagen Sie doch, geschieht denn nie ein Unglück? Sehr selten, es müßten denn die Wärter nur allzu grob oder kühn mit ihnen um-

geben, und sich von ihnen lecken lassen, wie einmal ein Bedienter that, und sodann von dem Löwen seines Herrn erdrosselt, und aufgefressen ward. O, und wie gieng das zu? Der Bediente hatte sich mit dem Löwen, der in seines Herrn Kammer schlief, so sehr bekannt gemacht, daß er sich von ihm liebkosen und lecken ließ. Man warnte ihn oft, und sagte ihm, daß er es ja nicht mehr thun sollte weil der Löwe eine raube, und wie ein Reibeisen gebildete Zunge habe, mit der er ihm gewiß einmal eins versezen, und die Haut von seiner Hand ablecken, oder ihm gar die ganze Hand abbeissen werde. Denn wenn der Löwe Blut sieht, oder auf seiner Zunge empfindet, so muß er Blut haben; er würgt und mordet also.

Der Bediente achtete also nicht auf diese Warnungen. Und siehe, unvermuthet ward sein Herr einst des Nachts durch ein Geräusch vom Schlaf erweckt! Er stand auf, gieng in die Kammer, und ach, wie erschrak und entsezte er sich nicht, als er den Kopf seines Bedienten zwischen den Klauen des Löwen sahe, der den Leib samt Händen und Füssen schon ganz aufgefressen hatte. Und was that nun der Herr? Er rief seine andern Bedienten herbey, und ließ den Mörder sogleich todt schiessen.

Ihr habt doch schon lebendige und abgebildete Löwen gesehen? In unserm Buche sind auch 2 abgebildet. Sehet einmal die 10te Tafel an: Figur 8 ist ein Löwe, und Figur 9 eine Löwinn. Der Löwe ist merklich gröser, als die Löwinn, und am Kopf, Hals und Brust mit langen Haaren bedekt; auf dem übrigen Leib aber hat er, wie die Löwinn, nur kurze Haare, und sein 3 bis 4 Ellen langer Schwanz endiget sich in einem Haarbüschel.

Der Löwe ist in Afrika zu Hause, hat röthlichbraune

Haare, einen dicken Kazenkopf, einen Schnurrbart um das Maul, und eine gespaltene Oberlefze, frißt nichts als Fleisch, und am liebsten Cameel- und Affenfleisch, wirft jährlich höchstens 4 Junge, und erreicht ein Alter von 25 bis 30 Jahren *) — Die Neger und Mohren fangen ihn jung und alt. Mit Lebensgefahr schleichen sie sich zu den Wohnungen der Löwinnen, wenn sie auf den Raub ausgegangen sind, nehmen ihnen ihre Kinder weg, und ziehen sie in ihren Hütten bey ihrem andern Vieh groß, oder schlachten und essen sie sogleich auf. Die alten Löwen hingegen schiessen sie todt, oder fangen sie lebendig in Fallgruben, die sie mit Rohr, oder andern Holzwerk leicht überdeckt, und entweder ein Lamm darein gesperrt, oder drüber her fest gebunden haben. Kommt nun der Löwe, so stürzt er in die Grube, und ist gefangen. Jezt schämt er sich entsezlich, ist ganz stille und muthlos, läßt sich gefangen nehmen, eine Kette anlegen, einen Maulkorb aufsezen, und von einem Kinde gelassen wegführen. Es sieht lustig aus, wenn man den stolzen Löwen so gravitätisch und langsam an der Kette einher gehen sieht. Das Löwenfleisch isset man also in Afrika. Und wozu nützen die Neger die Löwenfelle? Sie machen sich Mäntel und Bettdecken, und sonst noch allerhand Dinge daraus. Ehedem waren auch die Löwenhäute die gewöhnlichen Mäntel der Heiden. Und die alten Römer spannten sogar die Löwen, statt der Pferde, an ihre Wagen, und liessen sich darin von ihnen fortziehen. — Der berühmte Römer, Marcus Antonius fuhr oft mit vier Löwen aus.

*) Ochsen und Pferde werden schon furchtsam, wenn sie nur merken, daß Löwen in der Nähe sind.

Auch bey ihren Schauspielen tödteten die alten Römer viele Löwen. Jezt aber giebt es eben nicht viele Löwen mehr. Welche die Afrikaner nicht schlachten und essen, die verkaufen oder verschenken sie an vornehme Herren in Europa, die sie in ihren Thiergärten aufbewahren. Und dann und wann reisen auch gewisse Leute, wie ihr wisset, mit ihnen und andern seltenen Thieren herum, und lassen sie für Geld sehen *).

Zwölf bis fünfzehn Pfund Fleisch muß ein zahmer Löwe täglich haben, wenn er beim Leben bleiben und zufrieden seyn soll. Alle Tage brüllt er von freyen Stücken gewöhnlich nur 6 mal; auf Befehl seines Herrn aber brüllt oder brummt er auch wohl noch öfter. Seinen Schwanz läßt er sich gewöhnlich nicht gern anrühren, wer ihn zur Unzeit, das heißt, dann anrührt, wenn er böse ist, und seinen Herrn nicht in der Nähe sieht, der wird von ihm, wenn er kann, damit niedergeschlagen, zerrissen und aufgefressen. Schlangen und Feuer kann der Löwe nicht sehen. Er geht gewöhnlich nur des Nachts auf seinen Raub aus, und muß seine Beute, weil er weder gut laufen, noch auf einen Baum klettern kann, durch weite Säze erhaschen. Wenn daher ein Schaaf, Pferd, Ochse oder Affe nahe bey dem Gebüsche, worin er sich verstekt hat, vorbey geht, oder er nur 6 bis 8 Ellen hinter ihm her ist, so thut er einen Saz, fällt über den Affen her, umklammert ihn mit seinen Vordertazen, zerreißt ihn mit seinen Klauen und zermalmt und frißt ihn mit Haut und Haaren und Knochen auf.

Die Beyspiele von des Löwen Großmuth und Er-

*) Merkwürdig ist es, daß fast immer Löwinnen, sehr selten Löwen gezeigt werden.

kenntlichkeit sind folgende. Einst konnte man in London einen schönen großen Löwen für Geld sehen. Wer aber kein Geld hatte, durfte nur eine Kaze, oder einen Hund, oder sonst ein Thierchen bringen, so konnte er den Löwen ansehen. Ein böser Mensch, der weder Geld, noch Hund oder Kaze hatte, und doch den schönen Löwen gern sehen wollte, fieng ein allerliebstes Pudelhündchen auf der Straße weg, und warf es dem Löwen vor.

Das arme kleine Thierchen zitterte und bebte bey seinem fürchterlichen Kameraden, krümmte sich, lief ängstlich hin und her, legte sich nieder, streckte seine Zunge heraus, und hielt sein Pfötchen in die Höhe, und bat gleichsam den Löwen um Barmherzigkeit. Der großmüthige Löwe nahm es sogleich in seinen Schuz, that ihm nichts zu leide, wandte es bald mit dieser, bald mit jener Pfote um, und wurde in etlichen Stunden mit ihm so sehr vertraut und gut Freund, daß er nichts ohne dasselbe fressen wollte. Das kleine Pudelchen lief auf und unter dem Löwen herum, legte sich auf ihm schlafen, und gieng nie mehr, bis an seinen Tod, von ihm weg, man mochte ihm locken und vorwerfen, was man wollte. Wenn es ans Fressen gieng, so wollte der kleine Narr nach Hundes Manier, alles allein haben, hielt sein Pfötchen drüber her, knurrte und bellte, und fuhr seinem Wohlthäter keck ins Gesicht. Der großmüthige Löwe, der dies alles nicht übel nahm, fuhr allemal sogleich zurück, und gehorchte seinem kleinen Liebling. Wenn der Löwe schlafen wollte, ließ es der kleine Schelm nicht zu, sondern lief und sprang um ihn her, bellte ihn an, krazte ihn auf dem Kopf, zupfte ihn an den Ohren, und biß ihn auch wohl ein wenig. Der Löwe war still und ließ sich alles gefallen.

Und das Pudelchen starb, ach wie brüllte und raſete der Löwe nicht in ſeinem Stalle herum: er roch an ihm, drehte es mit ſeinen Pfoten um, und wollte es mit Gewalt aufwecken, und wieder lebendig haben. Allein es bleibt todt. Nun verdoppelte er ſein Gebrüll, riß faſt ſeinen Keficht entzwey, fraß und trank nichts, zog ſeinen todten Liebling mit ſeinen Pfoten an ſich, und legte ihn an ſeine Bruſt. Und nach 5 Tagen ſtarb der mitleidige Löwe auch, nachdem er vorher ſeinen Kopf auf ſeines kleinen Freundes Leib gelegt hatte. — Beyſpiele von des Löwen Erkenntlichkeit gibt es viele, aber folgendes iſt eins der merkwürdigſten davon. Ein gewiſſer armer Mann, mit Namen Androclus, hatte ehedem das Unglück, bei einem ſchlimmen vornehmen Römer als Sclave zu ſeyn. Da ihn nun dieſer ganz entſezlich quälte und mißhandelte, lief er davon, und wollte lieber in den Afrikaniſchen Wüſteneyen Hunger ſterben, als ſich bey ſeinem barbariſchen Herrn langſam zu tode martern laſſen. Kaum hatte er etliche Tage herum geirrt, und Hunger und Durſt gelitten, und die brennendſte Hitze ertragen, ſo ſeufzte er nach einem kühlen Orte, wo er ſich ſetzen und abkühlen, und ausruhen könnte.

Er fand eine Höhle, gieng hinein, und ſezte ſich. Kaum war er darin, ſo kam ein großer alter Löwe zu ihm, der nur auf 3 Füſſen gieng, und den 4ten verwundet, und voller Blut in die Höhe hob, und ſeinen heftigen Schmerz durch ein klägliches Gebrüll zu erkennen gab. Zerriß er den armen Androclus? Nein, er gieng ganz ſanft auf ihn zu, zeigte ihm ſeinen kranken Fuß, und bat ihn gleichſam, daß er ihm helfen ſollte. Der vor Angſt faſt todte Androclus faßte Muth, ſtand auf,

gieng näher zu dem Löwen hin, und sahe zu, warum denn wohl sein Fuß so sehr blutete. Ach welch großer Splitter stekte nicht darin! Und war denn auch über und über geschwollen, und voller Materie. Androclus zog den Splitter heraus, drückte die Materie aus der Wunde, und reinigte sie, so gut er konnte. Da nun der Löwe keine Schmerzen mehr fühlte, legte er seinem Wundarzt seinen wunden Fuß in die Hand, und schlief ein. Wie er erwachte, gab er ihm mit allerhand sonderbaren Geberden zu verstehen, daß er bey ihm bleiben, und mit seinem Logis und Tisch für lieb nehmen möchte.

Androclus that dieß doch nicht? Doch ja, er blieb drey ganze Jahre bey ihm, und lebte sehr zufrieden, und ohne Angst bey ihm. Der Löwe holte Fleisch, und theilte redlich mit ihm, und war nicht eher ruhig, als bis er sah, daß sein Kamerad satt war. Die besten Stückchen Fleisch brachte er ihm allemal von der Jagd mit nach Hause.

Da ihm aber endlich das thierische Leben nicht mehr gefiel, und er des Löwen und des rohen Fleisches Essens überdrüßig war, verließ er, in des Löwen Abwesenheit, die Höhle, und gieng getrosten Muths auf die Gegend zu, wo er seinem Herrn entlaufen war. Denn er dachte, sein Herr habe ihn jezt vergessen, und auch sonst werde gewiß Niemand mehr an ihn denken. Allein weit gefehlt. Er ward nach 3 Tagen von römischen Soldaten gefangen genommen, mit Ketten gebunden, und so zu seinem grausamen Herrn nach Rom gebracht. Dieser verdammte ihn sogleich zum Tode, und wollte ihn nach etlichen Tagen lebendig den wildesten Thieren vorwerfen lassen.

Ach, geschah dieß denn? Ja, es geschah. Man warf ihn wirklich einem sehr großen Löwen vor. Allein der

Löwe that ihm nicht nur nichts zu Leide, sondern stand gleichsam vor Verwunderung stille, wie er ihn sah, gieng ganz sanft und liebreich, gleich als ob er ihn kennete, auf ihn zu, wedelte mit dem Schwanze, und roch und leckte an dem armen Androclus, der vor Angst beynahe schon halb todt war, und weder sah, noch hörte was mit ihm und um ihn vorgieng. Endlich sah er den fürchterlichen Schmeichler und Lecker an, und siehe, es war derjenige Löwe, mit dem er 3 Jahre in einer Höhle gelebt hatte. Er gieng gleich so vertraut mit ihm um, daß der Kaiser Caligula — denn dieser Herr war damals römischer Kaiser — und alle andern Zuschauer darüber erstaunten, und nicht begreifen konnten, wie es zugienge, daß dieser berühmte fürchterliche Löwe, der schon so manchen Menschen zerrissen hatte, diesen schonte *).

Caligula ließ den Androcles sogleich zu sich her bringen, und fragte ihn, ob er nicht die Ursache wüßte, warum ihn dieser schreckliche Löwe verschont, und so sehr vertraut mit ihm gethan hätte?

Androclus erzählte ihm seine ganze Geschichte, erhielt Pardon, und noch dazu den Löwen zum Geschenk. Er gieng darauf mit seinem Löwen, den er an ein Strickchen band, in der Stadt umher, und bekam viel Geld und andere Sachen geschenkt. — Dieser gute Löwe ist also gleich nach des Androclus Entfernung, auch gefangen genommen, und nach Rom gebracht worden **).

*) Fällt hier nicht jedem der Prophet Daniel in der Löwengrube ein?

**) Siehe Gellii noctes atticas. Lib. 5. Cap. 14.

Der Tiger

ist viel wilder und fürchterlicher, als der Löwe, und das geschwindeste und grausamste Thier unter allen vierfüssigen Thieren. Der Löwe ist doch zuweilen gütig und schonend, und mordet nicht aus Lust, sondern nur aus Noth; der Tiger hingegen mordet alles zusammen, Menschen und Thiere, und das in einem fort, er mag hungern oder nicht, und schont im Hunger selbst seines Weibchens, und seiner eigenen Kinder nicht. Denn wenn er seine Kinder erwürgt, und sein Weibchen will sich dagegen wehren, so zerreißt er es sogleich auch.

Das heisse Asien, und vorzüglich Ostindien, ist des Tigers Vaterland. Er hat gelblich weisse und schwarzgestreifte Haare, ist etwas schlanker und länger, als der Löwe, aber nicht so hoch, kann entsezlich schnell laufen, und 5 bis 6 Ellen weite Sprünge thun, so gar auf Bäume klettern, und darauf Affen und Vögel aufsuchen. Den Vögeln rupft er erst die Federn aus, ehe er sie frißt. — Siehe Tafel 10 Figur 14.

Seine Stärke ist so groß, daß er ein lebendiges Pferd, oder einen lebendigen Ochsen ins Maul nehmen, und so geschwind damit fortlaufen kann, als hätte er nur einen Hasen im Maul. Er greift auch den größten Elephanten an, und reißt ihm den Rüssel ab, springt ihm auf den Nacken, und zerfleischt ihn. Dieser legt sich in der Noth auf den Rücken, und zerdrückt seinen Mörder, so daß nun beide zugleich sterben müssen.

Man kann ihn zwar zähmen, allein es kostet seinen Wärter sehr viel Mühe und Geduld, bis er es so weit mit ihm bringt, daß er ihm seinen Rachen öffnen, und seine blutrothe Zunge in die Hand nehmen darf. Auf

sich reiten aber läßt er schlechterdings nicht. Er wirft alle Jahr 3 bis 4 Junge, wie der Löwe, und wird auch eben so alt. Die Indianer essen sein Fleisch, und gebrauchen sein überaus schönes Fell zu allerhand Dingen. In Europa gebraucht man die Tigerfelle zu Pferdedecken. Sie sind aber sehr theuer, weil es nicht mehr viel Tiger gibt.

Der amerikanische Tiger

oder die amerikanische Tigerkaze, Jaguar oder Onza ist nur so groß als ein Schäferhund, sonst aber dem asiatischen Tiger in Bildung und Fraß ähnlich *). Pferde, Hunde und Kazen heissen, wenn sie eben solche Haare und Flecken, wie die Tiger haben, Tigerpferde, Tigerhunde, Tigerkazen.

Der Leopard

ist in Afrika zu Hause, und merklich kleiner, aber weit schöner, als der Tiger, und fast eben so grausam. Die Afrikaner essen zwar sein Fleisch, und nüzen sein Fell, allein sie suchen ihn mehr lebendig, als todt zu fangen, um ihn an die Europäer verkaufen und vertauschen zu können. Er ist ein ganz vortreflich schönes Thier, an dem man sich fast nicht satt sehen kann. Wenigstens gieng es mir so, da ich zum ersten mal einen lebendig sahe. — Siehe Tafel 10 Figur 13.

Das Pantherthier

oder der Parder ist auch in Afrika zu Hause, und viel größer als der Leopard, aber lange nicht so schön; denn

*) Jaguar heißt dieser amerikanische Tiger in Brasilien; und Onza nennt es der Portugiese.

seine Flecken sind bald rund, bald eckicht, und sonst noch verschieden geformt. Ein fürchterliches Thier ist der Parder, wenn er seinen Rachen öffnet und brüllt. Mir schien es, da ich den ersten sah, als krachte sein Gebrüll noch entsezlicher als des Löwen seins.—Siehe Tafel 10 Fig. 35.

Die Parderkaze,

der Serval oder Marapüte ist ein böses grimmiges Thier, so groß und fast eben so gebildet, wie die wilde Kaze und in Ostindien und Afrika zu Hause *). Sie lebt auf Bäumen, und kann erstaunlich schnell von einem Baum zum andern springen, würgt und frißt fast eben das, was die wilde Kaze und der Luchs auch fressen.

Der Hund

ist ein sehr nüzliches und nöthiges, und zugleich unstreitig auch das einzige Thier in der Welt, auf dessen Treue man sich zu allen Zeiten, und bey allen Gelegenheiten verlassen kann. Er ist gern bey den Menschen, ist ihnen gehorsam und gefällig, thut alles, was sie von ihm haben wollen, geschwind und ohne Muchsen, nimmt mit Knochen und altem Brode für lieb, beißt und beleidigt Niemand, beschüzt und bewacht das Haus Tag und Nacht, läßt sein Leben für seinen Herrn. Und hat er auch gleich einen barbarischen Herrn, der ihm statt des Essens, immer nur Schläge gibt, und sonst noch entsezlich quält, so sucht er lieber sein Brod auf den Strassen, ehe er ihm entläuft, oder sich sonst auf eine Art an ihm rächt. Beleidigungen vergißt er bald, aber an Wohlthaten denkt er sehr lange.

*) Serval heißt diese Parderkaze bey den Portugiesen in Ostindien, und Marapüte ist ihr malabarischer Name.

Hat er aber wirklich Schläge verdient, so legt er sich kriechend zu den Füssen seines Herrn, und fleht um Pardon, und um ferneres Zutrauen. Erhält er nicht Pardon, so unterwirft er sich geduldig der Züchtigung, und lekt wohl nachher noch die Hand, die ihn so eben geschlagen hat, ist freundlich, heult und winselt nicht mehr, und kommt, so bald ihm sein Herr ruft, eilig herbey, erwartet mit gespizten Ohren seine Befehle, und kommt allem genau nach, was er ihn heißt. Ja ein Wink ist ihm oft schon genug, den Willen seines Herrn zu errathen, und zu thun. Hat er seinen Herrn verloren, so winselt und heult er entsezlich, und ruhet nicht eher, als bis er ihn wieder gefunden hat. Man hat Beispiele, daß Hunde ihren Herrn 2 bis 4 Stunden, ja gar halbe Tagreisen nachgelaufen, und unter vielen hundert Menschen heraus erkannt und gefunden haben. Ein guter Hund kennt schon den Namen seines Herrn, und unterscheidet jede Stimme seiner Kinder, und der übrigen Hausgenossen. Kommt aber ein Unbekannter, ein Fremder ins Haus, so macht er plözlich Lermen, und zeigt es durch sein hastiges Gebell an. Und wie viele wichtige Dienste leistet der Hund nicht sonst noch den Menschen? Bewacht er nicht Haus und Hof? Beschüzt er nicht ganze Heerden von Schaafen, Ziegen und Schweinen? Hat man nicht von ihm ungemein viele Vortheile auf der Jagd? Sucht er nicht Trüffel, und andere nüzliche Gewächse auf? Und zu wie viel hundert Dingen kann er nicht sonst noch abgerichtet werden? Er tanzt auf dem Seil, spielt Pantomimen, macht Purzelbäume, steht auf den Kopf, rührt die Trommel, holt verlorne Sachen oft 2 bis 3 Stunden weit her, zieht Schlitten und Wagen,

und läßt sich sogar in Karioln spannen, und wie ein Pferd angeschirren. Welche Treue und Wachsamkeit beweiset er nicht bei seiner Heerde? Er führte sie an, und hält sie, während des Zugs auf die Weide, in Ordnung. Ist er mit ihr auf dem Weideplaz angelangt, so ist er unaufhörlich beschäftigt, die zerstreuten Stücke herbey zu treiben, und beysammen zu halten, und immer auszuspüren, ob kein Raubthier, oder sonst ein gefährlicher Feind in der Nähe sey. Und das thut er alles ungeheissen. Schon sein Bellen gilt gewöhnlich mehr, als die Stimme des Hirten.

Hat man ihm die Nachtwache für das Haus anvertraut, so pflegt ihn dieß Aemtchen muthiger, und oft auch wild und grausam zu machen, das er sonst nie ist. Er bleibt die ganze Nacht wach, und geht beständig um das Haus herum. Alle Fremde wittert oder riecht er schon von Ferne. Wenn sich daher ein Fremder durch Annäherung verdächtig macht, und sein bewachtes Gebiet betreten, oder gar darin einbrechen oder stehlen will, so fällt er ihn an, und widersezt sich ihm, so gut er kann, beißt und reißt an ihm, und macht durch anhaltendes Bellen, durch heftiges Toben und grimmiges Geheul alles im Hause wach, und ist eifrig darauf bedacht, daß sein Herr an seinem Leben und an seinen Gütern keinen Schaden leide. Gegen Wölfe, Füchse und Marder, und andere Raubthiere, ist er eben so wüthend, als gegen Diebe und Räuber. Er fällt sie bizig an, beißt und verwundet sie, und jagt ihnen das wieder ab, was sie rauben wollen. Zufrieden nun mit seinem erkauften Sieg, legt er sich ruhig auf die abgejagte Beute nieder, und erwartet begierig die Ankunft seines Herrn.

Und welch treffliche Dienste leisten die Hunde nicht auf den Reisen? Ein einziger Hund ist da oft besser, als zehn Bediente. Er läßt Niemand zum Gepäcke, Niemand in die Zimmer, Niemand zu seinem Herrn, und gibt auf alles sehr genau Achtung, was sein Herr bey sich hat.

Wollt ihr ein Beyspiel von einem treuen Hunde hören? Wohlan! ein gewisser französischer Kaufmann reisete einst zu Pferde, in Gesellschaft seines Hundes, aus, um irgendwo fünfhundert Thaler einzukassiren. Er kam glücklich an dem bestimmten Orte an, und empfieng auch sogleich sein Geld, und that es, nachdem er es sorgfältig gezählt hatte, in einen Beutel, packte diesen auf sein Pferd, stieg mit vergnügtem Gesichte auf, und ritt wieder seiner Heimath zu.

Sein Hund nahm an seinem Vergnügen Antheil. Er sprang um ihn herum, und schnappte mit offenem Maule nach ihm, gleich als ob er ihm zu seiner guten Reise Glück wünschen wollte. Ungefähr auf dem halben Wege mußte er absteigen, er band daher sein Pferd an einen Baum, und begab sich hinter eine Hecke, wo er sich eine Zeitlang verweilte, und seinen Geldsack neben sich niedersezte. Nun stieg er wieder zu Pferde und ritt ohne seinen Geldbeutel wieder fort.

Allein sein aufmerksamer Hund, der alle seine Bewegungen beobachtet hatte, und ihm auf jedem Schritte nachgefolgt war, und seine Vergessenheit und Zerstreuung merkte, lief nach dem Geldsack, und versuchte es, ihn aufzuheben, oder mit den Zähnen fortzuschleppen; da er ihm aber viel zu schwer war, lief er zu seinem Herrn, und klammerte sich an seine Kleider an, um ihn zu verhindern, auf das Pferd zu steigen. Er schrie, er win-

selte, er biß; allein sein Herr gab nicht Achtung darauf, stieß ihn zurück, und ritt fort.

Der gute treue Hund konnte und wollte nicht zugeben, daß der Geldbeutel zurück bleiben sollte. Er legte sich daher vorne vor dem Pferde nieder, um es zu hindern, weiter zu gehen, er bellte in einem fort, und wurde ganz heiser, und fiel endlich das Pferd selbst an, und biß es an fünf bis sechs verschiedenen Stellen.

Der Kaufmann war entsezlich böse auf seinen Hund, und fürchtete gar, er sey toll geworden. Und wie sehr erschrak er nicht, da er durch ein Wasser ritt, und sein Hund fast athemlos neben ihm her sprang, immer bellte und biß, und doch jezt nicht trank. Himmel! rief er, mein getreuer Hund ist toll! O Unglück! Ich muß ihn tödten. Denn wenn er jemand anfiele und bisse, könnte ich in große Verlegenheit kommen. Das arme Thier soll ich mit meiner eigenen Hand tödten, das mir so lieb, mir so getreu war! Ja, ja es muß seyn, denn wenn ich noch lange zaudere, könnte er mich selbst anfallen und beissen! Muthig also!

Nun zog der ängstliche Kaufmann seine Pistole heraus, zielte, und drückte mit weggewandten Augen los. Der treue Hund fiel, und indem er zappelte, kroch er mit seiner tödtlichen Wunde auf seinen Herrn zu und schien ihm seine Undankbarkeit vorwerfen zu wollen. Der Kaufmann entfernte sich plözlich, sah aber doch noch einmal um, und siehe, sein armer Hund wedelte mit dem Schwanze, da er ihn sah, gleich als wenn er ihm noch das lezte Lebewohl sagen wollte.

Sehr traurig gab er seinem Pferd den Sporn; hielt aber bald wieder stille, dachte nach, ob wohl dem armen

Thier noch zu helfen seyn möchte? Allein die Furcht, er sey toll, und könnte ihn beissen, überwand ihn, und er ritt weiter. Das Bild seines sterbenden Hundes schwebte ihm immer vor Augen, er ward immer betrübter, und hätte weiß nicht was, gegeben, wenn er noch lebte. Mehr als hundert mal verwünschte er seine unglückliche Reise. Nein, unglücklich ist sie nicht, dachte er, ich habe ja mein Geld richtig eingeboben; aber fatal ist sie doch, weil ich meinen armen Hund verloren habe. Und da er nach seinem Geldsack griff, und dieser nicht mehr da war, so giengen ihm die Augen auf. Er seufzte und sagte, gewiß war dieß die Ursache von dem Zorne und Geschrey meines unglücklichen Hundes. Die Stelle wußte er noch, wo er den Geldsack niedergelegt hatte. Er ritt also in vollem Galopp zurük, ihn zu holen; und ärgerte sich erstaunlich über seine Nachläßigkeit und Grausamkeit.

Eine blutige Spur, die er auf dem Wege sah, brachte ihn vollends vor Betrübniß fast ganz auser sich. Endlich kam er zu dem Busche, und da fand er den armen sterbenden Hund, der bis dahin gekrochen war, und sich neben den Geldsack gelegt hatte, um wenigstens das Eigenthum seines Herrn noch so lange zu bewachen, als er lebe. Er wedelte mit dem Schwanze, wie er seinen Herrn sahe, leckte ihm noch einmal die Hand, und starb.

Sind wohl alle Hunde so treu, und für ihre Herrn so eingenommen, wie dieser arme unglükliche? Ja, ich glaube, wenigstens sind es die meisten. Hier und da gibt es freylich Hunde, die vor Dicke und Fette kaum laufen können, und von ihren Herren und Frauen nur zum Spaß und Vergnügen gefüttert werden. Die kleinen Schoßhündchen aber, die Pudelchen, Möpschen und Bolong-

neser-Hündchen nimmt man ja nicht zur Wache und Bedeckung mit auf die Reisen; sie würden schlecht wegkommen, wenn sie Tag und Nacht neben den Pferden und Wagen her traben, und Diebe und Räuber, die gewöhnlich große Bullenbeisser bei sich haben, wegjagen sollten.

Ey, sagen Sie uns doch, wie vielerley Sorten von Hunden es gibt? Denn daß die Hunde nicht einerley Größe, Leibesgestalt und Farbe haben, ist uns gar wohl bekannt. — Es gibt Hirtenhunde, oder Haushunde oder Schäferhunde; Dachshunde; Pudel; Hühnerhunde oder Wachtelhunde; Windhunde oder Windspiele; Bullenbeisser oder Bärenbeisser oder Doggen; Mezgerhunde; Türkische Hunde *), Mopse und Bolongneser-Hündchen, und so weiter.

Der Haus- oder Hirtenhund hat gerade in die Höhe stehende Ohren, und einen auf der untern Seite lang behaarten Schwanz. Siehe Tafel 5 Figur 28 und Tafel 12 Figur 33.

Der Dachshund hat kurze krumme Vorderfüße, eine lange Schnauze, hängende Ohren, und einen langgestreckten Körper. — Siehe Tafel 12 Figur 40.

Der Pudel hat einen stumpfen Kopf, und lange krause Haare. Er geht gerne ins Wasser, und holt herbei, was man hineingeworfen hat, und ist überhaupt der getreueste unter allen Hunden. Siehe Tafel 12 Figur 34.

Der Hühnerhund oder Wachtelhund hat einen stumpfen Schwanz, und ist gewöhnlich schwarz, oder braun und weiß gefleckt, wie der Tiger. — Siehe Tafel 7 Figur 12 und 24; und Tafel 12 Figur 38.

*) Dieß sind diejenigen Hunde, die in Cairo, und in andern türkischen Städten das Aas auf den Straßen wegfressen müssen; siehe oben Seite 292.

Das Windspiel oder der Windhund hat einen hohen Rücken, einen schmalen Bauch, einen glatten Schwanz und sehr dünne Füsse. Siehe Tafel 12 Fig. 39.

Der Bullenbeisser oder Bärenbeisser oder Dogge hat starke Muskeln und Schenkel, und tief an den Seiten herunterhängende Wangen, und ein geiferndes Maul. Wenn er frey herum läuft, ist er zahm und friedlich; an Ketten oder Stricken angelegt aber, ist er wild und fürchterlich. Er fällt Menschen an, und reißt sie nieder. Siehe Tafel 12 Figur 32. — Die englische Dogge ist die größte Art von Bullenbeissern, und nur durch ihre längere Schnauze von den gemeinen Bullenbeissern unterschieden. Siehe Tafel 12 Figur 41.

Das Bologneser-Hündchen ist ein allerliebstes, sehr kleines, langhaariges Thierchen, das von vielen Personen äusserst geschäzt, und als ein Schoßhündchen sehr gepflegt wird. Siehe Tafel 12. Fig. 36.

Das Löwenhündchen ist auch ein sehr kleines niedliches Thierchen, und wird eben so sehr, wie das Bologneser-Hündchen, von verschiedenen Personen geliebt. Es heißt deswegen Löwenhündchen, weil seine langen Haare am Hals einer Löwenmähne gleichen. — Siehe Tafel 12 Figur 35.

Das Bologneser-Hündchen ist der kleinste Hund; und der Bullenbeisser oder die englische Dogge ist der größte. Jenes ist so klein, daß man es in die Rocktasche stecken kann; dieser aber hat fast die Grösse eines kleinen Pferdes — Hunde gibt es in der ganzen Welt. Aber es gibt wohl nirgends so viel bey einander, als in Aegypten, Grönland, Kamtschatka und der Hudsonsbay. Die Grönländer haben ganze Hundezuchten, und Heerden von et-

lichen tausenden bei einander, welche sie mit Moos, Muscheln und Fischen füttern, um sie hernach zu fangen, zu schlachten und zu essen, und ihre Felle zu Bettdecken zu gebrauchen. — Auch vor die Schlitten kann man sie spannen, wie die Kamtschadalen, Hudsonsbay-Einwohner und Grönländer thun. Vier, sechs, acht bis zehn Hunde spannen sie gewöhnlich vor einen Schlitten, auf welchem 5 bis 6 Seehunde, und noch ein oder zwey Grönländer liegen. Auch auf Besuche fahren sie mit ihren Hunden aus. In Kamtschatka kostet eine Kuppel von guten Hunden 17 Thaler, und mit dem ganzen Geschirre 23 Thaler *).

Die Hunde in den nördlichen Gegenden, und vorzüglich die in Grönland können nicht bellen, sondern nur muchsen, und ein wenig heulen **). Auch die Hunde in den sehr heissen Ländern der Welt sollen nicht bellen können, wie die Reisebeschreiber melden. Und ein gewisser Reisebeschreiber ***) erzählt, daß die Schwarzen in Afrika glauben, wenn sie einen Hund sehen, der bellen kann, er könne auch reden. In Asien und vorzüglich in Ostindien werden die Hunde ordentlich gemästet, und zu Markte gebracht. Oft kann man daselbst für einen einzigen grossen fetten Hund 10 bis 20 Sclaven eintauschen. In Europa aber gebraucht man von den Hunden jezt nichts mehr, als ihr Fell, und macht Schuhe, und sonst noch allerhand Dinge davon.

*) Siehe Krascheninnikoms Beschreibung von Kamtschatka, Seite 238.

**) Siehe Hans Egede Beschreibung und Naturgeschichte von Grönland; Seite 87.

***) Herr Boßmann in seiner Reise nach Guinea, Seite 282.

Die Hunde kommen blind auf die Welt, und ihre Augen öffnen sich erst nach 9 Tagen. Sie werfen gewöhnlich zweymal des Jahrs, vier, acht bis zwölf Junge, und werden, wenn ihnen nichts widriges begegnet, 15 bis 20 Jahre alt. Man läßt sie aber selten so alt werden, weil sie alsdann der Wuth oder dem Tollwerden sehr ausgesezt sind.

Wie oder wodurch werden denn die Hunde toll? Durch allzu warmes Essen und Trinken; durch große Hitze und Mangel an Getränke; durch vermodertes Fleisch und faules Wasser, und viele andere Dinge. Und woran merkt man es, daß ein Hund toll ist? Wenn er traurig ist, und wider seine Gewohnheit, die Einsamkeit sucht, sich verkriecht, Fressen und Saufen stehen läßt, und mit herabhängenden Ohren und Schwanze schläfrig umher schleicht, nicht mehr bellt, sondern nur murrt, und mit einem heimtückischen Gram Thiere und Menschen anfällt, doch seinem Herrn jezt noch nichts zu Leide thut; so ist seine Wuth nahe. Fängt er aber an zu keuchen, seine Zunge aus seinem schäumenden Rachen hervor zu strecken, seinen eigenen Herrn zu verkennen, und nach ihm, wie nach einem Fremden, heimtückisch zu schnappen, wasserscheu zu werden, unordentlich zu gehen, taumelnd herum zu schleichen, unvermuthet links und rechts zu springen, und sich wüthend auf alles zu stürzen, was ihm nahe kömmt; sind seine Augen roth, wild und trübe, und seine Zunge fast ganz blau geworden, so ist er völlig toll und lebt nur noch 24 Stunden.

Schlägt man ihn nun nicht gleich todt, so werden alle die Thiere und Menschen, die er beißt, auch toll, und müssen ungefähr nach 3 Tagen eines kläglichen Todes

sterben, wenn ihnen nicht bey Zeiten durch folgende Anstalten geholfen wird.

Zuerst muß die Wunde mit einem glühenden Eisen gebrannt oder geschröpft, und mit Weineßig und Salz ausgewaschen; dann durch Zugpflaster und spanische Fliegen-Pulver zum Eitern gebracht, und etliche Wochen dabei erhalten werden. Dem Patienten muß man täglich etliche reizende Clystire geben, ihn im Anfange der Krankheit, ehe sich die Wasserscheue einstellt, im lauen Wasser baden, und das Bad nach und nach durch frisches Wasser kalt machen. Warme Stuben muß er meiden. Der Fußboden muß öfters mit Eßig besprengt werden, die Wäsche oft gewechselt, und dem gemeiniglich sehr niedergeschlagenen Kranken Muth eingesprochen werden. Innerlich gibt man ihm in den ersten 48 Stunden eine Dosis *) der für diese Krankheit bewährt gefundenen Latwerge **) von Maywürmern ***), die nach dem Alter der Person eingerichtet seyn muß. Dabey enthält er sich 24 Stunden des Essens, trinkt Hollunderblüthen-Thee, und hält sich 12 Stunden lang im Bette, den Schweiß abzuwarten. In den folgenden Tagen gibt man ihm gelinde abführende Mittel mit Thee oder

*) Bey Arzeneyen nennt man eine Dosis, so viel, als man auf Einmal einn immt.

**) Eine Latwerge ist ein Arzneymittel, wo die eigentlich heilsamen Mittel in Honig, Syrup oder andere dicke Säfte, wie ein Brey oder Mus, eingerührt sind. Wie diese Maywurm-Latwerge gemacht werden soll, steht im 67sten Stük des Hannöverschen Magazins, von 77.

***) Diese Maywürmer sind nicht die gewöhnlichen braunen Maykäfer, womit die Kinder spielen, sondern seyen blau-

Hafergrütze. In Ansehung der Diät oder Lebensordnung hat sich der Kranke alles Fleisches, grober blähender Speisen, und hitziger Getränke, auch des Biers zu enthalten; dagegen kann er alle Arten frischen und getrockneten Obstes, und säuerliche kühlende Getränke geniessen. Wird die Wasserscheu heftiger, so muß man ihm mit Gewalt Getränke beybringen, häufiger clystiren, bis zur Ohnmacht Blut lassen, selbst zur Arteriotomie *) oder Oeffnung einer Pulsader schreiten, die Kopfhaare abschneiden, und den Kopf mit kaltem Wasser begiessen, ganz kalte Bäder gebrauchen, und durch alle Mittel die Eiterung der Wunde zu befördern suchen.

Wer bey diesem Zustande um den Kranken ist, hat sich sehr zu hüten, daß er nicht von ihm gebissen werde, noch seinen Speichel oder Schweiß an sich bringe. Bessert er sich, so muß man ihm nur nach und nach mit der größten Behutsamkeit nahrhafte Speisen und stärkere Mittel

grünlich oder schwarz aus, sind einen Zoll lang, haben fadenförmige Fühlhörner, wie Paternoster, einen umgebogenen höckerichten Kopf, eine eyförmige Brust, und der Hinterleib hat keine Dekschilde, so daß man die Gelenke daran sieht. Er riecht fast wie Violen, und wird im May auf Feldern, Aeschen und Ahornbäumen gefunden. Lin. Meloe proscarabeus.

*) Arteriotomie heißt die Oeffnung einer Arterie oder Pulsader. Der Umlauf des Blutes geschieht nämlich durch zweyerley Gefässe, durch Pulsadern oder Schlagadern, welche das Blut aus dem Herzen empfangen, und in alle Theile des Leibes verbreiten; und durch Blutadern oder Venen, die es wieder ins Herz zurük führen. Beym Aderlassen werden die Blutadern geöffnet; die Pulsadern aber nur in äusserst gefährlichen Fällen, weil sich der Blutfluß alsdann sehr schwer stillen läßt.

geben. Dieses Rezept ist genommen aus der Dessauischen Zeitung für die Jugend und ihre Freunde. Stück 25, Seite 102 und 193 *).

Man sagt im gemeinen Leben, wenn der Hund Gras fresse, so regne es.

Der Fuchs

ist ein schlaues, ein listiges Thier. Was er nicht mit Gewalt und Stärke thun kann, das thut er mit List. Auch in der Geduld übt er sich von Jugend auf, damit er sich nicht gleich bei einem mislungenen Streiche ins Unglück stürze, und von Menschen oder Thieren erdrosselt werde.

Fuchs rede: Sage deine ganze Geschichte nebst allen deinen listigen Streichen selbst her. Doch lüge nicht mit unter. Mährchen darfst du allenfalls wohl mit anbringen. Wie gern hört man nicht das Mährchen, daß du mit deinem Schwanze Krebse fangest. Was? Dieß soll ein Mährchen seyn? Ho ho, es ist reine Wahrheit. Ich will es Ihnen nachher schon sagen, wie ichs mache, wenn ich Krebse fange.

Ich Meister Fuchs bin so groß, als ein mittelmäßiger Schäferhund, und sehe auch diesem Hunde fast ganz ähnlich, habe rothgelbe Haare, — doch gibt es auch graue, weisse und schwarze Füchse — und einen langen zottichten Schwanz, wohne in allen nördlichen Gegenden der Welt, in Höhlen unter der Erde, fresse Hühner und Tauben, Gänse und Enten, und was ich sonst noch von Geflügel erwischen kann, auch Hasen und Kaninchen, und Eyer und Käse, Milch und Butter.

Habe ich aber alle diese guten Bissen nicht, so nehme

*) Vernünftige Leute lassen in solchen Fällen gleich einen guten Arzt rufen.

ich auch mit Ratten und Mäusen, Schlangen und Eidechsen und Kröten für lieb. Ach, und wie gern fresse ich nicht Honig und Weintrauben! Den Honig raube ich den Bienen eben so wohl, als den Wespen und Hummeln, und achte gar nicht darauf, wenn sie mich auch gleich ganz jämmerlich zerstechen. Denn was thut man nicht um eines guten Bissens willen?

Fuchs, Fuchs, das ist ein Mährchen! O nein, das ist es nicht. Sie sollen es unten bey meiner Krebsfängerey erfahren, wie ich diese schelmischen Stecher abschlachte.

Ich kann mir zwar, wenn ich will, meine Wohnung an der Gränze eines Waldes oder Gehölzes, und nahe bey den Bauerhöfen selbst graben; allein ich thue es nicht gern, weil ich darüber zu viel Zeit verderbe, die ich doch zu Durchstreichung meiner Gegend viel besser anwenden kann. Ich jage daher lieber die Dachse oder Kaninchen aus ihrem Loche heraus, und mache dasselbe sodann für mich und mein Weibchen und meine Junge zurechte. Mein Weibchen wirft mir alle Jahre 4 bis 6 Junge, die sie ein paar Wochen an sich saugen läßt, und ich nachher mit Tauben, Hühnern, Käse, und was ich sonst Weiches den Bauern abzwacken kann, so lange füttere, bis sie groß und stark genug sind, mit uns gemeinschaftlich auf das Rauben auszugehen.

Ich schlage meine Wohnung deswegen gern nahe bey Dörfern und Bauerhöfen auf, damit ich schon von ferne die Hühner gacken, die Hähne krähen, die Gänse schnattern, und das übrige Geflügel schreyen hören kann. Nur des Nachts gehe ich gewöhnlich auf das Rauben und Morden aus. Und dieß mache ich so: Erst mache ich mir die nahen Dörfer, Mayerhöfe und abgelegene Häuser

genau bekannt. Sodann spüre ich das Federvieh darinn aus. Hierauf merke ich mir diejenigen Höfe, worin ich Hunde und andere Bewegungen höre. Nun untersuche ich die Mauern und Hecken, und andere bedeckte Oerter, wo ich am leichtesten durchkriechen, oder darüber wegspringen kann. Jezt schleiche ich ganz langsam an den Ort meiner Bestimmung, setze über Zäune und Mauern, oder krieche und grabe mich unter dieselbe durch. Und endlich breche ich in die Bauerhöfe ein, und erwürge alles, was mir vorkömmt. Ach, wie geht es da nicht über die dumme Gänse und die armen Hühner her! Werde ich nun in meinem Berufe nicht gestört, so würge und schleppe ich so lange fort, bis mir entweder der Anbruch des Tages, oder ein Geräusch im Haus eine Warnung gibt, mich davon zu machen, und für dießmal nicht wieder zu kommen, oder mich sehen zu lassen. Und so trage ich oft in einer einzigen Nacht, auf 3 bis 4 Tage Fraß genug zusammen. — Siehe Tafel 1 Figur 8, und Tafel 9 Figur 19. Eben so mache ich es auch auf den Vogelheerden und Dornstrichen. Hat sich da ein Krametsvogel, oder eine Schnepfe, oder sonst ein Vogel in einer Schlinge oder Leimruthe gefangen, so komme ich den Vogelstellern zuvor, und nehme sie weg. Auf dem freyen Felde aber überfalle ich die Hasen in ihrem Lager, und jage ihnen zuweilen ein wenig nach. Die Kaninchen suche ich in ihren unterirrdischen Wohnungen auf. Und die Rebhühner und Wachteln spüre ich auch mit leichter Mühe auf, und fresse die Mütter, nebst ihren Eyern und Kindern, weg.

Und das geht dir alles so ungestraft hin? O nein! Man verfolgt und quält mich entsezlich. Hunde und

Jäger und Bauer sind fast immer hinter mir her, und jagen und verfolgen mich oft ganze Tage lang in Einem fort. Man legt mir Schlingen und Fallen, und schießt und prügelt mich zu Tode. So lange ich zwar noch Kräfte habe, zu laufen, lasse ich mich nicht so leicht gefangen nehmen. Ueberfällt man mich in meinem Bau, so grabe ich geschwind einen andern Ausgang, und fliehe mit Weib und Kind davon, und betriege den Jäger, der nun vergebens auf meinen Pelz lauret.

Ist auch gleich meine ganze Höhle mit Fallen umgeben, und mir zur Flucht fast gar keine Hoffnung mehr übrig, so leide ich doch lieber den grausamsten Hunger, ehe ich mich in den ersten 14 Tagen zum Gefangenen ergebe, und versuche alles mögliche, noch zu entkommen. Hilft aber alles nichts, je nun, so ist es endlich einerley, ob ich in meiner Höhle verhungere, oder in der Falle eines gewaltsamen Todes sterbe. Ich klage und seufze eher nicht, als wenn man mich lebendig ergreift, und zu tode prügelt.

Ich lebe ungefähr zwanzig Jahre, und lasse mich nicht leicht zähmen. Schlägt man mich des Winters todt, so gibt mein Balg treffliche Pelzkleider, und auch mein Schwanz thut dann allerhand Dienste. Man stekt ihn in die Muffe, und hängt ihn um den Hals. Ermordet man mich aber des Sommers, so kann nur der Hutmacher meine Haare gebrauchen. In vielen Gegenden ißt man auch mein Fleisch.

Du hast auch ganz recht, schlauer Fuchs; dein Sommer-Balg ist weit schlechter, als dein Winterbalg. Ey, weißt du auch wohl, was der Winterbalg eines deiner schönsten schwarzen Kameraden in Norwegen, Lappland,

oder Sibirien kostet? Nein. Wie viel denn? Dreyßig bis vierzig, und einige Leute sagen gar sechshundert bis tausend Thaler *). Ey, das wäre sehr viel!

Soll ich nun meine Krebsfängerey erzählen und Ihnen sagen, wie ich auf einmal zwei bis dreyhundert Wespen oder Bienen todt mache, und mich von allen meinen Flöhen reinige, ohne Schnauze noch Füsse dazu nöthig zu haben? Fuchs, sey kein Narr! Wie soll denn das zugehen? Du wirst es doch wohl nicht mit dem Schwanze thun wollen? Doch es könnte seyn. Hören Sie einmal: Wenn mich die Flöhe allzusehr plagen, und ich sie gern alle auf Einmal los seyn will so nehme ich ein Büschelchen Moos oder Heu, oder sonst so etwas in die Schnauze, gehe sodann rükwärts, doch sehr langsam, und allmählig immer tiefer ins Wasser, damit meine Flöhe Zeit behalten, nach und nach an den Hals, und vom Hals auf den Kopf, und vom Kopf in die Schnauze, und von dieser endlich in das Büschelchen Moos oder Heu zu fliehen. Sind sie nun alle im Moos drin, so tauche ich plözlich unter, und lasse es fallen. Und siehe, so bin auf einmal aller dieser häßlichen Peiniger los. — Während dieser Entflöhung nun geschieht es zuweilen, daß sich die Krebse an meinen wollichten Schwanz so fest anklammern, daß ich sie daran hinschleppen kann, wohin ich will. Ist das nicht lustig? Oft krebse ich aber auch im Ernst, und stecke meinen Schwanz blos deswegen ins Wasser, damit sich die einfältigen Krebse, welche alles, was ihnen nahe kömmt, mit ihren Scheeren anfassen, und nicht

*) Herr Etatsrath Müller in Moscau, in seiner russischen Geschichte, im 3ten Bande. Seite 532. ꝛc.

wieder los lassen, es koste sie auch gleich ihre Scheren, oder gar ihr Leben, daran anhängen. Hängt nun eine Parthie daran, so gehe ich aus dem Wasser heraus, und fresse einen um den andern auf. — Und das soll man dir so auf dein Wort glauben? Ja sicher. Sie dürfen ja nur die Leute fragen, die mir schon oft zugesehen haben, wie die Jäger und Fischer, und viele andere Leute *).

Bis ich aber ein Wespen- oder Bienennest erobern, und mich im Honig satt fressen kann, muß ich erst alle Wespen und Bienen, die darin sind, todt machen, und das mache ich so. Ich stecke meinen Schwanz in das Nest hinein, oder lege ihn wenigstens so lange vor das Loch, bis er voller Wespen oder Bienen sizt. Nun gehe ich geschwind fort, und schlage ihn, samt den Wespen, gegen einen Baum oder Stein, und fresse alle, die todt zur Erde fallen, auf. Dieß mache ich nun zwey, drei bis viermal, und überhaupt so lange so, bis das Nest von Einwohnern völlig leer ist, und ich ohne Gefahr den Honig samt den Zellen aufschmausen kann. Zuweilen lege ich mich auch auf die Erde, strecke alle Viere von mir, halte den Athem zurück, und stelle mich todt. Wenn mich nun ein Raubvogel für ein Aas hält, und kömmt, und mich anhacken will, so erhasche und erwürge ich ihn. Verfolgt mich ein Hund allzulange, so pisse ich auf meinen

*) Olaus Magnus sah es, wie er in seiner hist. animal. Lib. 18. Cap. 40. sagt: Vidi et ego in Scopulis Norwegiae vulpem inter rupes immissa cauda in aquas, plures educere cancros, ac demum devorare. Dieser leichtgläubige Mann erzählt in diesem 40sten, und vorzüglich im 39. Kapitel, alle hier genannte, und noch mehr andere listige Streiche des Fuchses.

Schwanz, und schläudre ihm den Piß in die Augen, daß er nicht gut sehen kann, und nun zurückbleiben muß.

Der Fuchs muß also mit List und Geduld seinen Raub zu erhaschen suchen, weil er klein und schwach ist; der fürchterliche

Wolf

hingegen kann seinen Fraß mit List oder mit Gewalt anpacken, wie er will, weil er größer und stärker ist, und sich auch vor großen Thieren, und selbst vor Menschen nicht fürchtet, ja sogar in seinem Heißhunger die Menschen selbst anfällt, und Kinder, Weiber und Männer zerreißt und frißt. Wie groß ist er denn? So groß, als ein Mezgerhund, dem er auch sonst fast ganz gleicht. Er wohnt fast in der ganzen Welt, hat röthliche Haare, — doch gibt es auch völlig weisse und ganz schwarze Wölfe — wirft alle Jahr 4 bis 7 Junge, und lebt 20 bis 25 Jahre. Siehe Tafel 8 Figur 26 *). Weil er ganz unersättlich nach Fleisch ist, und Menschen und Vieh erwürgt, und selbst die Leichen ausscharrt, so hat man ihm mit Recht in Europa einen beständigen Krieg angekündigt, und sogar einen Preis auf seinen Kopf gesezt, damit er nach und nach ganz ausgerottet, oder doch genöthigt werde,

*) Die Kaze Felis Catus, Luchs Lynx, Löwe Leo, Tiger Tigris, Jaguar Onca, Leopart Leopardus, Panterthier Pardus, Parderkaze Serval, Hund Canis, Haushund Canis domesticus, Dachshund Canis vertagus, Pudel Canis aquaticus, Hühnerhund Canis sagax, Windspiel Canis graius, Bullenbeisser Canis molossus, Bologneser-Hündchen Canis meliteus, Löwenhündchen Canis leoninus, Fuchs Canis vulpes, Wolf Canis lupus, Jacal Canis aureus, Hiäne Canis hiaena, Bär ursa, gemeiner schwarzer Bär Ursus arctoos, weisser Bär Ursus maritimus.

seine Wohnung in den wenig oder gar nicht bewohnten Gegenden von Asia und Afrika und Amerika zu nehmen. In Grosbrittanien, Irrland und Deutschland *) gibt es schon lange keine Wölfe mehr; die Norweger aber werden noch sehr von ihnen geängstiget. Den Tag über hält sich der Wolf gewöhnlich in den Wäldern zwischen dicken Gebüschen auf; des Nachts aber kömmt er zum Vorschein, und fällt Schaafe, Ziegen und Schweine an, und schont selbst, wie gesagt, der Menschen nicht, nimmt Kinder weg, erwürgt Weiber und zerfleischt Männer. Hat er aber Schaafe und Ziegen und Rehböcke genug, ja denn thut er den Menschen nichts zu Leide, sondern fliehet sogar vor ihnen. Wenn er auf Beute ausgeht, so richtet er sich ganz genau nach der Witterung oder dem Geruch, den ihm der Wind von denjenigen Thieren, die er aufsucht, entgegen führt. Blindlings läuft er nie im Walde, oder im Felde, oder um die Wohnung der Menschen, oder um die Schaafställe herum. Sein Geruch ist so fein, daß er weiß, ob ein Schaaf fern, oder nahe sey; ob es fliehe, oder irgendwo ruhig size. Und nach dieser Einsicht bestimmt er seinen Gang, und schleicht, entweder um es zu erhaschen, oder es einzuholen. Unterwegs mögen ihm Hamster, Mäuse und Frösche begegnen, er verachtet sie, läßt sie laufen, und eilt seinem grössern und bessern Bissen, dem Schaaf, der Ziege, oder dem Rehbock zu. — Kann er über ein Thier allein nicht Herr werden, so muß ihm sein Weibchen helfen. Der Wolf jägt hier, und die Wölfin dort. Und so fällt endlich der keuchende Rehbock in ihre Klauen.

*) Nach Deutschland streifen zu Zeiten Wölfe aus Polen über, besonders bey sehr kalten Wintern.

Haben sie es aber mit einem Ochsen oder einem Bullenbeisser, oder mit einem andern grossen Thier zu thun, so rufen sie noch mehr Wölfe zusammen, und gehen gemeinschaftlich auf den Feind los. Ist dieser aber besiegt, so geht jeder wieder seines Wegs.

Kann der Wolf einer Ziege nicht beykommen, so legt er sich bey einem Gebüsche ins Gras, und wartet, bis sie kömmt. Ist sie da, und will Laub und Blätter abfressen, so erhascht und erwürgt er sie. Auch Kälber und junge Pferde fällt er auf diese Weise an. Ist aber die Ziege oder das Schaaf eingesperrt, so scharrt er sich ein Loch in den Stall, und holt es heraus.

Will er aber eine ganze Schaafheerde anfallen, so macht er es so: Er stellt seine Wölfin vor den Hund, damit sie ihn von der Heerde ablocke, und sich von ihm verstellter Weise verfolgen lasse. Ist der Hund von seiner Heerde weg, so raubt der Wolf geschwind ein Schaaf, nimmt es in seinen Rachen, und läuft damit so hastig davon, daß ihn der Schäfer nicht einholen kann, wenn er auch gleich beherzt genug dazu wäre, und es thun wollte.

Wo also der Wolf wohnt, da ist es nicht gut Schäfer seyn. Man gräbt ihm zwar Gruben, schießt und hezt Hunde nach ihm, allein sehr oft vergebens. Und der gute Hirt muß oft mit Betrübniß ansehen, wie er ihm fast vor seinen Augen ein Lamm raubt. Mit Feuer kann man ihn von sich und der Heerde abhalten, auch mit Kettengerassel. Es tragen deßwegen die Reisenden und auch die Schäfer in denjenigen Ländern, worin es viele Wölfe gibt, immer Stahl und Stein bey sich, um sogleich, wenn sie einen Wolf erblicken

oder heulen hören, Feuer schlagen zu können. Kömmt er aber doch auf sie los, so müssen sie froh seyn, wenn er, statt ihrer, ein Schaaf anfällt, oder einen Rehbok erwürgt.

Denkt einmal, in Afrika geht der Wolf sogar mit dem Löwen zuweilen aufs Rauben aus. Ein gewisser Reisebeschreiber sagt, daß er oft Wölfe neben den brüllenden Löwen habe heulen hören. Und daß sie auch mit einander gemeinschaftlich stehlen, habe er mit Todesangst leider selbst erfahren. Denn da er einst in einer Negerhütte über Nacht gewesen, seyen ein Wolf und ein Löwe, da er sich eben habe niederlegen wollen, ganz hastig auf die Hütte zugeraset. Kaum wären die fürchterlichen Gäste da gewesen, so hätten sie sich in die Höhe gebäumt wären mit dem Vorderleib auf das hölzerne Dach, wo Fische zum troknen lagen, gesprungen, und hätte jeder einen herunter gelangt. Und wie sie diese Fische gehabt hätten, wären sie in der Stille und ganz friedlich wieder fortgegangen *). Waren das nicht zwei bescheidene Diebe? Die Angst dieses Reisenden dauerte also nur etliche Augenblicke; denn selbige Nacht kamen sie nicht wieder. — Die Wolfsbälge geben Pferdedecken, Wildschuren und Muffe, und allerhand andere wärmende Kleider. Ihr Fleisch schmekt zwar schlecht, wird aber doch hier und da in der Welt gegessen. Ihre Zähne werden an lange hölzerne Stiele gesteckt, und von Goldschmieden, Kupferstechern, Vergoldern und Buchbindern zum Glätten gebraucht. Auch in Silber fasset man die Wolfszähne häufig ein, und hängt sie kleinen Kindern um den Hals, oder giebt sie ihnen in die Hand, damit

*) Herr Adanson in seiner Senegalischen Reise, Brandenburg 1773; Seite 174.

sie, wenn sie zahnen, ihr Zahnfleisch daran reiben, und also die Zähne desto leichter durchbrechen können.

Der Jacal

oder Goldwolf ist so groß als ein Fuchs, hat gelbrothe Haare, wohnt in Afrika und der Levante, frißt kleine Thiere, und wenn er es haben kann, auch kleine Kinder, und sonst noch allerhand Dinge, und soll dasjenige Thier seyn, mit dem der Simson die Philister gezüchtiget hat. Denn die Jacal laufen truppweise herum, und da war es also dem Simson und seinen Kameraden leicht, in kurzer Zeit 300 Stück zu fangen, Schwanz an Schwanz zu knüpfen, und so mit darzwischen gesteckten und angezündeten Strohbündeln, auf die Kornfelder der Philister zu lassen, und ihnen in wenig Stunden ihr Korn, nebst Weinreben, Oel- und Mandelbäumen anzuzünden und zu verbrennen *). Siehe Tafel 12. Figur 42.

Die Hiäne

ist eins der fürchterlichsten Thiere in der Welt. Sie ist viel wüthender, als der Wolf, fürchtet sich vor dem Tiger und Leopard nicht, und wehrt sich sogar gegen den Löwen, und geht sowohl bey Tag, als bey Nacht, auf den Raub aus. Und was frißt sie? Junge Baumwurzeln, Menschen und Thiere; Schaaf- und Menschenfleisch aber sind ihre besten Leckerbissen. Hat sie sich einmal damit dik und satt gefressen, so genade Gott derjenigen Gegend, worin sie sich aufhält; denn in kurzer Zeit wird sie große Schaafherden und eine Menge Menschen zusammen würgen, und des Mordens nicht eher ein Ende machen, als bis sie darin nichts Lebendiges mehr sieht oder hört. Auch

*) Jacal wird der Goldwolf in der Levante genannt.

Leichname frißt sie sehr gern *). Sie sucht deswegen Todtenbehältnisse und Gräber auf, und scharrt und gräbt die Erde mit ihren Füssen auf, und zieht den Schlachtfeldern nach, wo die erschlagenen Menschen, entweder gar nicht begraben, oder doch nur mit wenig Erde bedekt worden sind.

Afrika und das wärmere Asia ist der Hyäne Vaterland. Sie ist merklich höher als der Wolf, aber nicht so lang, hat braungelbe Haare, lange kahle Ohren, ein stumpfes Maul, hält sich in Felsenlöchern und in Gruben unter der Erde auf, und lebt 20 bis 30 Jahre. — Siehe Tafel 10 Figur 10.

Sie geht fast immer mit niederhängendem Kopfe, und muß sich, wenn sie seitwärts oder hinter sich sehen will, mit dem ganzen Leibe wenden, wie das Schwein und das Crocodil, weil sie einen sehr steifen Hals hat. Hungern und laufen kann sie ganz erstaunlich lange. Und eben deßwegen ist es auch sehr schwer und gefährlich, sie zu verfolgen. Man hat Beyspiele, daß oft ein paar hundert Bauern mit Prügeln, Steinen und vielen Hunden auf eine einzige Hyäne los gegangen, und sie doch nicht haben bekommen können. Selbst bewaffnete Jäger und Soldaten ziehen manchmal vergebens gegen sie zu Feld.

Das Hyänenfleisch schmekt schlecht, und der Balg taugt auch nicht viel. Zähmen kann man keine Hyäne, wenn man sie auch gleich jung aufzieht, und schlägt

*) Wie Bruce in seinen Reisen erzählt, so wagt sie sich in Abissinien des Nachts in die Städte, um Leichname zu stehlen, auch begleitet sie in dieser Absicht die Armeen und durchsucht die Schlachtfelder.

und liebkoset und fassen läßt. Es werden selten lebendige Hyänen nach Deutschland gebracht *).

Bären

gibt es zweyerley, Landbären und Wasserbären. Die Landbären leben und wohnen immer auf dem Lande; die Wasser- und weisse Bären hingegen halten sich mehr im Wasser und auf dem Eise, als auf dem Lande auf. Es sind zwey ganz verschiedene Thiere, sowohl in der Bildung, als auch in der Lebensart. Auf der 8ten Tafel sind zwey schwarze; und auf der 11ten ist ein weisser Bär abgebildet.

Der Landbär ist ein träges brummisches Thier, hat schwarze zottige oder röthlichbraune Haare, breite Fußsohlen oder Tazzen, einen kurzen Schwanz, steigt gern auf Bäume, frißt Honig und Milch, Getreide und Obst, und allerhand kleine Thiere, und fällt auch, wenn er geschlagen oder sonst böse gemacht worden ist, Menschen an, und zerreißt oder verwundet sie tödtlich, wird 20 bis 25 Jahre alt, und bringt alle Jahr 3 bis 5 Junge zur Welt.

Preussen, Polen und Rußland, und alle nördlichen Länder von Europa, Asia und Amerika sind sein Vaterland. Und ehedem gab es auch im gelobten Lande, in Afrika, und selbst in unserm Deutschland viele Bären. Im

*) Im Jahr 1777 war eine fast ganz ausgewachsene Hyäne hier in Göttingen, und vermuthlich vor und nachher auch in mehrern Orten von Deutschland zu sehen gewesen. Ich hielt sie gleich beym ersten Anblik für die verrufene Hyäne; denn ihre Stellung, ihr Blick, und ihr ganzer Bau verrieth ein heimtückisches Wesen, und eine schreckliche Mordbegierde.

gelobten Lande zerrissen ja einst ein Paar Bären 42 muthwillige Knaben, die des Propheten Elisä, wegen seines kahlen Kopfes, spotteten. Die alten Römer liessen zu ihren Schauspielen Bären aus Lybien in Afrika kommen. Und haben nicht die alten Deutschen ganze Tage lang auf den Bärenhäuten geschlafen und gefaulenzt? Daher nennt man ja auch, und vermuthlich seit dieser Zeit, einen trägen faulen Menschen, einen Bärenhäuter. Des Winters schläft er, aus Mangel der Nahrung, 6 bis 14 Wochen in Einem fort, je nachdem es da, wo er wohnt, kalt oder warm, und der Winter lang, oder kurz ist. Aber so starr, wie das Murmelthier, wird er nicht. Sein Lager hat er meist immer auf dicken 20 bis 30 Ellen hohen Bäumen, und zuweilen auch unter Baumwurzeln und Gebüschen. Und damit er weich und trocken liege, macht er sich ein Bett von Laub und Moos, und dekt es oben, um gegen den Regen gesichert zu seyn, mit Reisern, Moos und Kräutern zu.

Auf die Bäume kann er ziemlich geschwind klettern, und auch ganz gut darauf herum laufen. Und wenn er die Früchte nicht gleich alle erwischen kann, so sezt er sich auf einen Ast, als wenn er darauf reiten wollte, hält sich mit einer Vordertaze fest, und zieht mit der andern die Zweige sammt der Frucht an sich, und pflükt sie mit dem Maule ab. Wie kömmt er aber von den Bäumen wieder herunter? Er umarmt den Baum, und steigt so ganz langsam hinter sich herab; oder er rollt sich zusammen, und stürzt sich herunter.

Die Stimme der Bären ist ein dumpfes Gebrumm und ein grobes Gemurmel. Wenn sie noch jung sind, lassen sie sich zum Tanzen und Trommelschlagen, und zu

vielen andern possierlichen Dingen abrichten. Ich wette, wer die zwey Bären auf unsrer 8ten Tafel ansieht, denkt an Gellerts Tanzbären:

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: Pez ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan
Und fieng, da er vom Tanzen redte.
Als gieng er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahen,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder.
Allein an statt, wie er, zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn,
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrien alle, fort mit dir!
Du Narr willst klüger seyn, als wir?
Man zwang den Pez, davon zu laufen.

Die Polaken fangen die Bären mit Honig, den sie mit Branntwein vermischt haben. Denn wenn dieß ein Bär etliche Minuten im Leibe hat, so wird er taumelnd, und kann ohne Lebensgefahr gefangen und angebunden

werden. Es gibt Bären, die so groß sind, als ein kleiner Ochse. Und hier und da findet man auch ganz weisse Landbären. Das Bärenfleisch schmekt gut, und wird fast allenthalben, vorzüglich aber seine Tazen und Schinken, mit Appetit gegessen. — Die schwarzen Bärenpelze geben Pferdedecken, Grenadiermüzen und Muffe, und allerhand andere warme Kleidungsstücke.

Der weisse Bär

oder Wasserbär ist viel grösser, als der Landbär, und oft so groß, als ein Ochse. Er hat lange weisse Haare, und sieht einem Schäferhunde sehr ähnlich. Sein Aufenthalt ist Grönland und Spizbergen, und das benachbarte Eismeer, und sein Fraß besteht in Vögeln, Fischen, todten Seehunden und Wallfischaas. Er ist listiger und geschwinder, als der Landbär, springt ins Meer, schwimmt und taucht unter, und wehrt sich gegen die Menschen, und versezt ihnen oft tödtliche Wunden. Die weissen Bären halten strenge zusammen. Wenn einer in Gefahr ist, so kömmt ihm gleich der andere zu Hülfe. Der Alte eilt dem Jungen, und der Junge dem Alten zu Hülfe, und beyde lassen sich lieber mit einander todtschlagen, ehe sie fliehen. Die Wallfischjäger machen sich Pelzröcke aus ihrem Balge, und der Grönländer ißt auch sein Fleisch. — Siehe Tafel 11. Figur 22.

Von den Thieren mit einem einzigen ungespaltenen Hufe, als Pferden, Eseln und Zebra reden wir nun in der vierten Ordnung *).

*) Auch dieses gilt nicht mehr ganz, seitdem man in Chili ein Pferd mit gespaltenen Hufen (equus bisulcus) entdekt

Das Pferd

gleich gesattelt! Flink flink! ich reite aus! Oder soll ich lieber ausfahren, liebe Kinder, und euch mitnehmen? Ach ja! Gut, so fahren wir also aus. Vier rasche Schimmel, dächte ich, sollten unser sieben wohl wegziehen können? Ihr fürchtet euch doch vor den Schimmeln nicht? Soll ich lieber Rappen oder Füchse oder Braune anspannen lassen? O nein! Pferd ist Pferd, es sey schwarz oder weiß, braun oder roth, wenn es nur zahm und abgerichtet ist, nicht bey jeder Kleinigkeit stuzig, und scheu wird, oder gar mit Sak und Pak auszieht.

Und dieß thun doch wohl unsere hiesigen Pferde nicht? Nein, unsere hiesigen Pferde sind meist alle fromm, und gut abgerichtet, und lassen sich mit Gebiß, Sporn und Leitseilen regieren und leiten, wohin man will. Böse, wilde Pferde aber, die beissen, hinten und vorn hinaus schlagen, sich in die Höhe heben oder bäumen, nicht sattelu und angeschirren und kein Gebiß ins Maul legen lassen; oder faule, die man fast todt schlagen muß, ehe sie von der Stelle gehen, nehmen wir nicht. Ihr wisset doch, was Gebiß ist? O ja, eine eiserne Stange, die den Pferden ins Maul gelegt, und an Riemen oder Stricken, die man Halfter nennt, angeknüpft wird. Auch der Zaum wird an die Stange geknüpft. — Gebiß und Sporn sind bloße Zwangmittel; das erste, um die Pferde zu abgemessenen; die leztern, um sie zu hurtigern Bewegungen zu nöthigen. Ihr Maul ist sehr empfindlich. Daher die kleinste Bewegung, der kleinste Druk des Gebisses hinlänglich ist, sie nach unserm Willen zu lenken.

hat, das also wegen der Bildung der Füsse, zwischen Pferden und Rindvieh mitten inne stebt. Siehe Molina Naturgeschichte von Chili deutsche Uebers. S. 284.

Wozu die Pferde also nützen, und wie sie aussehen, wissen wir. Nicht wahr, es sind schöne, nüzliche und geduldige Thiere? Sie lassen auf sich reiten; sich in Karren und Wagen, in Kutschen und in den Pflug spannen; tragen und ziehen ihre Herren über Berg und Thal weg, und durch Feuer und Wasser durch; haben schöne Halshaare oder Mähnen, schöne lange Schweife oder Schwänze, und am Ende der Füße hornartige Hufe, die man ihnen mit Eisen beschlägt, damit sie desto besser auf den Steinen laufen können; fressen Hafer und Heu, und Gras und Brod; fohlen oder werfen alle Jahr ein Junges; und werden 25 bis 30 Jahre alt. — Siehe Tafel 5 Figur 36.

Pferde gibt es viele in der Welt, und dieß vorzüglich in Europa. Wie viele tausend Pferde gibt es nur in Deutschland! Arabien aber und die Barbarey haben die besten Pferde in der Welt. Ein Marocanisches oder Arabisches Pferd kostet gewöhnlich tausend Thaler, und oft wohl noch viel mehr *). Auch die englischen Pferde sind schön und dauerhaft, und wegen ihres schnellen Laufens und Wettrennens recht sehr berühmt. Denn

*) Die Reinigkeit der Pferdegeschlechte ist bey den Marocanern und Arabern ein so wichtiger Artikel, daß eine Stute vom ersten Range nicht ohne die Gegenwart glaubwürdiger Zeugen belegt werden darf. Diese müssen hernach in Gegenwart eines Sekretärs, ein unterschriebenes und besiegeltes Zeugniß ausstellen, worin der Name des Hengstes und der Stute, und beiderseits Ahnenregister aufgezeichnet wird. Sobald nun das edle Füllen zur Welt kommt, werden von neuem Zeugen herbey gerufen, und ein anderes Zeugniß

den Weg, welchen wir in einer halben Stunde gehen, legt das englische Rennpferd in einer einzigen Minute zurük. Nach den englischen Pferden sind die spanischen und die neapolitanischen die besten.

Zahme Pferde gibt es fast in der ganzen Welt; wilde aber gibt es nur hie und da in Asia und Amerika. Auch lebt in Chili der wilde Guemal oder Huemal auf den Gebirgen und Wäldern, ein Pferd, das gespaltene Klauen hat, viel dem Esel aber doch auch dem Pferde gleicht. Die zahmen sind meist alle schön und groß und wohlgebaut und zu allerhand Dingen nüzlich; die wilden hingegen sind klein und häßlich, und sehr schwer zu bändigen. Doch sind sie vielmehr stille, sobald sie einen Menschen erblicken; und eilen plözlich zurük, wenn ihr Anführer flieht. In China gibt es viele wilde Pferde, und auf der Insel Sanct Dominique in Amerika kann man oft fünfhundert Stück mit einander herum schweifen sehen. Sommer und Winter, Tag und Nacht leben und wohnen sie, ohne von Menschen gefüttert und gepflegt zu werden, in Feldern und Wäldern. Wer also eines von ihnen haben will, muß sich eins fangen, und es zahm machen.

ausgefertiget, worin eine genaue Beschreibung des neugebohrnen Füllens, und eine richtige Anzeige des Tages seiner Geburt enthalten ist. Diese Briefe bezeugen den hohen Werth solcher Pferde, und müssen den Käufern allemal übergeben werden. Die edelsten Pferde stammen aus dem Gestüte des Sultan Suleimann, den man nicht mit dem Könige Salomo in der Bibel verwechseln muß, her- Er regierte einige Jahrhunderte später, und war ein mächtiger Fürst im glüklichen Arabien.

Die Pferde können Schritt vor Schritt gehen, oder trotten oder galoppiren. Einige gehen auch den Paß, welches das Mittel zwischen Laufen und Trotten ist.

Das Geschrey der Pferde nennt man Wiehern.

Die Männchen heissen Hengste, und die Weibchen Stuten. Und denn gibt es auch noch Pferde, die man Walachen nennt *).

Auch Brod fressen also die Pferde? Ey, das ist ja recht gut! So können sie doch gleich mit ihrem Herrn schmausen, und manchmal gar Butterbrode von ihnen kriegen! Bey Leibe nicht! Fette Sachen darf man den Pferden nicht geben. Wenn das Wasser fett ist, so trinken sie es nicht; und werden ihnen ihre Zähne mit Butter, oder sonst mit einem Fett beschmiert, so fressen sie nichts mehr, und hungern sich zu Tode. Die Pferde schlafen höchstens drey bis vier Stunden alle Tage, und das gewöhnlich im Stehen.

Man kann das Pferdefleisch essen. Es schmekt ziemlich gut. Die Kalmücken essen fast nichts als Pferdefleisch, trinken ihre Milch, und machen Butter und Käse und Branntwein daraus. Weil bey uns aber ein dicker fetter Ochse weniger kostet, als ein dickes fettes Pferd, und

*) Vermuthlich deswegen, weil die Walachen die ersten Europäer waren, welche die Hengste zu verschneiden pflegten. Hammel, Kapaun, Walach, Ochse, Castrat. Und wie viele andere Thiere, Männchen und Weibchen, werden nicht verschnitten, um sie zu Zeugung ihres gleichen unfähig, zur Mästung aber fähiger zu machen? In der Sprache des Roßkamms nennt man das Verschneiden legen.

noch dazu jenes Fleisch auch weit besser schmekt, so schlachten wir lieber einen Ochsen, und reiten und fahren mit dem Pferd.

Die langen Pferdehaare kann man zu vielen Sachen gebrauchen; man macht Halsbänder und Armbänder, Siebe, Ringe, Knöpfe, Netze und Bogen zum Geigen daraus. Mit den kürzern aber stopft man Sättel, Matratzen, Polster und Stühle aus. Auch kann sie der Hutmacher zu Filzen, und der Perückenmacher zu Perücken gebrauchen. Die Pferdehäute werden von Sattlern und Riemern zu allerhand Geschirr und Riemenwerk gebraucht. Und die Indianer machen sich Schläuche, Kannen und Flaschen daraus. Auch Schagrin gibt sie. Die Pferdehufen geben Kämme.

Der Esel,

Waldesel, Müllereſel, oder wie er sonst noch heißt, ist lange kein so schönes, kein so munteres Thier, als das Pferd. Er ist viel kleiner und träger, hat einen dicken häßlichen Kopf, lange Ohren, gelbrothe Haare, — doch gibt es auch graue und schwarze Esel — über den Rücken einen schwarzen Streif, einen kurzen fast nakten Schwanz und eine dicke fast unempfindliche Haut. Wie sehr kann man einen Esel nicht peitschen und prügeln, ehe ers fühlt und flinker geht? — Siehe Tafel 5 Figur 31.

Brauchbar aber ist der Esel doch; dann man kann ihn zum Lasttragen und zum Ziehen, und im Nothfall auch zum Reiten gebrauchen. In Italien und Spanien, und in der Türkey, und wo es sonst noch viele, aber auch etwas schönere Esel, als bey uns gibt, reitet man häufig auf Eseln. Sie gehen sicherer und bequemer, als die Pferde,

werden selten scheu, stolpern fast nie, legen sich im Wasser, Dreck oder Morast nicht nieder, sondern weichen allem Drek vielmehr sorgfältig aus, weil sie die Reinlichkeit gar sehr lieben; und können, wenn man flink auf sie losprügelt, traben und galoppiren. Weil sie aber doch viel langsamer, als die Pferde gehen, sehr klein sind, und doch wirklich gar zu häßlich aussehen, und es auch nun Einmal für Allemal nicht Mode bey uns ist, auf Eseln herum zu reiten, so gebraucht man sie nur zum Lasttragen. Der Müller und andere Leute auf dem Lande, und vorzüglich die Leute in bergigen Gegenden, halten deßwegen immer statt der Pferde Esel, weil sie über die steilsten Berge und gefährlichsten Stege, wo man weder mit Karren noch Wagen hinkommen kann, schwer belastet, ohne zu stürzen, weglaufen, und dabey doch sehr wohlfeil zu unterhalten sind, denn sie fressen Nesseln und Disteln, und sonst noch allerhand Unkraut, das Pferde, Ochsen und Schaafe nicht mögen und verachten, mit großem Appetit auf. Getreide und Mehl, Obst und Wasser, und was man sonst nöthig hat, läßt man die Esel über Berg und Thal zusammen schleppen. Ein einziger Mann, und oft auch nur ein Knabe von 10 Jahren, kann mit 6 schwer belasteten Eseln über Berg und Thal ziehen, ohne daß ihm einer davon springt, oder sonst einen Spektakel macht. Er treibt sie mit einem Knittel in der Hand vor sich her, prügelt auf sie los und quält sie oft für eine Handvoll Nesseln oder Disteln einen ganzen Tag; und die armen Thiere bleiben dabey doch immer gehorsam und geduldig. Esel gibt es nicht so viel in der Welt, als Pferde; und in kalten Gegenden gibt es gar keine, weil sie die Kälte nicht vertragen

können. In Italien, Spanien und der Türkey gibt es wohl die mehrsten und schönsten Esel. Und in Asia, Afrika und Amerika findet man auch wilde Esel *).

Der Esel schläft täglich höchstens drey Stunden, bringt alle Jahr ein Junges zur Welt, und wird zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre alt, und schreyt Hinham hinham, und Jah jah.

Aber alle Esel sind doch nicht klein und häßlich? Es gibt ja welche, die so groß sind, als die Pferde, und auch fast eben so aussehen? Richtig, mein Kind, die Mauleſel oder Maulthiere sind fast durch nichts, als durch ihre langen Ohren von Pferden unterschieden. Sie haben fast eben die Farbe und Grösse, werden beschlagen, gesattelt und angeschirrt, und zum Fahren und Reiten gebraucht. — Siehe Tafel 5 Figur 30.

Allein Esel bleibt doch immer Esel, er heisse nun Waldeſel oder Mauleſel. Und wenn der Mauleſel auch gleich grösser und besser ist, als der Waldeſel, so ist er doch lange nicht so schön, so flink und so munter, als das Pferd. Solche Mauleſel oder Maulthiere gibt es noch weniger, als Wald- und Müllereſel **)

*) Der wilde Esel (onager der Alten) übertrifft an Schönheit bey weitem den zahmen. Siehe seine Geschichte in Pallas neuen Nordischen Beyträgen. Th. 2. S. 22. Tab. II.

**) Pferd Equus caballus, Esel Asinus, Zebra Zebra. — Herr von Linne nennt den Esel, der von einer Stute und einem Esel, Equa et asino erzeugt worden ist, Asinum Mulum; Hinnum hingegen nennt er den Esel, der eine Eselinn Asinam zur Mutter, und einen Hengst Equum zum Vater gehabt hat. Die von einem Waldesel und von einer Stute erzeugten Mauleſel sind die stärksten.

Ißt man das Eselfleisch? Ja, aber bey uns nicht. Es schmekt schlecht. Die Eselsmilch hingegen ist gut, und wird bey uns häufig getrunken. Sie dient allerhand kränklichen Leuten, und vorzüglich den Schwindsüchtigen. Die Eselshaut gibt Siebe und Trommeln, und Pergament und Schagrin.

Der Zebra

ist das schönste vierfüssige Thier in der Welt, denn er ist über den ganzen Leib, ganz vortreflich und sehr regelmäßig, schwarzbraun, weiß und strohfarbig gestreift. Uebrigens aber ist er fast eben so gros, und fast eben so gebildet, als der Mauleſel. Er hat einen dicken plumpen Kopf, lange Ohren, und einen kurzen Schwanz, ist sehr wild und unbändig, und läuft entsezlich geschwind, und hält sich nur im heissesten Afrika auf, wohin fast keine Menschen kommen. Man hat ihn noch nie zähmen können. Daher ist es auch kein Wunder, daß man selten einen lebendigen Zebra in Europa zu sehen bekömmt. — Siehe Tafel 4 Figur 3.

Hierher gehören noch, auſſer dem oben angeführten Guemal (Equus bisulus) der Dschiggetäi (Equus hemionus, er steht zwischen Pferd und Esel mitten inne und lebt heerdenweise in Sibirien wild, ist isabellfarbig oben, unten weißlich. Denn der Quagga (Equus Quagga) in Südafrika, der weissere Streifen hat, als der Zebra, und nicht so wild ist.

In der fünften Ordnung erzählen wir einander die Geschichte der Ochsen, Schaafe und Ziegen, der Cameele,

Hirsche und Schweine und aller andern Thiere, die gespaltene Klauen haben.

Ochsen

Kühe und Kälber kennt Jedermann, weil man sie fast alle Tage sieht, oder doch wenigstens sehen kann, wenn man will, und von denjenigen Städten, darin es keine Kühe gibt, in die benachbarten Dörfer geht. Nicht wahr, Kinder, ihr kennet die Kühe sehr gut? O ja, auch die Ochsen und die Kälber! Wir haben sie ja schon oft in den Ställen beysammen stehen, die Kühe melken und die Kälber saugen gesehen. Siehe Tafel 5 Figur 29, 34, 35.

Frischgemolkene Milch ist warm und schön weiß, und schmekt weit besser, als diejenige Milch, die wir manchmal zu Kauf bekommen. Denn wenn die Milch gelblich oder bläulich aussieht, so taugt sie nicht viel, oder gar nichts. — Habt ihr auch schon buttern gesehen? O ja, wie man Butter macht, wissen wir sehr gut. Sollen wir es Ihnen erzählen? Jezt nicht, nachher aber könnt ihr es thun, wenn die Geschichte vom Ochsen und seiner Kuh zu Ende ist. Und dann sage ich euch auch gleich, wie man die Käse macht.

Ach Käse! Sie meinen doch nicht die kleinen runden Bauernkäse, deren man vier bis sechs für einen Groschen kauft? Denn diese haben wir schon machen sehen. Warum nicht? Wer vom Käsemachen spricht, der muß von kleinen und großen, von theuren und wohlfeilen, und wie und wovon jede Sorte gemacht werde, etwas sagen. Und das will ich thun, so gut ich es kann. Habt also nur noch ein wenig Geduld.

Ochsen, Kühe und Kälber gibt es in allen Theilen der Welt. Freylich aber gibt es in einem Theil mehr, als in

dem andern, je nachdem es darin wärmer oder kälter, oder er mehr oder weniger angebaut und bewohnt ist. Grosse Hitze können sie nicht vertragen. Sie lieben temperirte Luft, wie Europa hat. Welche ungeheure Menge Ochsen und Kühe es daher in Europa gebe, könnt ihr kaum glauben. Denkt einmal, nur allein die Polen können alle Jahr fünfzig bis sechzig tausend, und die Ungarn gar über hundert tausend Stück fette Ochsen austreiben. Und wie viel tausend Stück verkaufen nicht jährlich die Dänen, Schleswiger und Holsteiner, und andere deutsche Landwirthe? Und lebt nicht fast die ganze Schweiz von ihrer Rindviehzucht?

Ihr wisset doch schon, daß man die ganze Ochsenfamilie Rindvieh, und ihr Fleisch Rindfleisch nennt? Schlachtet man ein Kalb in den ersten acht Wochen nach seiner Geburt, so nennt man sein Fleisch nicht Rindfleisch, sondern Kalbfleisch.

Fast alles Rindvieh hat braunrothe Haare, — denn ganz schwarze und ganz weisse, oder schwarz, weiß und rothgeflekte Kühe und Ochsen gibt es wenige — am Kopf zwey glatte runde Hörner, die vorwärts gebogen, und so krumm, wie eine Sichel, oder wie ein halber Mond, und innen hohl sind; und einen kurzen, unten büschelichten Schwanz, wie der Esel, um das Ungeziefer damit wegscheuchen zu können; es frißt Gras, Heu und Stroh, und was es sonst noch Eßbares aus dem Pflanzenreich erwischen kann; und nüzt uns im Leben, und wenn es geschlachtet ist, ungemein viel; ja es ist sogar, nebst dem Schaaf, das nüzlichste Vieh für die Menschen.

Denn der Ochse zieht Wagen und Pflug, und scheint so recht für den Pflug, und überhaupt zum Zuge bestimmt zu seyn. Lasttragen hingegen kann er nicht. Sein Mist, und so auch der Kuhmist geben einen der besten Dünger ab. Und die Kuh versieht uns mit Milch und Butter, mit Käsen und Kälbern, und läßt sich im Nothfall auch vor den Pflug spannen, wie mancher arme Landmann thun muß, der mit seinen zwey Kühen und etlichen Ziegen Weib und Kind ernähren soll.

Vor alten Zeiten war das Rindvieh nebst den Schaafen der ganze Reichthum der Menschen. Abraham lebte von seinen Heerden, und Jacob auch. Und wurden nicht beide für reich, und für Fürsten ihres Volks gehalten? Aber auch noch jezt hält man dasjenige Land vorzüglich für reich und glücklich, das ansehnliche Viehzucht, treibt. Wie vieles Geld bleibt dadurch nicht im Lande, und kommt nicht noch dadurch in ein Land? Wie viele tausend Menschen geniessen darin nichts, als Milch und Butter und Käse, und leben, so zu sagen, fast ganz allein von ihrem Rindvieh?

Ein Land, das Viehzucht treibt, kann nicht leicht arm werden und Hunger leiden, ausser in dem Falle, wenn das Vieh krank wird und stirbt, und die leidige Rindvieh- oder Hornviehseuche unter ihnen wüthet. Aber ein jedes andere Land muß sich vor dem arm werden fürchten, wenn es auch gleich Bergwerke und Weinbau, und sonst noch allerhand Güter hat.

Hat der Ochse sechs oder zehn, oder auch noch mehrere Jahre sein Brod an Pflug und Wagen verdient, so mästet und schlachtet man ihn nun. Viele tausend, ja die meisten Ochsen aber werden gar nicht an den Pflug oder

Wagen gespannt, und auch sonst zu keiner Arbeit gebraucht, sondern sogleich fett gemacht, sobald sie ausgewachsen sind. Die Kuh hingegen wird gewöhnlich 10 bis 20 Jahre gemolken, und dann erst noch gemästet, und vor den Kopf geschlagen.

Das Kuhfleisch ist lange nicht so fett und so schmakhaft, als das Ochsenfleisch. Nicht wahr, man ißt dieß in Wasser abgesotten, in Gemüsen gekocht, und gebraten? Und vieles salzt oder pöckelt man auch ein. Auch räuchert man vieles. Man ißt seine Eingeweide, und hier und da auch sein Blut *). Auch dient das Blut in Zuckersiedereyen zum Läutern des Zuckers. Sein hartes Fett, Unschlitt oder Talg gibt Seife und Lichter. Seine Haut gibt Leder zu Schuh- und Stiefelsohlen, zu Kutschenriemen, und zu Wasser- und Feuereimern, und in England macht man auch Tabaksdosen daraus. Und die Russen verfertigen aus ihren Ochsenhäuten eine Art wohlriechendes Leder, das sie Juchten nennen.

Das Kubleder ist dünner und schwächer, als das Ochsenleder, und wird von den Schuhmachern als Oberleder zu den Schuhen und Stiefeln der Acker- und Landleute; und von den Sattlern zu Riemen und vielen andern Arbeiten gebraucht. Auch die Eingeweide der Kuh ißt man; und ihr Talg gibt auch Seife und Lichter. — Das Kalbleder gibt schönes dünnes Oberleder zu unsern Schuhen und Stiefeln. Auch macht man davon dauer-

*) In England zieht man von dem Mastdarm der Ochsen das äusserste Häutchen ab, und verfertigt aus demselben die Formen, in welchen von den Goldschlagern Gold und Silber und Kupfer zu dünnen Blättern geschlagen werden, um damit vergolden und versilbern zu können.

hafte Beinkleider, Pergament und Trommeln. Und wie viel tausend Ranzen und Schnappsäcke werden nicht von den Kalbfellen, daran die Haare noch sizen, gemacht? Auch werden die Reisekästen oder Kuffer damit überzogen, und die Bücher darein gebunden.

Mit den Kuh- und Ochsenhaaren stopft man Sättel und Stühle aus. Aus ihren Hörnern macht man Knöpfe und Kämme, Tabaksröhren und Dosen, Laternen und Rosenkränze, und hundert andere Dinge. Und unsere Vorfahren haben unstreitig daraus die ersten Trinkgeschirre und vermuthlich auch die ersten Instrumente zum Blasen gemacht. Noch jezt braucht man ja die Ochsenhörner zu Blaseinstrumenten für Kühhirten, auch destillirt man Arzneyen daraus. Und hier und da dünget man mit den Ochsenklauen die Weinberge.

Der Ochse und die Kuh brüllen, und das Geschrey des Kalbs tönt fast, wie das Geblök eines Schaafes. Der männliche Ochse oder der Reitochse, den man nur zur Begattung der Kühe gebraucht, weil er allzu wild ist, und sich weder vor den Wagen, noch vor den Pflug spannen läßt, heißt Stier oder Bulle; die übrigen Ochsen aber, die sich nicht mit den Kühen begatten, sondern nur zum Ziehen und zum Schlachten aufgezogen werden, nennt man schlechtweg Ochsen; und das Weibchen heißt Kuh, und ihr Junges Kalb *).

Gleich groß sind die Ochsen und Kühe in allen Ländern nicht. Je wärmer ein Land ist, desto kleiner sind sie. In Ungarn, Polen und England sind sie am größten.

*) Verschnittener Ochs Bos, vollkommener Ochs Taurus, Kuh Vacca, Kalb Vitulus, Büffelochs Bubalus, Urochs Urus, Buckelochs Bison.

Aber auch in der Schweiz, in Dänemark, Schleswig, Holstein und Ostfriesland giebt es herrliches Rindvieh. Und in einigen Orten der Welt gibt es auch noch wilde Ochsen, die zum Theil ganz anders aussehen, als die unsern, und auch ganz andere Namen haben. Es gibt nämlich Büffelochsen, Auerochsen und Buckelochsen.

Die Büffelochsen haben zwar Indien zu ihrem Vaterland, sind aber schon seit zwölfhundert Jahren in Italien, Ungarn, Krain und Tirol einheimisch gemacht, und zum Zug abgerichtet worden. Man legt ihnen einen Ring in die Nase, und zähmet sie dadurch zur Arbeit. Sie sind nicht größer, als unsere Ochsen, aber viel wilder, und haben meist alle schwarze Haare.

Die Auerochsen sind größer und haariger, als unsere Ochsen, und halten sich in Oestreich, Ungarn, Polen und Rußland auf.

Die Buckelochsen oder Bisong sind im nördlichen Amerika zu Hause. Sie sind die größten unter allen andern Ochsen, und auch die wildesten. Sie haben an Hals und Brust sehr lange braunrothe Haare, und auf dem Rücken einen Buckel oder Höcker von Haaren. Sie sind entsezlich grimmig, und müssen mit Ketten angebunden, und in eigene Bauer eingesperrt werden, wenn man sie nach Europa bringen, und für Geld zeigen will. — Siehe Tafel 9 Figur 6 *).

Der Ochse frißt so lange burtig hinter einander fort, als er etwas hat, und noch ein leeres Plätzchen in seinem

*) Auerochs oder Urochs kömmt von dem alten deutschen Worte, Ur, her, welches Wald, Wiese oder tragbaren Grund anzeiget. — Bison oder Bisont kömmt von dem Worte, Wisent her, welches einen Waldochsen bedeutet.

ersten Magen ist. Ist er aber einmal voll, so legt er sich gleich zum Wiederkauen nieder. Und nun muß sein ganzer Fraß so lange von einem Magen in den andern marschieren, bis er klein genug geworden ist, und die Verdauung ein Ende hat. Denn so lange er frißt, stehen seine Gerb- und Mahlgänge gleichsam stille.

Daß der Ochse und seine Kuh und sein Kalb, aber auch der Hirsch und das Rennthier und das Cameel, und noch mehrere Thiere vier Magen oder vier Abtheilungen in ihrem grossen weiten Magen haben, habe ich euch schon einmal gesagt. Aber wie sie heissen, wisset ihr noch nicht. Nicht wahr? Nun, sie heissen Panzen oder Wanst; Haube oder Mütze; Buch oder Faltenmagen oder Psalter; und Ruthe oder Lal.

Und wozu braucht denn der Ochse vier Magen? Im ersten Magen oder im Panzen wird das verschlungene Heu oder Gras eine Zeitlang eingeweicht, und sodann vermuthlich durch Hülfe des zweyten Magens oder der Mütze, bissenweise wieder in das Maul hinauf gedrukt, und so lange gekaut, bis es so klein, als ein Mus oder ein gehakter Spinat geworden ist, und durch eine sehr kleine Oeffnung, die fast wie ein Sieb aussieht, in den dritten Magen oder den Psalter aufgenommen werden kann. Hier bleibt dies Mus so lange liegen, bis es so verändert ist, daß es in den vierten Magen oder die Ruthe, wo das Geschäft der Verdauung und der Absonderung geendiget wird, übergehen kann.

Wollen wir nun Buttern und Käsen, oder Butter und Käse machen? Holla, wie macht man die Butter? In einigen Gegenden von Deutschland und in der deutschen Schweiz sagt man der Butter, und nicht die Butter. Man

gießt die frische gemolkene Milch in breite runde Näpfe, und stellt sie in den Milchkeller, oder in die Milchstube, oder an einen andern kühlen reinen Ort, wo sie 3 bis 4 Tage ruhig stehen bleibt. Jezt nimmt man die obere dicke fette Haut, die man Rahm (Schmand, Flott) nennt, ab, wirft ihn in einen Kübel, oder in ein Rührfaß, oder auch nur in eine große tiefe Schüssel, und rührt ihn mit einer Keule, einem Löffel oder Stecken, so lange hin und her, und auf und ab, und durch einander, bis alle Milch davon gelaufen, und die Butter fertig ist. Diejenige Milch, welche während dem Buttern von dem Rahme wegläuft, heißt Buttermilch. Eine frische fette Buttermilch ist gesund, und schmekt auch sehr gut.

Nun wäscht oder rührt man die Butter noch so lange in frischem Wasser durch einander, bis kein Tropfen Milch mehr darin ist, und das Wasser ganz helle bleibt. Aber jezt kann man sie auf das Brod schmieren und roh essen, oder verkochen, verbacken, oder auch zu Schmalz aussieden. Denn wenn man die Butter an das Feuer sezt, und so lange sieden läßt, bis aller Schaum, der in die Höhe steigt, weggenommen worden ist, so erhält man eine Art Fett, das man Schmalz nennt. Dieß Schmalz gebraucht man an den meisten Orten von Deutschland häufiger, als die süsse und eingesalzene Butter. Man salzt auch nicht allenthalben, und nirgends so häufig, wie in Niedersachsen, die Butter ein *).

*) Gewöhnlich nimmt man zu einem Pfund Butter zwey Loth Salz. Und wem seine Butter nicht gelb genug ist, der kann sie mit Ringelblätterſaft geld färben. Dieser Saft ist gesund, und riecht auch an der Butter nicht.

Kosten die Bauernkäse viel Mühe, bis sie fertig sind? O erstaunlich viel! Nun, wie macht man sie denn? Die saure Milch oder Plumpermilch, von der der Rahm abgenommen worden ist, wird zum Feuer gestellt, daß sie gerinnt, diese geronnene Milch wird in einen Sack oder Beutel gegossen, und sodann stark gepreßt, bis alles Wasser davon gelaufen ist, und der käsige Theil allein bleibt. Dieser käsige Theil wird nun zerrieben und getroknet, und so lange gebrannt, oder auf einander liegen gelassen, bis er faul geworden ist. Jezt knetet man Salz und Kümmel darunter, und macht solche kleine runde Käschen daraus, deren man 4 bis 6 für einen Groschen kauft. Man macht aber auch grosse Käse, davon ein Stück, oder höchstens zwei Stücke einen Groschen kosten, daraus. Und weil Kümmel darinn ist, nennt man sie hier und da auch Krautkäse.

Nun, wie meint ihr wohl, daß man die großen Schweizer- Emder- Ostender- und Edammerkäse und überhaupt alle Arten von süssen Käsen mache? Denkt, fast eben so, wie die sauern Bauernkäse. Aber nicht von saurer, sondern nur allein von lauter süsser Milch. Und dabey gehts so zu. Sobald die Milch gemolken ist, wird sie in einen Kessel gegossen, unter dem ein Feuer brennt. Ist sie ein wenig warm geworden, so wirft man einen Löffel voll sauren Saft darein, den man Lup oder Lap nennt, und läßt sie nachher so lange kochen, bis sie zusammen fährt oder gerinnt, und dick ist *).

*) Dieser Lup wird von Kälbsmägen, Salz und Wasser gemacht. Man nimmt nämlich Einen, oder zwey Kalbsmägen, zerschneidet und vermischt sie mit Wasser und einer Handvoll Salz, und läßt sie so vierzehn Tage stehen. Ein

Nun schöpft man die geronnene Milch mit einem tiefen durchlöcherten Löffel in die Formen, und läßt sie so lange darin stehen, bis das Wasser davon gelaufen, und sie so hart und fest geworden sind, daß man sie ganz daraus heraus nehmen kann. Ist dieß geschehen, so legt man den noch ziemlich lockern Käse auf ein Brett, umgiebt ihn mit einem hölzernen Ringe, oder auch mit einem Ringe von Baumrinden, bedekt ihn mit einem reinen Stük Leinwand, und beschwert ihn mit Steinen, damit er oben und unten eben, und von allen übrigen wässerichten Theilchen befreyt werde.

Hier wird auf strenger Glut geschiedner Zieger dicke,
Und dort gerinnt die Milch, und wird ein stehend Oel:
Hier preßt ein stark Gewicht den schweren Saz der Molke
Dort trennt ein gährend Saur das Wasser und das Fett:
Hier kocht der zweite Raub der Milch dem armen Volke:
Dort bild't den neuen Käs ein rund geschnitten Brett.

Und damit der Käse auch dauerhaft und schmakhaft werde, besprengt man ihn zuweilen mit Salzwasser. Frisch schmekt kein Käse sonderlich. Je älter, je besser. Es gibt Käseliebhaber, die den alten faul gewordenen Käse samt den Würmern oder Schmeißfliegen-Larven, die darin sizen, auf das Brod streichen, und als Leckerbissen essen. Es ist nicht ein Käse so gut und fett, als der andere. Es gibt fette und magere Käse. Die fetten Käse

einziger Löffel voll von diesem Saft kann hundert Maaß oder Quartier süsse Milch scheiden oder gerinnen machen. Hievon, und so auch von den verschiedenen Milch-Arbeiten, und vielen andern Milch-Produkten, gibt Scheuchzers Naturgeschichte des Schweizerlandes, im 1sten Bande, von Seite 58 bis 63 gründliche Nachricht.

werden gemacht, so wie es hier steht, von guter frischer Milch; die magern hingegen von derjenigen Milch, die zwar noch süß, aber doch schon ein oder zweymal abgenommen worden ist. Und so, wie man die Kühkäse macht, so macht man auch die Schaaf- und Ziegenkäse.

Es gibt große und kleine, kugelrunde, auf zwey Seiten flache, und viereckige süsse Käse. Auch den Saft von einigen Kräutern mischt man zuweilen unter die Milch, und nennt die davon gemachten Käse Kräuterkäse, unter diesen sind die grünen Schweizerkäse, oder so genannte Schabzieger, mit Recht vorzüglich berühmt.

Das gute fromme, aber äusserst dumme

Schaaf

ist ein sehr bekanntes nüzliches Thier, das sich allenthalben, wo Menschen wohnen, aufhält, und als ein zahmes Hausthier von Pflanzen und Kräutern lebt, alle Jahr gewöhnlich Ein Lamm, doch zu weilen auch zwei Lämmer zur Welt bringt, und 12 bis 15 Jahr alt wird. Daß ein Schaaf in einem Jahr zweymal lamme, ist etwas seltenes, doch geschieht es zuweilen hier und da.

Wilde Schaafe, die auf dem freyen Felde, oder in einem Walde, ohne Pflege der Menschen leben, und mit Mühe gefangen werden müssen, gibt es nirgends in der Welt, weil sie zu ängstlich und zu dumm, zu schwach und zu gebrechlich sind, und sich in nichts finden können. Sie laufen bey dem kleinsten Geräusch auf einen Haufen zusammen, und springen schon davon, wenn auch nur ein Kind seinen Arm in die Höhe hebt, oder ein kleines Steinchen unter sie wirft.

Kurz, sie wissen kein einziges Mittel, sich zu retten, und der nahen Gefahr zu entgehen. Kömmt der Wolf,

wenn sie allein, und ohne Hund und ohne Hirten sind, so sind sie verloren, und er kann ohne Gefahr, eins um das andere erwürgen und fortschleppen. Wehren sie sich denn gar nicht? Nein, sie stampfen zwar etwas mit den Füssen, allein daran kehrt sich dieser arge Würger nicht. Er läßt sie zappeln und stampfen, und geht doch mit ihnen fort. Warum laufen sie denn nicht davon? Das thun sie zwar, aber nur von einer Ecke in die andere, und immer alle bey einander. Würden sie aber auch gleich einzeln, eins dahin, das andere dorthin fliehen, so würde sie ihr Erzfeind doch einholen und erhaschen, weil er viel schneller laufen kann, als sie, und nicht leicht müde wird. Sie hingegen werden gleich müde, und verlieren den Athem. Ja er holt sie sogar oft aus den Ställen und Horden heraus, und scheut weder Schäfer noch Hunde.

Leitet, füttert und bewacht man sie nicht sorgfältig; schüzt man sie nicht vor Hize und Kälte, vor Regen und Schnee, so werden sie krank, und sterben an der Seuche, und an vielen andern Zufällen heerdenweise dahin.

Hitze und Kälte, Regen und Schnee können sie schlechterdings nicht vertragen, und doch sind sie gewöhnlich so dumm, und stehen oft Stunden lang auf einen Fleck in Regen und Schnee hin, und gucken in den Boden, und gehen nicht eher weiter, als bis sie von Menschen oder Hunden fortgejagt werden.

Sind sie denn neben ihrer Dummheit auch ungehorsam? Nein, ungehorsam sind sie nicht. Sie lassen sich von ihrem Schäfer leiten, wohin er will. Er mag vor ihnen her gehen, oder hinter ihnen drein kommen, so folgen sie seiner Stimme, und gehen ihm nach, oder vor ihm her, ohne sich zu verweilen, ohne sich im Getreide, in Weinber-

gen, Waldungen oder Saatfeldern zu verlaufen. Verläuft sich aber ja eins und das andere von ihnen, so ist gleich der Schäferhund hinter ihnen her, und jagt sie wieder zusammen. Denn dieser ist vollkommen darauf abgerichtet, seine Heerde auf die Waide, und von der Waide zu führen, sie zusammen, und aus einander zu jagen, und sie bey Tag und bey Nacht zu bewachen und zu vertheidigen. Ohne Hülfe und Beystand der Menschen können also die armen Schaafe nicht fortkommen. Der Mensch muß sich also ihrer erbarmen und annehmen, sie auf die Waide und zum Trinken führen, und zuweilen auch Salz lecken lassen; sie bey nasser und kalter Witterung in einen bedekten warmen Stall, bey großer Hize hingegen an einen schattichten Ort bringen; sie nicht übertreiben, weil sie bald müde werden, leicht fallen, und die Beine zerbrechen. Bedenket einmal, welche dürre steckenähnliche Füsse sie nicht haben! Und wie sollten diejenigen arabischen, persischen, sirischen und afrikanischen Schaafe, die 20 bis 30 Pfund schwere Schwänze haben, und doch nicht viel größer, als unsere Schaafe sind, auch keine stärkere Füsse haben, schnell laufen, oder gar springen können? Sie können gewöhnlich kaum ihren Schwanz, der oben dünn und unten dick, und ein Klumpen Fett ist, fortschleppen, geschweige denn springen. Man macht daher für sie kleine leichte Karren oder Rollwagen mit 2 Rädern, spannt sie davor, legt ihren Schwanz darauf, und läßt sie so waiden, und ihren Schwanz mit sich herum ziehen *).

*) Dieß haben ältere Reisende erzählt und ältere Naturforforscher angenommen, bey neuern Reisenden und Naturforschern findet man es nicht mehr angeführt.

Haben die Araber und Afrikaner viele solche dickschwänzige Schaafe? Nein, sehr wenig! Sie haben auch andere dünnschwänzige Schaafe nicht viel, weil ihnen das Hüten wegen der großen Hitze, und wegen der wilden Thiere beschwerlich und gefährlich ist. Ich glaube, daß es in ganz Afrika nicht so viel Schaafe gibt, als in England oder in Spanien. Diese haben neun, und jene gar zehn Millionen Schaafe bey einander.

Die spanischen Schaafe haben die beste und feinste Wolle unter allen Schaafen in der Welt. Sie sieht röthlich weiß aus, wird aber im Verarbeiten schön weiß. Die feinsten Tücher, Zeuge und Hüte macht man davon. Das Pfund von der feinsten spanischen Schaafwolle kostet bey uns anderthalb, und auch wohl zwey Thaler. Man fängt deswegen jezt mit vielem Glück an, auch in Deutschland spanische Schaafe einzuführen, die etwas aber nicht viel bei uns ausarten. Aber auch die englische Schaafwolle ist sehr fein. Sie ist zwar nicht so fein, wie die spanische, aber viel länger und glänzender, läßt sich auch besser färben, und läuft in der Walke nicht so sehr ein. Die englischen Schaafe sind auch wirklich größer, als die spanischen. In Spanien kommen die Schaafe Sommer und Winter in keinen Stall, sie sind fast alle Tag und Nacht auf freyem Felde, und größten Theils auf einer beständigen Reise. Auch in England, und in vielen andern Gegenden, wo es gar keine, oder doch sehr gelinde Winter gibt, weiden und bleiben die Schaafe immer auf freyem Felde. Die afrikanischen und viele asiatische Schaafe haben, statt der Wolle, feine zarte Haare, die man ihnen alle Jahr abschneidet, und zu allerhand Kleidungsstücken gebraucht. Die Alten haben ehedem ihren

Schaafen diese Haare nicht weggeschnitten, sondern ausgerupft. Ach, das mag den armen Thieren entsezlich weh gethan haben! Mich schaudert schon, wenn ich nur daran denke, daß mancher ungeschikte Scherer die frommen Schaafe in den Leib schneidet, und Haut und Wolle mit einander wegnimmt. Und dabey sind sie so geduldig, daß sie nicht einmal schreyen oder blöcken, geschweige denn sich durch Stampfen mit den Füssen los machen wollten. Aber beim Ausrupfen können die guten Thierchen unmöglich ruhig und geduldig aushalten.

Nicht wahr, bey uns ist alle Jahr einmal, und wo ich nicht irre, im Monat May Schaafschur? *) Ja, doch zuweilen auch früher auch später, je nachdem die Witterung warm oder kalt ist; denn die Schaafe müssen erst alle gewaschen werden, damit der Dreck von ihnen komme, und die Wolle hübsch rein werde. Frieren nachher die guten Dingerchen nicht, wenn sie ihren Pelz verloren, und so fast ganz nackend geworden sind? Ja etwas, aber es dauert nicht lange; sie werden es bald gewohnt. Und denn ist es ja im May und Junius ohne dieß gewöhnlich warm genug, und oft schon so warm, daß ihnen ihre Wolle zur Last wird, und man sie ihnen also schon aus Mitleiden, und nicht blos aus Eigennuz wegscheren muß; und schnitte man sie ihnen nicht weg, so würden sie dieselbe nach und nach ganz wegripfen. Wie oft sieht man nicht halb, und fast ganz nakte Schaafe?

Wisset ihr schon, liebe Kinder, daß es auch gehörnte Schaafe gibt? O ja, unser Nachbar Hans hat selbst einen Schaafbok, der zwey Hörner hat. Mehr aber als zwey

*) In Italien und andern warmen Ländern werden die Schaafe jährlich zweymal geschoren.

Hörner werden doch die Schaafböcke nicht haben? Und die Schaafmütter, nebst denjenigen Schaafen, die man Hammel oder Schöpse nennt, haben ja gar keine Hörner? Ja, bey uns nicht, oder doch wenigstens selten; im wärmern Asia und Afrika aber hat fast alles Hörner, Schaaf, Bock und Hammel. Und denn haben sie auch zum Theil 3, 4, 6 bis 8 Hörner. Ey ja wohl; so viel Hörner haben sie dorten? Nun so sollten sie sich auch gut gegen ihre Feinde, die Wölfe, wehren können? Ach, wie sollten sie das wohl, die guten friedlichen Thiere, die weder List noch Ränke kennen! *).

Und in den Heidegegenden von Niedersachsen gibt es kleine niedliche Schaafe, die man Heideschnucken nennt, die alle, sowohl die Schaafmütter, als die Widder, zwey Hörner, und größtentheils eine kurze graue Wolle haben, die sehr gute Hüte, und grobe Tücher gibt. Die Heideeinwohner spinnen sie auch häufig, und stricken und weben sich fast alle ihre Kleidungsstücke daraus. Auf der 5. Tafel Figur 24 ist ein Schaafbock mit 2 Hörnern, Figur 27 ein Schaaf und Figur 26 ein Lamm abgebildet.

Der Mensch soll und muß also die lieben frommen Schaafe schüzen und bewachen, sie leben und wohnen, wo sie auch wollen, wenn er Nuzen von ihnen haben will. Und sie nützen doch wirklich sehr viel, dächte ich? Geben sie nicht gewöhnlich alle Jahr ein Lamm? Viele

*) Schaafbok oder Widder Aries, verschnittener Bok, Hammel oder Schöps Vervex, Mutterschaaf Ovis, Lamm Agnus, Breitschwänziges Schaaf Ovis laticauda, Ziege Capra, Ziegenbok Hircus, Angorische Ziege Capra angorensis, Steinbok Capra ibex, Gemse Antilope rupicapra, Bezoarbok Antilope cervicapra, Gazelle Antilope dorcas.

lammen zuweilen auch wohl 2 Lämmer. Schert man ihnen nicht alle Jahre ihre Wolle ab? Kann man sie nicht auch, wenn man will, alle Tage melken, wie die Ziegen? Die Schaafmilch ist sehr dick und fett, und gibt gute Butter und fette Käse. Besser ist es freylich, wenn man den Schaafen ihre Milch gar nicht nimmt, weil sie alsdann bessere Wolle geben, und auch öfter lammen. Die Lämmer werden auch hübscher und größer, wenn sie lange saugen können. Düngt nicht der Schaafmist oder Pferch, und ihr Harn ganz vortreflich die Felder? Und eben deßwegen schlägt man auch Horden um einen Plaz, und sperrt sie heerdenweise, die Nächte durch, und oft auch am Tage, darein ein, damit er durchaus recht gut gedüngt, und auf etliche Jahre fruchtbar gemacht werde. Der Schäfer bleibt auch des Nachts mit seinem Hunde bey ihnen, und schläft in einer bedekten Karre mit zwey Rädern, die die Schäferkarre genannt wird. Ihr werdet vermuthlich schon eine solche Karre gesehen haben.

Wie viele tausend Menschen leben, nähren und beschäftigen sich nicht mit der Bearbeitung der Schaafwolle? Sind nicht unsere Tücher, Zeuge und Hüte, und fast alle unsere Kleidungsstücke davon gemacht? Je feiner die Wolle ist, desto feiner und besser wird das, was man davon macht. Welch merklicher Unterschied ist nicht zwisen unsern Filzhüten? Einige sind fein und theuer; andere grob und wohlfeil. Und doch sind sie meist alle von Schaafwolle: denn Hasenhaare kommen wenig, und Kastor- und Biberhaare gar keine zu unsern Hüten, wenn auch gleich einige davon Castorhüte genannt werden: denn die Castorhaare sind sehr theuer, auch finden sich die Biber heut zu Tage nicht mehr häufig genug,

um so viel Haare herzugeben, daß man daraus alle die sogenannten Castorhüte machen könnte; es müßten also die feinen Hüte noch viel theurer seyn, als sie sind.

Nicht wahr, die Hüte werden erst von dem Hutmacher schwarz gefärbt? Oder macht man sie nur aus lauter schwarzer Wolle? Nein, gefärbt müssen alle Hüte werden, die man schwarz haben will, wenn auch gleich lauter schwarze oder graue Wolle dabey ist. Eben deßwegen aber, weil man das, was aus weisser Wolle gemacht ist, färben kann, wie man will, so ist die weisse Wolle auch viel mehr werth, als die schwarze.

Viele Thiere schlachten wir ohne Mitleid ab, weil sie uns alsdann erst nützen; das gute Schaaf aber nüzt uns lebendig fast mehr, als wenn es geschlachtet ist. Wir essen sein Fleisch und seine Eingeweide; und aus seinem Blute macht man hier und da auch Würste. Seine dünnen Därme geben Saiten für Geigen und Harfen, und für viele andere Instrumente und Werkzeuge. Man kehrt die Därme um, und wäschet sie, und dreht sie alsdann zusammen. Zwey Därme müssen wenigstens zusammen gedreht werden, wenn man eine Saite haben will. Ein Darm allein gibt keine Saite. Es gibt aber auch Saiten, die aus zehn, zwanzig bis hundert Därmen zusammen gedreht werden, wie die dicken Baßgeigensaiten *).

*) Zu den klaren Mandolinsaiten nimmt man 2 Därme; zu den feinsten Violinsaiten 3, und zu den stärksten 7; zu den größten Baßgeigensaiten aber nimmt man gewöhnlich 120 Därme. Lammsdärme! Schaaf- Ziegen- Kazen- und Kälberdärme geben Saiten; aber die von den Kazen- und Lammsdärme geben die besten. In Frankreich macht man

Ihr Fell gibt gutes Leder zu Beinkleidern, zu Beuteln und Taschen; auch macht man Korduanleder und Pergament daraus. Aus ihren Klauen und Knochen siedet man Leim; und ihr hartes Fett, das man Talg nennt, gibt gute Lichter. Es ist ein Unterschied zwischen Fett und Talg: und dieser besteht darinn, daß das Fett allemal weich bleibt, wenn es kalt wird; der Talg aber, so bald er kalt wird, gerinnt. Das hart gewordene Rindviehfett heißt Unschlitt, und das harte Schweinefett Schmer.

Kannst du wohl, boshafte muthwillige

Ziege,

deine und deines Bockes Geschichte erzählen? O ja, das könnt ich wohl, wenn ich wollte. Aber ich will nicht. Und warum denn nicht? Weil sie mich boshaft und muthwillig schelten, und ich es doch nicht bin.

Lustig und flink bin ich, und keine so ängstliche Schlafmütze, wie das Schaaf, auch lange nicht so schwächlich und empfindlich. Ich kann Nässe und Kälte vertragen, und fürchte mich auch vor Gewittern nicht. Ich springe gern links und rechts, jage meine Kameraden von einem Orte zum andern, und mache sonst noch allerhand Späße; aber boshaft, und —

Aergere dich doch nicht schöne weisse Ziege. Nicht wahr, es gibt auch schwarze, graue und bunte Ziegen? Ich verspreche dir bey deinem langen Knebelbart, daß ich dich künftig nicht mehr boshaft, sondern — nur —

viele gute Saiten; in Rom macht man bessere; in Neapel aber macht man die besten, siehe Volkmanns historisch kritische Nachrichten von Italien, Band 3, Seite 186 ꝛc.

Doch Ziege, du bist allerdings boshaft und muthwillig! Neckest und stössest du nicht alle Hausthiere, und selbst deinen Hirten und Herrn? Zerfrissest und zernagst du nicht alle Zäune, Gebüsche und Bäume? Rasest du nicht auf der Weide und zu Hause, wie wüthend herum? Springst du nicht über Zäune und Hecken, um geschwind ein Maul voll Laub oder Kohlblätter, oder sonst etwas zu stehlen? Gehorchst du denn einmal deinem Herrn? Kurz und gut: treibst du nicht allen diesen, und noch vielen andern Unfug, du verzweifelte Meckerinn! du Erzstinkerinn? — Ey ey, wie viel übles Zeug sagen Sie nicht von mir! Aber, a propos! Warum sagen Sie nicht auch, wie oft man mich vexirt; für die lange Weile peitscht; und bey meinem Bart zupft; und bey einer Hand voll Laub halbe Tage lang hungern läßt? Oder soll ich mich denn nicht für meine Haut wehren?

Nun, lasse es fürs erste nur gut seyn. Nicht wahr, du hältst dich gern bey Menschen und im Trockenen, und auf Bergen und Anhöhen auf? Frissest gern Laub und Gras, und Moos und wilde Kastanien; leckest gern Salz; bringst alle Jahr Eins oder zwey, auch bisweilen drey oder vier Zickelchen zur Welt; und lebst zehn bis zwölf Jahr? Richtig, so ist es.

Doch, so alt, als Sie sagen, läßt man mich nicht werden, weil alsdann mein Fleisch nicht mehr gut schmekt. Junges Ziegenfleisch sieht eben so aus, und schmekt auch fast eben so gut, wie Hammelfleisch. Und wenn es auch ein wenig meckelt, und nach meinem Felle riecht, so thut es nichts, der gemeine Mann ißt es doch gern. Ja in Norwegen und Schweden, und wo es sonst noch unsrer viel gibt, ißt fast jedermann Ziegenfleisch. Auch meine

Eingeweide ißt man. Ist es nicht wahr? O ja, vollkommen! Rede nur fort, Plaudertasche! Du weißt doch noch mehr von dir? Will sehen!

Mein Talg gibt gute Lichter, und mein Fell Corduan- und Saffianleder, Pergament, gutes Leder zu Beinkleidern und Handschuhen, und zu vielen andern Dingen. Wird nicht auch das sogenannte Hühnerleder, aus dem sehr niedliche dünne weisse, auch blau, grün, violet und rothgefärbte Handschuhe für Herren und Damen verfertiget werden, aus meinem Fell gemacht?*). Mein Fell ist viel besser, und weit mehr werth, als das Fell des Schaafes. Und meine Milch? O, wie beliebt, wie gut ist diese nicht! Reiche und arme Leute trinken und essen sie gern, und viele, vorzüglich alte und kränkliche Personen ziehen sie der Kuh- und der Schaafmilch vor. Auch Käse kann man von meiner Milch machen.

Meine kurzen Haare geben Hüte, und aus meinen langen macht man Perücken; ja wenn man wollte, könnte man sie auch spinnen und zwirnen, und zu Zeugen verweben, wie die Haare der angorischen Ziege in Klein-Asien, die man Kämelziege nennt. Auf der 5ten Tafel Figur 20 ist eine angorische Ziege, und Figur 21 ihr Bock abgebildet.

*) Man weicht die Ziegenfelle in Kalk ein, zieht die obere Haut herunter, und nennt sie, wenn sie roth oder grün oder blau ꝛc. gefärbt worden sind, Hühnerleder. Viele werden auch ganz weiß gelassen. Die Dänen gerben und verarbeiten jährlich viele tausend solche Ziegenfelle. Doch mögen auch wohl zu Zeiten Hundefelle zu diesem Zwecke verarbeitet werden.

Nun das heißt geprahlt! Ja wohl deine grobe Haare mit den feinen silberweissen Haaren der Angorischen Ziegen vergleichen! Weißt du denn nicht, daß diese Ziegen schöne schneeweisse und zarte, eine halbe Elle lange Haare haben, aus denen man allerhand trefliche Zeuge weben kann? Doch, das weiß ich. Ich habe es auch wirklich selbst sagen wollen, daß sie viel feinere und längere Haare haben, als ich und alle meine Kameraden in der ganzen übrigen Welt. Man spinnt und zwirnt sie, und webt allerhand treffliche Zeuge daraus, von denen die Kämelotte die bekanntesten sind. Uebrigens sehen diese angorischen Ziegen uns deutschen Ziegen so ziemlich ähnlich. Sie haben auch 2 Hörner, wie wir, — doch gibt es auch viele Ziegen, die keine Hörner haben, fressen auch Gras, Blätter und Kräuter, und mecken auch, wie wir. Doch darin sind sie von uns unterschieden, daß man ihnen alle Jahr, wie den Schaafen, ihre Haare abschneidet, uns aber nicht. Noch eins: Sie wissen doch schon, daß man in Arabien die Ziegen Kämel nennt? Und daher kömmt es auch daß man sie zuweilen Kämelziegen, ihre Haare Kämelhaare, das daraus gesponnene und gezwirnte Garn Kämelgarn und die davon gewebten Zeuge Kämelotte nennt. Man muß daher nicht Cameelhaare, nicht Camelgarn, nicht Camelotte sagen, wie doch immer fast jedermann sagt; sondern Kämelhaare, Kämelgarn und Kämelott. Ich glaube, dieser Irrthum kömmt daher, weil dem großen buckelichten Cameel alle Jahr eine Menge Haare ausfallen, und man solche sammelt und spinnt und zwirnt, und ebenfalls auch zu allerhand Kleidungsstücken verwebt. Das orentliche Kämelhaar aber ist feiner, besser und theurer,

und kömmt selten oder gar nicht zu uns; denn unsere Kamelotte, die die Zeugweber; und unsere Knöpfe, Bänder und Garn, die die Knopfmacher, unter dem Namen Cameelgarn ꝛc. verkaufen, werden aus lauter Schaafwolle gemacht: Seide nehmen die Knopfmacher zuweilen dazu, und dann nennen sie es halbseidenes Cameelgarn.

Ey, fast hätte ich vergessen, daß man mich an vielen Orten, besonders in Schwaben und der Schweiz, fast nie Ziege, sondern Gais, und meinen Bock, Gaisbock nennt. Auf der 5ten Tafel Figur 23 und 24 sind wir beide abgebildet. Nun bin ich fertig! So! Du sollst auch bedankt seyn! Adieu also, Erzstinkerin! Adieu, schelmischer Herr Bock! Ey, soll ich dich nicht bey Nachbar Hans empfehlen, daß er dich zu seinem Gärtner bestellt?

Der Steinbock

ist noch kühner und verwegener, als der Ziegenbock, und kann, wenn er einmal erwachsen ist, nicht mehr zahm gemacht werden. Er ist größer und stärker, als der Ziegenbock, und sieht theils einer Ziege, theils einem Hirsch ähnlich, hat gelblich graue Haare, zwey sehr lange rükwärts gekrümmte Hörner, harte spizige Klauen, hält sich auf den höchsten Schnee- und Eisbergen von der Schweiz, von Savoyen und von Tirol auf, wohin kein Mensch ohne die größte Lebensgefahr kommen kann, frißt Kräuter und Wurzeln, und lebt 15 bis 20 Jahre.

Es muß da kalt und bergicht seyn, wo der Steinbok leben und wohnen soll. Denn in der Wärme wird er blind, und auf der Ebene kann er nicht gut laufen. — Siehe Tafel 7 Figur 3.

Er rennt und klettert die höchsten und steilsten Berge auf und ab; bahnt sich einen Weg durch den tiefsten

Schnee, unter dem er auch Kräuter und Wurzeln hervor zu scharren weiß, sezt über Abgründe weg, und springt, so wie die Gemse, von Fels auf Fels, oft 10 bis 20 Ellen weit herunter, wenn er von Hunden und Jägern verfolgt wird, oder seiner Nahrung nachgeht, ohne daß er einen Fuß zerbricht, oder sich sonst beschädigt; doch bricht auch mancher dabey Hals und Bein, wenn sie den Fels verfehlen, oder ihr Kopf ausgleitet; denn sie stürzen sich auf die Köpfe, die erstaunlich hart sind, hinunter. Wie lange und heftig stossen sich nicht oft zwey Ziegenböcke an die Köpfe, und es blutet doch nicht.

Es gibt sehr wenig Steinböcke. Im Jahr 1778 wurde einer als eine große Seltenheit in Göttingen, und fast in ganz Deutschland herumgeführt, und für Geld gezeigt.

Gemsen

gibt es dagegen schon mehrere. Man sieht oft 10, 20 bis 60 bey einander. Die Gemsen sind kleiner, blöder und schwächer, als die Steinböcke, gehen nicht so hoch auf die Berge hinauf, wie die Steinböcke, die bis auf die obersten Spitzen hinauf klettern; sondern bleiben in der Mitte, und bewohnen nur das zweyte Stockwerk, wo kahle Felsen und nahe Wälder und Gebüsche sind, in denen sie des Winters Schuz und Nahrung finden. Sonst aber haben sie einerlei Gewohnheiten und einerley Vaterland. Sie bewohnen auch die Gebirge von Tirol, Savoyen und der Schweiz; fressen auch Kräuter und Wurzeln, wie die Steinböcke, und noch dazu Laub und Knospen der Gesträuche. — Siehe Tafel 7 Figur 2.

Die Gemse, Steingais oder Himmelsnachbarin, wie sie der Dichter nennt, ist ein niedlich schlankes Thier, sehr munter und flink, sezt über gespaltene Felsen und

Abgründe weg, stürzt sich von einem Felsen auf den andern, da ihr weder Hund noch Jäger nachfolgen können, hat kurze graue und dunkelbraune Haare, zwey kleine, oben wie ein Hacken gekrümmte schwarze Hörner an der Stirn, fast gerade zwischen den Augen; wird eben so alt, als der Steinbock, und bringt nur alle Jahr Eins, selten zwey Junge zur Welt.

Selten ist eine Gemse allein. Sie hat meist immer etliche Kameraden und Kamerädinnen bey sich. Und damit sie auf ihrer Waide nicht so leicht, oder gar unvermuthet von Jägern, Geiern oder Adlern überfallen, erschossen oder erwürgt werden mögen, so stellt sich eine von ihnen auf einen hohen Posten zur Wache aus, die ihnen sogleich, wenn sie einen Feind sieht, hört oder riecht, durch ein Gemecker oder Gepfeif Nachricht davon gibt. Kaum hören jene dieß, so geht es, hast du nicht gesehn, plözlich über Berge und Abgründe weg. Aber manche bricht dabey auch den Hals.

Kann denn ein Adler oder Geier einer Gemse etwas Leids thun? Sie ist ja viel größer und stärker. Wehrt sie sich denn nicht? Ja, mein Kind, beim Rauben und Würgen kömmt es nicht immer auf Größe und Stärke an. Ey, habt ihr denn nicht schon oben Seite 328 und 336 erfahren, wie groß und stark diese zwey Raubvögel sind? Die jungen Gemsen ergreifen sie lebendig, und führen sie in ihren Klauen durch die Luft weg; die alten Gemsen hingegen jagen sie so lange auf und ab, und hin und her, bis sie über einen Felsen hinunter stürzen, und ihnen nun halb oder ganz todt zur Beute werden.

Soll ich euch sagen, wie die Gemsen von dem Jäger gefangen werden? Es geht sehr gefährlich dabei zu. Ganz

leicht und schlecht angezogen, mit einem Ränzlein auf dem Rücken, darin etwas dürres Fleisch Käse und Brod und ein Paar Schubeisen, die er anzieht, wenn er über die steilen Felsen, und über den harten Schnee und Eis klettern will, steigt er Bergan, klopft an die Felsen und Gebüsche, damit die Gemsen aus ihren Löchern und Schlupfwinkeln heraus gehen, und laurt nun auf sie.

Gewöhnlich sind auch 2 bis 3 Jäger beisammen; einer klopft hier, der andere dort, und der dritte laurt und schießt. Oft aber müssen sie 2 bis 3 Tage mit Lebensgefahr herum klettern, ehe sie eine Gemse geschossen oder lebendig gefangen haben. Mancher fällt oft gleich beim ersten Klettern Arm und Bein entzwei, so, daß er halb todt nach Hause getragen werden muß. Ein anderer stürzt gar in eine solche ungeheure Tiefe über die Felsen hinunter, daß man ihn gar nicht mehr finden kann. Oft zerschneiden sie Rok und Hemde zu Bändern, knüpfen sie zusammen, und ziehen die Unglücklichen aus den Felsenspalten und Abgründen herauf.

Ach, und was für einen entsezlich und schaudervollen Sprung muß nicht derjenige Jäger wagen, der sich so hoch verstiegen, daß er nicht mehr vor sich, und nicht mehr hinter sich kann, und entweder Hunger sterben, oder auf einen kaum einer Hand breiten Stein hinunter springen muß! Denkt, Kinder, er wirft seine Flinte, und was er sonst noch schweres bei sich hat, weg, zieht seine Schuh aus, schneidet sich mit einem Messer die Fersen oder Ballen seiner Füsse so tief auf, daß sie stark bluten, und springt nun auf das, weit unter ihm hervorragende, kaum einer Hand breite Felsenstük, in der Hoffnung hinunter, daß das Blut an seinen Füssen ihm statt eines

Leimes dienen, und ihn vor dem Gleiten sichern werde. Daß aber schon mancher doch hinunter gestürzt, oder den Stein gar verfehlt, und also jämmerlich sein Leben eingebüßt habe, lehrt die leidige Erfahrung. Alles kann man von der Gemse gebrauchen, Fleisch, Eingeweide, Talg, Fell und Hörner.

Der Bezoarbock

lebt in Aegypten, Persien und Syrien ꝛc. herdenweise, und ist wegen der Steine bekannt, die in seinem Magen gefunden, und Bezoarsteine genannt werden. Sie sehen dunkelbraun, zuweilen auch schwarz aus, sind so groß, als Haselnußkerne, sehr mürbe, und sezen sich schichtenweise, so wie die Zwiebeln wachsen, aus einer Feuchtigkeit um ein Saamenkorn, oder um ein Stückchen von einem Dorn, nach und nach an. Ehedem waren die Bezoarsteine sehr theuer; und einer der die Größe einer Haselnuß hatte, wurde zuweilen, wie die Reisebeschreiber sagen, mit hundert Thalern bezahlt*). Man gebrauchte sie ehemals in den Apotheken zu allerhand Arzeneyen, und vorzüglich zu einem Gegengift.

Die Gazelle

oder das Reh der Bibel ist ein gar schönes, flinkes Thierchen, das dem Reh an Größe, Farbe und Bildung gleicht, und in Afrika, Asia und Ostindien zu Hause ist, gern in Rudeln oder Gesellschaft lebt, Kräuter frißt, alle Jahr ein junges zur Welt bringt, und 20 bis 30 Jahre alt wird. — Siehe Tafel 10 Figur 26.

Doch völlig gleicht die Gazelle dem Reh nicht, denn sie hat keine Geweihe mit Enden, sondern nur einfache hohle Hörner, wie der Ziegenbock; auch sind ihre Haare

*) Siehe Taverniers Reisen, Theil 4. S. 78 ꝛc.

nicht grob, sondern so fein wie Seide, und also viel zärter, als die Haare des Rehs.

Den Leuten in diesen Gegenden sind die Gazellen das, was uns die Rehe sind; denn Rehe gibt es bei ihnen nicht, so wie bey uns keine Gazellen. Sie fangen sie jung, machen sie zahm, und ziehen sie unter andern Hausthieren groß. Die großen erwachsenen aber fangen sie auf der Jagd mit allerhand List und Gewalt, und lassen auch wohl zahme abgerichtete Falken und Leoparden auf sie los. Jene hacken ihnen die Augen aus; die aber zerreissen sie, oder halten sie wenigstens so lange fest, bis der Jäger näher kömmt, und sie tödtet.

Der Hirsch

ist ein stilles friedliches Thier, das Niemand etwas zu Leide thut, sondern neugierig dahin läuft, wo es Menschen und Vieh, oder sonst etwas neues sieht, und dann, wenn es dieselben eine Zeitlang angegukt hat, wieder in seine Gebüsche zurük springt. Haben die Menschen aber Gewehr und Hunde bey sich, ja denn flieht er plözlich zurük, und rettet und wehrt sich, wenn er von denselben verfolgt und geängstet wird, so gut als er kann, und verwundet oft mit seinem Geweih, Menschen, Pferde und Hunde. Wie sehr werden die Hirsche nicht auf den so genannten Parforce-Jagden gequält und zerfleischt? Es ist nöthig und nüzlich, alle Jahr eine gewisse Anzahl Hirsche zu jagen und zu schiessen, damit ihrer nicht zu viel werden, und es uns auch nicht an Wildprett mangle; sie aber zur Lust und für die lange Weile ängstigen, und auf die entsezlichste Art von Hunden zerfleischen, und so lange herum jagen lassen, bis sie halb oder ganz todt niederstürzen, ist gar nicht fein.

Habt ihr schon einen lebendigen Hirsch gesehen? Nein. Nun wie groß meynt ihr wohl, daß er sey? So groß, als eine Kuh? Ja fast so groß. Er ist etwas höher und schlanker, aber nicht so lang und dick. Er wohnt in den Wäldern, hat braunrothe Haare, — weisse Hirsche giebt es nicht viel — auf dem Kopf ein ästiges Gehörn, das man Geweih nennt, ein fast unmerkliches Schwänzchen, frißt Gras, Moos und Baumrinden, Eicheln, Bücheln und wildes Obst, sezt gewöhnlich alle Jahr Ein, selten zwey Kälber, und wird 30 bis 35 Jahre alt.

Auf unsrer 7ten Tafel Figur 13 ist ein Hirsch, Figur 14 ist eine Hirschkuh, und Fig. 19 ein Hirschkalb abgebildet. Sehet den Hirsch einmal an! Wie viel hat er Enden oder Spitzen an seinem Geweih? Zehn. Nun so ist es ein acht oder zehnjähriger Hirsch: denn je älter ein Hirsch ist, desto mehr Enden bekommt sein Geweih; doch gibt es auch Ausnahmen. Vom zweyten Jahr an bis ins achte wird das neue Geweih alle Jahr stärker, höher und viel endiger. Bey uns bekommen sie selten mehr, als 22 Ende; doch gibt es auch hier und da welche von 60 bis 64 Enden.

Warum sagen sie das neue Geweih? weil sie alle Jahr ein neues bekommen. Denn das alte fällt ihnen alle Jahr im März oder April ab; und wenn es nicht von selbst abfällt, so schlagen sie eine Stange um die andere ab. Und in 12 bis 16 Wochen wächts ihnen wieder ein grösseres und stärkeres Geweih dafür.

Dieß neue Geweih ist anfangs sehr weich, und mit einer haarichten Haut oder einem Bast bedekt, und thut dem Hirsch erstaunlich weh, wenn er sich daran stößt. Wenn es aber reif und hart geworden ist, so thut es

ihm nicht mehr weh, wenn er sich daran stößt; ja er stößt sich jezt so lange mit Vorsaz daran, bis aller Bast davon geripst oder abgestreift ist.

Ey, bringt der junge Hirsch sein Geweih gleich mit auf die Welt? O nein, so wenig als der junge Ochse seine Hörner mitbringt. Er bekommt es erst im zweyten Jahr; und dann erst nur zwey spizige Stangen ohne Enden. Nachher bekömmt er alle Jahr mehr Enden. Und daher kömmt es auch, daß man an der Zahl der Enden bey einem Hirsch so ziemlich wissen kann, wie alt er ist. Die Hirschkühe, Hindinnen oder Thiere aber bekommen gar kein Geweihe. Das Hirschkalb sieht fast im ganzen ersten Jahr seines Lebens roth und weiß gesiekt aus. Nach und nach wird es ganz roth; und ist es dieß, so nennt man es Schmalthier. Wenn mich Jemand fragt, was der Hirsch nüze, so antworte ich ihm: er vergnügt viele tausend Herrn, und hier und da zuweilen auch eine Dame, auf der Jagd. Man ißt sein Fleisch, und macht aus seiner Haut Collets, Beinkleider, Handschuhe, Degengehänge ꝛc. Sein Geweih dient in den Häusern als Zierrath, und statt der Haken, um etwas daran aufhängen zu können. Und macht man nicht auch Messer- und Gabelschalen davon? Präparirt es der Apotheker nicht zu allerhand Dingen, und verkauft es unter dem Namen präparirt Hirschhorn? Destillirt er nicht noch andere Arzneyen daraus? Und die lebendigen Hirsche kann man, wenn man will, an die Kutschen spannen und mit ihnen ausfahren, wie ehedem manche Fürsten gethan haben. Ob es aber auch gut auf einem Hirsche reiten sey, mögen jene arme Wildschüzen oder Wilddiebe sagen, die das Unglück gehabt haben auf sie hinauf geschmiedet zu werden.

Noch eins: das Fleisch des Hirsches, des Dambirsches und des Rehes, des Hasens und des wilden Schweines nennt man Wildpret: und unter diesen nennt man vorzüglich das Hirschfleisch, roth Wildpret: und das Fleisch des wilden Schweins, schwarz Wildpret; Denn der Hirsch hat rothe Haare; das wilde Schwein aber hat schwarze Haare oder Borsten *).

Der Dammhirsch

ist kleiner, als der Hirsch, und auch ganz anderst gehörnt. Sein Geweih ist viel dünner und breiter und die Zahl und Richtung der Enden ganz sonderbar. Er lebt heerdenweise in den Wäldern von Europa und Nordamerika; doch nur in denjenigen Gegenden häufig, wo es wenig oder gar keine Hirsche gibt, weil er sie nicht leiden kann. Uebrigens hat er mit dem Hirsch Fraß und Wohnung gemein. — Siehe Tafel 7 Fig. 22 und 23.

Die Dammgeis sezt alle Jahr ein Kalb, zuweilen auch zwey, selten drey, und lebt ungefähr 20 Jahre. In England gibt es eine Menge Dammhirsche; in Teutschland aber gibt es nicht viel. Man läßt sie bey uns gern in den Thiergärten herumlaufen.

Die Haut des Dammhirsches ist viel besser und feiner, als die Haut des Hirsches. Auch sein Unschlitt ist besser. Und mit seinen, und so auch mit des Hirsches Haaren, stopft man Bänke und Stühle, und allerhand Kissen aus.

*) Hirsch Cervus elaphus, Dammhirsch Dama, Reh Capreolus, Rennthier Tarandus, Giraffe Camelopardalis Giraffa, Elendthier Cervus Alces.

Das Reh

ist auch kleiner, als der Hirsch und von grau falber Farbe; sonst aber ihm an Bildung, Fraß und Wohnung fast ganz ähnlich. Es hat Europa und Asia zu seinem Vaterland, wohnt in den Wäldern, frißt Eicheln, Bücheln und Gras ꝛc. setzt alle Jahr 2 Kälber oder Küzchen, und wird 18 bis 20 Jahre alt. Siehe Tafel 7 Fig. 20 und 21.

Der Rehbock sowohl, als der Dammhirsch, das Rennthier und das Elendthier werfen alle Jahr ihr Gehörn ab, aber später, als der Hirsch, und gewöhnlich erst im Herbst. Fleisch, Unschlitt, Haut und Haare kann man von dem Reh gebrauchen. Die Rehhaare sind noch besser, als die Hirschhaare, weil sie sich nicht so leicht zusammen ballen. Die Sattler fordern immer mehr für einen Stuhl oder für ein Kissen, das mit Rehhaaren, als für eins, das mit Hirsch oder Ochsenhaaren ausgestopft ist*).

Das Rennthier

hält sich in den nördlichen waldichten Gegenden von Europa, Asia und Amerika nämlich in Lappland, Grön-

*) Die Bremse Oestrus, die des Rennthiers Plage ist, sticht ganz gewiß auch den Hirsch und das Reh: ja sie sticht diese nicht nur, sondern legt sogar auch ihre Eyer in die aufgestochene Haut hinein, aus denen in etlichen Tagen Larven werden, welche die armen Thiere erstaunlich beissen, und Engerlinge genannt werden. Die geplagten Rehe ripsen sich daher an den Bäumen, und zerdrücken viele von ihnen. Viele hacken ihnen auch die Raben und Dohlen heraus. Diese häßlichen Bremsenlarven verursachen also die Löcher und Narben in den Reh- und Hirschhäuten, die man im gemeinen Leben Engerlinge nennt.

land, Canada, und allen den Ländern auf, darin es sehr kalt ist, und der Winter fast drey Vierteljahr dauert; denn je kälter ein Land ist, desto lieber ist es dem Rennthier; Wärme kann es gar nicht vertragen. Es stirbt gleich nach etlichen Tagen, wenn es in ein warmes Land gebracht wird. Es frißt Moos, Baumknospen und Blätter, bringt alle Jahr ein Junges zur Welt, und lebt ungefähr 20 bis 25 Jahre.

Es gibt wilde und zahme Rennthiere. In Lappland gibt es mehr zahme, als wilde; in den andern nördlichen Gegenden aber gibt es mehr wilde, als zahme. Die zahmen werden bey Tage auf die Waide geführt und gehütet, des Nachts aber in verschlossene Gehäge eingesperrt, damit sie vor den Wölfen und Vielfraßen sicher sind. Denn wenn der Wolf auch gleich viel kleiner ist, als das Rennthier, so weiß er es doch mit List und Geschwindigkeit zu verwunden und zu erwürgen. Und wie der Vielfraß ein Rennthier fange und ermorde, ist oben Seite 487 erzählt worden.

Nicht wahr, er kann nicht gut laufen, und also kein Rennthier verfolgen und einhohlen? Er klettert daher auf einen Baum, legt sich auf einen Ast nieder, und laurt so im Verborgenen, bis ein Rennthier bey ihm vorbey kömmt. Sobald eins kommt, und es gerade unter ihm ist, springt er auf dessen Rücken, klammert sich mit allen Vieren fest, beißt ihm ein Loch in den Hals, und saugt Blut, und reitet immer auf ihm fort, es mag noch so laufen, und sich gegen die Bäume reiben, wie es will, bis es halb oder ganz niederstürzt.

Das Rennthier ist des Lappen einziges Hausthier, und zugleich sein ganzer Reichthum. Wenn daher ein Lapp

kein Rennthier hat, so ist er ein armer Mann, ein wahrer Bettler. Allein es gibt wenige die nicht wenigstens 2 Stük hätten; die meisten aber haben deren wohl 10 bis 12; und die Reichen haben sechs bis achthundert, oder gar zwey bis drey tausend Stük beysammen stehen.

Der Lappe hat weder Gärten noch Aecker; weder Schaafe noch Kühe, noch Pferde. Alles müssen ihm daher seine Rennthiere leisten und geben. Sie müssen ihm Dienste thun, ihn nähren und kleiden. Er nüzt sie also, so gut er kann. Er nüzt sie fast so wie wir unsere Kühe nüzen. Er bekömmt von ihnen Milch; und diese ißt oder trinkt er frisch, oder er macht sich Käse davon. Das Fleisch aber ist seine beste und gewöhnlichste Speise. Das Fett ißt er statt der Butter. Von den Fellen macht er sich sein Bett und seine Kleider, und bedekt auch seine Hütte damit. Aus den Gedärmen und Sehnen macht er Stricke und Zwirn, und von den Knochen verfertigt er sich Löffel und Nähnadeln, und allerhand sonderbare Bilderchen. Die Schalen ihrer Füsse geben ihm Trinkgeschirre, und ihre Blasen dienen ihm statt der Branntweinflasche. Und damit nichts von seinen guten Rennthieren verloren gehe, trinkt er auch ihr Blut.

Des Sommers bepakt er sie; und des Winters spannt er sie vor seinen Schlitten, und reiset mit ihnen in einem Tage 20 bis 30 Meilen weit herum: denn sie können erstaunlich schnell, und einen ganzen Tag fortlaufen, ohne einmal stille zu stehen, oder auszuschnaufen, oder etwas zu fressen. Und so wissen sich also die genügsamen Lappen alle Nothwendigkeiten des Lebens, nebst vielen Bequemlichkeiten, von ihren Rennthieren zu verschaffen. — Siehe Tafel 9 Figur 38.

Das Elendthier

ist des Rennthiers Nachbar und Kamerad, frißt auch eben das, und sieht auch fast eben so aus. Aber gröſſer ist es. Es ist so groß als ein Pferd, hat lange steife gelblich graue Haare, kleine, zwey Hände breite Hörner mit wenig Enden, und kann auch zahm gemacht, und zum Schlittenziehen abgerichtet werden. Denn es kann auch, wie das Rennthier, in einem Tage 40 bis 50 Meilen in einem forttraben, ohne was zu fressen, oder auch nur einmal stille zu stehen. Siehe Tafel 12 Figur 37.

Man kann alles vom Elendthier gebrauchen, Milch, Fleisch und Haut. Die Haut ist sehr dick, und wenn sie gegerbt ist, so hart und fest, daß man mit einer Flintenkugel kein Loch in sie schiessen kann. Und ungeachtet es eine so dicke Haut hat, und so groß und stark ist, als ein Pferd, und mit seinen Vorderfüssen auf einen Schlag einen Menschen, einen Hund oder einen Wolf tödten kann, so weiß es doch der Vielfraß eben so anzufallen und zu erdrosseln, wie das Rennthier *).

Die Giraffe

oder der Cameloparder ist ein grosses sonderbares Thier. Sie wohnt im innern Afrika in Aethiopien, und sonst nirgends in der Welt, hat röthlich weisse braunge-

*) Es soll dieß Thier zuweilen plözlich niederstürzen, und die fallende Sucht oder das Unglük kriegen. Und das soll die Ursache seyn, warum man es Elend nennt. Gewiß falsch. Aus Furcht vor seinem Feind und Verfolger fällt es wahrscheinlich nieder. — So wie auch die Beutelratte nicht aus Ueberlegung, sondern nur aus Angst unmächtig vor ihrem Feinde niederfällt, und unempfindlich liegen bleibt.

flekte Haare, zwey kleine Hörnchen an der Stirn, einen langen Hals, und noch längere Vorderfüsse, bringt alle Jahr ein Junges zur Welt, und wird, wie man glaubt, 30 Jahre alt.

Denkt einmal, Kinder! Die Giraffe hat vornen lange, und hinten kurze Füsse. Die vordern sind fünf Ellen, die hintern aber kaum vier Ellen hoch, und daher geht es auf ihrem Rücken ziemlich Bergab, und sie scheint auf den Hinterfüssen zu sizen oder zu knien.

Sie ist nach dem Elephanten das höchste Thier auf Erden; denn wenn sie gerade steht, ist sie 8 Ellen hoch. Ihr Gang ist langsam und schaukelnd, und sie muß, wenn sie saufen oder Gras fressen will, denn sie nährt sich gewöhnlich vom Baumlaub, niederknien. Sie ist fromm und äußerst furchtsam und ängstlich, gar nicht schädlich, und wird selten lebendig nach Europa gebracht *).

Giraffe ist ihr arabischer Name: und Camelopard heißt sie deswegen, weil sie dem Camel an der Bildung, dem Leoparden aber an Flecken gleicht.

Camele

nennt man diejenigen zwey Thiere, liebe Kinder, welche auf der 10ten Tafel Figur 18 und 19 abgebildet sind. Eins davon hat, wie ihr sehet, zwey Höcker, und heißt Trampelthier; das andere aber hat nur einen Höcker und heißt Dromedar. Beyde leben und wohnen in Asia und Afrika, haben graue, zuweilen auch braune

*) Ihr Skelet findet man in der schönen Naturaliensammlung des Durchlauchtigsten Erbstatthalters, Prinzen von Oranien, im Haag; ihre Haut im Naturalienkabinet des Herrn le Vaillant zu Paris.

und weisse Haare, fressen Nesseln und Disteln, und allerhand dornichtes Buschwerk, können wohl 14 Tage dursten, bringen alle zwey Jahr ein Junges zur Welt, und leben 40 bis 50 Jahr.

Der Dromedar oder das Camel mit Einem Höcker, hat Arabien zu seinem Vaterland, findet sich aber schon seit undenklicher Zeit in Nordafrika, und fast im ganzen Morgenlande in so grosser Menge, daß er beynahe von Jedermann als ein zahmes Hausthier genüzt wird. Man gebraucht ihn vorzüglich zum Lasttragen. Eine Abart davon, welche auf den ungemein langen Reisen, die man mit ihr thun kann, außerordentlich geschwind fortläuft, nennt man auch Geschwindläufer. In Asien giebt es hier und da auch wilde Dromedare.

Das Trampelthier oder das Camel mit zwey Höckern ist in der asiatischen Provinz Bactriana, die heutiges Tages Turkestan heißt, und das Land der Usbecker in sich begreift, zu Hause. Es findet sich jezt mehrentheils im nördlichen Asien, bis gegen China, meist wild, und wird nicht so häufig, wie das gemeine Camel, als ein zahmes Hausthier gebraucht.

Habt ihr schon ein lebendiges Camel gesehen? O ja, schon zwey, ein graues und ein weisses. Sie sind erstaunlich groß, viel grösser als ein Ochse, und recht sehr seltsame Thiere. Ihr Hals und ihre Beine sind ungemein lang, ihr Kopf ist klein und ungehörnt, ihr Schwanz ist kurz, und ihre Klauen nicht ganz von einander, wie bey den Ochsen, sondern nur vorn ein wenig gespalten. Sie sind zahm, friedlich und gehorsam, und thun alles, was ihre Herren haben wollen. Sie dürfen unter

ihnen herum laufen, sich auf ihren Rücken, und auf ihren krummen Hals setzen; so wie hier der Mohr auf einem sizt. Und wenn sie zu ihnen sagen: Leget euch nieder! so biegen sie gleich ihre Knie, und legen sich nieder, und bleiben so lange liegen, bis sie rufen; Allo, flink, steht auf! Will aber eins nicht gleich gehorchen, und nicht niederknien, so zeigt man ihm die Peitsche, oder zieht es am Halse nieder. Man kann die Cameele zum Reiten, Fahren und Lasttragen gebrauchen. In Persien und Arabien, in der Türkey, in Aegypten, und in der Barsarey bringt man alle Kaufmannsgüter auf ihnen fort. Und die vornehmen Asiater und Afrikaner gebrauchen sie gewöhnlich als Postpferde, wenn sie verreisen wollen. Auch in ihren Kriegen reiten sie auf Camelen.

Ey, ist es wahr, daß ein Camel sieben, zwölf bis fünfzehn hundert Pfund schwere Säke oder Kisten tragen und 14 Tage Hunger und Durst leiden kann? Ja, dies ist alles wahr. Ein Camel kann wirklich, je nachdem es alt oder jung, stark oder entkräftet ist, 7 bis 15 Centner in einem Tag 12 bis 15 Meilen weit tragen, ohne auszuruhen, und ohne etwas zu fressen und zu saufen. Ja sie können sogar, wenn es Noth thut, 6 bis acht Tage fast in einem weg, Tag und Nacht forttraben, ohne sich auch nur einmal satt zu fressen. Und ans Saufen ist da, wo es weder Brunnen noch Flüsse noch Teiche giebt, gar nicht zu gedenken.

Man muß also die Camele, ehe man mit ihnen auf eine Reise geht, oder eine Carawane unternimmt, zu Hause erst recht füttern, und dick anlaufen lassen, damit sie so lange dursten können, bis man an Ort und Stelle gekommen ist. Und weil die Camele eine große

Menge Wasser auf Einmal saufen, und in ihrem zweyten Magen — denn sie haben auch, wie die Ochsen, und andere wiederkauende Thiere, 4 Magen, oder 4 Abtheilungen in ihrem großen weiten Magen — rein aufbewahren, so werfen die Kaufleute Cameltreiber, und noch andere Leute, die aus Neugierde oder anderer wichtigen Ursachen wegen, eine Carawane mitmachen, oft mitten auf dem Wege, wenn sie Mangel an Wasser haben, und den brennenden Durst nicht mehr ertragen können, und lange an keine Quelle kommen, endlich ein Camel niederbringen es um, schneiden ihm den Bauch auf und erquicken sich mit seinem Wasser, das ganz klar ist. Und nun waten sie getrost wieder in dem heissen Sande fort.

Wenn ein Camel beladen werden soll, so legt es sich auf seine Knie nieder, und rührt sich so lange fast gar nicht, bis es seine volle Ladung hat, und man es aufstehen heißt. Hat man es aber überladen, so seufzt und schreyt es, bleibt liegen, und steht nicht auf, man mag es auch schlagen, und ihm aufhelfen wollen, oder nicht.

Das Niederknien lernen sie von Jugend auf. Denn so bald ein Camel jung geworden ist, beugt man ihm die Füsse unter den Bauch, und legt es darauf nieder, und wirft eine Decke, oder sonst ein starkes Band über seinen Rücken her, und befestiget es so stark auf beiden Seiten, daß es nicht aufstehen kann. Man belastet es auch gleich ein wenig, damit es das Tragen nach und nach gewohnt werde. Thun ihnen denn ihre Füsse von dem vielen Niederknien nicht weh? Nein sie haben ja dike harte Schwülen an den Knien. Die Camele legen sich nie auf die Seite, wie die Ochsen und andere Säugethiere, sondern ruhen und schlafen immer auf den Knien.

und damit auch auf der Reise alles gut und glücklich von statten gehe, so läßt man die Camele gewöhnlich alle Abend Halt machen, löset die Stricke auf, und läßt die Balken oder Kisten auf beiden Seiten neben ihnen hinsinken, und nimmt ihnen also ihre Bürde ab, so daß sie nun ausruhen, frey herum gehen, und sich etwas zu fressen suchen können.

Ist es Zeit zur Abreise, so ruft man ihnen, und siehe, sie kommen sogleich alle herbey, stellen sich zwischen ihre Last, und lassen sich geduldig alles wieder auflegen, was sie vorhin getragen hatten. Und gewöhnlich sizt noch einem und dem andern Camel sein Herr, oder ein reisender Kaufmann auf den Hals. Und so traben sie nun wieder frey und ungehalftert, ohne zu entlaufen, oder zurück zu bleiben, oder sonst einen Spektackel zu machen, drauf los; und wenn ihrer auch gleich zwey bis dreyhundert Stücke beysamemn sind, so geht doch alles in schönster Ordnung, wenn nur der Voranreiter brav pfeift, singt oder bläset, weil sie die Musik lieben, und gern nach dem Tact traben. Je besser also bey einem Carawanenzug gepfiffen oder gesungen wird, desto munterer und flinker traben die Camele drauf los.

Im Frühling fallen den Camelen fast alle Haare aus, so daß sie beynahe ganz kahl werden. Man webt aus den längern allerhand Zeuge; und die kürzern geben Hüte. Nach Europa kommen selten lange Camelhaare, wohl aber kurze. Und diese kann man nur zu Hüten und Strümpfen gebrauchen, nicht aber dasjenige Garn daraus spinnen, das man gewöhnlich Camelgarn zu nennen pflegt. Unsere Knopfmacher machen ihr Garn und ihre Knöpfe ꝛc. aus Schaafwolle; und unsere Zeugma-

cher ihre Zeuge ebenfalls aus Schaafwolle. Daß es aber langhaarige Ziegen gebe, die man Kämel nennt, und aus ihren Haaren die bekannten Kämelotte mache, ist oben bey der Ziege erinnert worden *).

Das Lama

oder Guanaco ist auf den Gebirgen von Peru in Südamerika, und auf einigen westindischen Inseln zu Hause, und sieht dem Camel und der Ziege sehr viel ähnlich: daher nennt man es auch Camelziege. Es ist viel kleiner als das Camel, und merklich grösser als die Ziege, hat lange Füsse, und einen langen unten gebogenen Hals, wie das Camel, aber keinen Höcker auf dem Rücken, eine gespaltene Oberlippe, und ganz gespaltene Klauen, und an jedem Fuß hinten eine Spornklaue, die ihm zum Klettern dient, und es vor dem Gleiten sichert, und dicke wollichte, weisse, graue und rothgeflekte Haare.

Man macht es zahm, und gebraucht es zum Lasttragen. Es trägt aber gewöhnlich nur anderthalb Centner, und geht dabey sehr langsam, und in einem Tag höchstens 5 Meilen weit. Und wenn man es überladen oder übertrieben hat, so legt es sich mitten auf dem Wege plözlich nieder, und steht nicht eher wieder auf, als bis es ihm gefällt, und es ausgeruhet, oder man ihm seine Last abgelöset hat, man mag es prügeln, wie man will. Des Nachts aber läuft und reiset es gar nicht.

Das Lama kann auch, wie das Camel, lange hungern und dursten. Man ißt sein Fleisch, und nüzt sein Fell.

*) In Jamaika hat man Camelgestüte angelegt, womit es nicht recht fort will. Hingegen soll das Camelgestüte zu Pisa guten Fortgang haben.

Gegen seine Feinde wehrt es sich mit einem Speichel, den es aus seiner gespaltenen Oberlippe, 5 Ellen weit fortsprizen kann. Es riecht dieser Speichel übel, und beißt und brennt auch gar sehr.

Der Pacos

Vigogne oder Vicunna ist des Lama Kamerad, aber kleiner, und ein wenig anders gebaut. Er kommt an Hals und Füssen dem Camel, an der übrigen Bildung aber dem Schaafe gleich, und wird deswegen auch von einigen Schaafcamel genannt.

Man schäzt ihn wegen seiner trefflichen blaßrothen Wolle, die fast so theuer als die Seide ist, und unter dem Namen Viconnawolle, von den Spaniern verkauft wird, sehr hoch. Auch sein Fleisch schmekt sehr gut. Zum Lastragen aber wird er nicht viel gebraucht, weil er schwach ist, und leicht müde wird, und sich auch gern, wie das Lama, mitten auf dem Wege niederlegt, und sich lieber todt prügeln läßt, ehe er wieder aufsteht.

Das Bisamthier

oder Moschus hält sich in den bergigen und waldigen Gegenden von der Tatarey und China auf, und hat an Größe, Bildung und Fraß viel Aehnliches mit dem Reh. Hörner aber hat es nicht. Das Männchen ist wegen des braunen dicken Saftes bekannt, der sich in einem Beutel unten am Bauche hinter dem Nabel sammelt, und ihm viel Beschwerlichkeit verursacht. Daher ripft es sich an Bäumen und Steinen, und drükt denselben hinaus. Er riecht erstaunend stark. Wer ihn aufsuchen und einsammeln will, muß sich die Nase verbinden, und den Mund zuhalten, wenn er nicht ersticken will. Man gebraucht

den Moschus zu Salben und Schmieren, und zu allerhand Arzneyen. Siehe Tafel 12 Figur 44.

Das Zwerghirschchen

ist kaum so groß, als eine Kaze, und das kleinste Thier in der Welt, das gespaltene Klauen hat. Er lebt in Ostindien, und wird wegen seiner Kleine, und wegen seiner Bildung sehr geschäzt. Es gibt aber nicht viel. Und nach Europa kommt selten eins lebendig, weil sie sehr schwach und unempfindlich sind. Zwerghirschchen nennt man es deswegen, weil es röthlich braune Haare, lange dünne Füßchen, und ein kurzes Schwänzchen hat. Man ißt sein Fleisch. Auch werden seine Füßchen in Silber gefaßt, und zu Tabaksstopfern gebraucht. — Siehe Tafel 10 Figur 33*)

Schwein

sage deine Geschichte her! O, wie kann ich das! Und warum denn nicht? Du sollst und mußt sie hersagen, du häßliche garstige Sau! Kannst du dich immer im Koth und Mist herum wälzen, und Aecker und Wiesen und Gärten durchwühlen, und sonst noch allerhand Unfug treiben, so kannst du auch das thun. Rede also, oder du kriegst Schläge.

So! Sie wollen mich also zwingen? Nun, das ist lustig! Wissen Sie denn aber auch, daß die Peitsche durch meine groben Borsten, harte Haut und dicken Speck nicht durchgeht, und ich sie also nicht sonderlich viel füh-

*) Camel Camelus, Dromedar Dromedarius, Trampelthier Bactrianus, Lama Lama, Pacos Vicuna, Bisamthier Moschus moschiferus, Zwerghirschchen Pygmeus.

le und fürchte? Oder wollen Sie mich prügeln, und mir Kopf und Füsse entzwey schlagen?

Ich dächte, Sie sollten beydes bleiben lassen, wenn Sie Nutzen von mir haben wollen. Ich gebe zwar keine Milch, wie die Ziege, werfe aber dagegen alle Jahr 6 bis 10 Junge; ja ich ferkle wohl, wenn man mich auch nur ein wenig gut und billig hält, des Jahrs zweymal, so daß ich also in einem Jahr eine Familie von zwanzig Stück zusammen bringen kann. Und — und — Halts Maul, fatale Grunzerin!

Nicht wahr, es gibt zahme und wilde Schweine? Ja. Nun so sag es denn, worin der Unterschied unter euch besteht. Die wilden Schweine haben größere und stärkere Köpfe und Rüssel, als die zahmen, und auch längere Fangzähne, und alle durchaus schwarze Haare, leben in dicken Wäldern, fressen Eicheln und Bücheln, und allerhand Wurzeln und wildes Obst! werfen alle Jahr 6 bis 10 Ferkeln, und werden 15 bis 20 Jahre alt.

Sie sind entsezlich böse, und weit wilder, als wir zahmen Schweine. Sie fallen oft Hunde, Pferde und Menschen an, und hauen und verwunden sie mit ihren langen, auswärts stehenden Fangzähnen. Am fürchterlichsten sind sie, wenn sie verfolgt werden, oder ihre Jungen zu vertheidigen haben. Hören, riechen oder wittern sie einen Hund, — die wilden Schweine sollen unter allen Säugethieren das feinste gehör haben *) — oder sehen sie ihn schon auf sich los kommen, so rüsten sie sich zum Streit, und erwarten ihn mit wilden Augen,

Habt

*) Fünf Thiere übertreffen den Menschen in den Sinnen;
Nos aper auditu praecellit, arnea tactu.
Vultur odoratu, lynx visu, simia gustu.

und in die Höhe gerichteten Borsten, und sezen ihn durch wüthende Anfälle in Schrecken, oder sie verstecken sich in ein Gebüsch, und machen sich darin ihre Vertheidigung leichter, und die Rache gewisser, und verwunden sodann manchen Hund, und manchen Jäger.

Den Tag über liegen die wilden Schweine in ihren Brüchen oder Löchern: des Abends aber, wenn es anfängt dunkel zu werden, gehen sie hervor, und suchen sich ihren Fraß auf. Man nennt die wilden Schweine schwarz Wildprett, und schäzt von ihnen vorzüglich ihre Köpfe hoch. — Auf der 7ten Tafel Figur 15 ist ein wildes; und auf der 5ten Tafel Figur 32 und 33 ist ein zahmes Schwein nebst seinem Ferkel abgebildet.

Es gibt zwar fast in allen Gegenden der Welt wilde Schweine; aber doch gewiß nicht so viele, als es zahme gibt. Die zahmen Schweine haben schwarze, scheckichte, weisse und röthliche Borsten; und halten sich immer bey den Menschen auf, und fressen alles was sie ihnen geben, Feld- Baum- und Gartenfrüchte, und Kohl, Brod und Gemüse, wühlen gern nach Mäusen und Würmern, und fressen sie, nebst vielem andern Unrath, gierig auf. Und daher kommt es auch, daß die Juden schon seit den ältesten Zeiten, und so auch die Türken, kein Schweinefleisch essen dürfen.

An Fressen darf es uns nicht mangeln, wenn wir bald dick und fett werden sollen. Es ist bey uns ein dringendes Bedürfniß, daß unser Magen immer voll seyn muß. Kurz und gut, das viele Fressen ist unsre größte Vollkommenheit. Wir fressen uns daher oft so dick an, daß wir nicht mehr gehen oder stehen können, und fast ersticken müssen. Und da wir die Ruhe und Gemächlichkeit

gar sehr lieben, und oft auf einem Fleck etliche Wochen liegen bleiben, so geschieht es zuweilen, daß Mäuse und Ratten auf unserm Rücken nisten, und unsere Haut und Speck anfressen, ohne daß wirs merken. Wir fressen sehr geschwind, und schmatzen gern dabey.

Regen und Wind, und Blitz und Donner und Schnee können wir nicht leiden. Wenn wir daher auf der Waide sind, und es kömmt ein Gewitter, oder ein starker Regen, so laufen wir gemeiniglich, eine nach der andern, von der Heerde weg, und rennen mit großem Geschrey unserm Stalle zu. Die jüngsten unter uns schreyen oder grunzen am meisten und stärksten. Das Männchen bey uns Schweinen heißt Eber *).

Fleisch, Spek und Schmer, Eingeweide, Blut und Borsten kann man von uns gebrauchen. Unser Fleisch wird theils frisch, gesotten und gebraten verspeiset, und nebst unserm Speck, zu allerhand Würsten verhakt; theils eingesalzen und geräuchert gegessen **). Unser Blut gibt auch gute Würste. Unsere Haut wird gegerbt, und zu Sieben, Bücherüberzügen und allerhand Rie-

*) Wildes Schwein Aper, zahmes Scrofa, Ferkel porelleus, das Schwein überhaupt aber, ohne zu fragen, ob es zahm oder wild sey, heißt Sus, daher man auch Schweinefleisch durch caro fuilla übersezt; Tajassu Taiassu, Babirusse Babirussa.

**) Wie herrlich schmekt nicht ein gut geräuchertes Stück Schenken? Die Güte der Schinken beruht ausser Zweifel auf der Art und Weise des Einsalzens und Räucherns, aber auch eben so viel auf dem Mästen des Schweins, wovon sein Fleisch einen bessern Geschmack bekommt, und sein Speck derber wird.

men verarbeitet. Unser hartes Fett oder Schmer dient zur Schuh- und Wagenschmiere, und den ärmern Leuten auch zum Essen. Und aus meinen Borsten macht man Kehrbesen, Bürsten und Pinsel.

Der Taiassu

oder Pecari, oder das Nabel- oder Bisamschwein ist ein südamerikanisches Schwein, das schmächtiger vom Leibe ist, als unser zahmes, kurze Beine, keinen Schwanz, schwarz und weisse Borsten, die fast so hart sind, als die Stacheln des Igels, und hinten auf dem Rücken eine Drüse hat, darin sich eine milchichte Feuchtigkeit sammelt, die in der Ferne beinahe wie Bisam riecht, in der Nähe aber entsezlich stinkt. Er frißt Erde- und Baumfrüchte und Wurzeln, Schlangen, Kröten und Eidechsen, und dient den Brasilianern zur besten Nahrung. Sie fangen ihn deswegen jung in den Wäldern, und machen ihn zu einem zahmen Hausthier.

Babirusse,

Schweinhirsch oder Hirscheber heißt auf den moluckischen Inseln in Ostindien dasjenige Schwein, das statt der Borsten dünne Haare, und im Oberkiefer 4 große krumme Zähne hat, die ihm ein fürchterliches Ansehen geben. Er frißt Gras und Baumblätter. Man glaubt, er hänge sich an diese 4 große Zähne an die Bäume, um daran ruhen und schlafen zu können. Oder zieht er etwa damit die Aeste und Zweige der Bäume herunter, um das Laub desto bequemer abpflücken zu können? Dieß ist wahrscheinlicher. Die Babirussenzähne sind schön weiß, und so hart, daß man sie wie Elfenbein verarbeiten kann.

Jezt folgt die sechste Ordnung der Säugethiere, und in derselben diejenigen Thiere, die statt der Haare Stacheln, oder Schilder oder Schuppen haben, und sich, wenn sie wollen, in eine Kugel zusammen rollen, und sich so gegen ihre Feinde sichern und vertheidigen können Und dieß sind das Stachelschwein, der Igel, der Armadil und das Formosanische Teufelchen.

Das Stachelschwein

ist in Afrika, und in den wärmsten Gegenden von Asia, Spanien und Italien zu Hause, ist zwey bis dreymal grösser, als eine Katze, und mit langen knöchernen, weiß und schwarzen, oder röthlichen Stacheln bedekt, die es, wenn es will, erheben oder niederlegen kann, hat eine gespaltene Schnauze, runde Ohren, und mit Krallen besezte Zeben, grunzt wie ein Schwein, und frißt Schlangen, Ratten, Mäuse, allerhand Wurzeln und Feld- und Baumfrüchte. — Siehe Tafel 10 Fig. 34. Seine mehrste Stacheln sind etwas über eine Viertelelle, die größten aber oft fast eine Elle lang. Und mit diesen Stacheln wehrt es sich gegen seine Feinde; denn es kann sich so sehr zusammen rollen, und Kopf und Füsse so dicht an sich ziehen, daß man nichts mehr, als Stacheln sieht, und es herum wälzen, und von einer Stelle zur andern werfen darf, ohne daß es ihm Schaden thut. Wenn ihm also ein Mensch, oder ein Löwe, oder ein Tiger, oder ein Leopard, oder sonst ein Feind nahe kömmt, so fährt es schnell auf, schüttelt die Haut, wie ein Hund, der so eben aus dem Wasser gekommen ist, erhebt seine Stacheln, und macht ein großes Geräusch damit, um sie dadurch zu erschrecken, und ihm die Flucht und Rettung leichter zu machen. Weichen sie aber

nicht zurück, und kommen sie ihm gar immer näher, je nun, so rollt es sich zusammen, und bleibt unbeweglich liegen. Und so entgeht es der größten Gefahr; weil ihm nun auch der große Löwe nichts zu Leide thun kann: denn wo soll ers anpacken? Mit was soll ers angreifen? Mit seinen Tazen, oder mit seinem Maul? Ich rathe ihm, mit keinem von beiden, wo er sich nicht entsezlich zerstechen, und tödtlich verwunden will.

Wenn man ein Stachelschwein lebendig gefangen hat, so muß man es an eine Kette binden, weil es auch die dickſten Stricke abbeißt, und sich selbst durch die dikſten Bretter durcharbeitet, und entflieht. Denn so zahm kann man es nicht machen, daß es frey herumgeht, Mäuse, Ratten und Schlangen fängt, und sich sodann wieder zu seinem Herrn begibt, und daselbst zur Ruhe nieder legt, wie die Katze thut.

Ehedem glaubte man, das Stachelschwein laufe seinem Feinde mit großem Gerassel entgegen, und schiesse einen Stachel auf ihn los, und entgehe so der Gefahr. Grundfalsch; das kann es nicht thun. Sein Zusammenrollen ist alles, was es gegen seinen Feind thun kann. Schlangen und Eidechsen ermordet es zwar mit seinen Stacheln, aber nur auf folgende Weise. Es rollt sich zusammen, und wälzt sich so lange mit seinen Stacheln über sie her, bis sie todt sind und frißt sie sodann auf. Man ißt das Fleisch der Stachelschweine und ihre Stacheln geben Pinselstiele, Haarnadeln und Zahnstocher.

Der Igel

ist auch mit Stacheln bedekt, wie das Stachelschwein, aber mit viel kleinern und dünnern; denn der ganze Igel ist kaum so groß, als eine Katze. Er kann sich auch

zusammen rollen, wenn er will. Je mehr ihn ein Mensch, oder ein Hund oder ein Fuchs stößt und ängstet, desto stärker streckt er seine Stacheln hervor, desto dichter wendet er sich zusammen. — Siehe Tafel 6 Figur 16 *).

Aus Angst läßt er sein Wasser laufen, und weil es ziemlich stinkt, bellt ihn der Hund eine Zeitlang an, und geht weiter. Der schlaue Fuchs aber achtet diesen Gestank nicht, geht näher hin, und beißt ihn über und über. Und weil der arme Igel nichts nasses, viel weniger warmen Piß vertragen kann, so thut er sich auf, und will fliehen. Weil er aber gar nicht schnell laufen kann, und sein Feind gleich hinter ihm her ist, so wird er von demselben erhascht und aufgefressen.

Es gibt fast allenthalben in der Welt Igel. Auch in unserm Deutschland gibt es welche. Sie halten sich in Wäldern und Gärten in hohlen Bäumen, Gebüschen und Steinhaufen, und in Löchern unter der Erde auf, fressen wildes und zahmes Obst, Kartoffeln und Rüben, und andere Gartengewächse, Ratten und Mäuse, Spinnen und Heuschrecken, Kröten und Frösche, bringen alle Jahr drey bis fünf Junge zur Welt, und leben 10 bis 15 Jahre.

Es ist nicht wahr, daß der Igel auf die Obstbäume steigt, und die reifen Birn und Aepfel abschüttelt, um solche sodann unten fressen zu können. Aber das ist wahr, daß er sich zusammen rollt, und sich über die, unter den Bäumen liegenden Aepfel und Birn so lange

*) Stachelschwein Histrix cristata. Igel Erinaceus Europaeus, Armadillo Dasipus, Formosanisches Teufelchen Manis.

herwälzt, bis etliche an seinen Stacheln stecken bleiben, um sie in sein Loch, zur Nahrung auf den folgenden Tag, tragen zu können. Er geht gewöhnlich nur des Abends umher, und liegt den Tag über ruhig in seinem Loch. Auch das ist falsch, daß er den Kühen und Ziegen die Milch aus ihren Eytern sauge, wie manche Leute glauben. Man kann den Igel zahm machen, und zum Mäuse- und Rattenfang abrichten. Er fängt viel mehr Mäuse, als eine Kaze. Man kann sein Fleisch essen, und sein stachlichtes Fell zu Bürsten und Hecheln gebrauchen. Des Winters legt er sich zusammengerollt in sein Loch, oder auch nur in einen hohlen Baum, oder blos nahe zu einem Zaun unter ein paar Hände voll Heu, Moos oder Laub, und schläft so in einem fort bis in den wärmern Frühling. Ist dieser aber erst einmal da, so erwacht er nach und nach, steht auf, und gebt wieder seinem Frasse nach. — Es gibt nur eine Art Igel, die man indeß Schweinigel und Hundsigel genannt hat. Die Schweinigel haben einen Rüssel, der viel Aehnlichkeit mit einem Schweinrüssel hat, und solche Igel gibt es bey uns im meisten. Eigentlich sind es Weibchen oder Junge der Hundsigel, die man freilich häufiger als die Männchen, oder sogenannte Hundsigel antreffen muß. — Der Rüssel der Hundsigel hingegen gleicht einer Hundsschnauze *).

*) In Ostindien und vorzüglich in Malacca gibt es Igel, die eine Art von Gallenstein einer Haselnuß, und oft auch einer Wallnuß groß, in ihrem Leibe haben. Man kennt diese Steine unter dem Namen Piedro del Porco, und hat sie vor Zeiten als eine sehr kräftige und seltene Arzney betrachtet, sie in Gold eingefaßt: und mit goldenen Ketten ver-

Der Armadillo

oder Cachicamo oder das Panzerthier ist in Südamerika zu Hause, und so groß, als ein Kaninchen, und mit Schildern bedekt. Er hat einen langen schmalen Kopf, und eine sehr lange dünne, und in eine Art von Rüssel ausgehende Schnauze, lange Ohren, einen langen Schwanz, und kurze Füsse, und frißt Mäuse, Aepfel und Birn, und sonst noch allerhand Dinge. Man ißt sein Fleisch. — Siehe Tafel 4 Figur 2.

Das formosanische Teufelchen

ist so groß, als eine junge Katze, und ein recht sehr niedliches Thierchen. Es hält sich in Afrika und Asia, und vorzüglich auf der Insel Formosa bei China auf, frißt nichts als Ameisen, und andere kleine Insekten, weil es keine Zähne hat, und ist über und über mit dunkelbraunen harten Schuppen bedekt, so daß es einer langen Artischoke, oder noch besser einer Tannzapfe ähnlich sieht. Sein Schwanz ist länger, als sein ganzer Leib. Es kann sich auch zusammen rollen. In seinem Vaterlande nennt man es Phatagin. Und die Deutschen nannten es vermuthlich wegen seiner sonderbaren Bildung Teufelchen.

In der siebenten Ordnung der Säugethiere erscheinen die fast haarlosen Ungeheuer, und größten Land-

sehen, um sie einige Minuten lang in ein Glas Wasser oder Wein hängen zu können, weil sie dann jeder Feuchtigkeit ihre medicinische Kraft mittheilen sollten. Dieß und noch mehreres hievon, hat der selige Herr Doktor Martini in der Uebersetzung der Büffonischen Säugethiere, Band 5. Seite 25 angeführt.

thiere, als der Elephant, der Tapir, das Nilpferd und das Nashorn.

Der Elephant

ist das größte Geschöpf Gottes auf dem Erdboden, und auch das merkwürdigste. Es ist sechs bis sieben Ellen hoch, und ganz gewiß dicker und größer, als zwey Ochsen auf einander und neben einander. Er ist in dem heissesten Theil von Asia und Afrika in sumpfigen und waldigen Gegenden, und bey Flüssen und Bächen zu Hause, frißt Gras und Reis und Baumblätter, bringt, wie man glaubt, alle zwey oder drey Jahre ein Junges zur Welt, und lebt hundert und fünfzig bis zweyhundert Jahre, und auch wohl noch länger *).

Nun das laß ich gelten: Ja wohl zweyhundert Jahr lang leben! Ey, wie groß ist denn ein Elephant, wenn er zur Welt kömmt? So groß ungefähr, als ein kleines Pferd. Bringt er gleich seine zwey lange Zähne mit? Nein, die wachsen ihm erst in seinem vierten Jahr. Aber seinen langen Rüssel bringt er doch gleich mit auf die Welt? O freylich! Wie sollte ein Thier ohne Nase auf

*) Elephantem alii annos ducentos vivere aiunt, alii trecentos. Aristot. histor. anim. Lib. 8. Cap. 9. Daß er aber gar vier bis fünfhundert Jahr alt werden solle, ist wohl nur eine Sage der leichtgläubigen Reisebeschreiber. Wenn man einen Indianer fragt: Wie alt ist dein Elephant? So sagt er: Mein Großvater hat ihn 30, und mein Vater 50 Jahre gehabt, und ich habe ihn nun auch schon 10 Jahre. Mehr aber erfährt man selten von ihnen. Und in den Thiergärten der Europäischen Fürsten werden sie selten über dreißig Jahre alt.

die Welt kommen? Das wäre ja eine Mißgeburt. Denn der Rüssel ist dem Elephanten das, was der Ziege die Nase; und dem Affen die Nase und die Hände zugleich sind. Er riecht damit, und bringt auch sein Fressen und Trinken damit ins Maul.

Daß aber dieß Rüsselchen so wohl, als auch die zwey Zähne anfangs nur klein, und kaum einer halben Elle lang seyn mögen, ist leicht zu vermuthen. Allein alle Jahr werden sie länger und dicker. Der Rüssel wird endlich drey Ellen lang, und dicker, als ein Mannsarm; die Zähne aber werden fast zwey Ellen lang, und so dick, als ein Mannsarm. Dieser Rüssel hängt zwischen den zwey Zähnen herunter; und die Zähne wachsen aus der untern Kinnlade heraus, sind von unten zu, bis zur Hälfte, hohl, schön weiß, und erstaunlich hart, und fallen dem Elephanten alle zwey Jahr aus.

Habt ihr den Elephanten auf unsrer 10ten Tafel schon angesehen? O ja, er ist darauf die 24ste Figur. Wie gefällt er euch? Ist es nicht ein entsezlich ungeheures Thier? Ja, das ist er auch. Er sieht gerade so aus, wie der lebendige, den wir lezthin gesehen haben. So, ihr habt schon einen lebendigen Elephanten gesehen? Wie groß war er wohl? Viel größer als der größte Ochse, den wir in unserm Leben gesehen haben. Nun so war er ungefähr acht bis zehn Jahre alt, und kaum auf die Hälfte ausgewachsen, denn die Elephanten wachsen bis in das dreyßigste Jahr fort. Im Jahr 1782 starb dem König von Frankreich in dem Park oder Thiergarten zu Versailles sein Elephant, der erst eilf Jahre alt war, und doch schon fünftausend Pfund wog; sein abgesonderter Kopf allein wog fünfhundert,

und seine abgezogene Haut über siebenhundert Pfund *). Ihr werdet doch euren Elephanten auch genau betrachtet haben, und nahe zu ihm hingegangen seyn? O ja, leider ich nur allzu nahe! Höhren Sie einmal, wie es mir gieng.

Ich lief links und rechts, und hinten und vorn um ihn herum, und staunte ihn lange an, ehe ich einen Theil seines Leibes um den andern betrachtete. Kaum aber hatte ich seine dicken plumpen, vier Säulen ähnlichen Füsse, nebst den Zehen und der ganzen Unterfläche oder Sole derselben, — denn sein Herr ließ ihn, uns zu Gefallen, einen Fuß in die Höhe heben — die mit einem hornartigen Leder überzogen war, und rings umher einen überstehenden Rand hatte — an den Vorderfüssen, deren Sole gewiß über eine Viertelelle lang und breit war, hatte er fünf Zehen; an den Hinterfüssen aber hatte er nur vier Zehen, auch ist deren Sole etwas schmäler — sein kleines, unten mit einem Haarbüschel besetztes Schwänzchen, und seine aschgraue dicke runzlige haarlose Haut — die Haut ist Finger dick, voller Runzeln und Schwielen, und trocken und rauh, und fast wie die Rinde einer alten Eiche gestaltet, und nur hier und da mit einer Haarborste besezt — genau begukt, und so eben auch seinen ungeheuern Kopf, seine kleinen blinden Augen, seine großen flach herabhängenden Ohren, seine zwey hervorstehenden Zähne, seinen Mund, den man nicht eher sieht, als bis man ihm unter den Rüssel

*) Im Museum zu Cassel sieht man einen ausgestopften Elephanten nebst dessen Skelett, wie auch viele andre seltne wilde ausgestopfte Thiere, die ehedem in der Menagerie befindlich waren.

gukt, und seinen Rüssel zu bewundern angefangen, als er sich plözlich gegen mich wandte, seinen Rüssel fast 3 Ellen lang ausdehnte, und mit demselben einen Apfel unter meinen Füssen wegnahm. Ach, wie erschrak ich da nicht! Ich zitterte und bebte, und hörte nichts mehr, und glaubte schon, er wollte mich nehmen, mich in die Höhe heben, und derbe rütteln, oder mich wenigstens auf seinen Hals sezen, und eine Zeitlang darauf reiten lassen. Aber er that mir nichts zu Leide.

Der Herr und Führer dieses Elephanten sagte mir nachher, daß ein ausgewachsener Elephant seinen Rüssel 3 Ellen lang ausstrecken, und bis auf eine Elle wieder einziehen könne. Dieser Rüssel hängt zwischen seinen 2 Zähnen herunter, ist lauter Fleisch und Knorpeln, und innen hohl, wie eine Röhre, und ganz gewiß sein schäzbarstes Glied. Er kann ihn nicht nur bewegen und biegen, sondern auch, wie gesagt, verkürzen und verlängern, krümmen und drehen, wie und wohin er will. Er holt Athem durch ihn, schöpft Wasser damit, und bringt es, nebst seinem Fraße, damit ins Maul. Er reißt damit dicke Bäume um, wirft Menschen und Thiere so empfindlich nieder, daß sie das Aufstehen vergessen: schlägt einem Menschen damit den Kopf ab, und stellt also, wenn man es haben will, und es ihm gelehrt worden ist, einen Scharfrichter vor. Unten hat er an demselben einen beweglichen Hacken oder Finger, mit dem er Blumen und Baumblüthen, und vorzüglich Pomeranzenblüthe, die er äusserst gern riecht und frißt, — er frißt oft die Zweige eines Pomeranzenbaums mit Laub, Blüthen und Früchten auf — abpflücken; Büschel von Stroh machen, um sich damit die Fliegen zu verjagen; kleine Stücke Geld

von der Erde aufheben, und hinlegen, wo man es haben will; einen Apfel oder Birn, oder ein Stück Brod aus einer Tasche langen; von der Erde eine zugepfropfte Bouteille mit Wein oder Brantwein oder Bier aufnehmen, den Pfropf heraus ziehen, und den Wein austrinken, und die leere Bouteille wieder dahin sezen, wo er sie weggenommen hat: Knoten, sehr oft zusammen geknüpfte Knoten auflösen; verschlossene und verriegelte Thüren, durch Umdrehung der Schlüssel, und Vor- oder Wegstossung der Riegel öffnen und verschliessen: schreiben; seinem Herrn, oder sonst Jemanden den Hut abnehmen, und wieder aufsezen; große Lasten aufheben, und sich selbst auf seinen Rücken legen; und noch hundert andere Künste lernen kann.

Ist das nicht alles möglich von einem solchen großen plumpen Thier, das noch zudem so dumm und tölpisch aussieht, daß man glauben sollte, es könne nichts, als fressen, saufen und schlafen? Dumm ist also der Elephant gewiß nicht, sondern sehr gelehrig, und auf alles aufmerksam, was um ihn vorgeht. Er ist gut und verträglich, sanftmüthig und pünktlich gehorsam, und thut Niemand etwas zu Leide; denn das muß man ihm nicht übel nehmen, daß er zuweilen einen trägen oder kühnen Indianer, der ihm nicht aus dem Wege gehen will, oder ihm gar unter die Füsse gelaufen ist, mit seinem Rüssel anpackt, in die Höhe hebt, und so lange derbe schüttelt, bis alles von ihm gefallen ist, was nicht fest geknüpft war: denn nachher sezt er ihn wieder säuberlich nieder und läßt ihn gehen, wohin er will. Nekt, tritt oder schlägt man ihn aber, ja dann rächt er sich gewiß bey der ersten der besten Gelegenheit, und schlägt, tritt oder bohrt

den gewiß zu tode, der ihn vorhin mißhandelt hat. Er hat ein gutes Gedächtniß, und vergisset Beleidigungen nicht leicht, denkt aber auch lange an genossene Wohlthaten, und schüzt und verschont die Unschuldigen. Ein paar Beyspiele hievon sind folgende: Ein Kornak — so nennt man die Elephantenführer — begegnete einst seinem Elephanten sehr grob, gab ihm wenig, und fast immer nur schlechtes Zeug zu fressen, nekte und schlug ihn immer, ohne zu wissen, warum? Der großmüthige Elephant erduldete diesen Unfug lange Zeit, da er es ihm aber einmal gar zu arg machte, schlug er ihn in Gegenwart seiner Frau und Kinder todt, durchstach ihn mit seinen Zähnen, und trampte ihn mit den Füssen kurz und klein. Und dieß alles war in etlichen Augenblicken geschehen. Die arme Frau zitterte und bebte, schrie und fluchte auf den Elephanten, nahm ihre 2 Kinder und warf sie ihm, da er noch ganz böse und wüthend war, vor die Füsse, und sagte: Da, Mörder, hast du meinen Mann getödtet, so nimm nun auch mir und meinen Kindern das Leben! Der Elephant stand plözlich still und stuzte, besänftigte sich, und nahm, gleich als wenn ihm das geschehene nahe gienge, das älteste von den Kindern mit dem Rüssel weg, und sezte es auf seinen Hals, gab ihm die Stelle seines Vaters und vorigen Führers, und wollte von nun an schlechterdings keinen andern Führer, als dieß Kind dulden.

Ein Beyspiel von des Elephanten Erkenntlichkeit ist dieß: Ein gewisser Soldat gab einst einem Elephanten fast alle Tage ein Stück Brod, und einen Schluck Branntwein dazu, und lebte mit ihm vertraut, daß er seinen Rüssel in die Hand nehmen, auf ihm reiten, und sonst

noch allerhand Späſſe mit ihm treiben durfte. Da er ſich nun einmal voll ſoff, und davon lief, ſuchten ihn ſeine Nebenſoldaten, und wollten ihn arretiren. Allein wie erſchracken dieſe nicht, da ſie ihn zwar fanden, aber unter ſeinem lieben Elephanten beſoffen, ſchlafend und ſchnarchend liegen fanden. Einer von der Wache wollte ihn anpacken und hervorziehen; allein der gute Elephant litt es nicht, und ſchländerte ihn ſo weit weg, daß er zwey Rippen zerbrach, und bald nachher ſtarb, und wären die übrigen nicht ſogleich davon gelaufen, ſo hätte er ſie gewiß auch ermordet. Wie nun ſein Liebling von ſeinem Rauſche erwachte, ſtuzte er über ſein gefährliches Lager, und wie er wohl unter die Füſſe ſeines fürchterlichen Freundes gekommen ſeyn möchte, ſprang er auf, umarmte das Thier, holte Brod und Branntwein und gab ihm aus Erkenntlichkeit, daß er ihn nicht zertreten, gegen die Wache geſchüzt hatte, eine doppelte Portion. So zahm und gehorſam alſo der Elephant iſt, wenn man ihn nicht nekt und ſchlägt; ſo wild und unbändig iſt er, wenn er mißhandelt wird, und man ihm nicht gibt, was man ihm verſpricht. Denn wer ihm etwas zeigt oder verſpricht, zumal wenn es Wein oder Branntwein iſt, die er beyde auſſerordentlich gern trinkt, und hält nicht Wort, und gibt es ihm nicht, der muß ſich vor ihm fürchten, und darf ihm nicht mehr ohne Lebensgefahr nahe kommen. Gibt man ihm aber, was man ihm verſprochen hat, ja zeigt man ihm auch nur die Branntweinflaſche, ſo läuft und trägt und zieht er gedultig fort, und thut alles, was man von ihm verlangt. Denkt einmal! ein Elephant kann eine Laſt von dreytauſend Pfund tragen, und mit derſelben, wenn es ſein Führer, der ſich

auf seinen Hals sezt, haben will, einen Weg von 4 Tagen in einem Tag zurücklegen, und dabey geht er sicher, und stolpert nicht. Auch durchs Wasser schwimmt er sammt seiner Last, und streckt daben seinen Rüssel in die Höhe, damit ihm kein Wasser darein läuft. Und weil er ausserordentlich gut schwimmen, und zugleich auch große Lasten auf seinem Rücken, und noch etliche Indianer, die sich an seinen Zähnen und Ohren, und an seinem Schwanze fest halten, durchs Wasser schleppen kann, so muß er oft ziemlich große Schiffe ans Land ziehen, und die Waaren und Güter von den Schiffen aufs Land, und von dem Lande in die Schiffe tragen. Oft sizt und reitet eine ganze Familie, Vater und Mutter, und Kinder auf einem einzigen Elephanten, von einem Ort zum andern, denn ein Elephant kann gar gut 30 bis 40 Menschen, sammt einem kleinen Häuschen, worin sie alle sizen, tragen. Und ehedem band man ihnen gar so große Thürme auf den Rücken, daß 40 Soldaten darin stehen, und gegen ihre Feinde fechten konnten.

Ey, warum sagten Sie vorhin, der Elephant bringe, wie man glaube, alle 2 oder 3 Jahre Ein Junges zur Welt? Weiß man es denn nicht gewiß? Nein, man weiß es nicht; denn es hat noch Niemand in der Welt einen Elephanten gehabt, der bey ihm ein Junges geworfen hätte. So bald ein Elephant gefangen und eingesperrt, und zum Reiten, Tragen und Ziehen gebraucht wird, und er nicht mehr frey in Wäldern und Reisfeldern herum spazieren, rauben und fressen kann, wo und was er will, so bringt er kein Junges mehr zur Welt. Sobald also ein Elephant stirbt, muß man wieder einen andern fangen oder kaufen, wenn man wieder einen haben will.

Lassen sie sich gern fangen? O, gar nicht gern! Man muß immer mit Lebensgefahr auf sie los gehen. Ein einziger Mann kann keinen fangen; es müssen ihrer wenigstens 10 bis 20 mit zahmen Elephanten beysammen seyn, um ihn nach und nach einschliessen, und durch Vorwerfung eines guten Bissen, so nahe herlocken zu können, daß man ihm einen Strick um den Fuß werfen und ihn sodann völlig gefangen nehmen kann. Viele werden auch in grossen Gruben, darüber kleine Aeste und Reiser gelegt sind, und sonst noch auf allerhand Art gefangen. Kann man sie aber lebendig nicht kriegen, so schießt und schlägt man sie todt, damit ihrer nicht zu viel werden, und die Indianer ihren Reis nicht für sie bauen, oder des Nachts, wie Nußschalen von ihnen in ihren Hütten zertretten werden. Reis frißt der Elephant erstaunlich gern. Der Indiander mag daher oft sein Feld bewachen, wie er will, Feuer anzünden oder trommeln, welches er doch beides nicht leiden kann, er kömmt doch, und frißt in einer einzigen Nacht einen ganzen Acker leer. Und was er nicht frißt, das zertritt er mit seinen plumpen Füssen.

Man fängt aber doch alle Jahr so viel Elephanten, daß fast jeder Indianer wenigstens Einen; die reichern aber 6 bis 8; und die Fürsten und Könige gar 12 bis 1600 Stück beysammen stehen haben, und zum Staat unterhalten können. Findet sich aber ein weisser Elephant, welches doch höchst selten geschieht — auch die röthlichen sind etwas rares — so ist die Freude erstaunlich groß, weil man ihn zu Siam, und überhaupt in Indien für heilig hält, und wie einen Gott verehrt, ihm von Menschen aufwarten, und sein Fressen und Trinken in goldenen Gefässen vorsetzen läßt. Sein Stall, oder viel-

mehr sein Zimmer ist prächtig ausgepuzt, und jeder, der zu ihm kommt, muß die Knie vor ihm beugen.

Will denn keins von euch wissen, was ein Elephant kostet? Ey ja, was kostet einer? In Indien und vorzüglich auf den 2 Inseln Zeilon und Java kostet ein schöner nur gewöhnlich 30 bis 40 Thaler; bis er aber zu uns nach Teutschland gebracht wird, kostet er fast allemal über tausend Thaler. Und das muß er auch kosten, weil er beinahe ein Jahr zu reisen hat, bis er zu uns kömmt, und fast alle Tage zwey Thaler verzehrt. Ach was? Ja ja, so viel verzehrt er, und oft wohl noch mehr. Denn er muß alle Tage 51 bis 60 Pfund Brod, oder fast einen Centner Heu haben, wenn er satt seyn soll.

Zu weilen wird ein Elephant in der Absicht nach Europa gebracht, um ihn entweder einem Fürsten zu verehren, oder ihn eine Zeitlang für Geld sehen zu lassen, und dann an den nächsten den besten Liebhaber zu verkaufen. In der Menagerie zu Cassel stand seit einigen Jahren ein schöner Elephant, der seinen eigenen Stall, und seinen eigenen Wärter hatte, und alle Tage 60 Pfund Brod, etliche Pfund Heu, und 2 Metzen gelbe Rüben fraß; allein er starb 1785 in seinem 14ten Jahre. Er hatte bey seinem Tode keine lange Zähne, weil sie ihm vermuthlich vorher ausgefallen waren. Oder hatte er deswegen noch keine lange Zähne, weil er noch zu jung war? Alle 2 Jahre fallen den erwachsenen Elephanten gewöhnlich ihre Zähne aus, und sie bekommen nach und nach wieder andere, viel dickere und längere. Man hat Elephantenzähne, die beynahe 2 Ellen lang, und unten fast 2 Mannsarme dick, und oft 150 Pfund schwer sind. Aus der untern Kinnlade wachsen sie ihnen heraus. Sie

sind unten hohl, und in der Mitte und oben ganz dicht, schön weiß und oben so hart, daß man Würfel und Nadelbüchschen, Kämme, Kegel und Kegelkugeln, Billardkugeln, Schreibtafeln, Stockknöpfe, Marken und viele andere niedliche Dinge daraus schnizen und drechseln kann.

Wäre es wohl nicht eine Schande für den grossen Elephanten, wenn er sich vor einer kleinen Maus fürchten wollte? Ja, das wäre es auch. Aber er thut es doch nicht? Doch ja, er kann die Mäuse schlechterdings nicht ausstehen, und gukt weg, oder geht ihnen gar aus dem Wege, so oft er eine sieht oder antrifft. Und dieß kömmt vermuthlich daher, weil ihm die Mäuse, wenn er auf der Erde liegt und schläft, gern in seinen Rüssel kriechen, und sehr zu schaffen machen, bis er sie wieder heraus bringt. Deßwegen legt er auch die Oeffnung seines Rüssels, wenn er sich zum Schlafen niederlegt, so dicht auf die Erde, daß ihm keine Maus hineinkriechen kann.

Auch der Tiger, der Leopard und der Löwe fallen ihn zuweilen im Schlaf feindlich an, springen ihm auf den Rücken, und saugen so lange von seinem Blut, bis er todt ist; oder halten ihm die Mündung seines Rüssels zu, daß er keinen Athem holen kann; oder beissen ihm denselben gar völlig ab. Es hat also der große Elephant auch seine Feinde, die ihn mit List ums Leben bringen können. — Ein ausgewachsener Elephant wiegt gewöhnlich viertausend Pfund. Man ißt sein Fleisch.

Der Tapir

oder Anta oder das Wasserschwein ist nur so groß als ein Müllereſel, und doch in der neuen Welt, nach dem

Biſon oder Buckelochſen, das gröſte Landthier *). Er hält ſich heerdenweiſe in den ſüdamerikaniſchen Wäldern, nahe bey Sümpfen, Flüſſen und Seen auf, gleicht viel dem Elephanten, und dem Schwein, grunzt auch faſt wie das Schwein, hat einen dicken langen Kopf, und eine Art von Rüſſel; denn ſeine Oberlippe hängt ungefähr eine halbe Elle über die untere heraus, iſt armsdick und beweglich, und faſt eben ſo gebildet, wie der Rüſſel eines Elephanten, aber vorn ohne Hacken, ſo daß er damit keine Knoten auflöſen, aber doch ſeine Jungen damit aufheben, und auf ſeinen Rücken ſezen und ſeinen Fraß damit abpflücken kann. Er hat einen kurzen breiten Hals, einen gebogenen Rücken, einen kleinen nakten Schwanz, ziemlich dicke, vornen mit 4, hinten aber mit 3 geſpaltenen Klauen verſehene Füſſe, ſieht röthlich aus, wie eine Kuh, frißt Gras, Zuckerrohr und allerhand Feld- und Baumfrüchte, bringt alle Jahr ein Junges zur Welt, und lebt ungefähr 30 bis 40 Jahr. Siehe Tafel 4. Fig. 4. Man ißt ſein Fleiſch, und gebraucht ſein Fell zu Kleidern und Zelten. Er iſt ein träges, ein trauriges Thier, das die Finſterniß ſucht, und nur des Nachts auf ſeinen Fraß ausgeht, und ſich nirgends lieber, als in dicken dunkeln Wäldern, nahe bey Seen, Flüſſen und Moräſten aufhält, um ſich ſogleich, wenn er einen Feind merkt, in das Waſſer ſtürzen, und durch Schwimmen retten zu können. Sezt man ihm aber auch da noch nach, ſo taucht er unter und läuft unter dem Waſſer ſehr weit fort.

*) Waſſerſchwein heißt er, weil er viel Aehnliches mit dem Schwein hat, und faſt immer im Waſſer lebt. Tapir iſt ſein Braſiliſcher Name. Und Anta nennt ihn der Portugieſe.

Das Nilpferd

oder Seepferd oder der Wasserochse ist zwar merklich kleiner, als der Elephant, aber doch, nach diesem Ungeheuer, das größte und plumpeste Thier auf Erden. Er sieht fast aus, wie ein Schwein, und zum Theil auch, wie ein Ochse, und brüllet auch, wie ein Ochse, hat einen sehr dicken Kopf, und einen entsezlich grossen Rachen, kleine Augen, kleine Ohren, große weite Nasenlöcher, einen ungemein dicken Hals, kurze dicke Füsse mit vier Klauen, ein kurzen dicken Schwanz, und wenig oder gar keine Haare auf seiner dicken schwarzen Haut, wohnt in den afrikanischen Seen und Flüssen, frißt Fische, Gras, Reis und Hirsen und Baumwurzeln, wirft alle Jahr Ein Junges, und wird 40 bis 50 Jahr alt. — Siehe Tafel 11 Figur 28*).

Den Tag über liegt und schläft das Nilpferd im Schilf oder im Sande und bekümmert sich nichts um das, was um es vorgeht. Des Nachts aber geht es theils im Wasser, theils auf dem Lande seinem Fraße nach, und thut so lange Niemand etwas zu Leide, als man es ungeschoren seines Wegs gehen, ruhig seine Fische verzehren, und seinen Reis und Hirsen, oder seine Baum-Wurzeln auffressen läßt. Stört man es aber darin, oder verwundet man es gar, so geht es wüthend auf seine Feinde los, und hört nicht eher auf zu rasen, als bis es sie zerrissen hat, oder sie sich entfernt haben, oder von ihnen todt geschossen worden ist. Nach seinem Kopf muß man zielen, wenn man es tödten will, denn durch seinen Bauch und Rücken geht keine Flintenkugel durch.

*) Elephant Elephas. Tapir Hydrochaerus Tapir. Nilpferd Hippopotamus. Nashorn Rhinoceros unicornis et bicornis.

Im Wasser weicht es niemand aus, weil es erstaunlich schnell schwimmen, untertauchen und etliche hundert Schritte unter dem Wasser fortlaufen kann. Und eben deswegen ist es den Schiffen, die auf dem Nil auf- und abfahren, sehr gefährlich, weil es da plözlich aus dem Wasser heraus kömmt, wo man es gar nicht vermuthet hätte, und die Schiffe in die Höhe hebt, und oft auch ganz umwirft. Schießt oder schlägt man es nun wund, oder ist es schon verwundet, so haut es mit seinen 4 langen Zähnen solche grosse Löcher in das Schiff, daß es schlechterdings sinken und zu Grunde gehen muß. Und daß dabey auch die Menschen darin umkommen, oder wenigstens in grosser Lebensgefahr seyn werden, könnet ihr euch vorstellen. Es sind zwar alle Zähne des Nilpferds dick und starck, allein in seiner untern Kinnlade hat es vorzüglich 4, davon jeder ungefähr eine halbe Elle lang, und so dick, als ein Ochsenhorn, und 12 bis 13 Pfund schwer ist. Diese Nilpferdszähne sind weisser und härter, als die Elephantenzähne, und werden auch, wie diese, zu allerhand Dingen verarbeitet. Feuer soll man mit einem solchen Zahn anschlagen können.

So schnell und beherzt nun dieß Ungeheuer im Wasser mit Schwimmen und Untertauchen ist, so langsam und ängstlich ist es dagegen im Laufen auf dem Lande. Es läuft und springt gleich davon, wenn es einen Menschen hört oder sieht. Es läßt sich nicht leicht zahm machen. Man ißt sein Fleisch. Wenn es ausgewachsen ist, wiegt es beinahe 3000 Pfund. Und zuweilen wiegt seine Haut 800 bis 1000 Pfund. Ehedem gab es mehr Nilpferde, als jezt. Die alten Aegypter bildeten sie in Steinen an ihren Spizsäulen ab. Und die Römer präg-

ten ihr Bildniß auf ihre Münzen. Das Crocodil kann es nicht ausstehen. Es verfolgt es, wo es kann.

Das Nashorn

oder Rhinoceros ist des Elephanten Landsmann, und ihm an Fraß und auch fast an Größe gleich; denn wenn es ausgewachsen ist, so ist es 6 Ellen lang, wegen seines anderthalb Ellen langen Hornes auf der Nase, das es nie verliert, und das ihm nicht, wie andern gehörnten Thieren am Knochen fest sizt, sondern nur mit der Haut verwachsen ist; wegen seines sonderbaren, in ein kleines Rüsselchen sich endigenden Kopfes, — denn seine Oberlippe ragt ein wenig über die untere hervor, und endigt sich in einen spizigen schnabelförmigen sehr beweglichen Hacken, den es verlängern und verkürzen, und doppelt um einen Stecken herum wenden, und Gras, Reis und Zuckerrohr damit abreissen kann; wegen seiner langen steifen Ohren, sehr kleinen Augen; wegen seiner schwarzgrauen, haarlosen und so faltigen Haut, daß man meint, es wäre angeschirrt, oder mit Panzern bedeckt; wegen seiner kaum anderthalb Ellen hohen dicken

*) Rhinoceros ist griechisch, und kömmt her von ῥὶν nasus und κέρας cornu, hinc nasicornis, oder animal unius in nare cornu. Unicornis ist sein gewöhnlicher lateinischer Name, weil man es ehedem aus Irrthum und Betrügerey Einhorn genannt, und ihm mitten auf der Stirn ein gerades weisses, drey Ellen langes Horn angedichtet hat. Die Hörner, die man für seine Hörner ausgab, und sehr theuer verkaufte, kamen und kommen noch von einer gewissen Art Wallfische her, die man gewöhnliche Einhornfische nennt. Siehe hievon unten bey der Beschreibung dieses Einhornfisches mehreres.

Beine, dreykralligen Füsse, und fast bis auf die Erde hängenden Bauches; und wegen seines kurzen, nakten und nur am Zipfel behaarten Schwanzes. Es bringt alle Jahr ein Junges zur Welt und lebt 40 bis 50 Jahr. Es gibt auch Nashörner mit 2 sogenannten Hörnern. Und ein solches ist auf der 10ten Tafel, Fig. 11 abgebildet.

Es hält sich fast immer bey Flüssen und Sümpfen auf, wühlt gern im Schlamm, und fürchtet sich weder vor Menschen noch vor Thieren. Den Menschen thut es nichts zu Leide, wenn sie es nicht zuerst beleidigen; und mit den Thieren lebt es auch im Frieden. Wird es aber von einem oder dem andern Thier oder Menschen beleidigt, so tobt es entsezlich, und reißt und stößt Freunde und Feinde, und überhaupt alles nieder, was ihm begegnet. Auch den Elephanten? Ja, auch hinter diesen wagt es sich sodann und stößt ihm sein Horn in den Leib, wenn es gleich von demselben nachher auch niedergeschlagen wird. Der Elephant schlägt doch nur seine Feinde nieder, ist ruhig, wenn sie weg sind, und schont und beschüzt die Unschuldigen; das Nashorn aber ermordet beyde, und wüthet oft einen halben Tag in Einem fort. Und eben deßwegen, weil es fast immer entsezlich wild ist, wird es fast gar nicht gezähmt, viel weniger zum Ziehen und Tragen gebraucht. Man schlägt es gewöhnlich todt, und ißt sein Fleisch, und macht aus seiner Haut, die die härteste unter allen Thierhäuten in der Welt ist, Peitschen, Riemen, Kannen, Schüsseln, Zelte und Kleider. Sein Horn ist auch sehr hart, innen nicht hohl, nach hinten gebogen, und von graubrauner Farbe. In Afrika findet sich das Rhinoceros mit 2 Hörnern, die gerade hinter einander, das eine auf der Nase,

und das andere auf der Stirn stehen. Das Asiatische hat nur ein Horn. Das Geschrey dieses Ungeheuers tönt fast wie das Grunzen eines Schweines.

In der achten Ordnung hören wir diejenigen Thiere ab, die kurze Schwimmfüsse haben, oder gleichsam ohne Füsse sind, denn ihre Vorderfüsse sind an den Leib gezogen, und die Hinterfüsse in einen flach liegenden Schwanz verwachsen, und sich in den nördlichen Gegenden von Europa, Asia und Amerika, theils in Flüssen und Seen, wie die Biber, Fischottern und Meerottern; theils in den Meeren aufhalten, wie die Seehunde, Seebären, Seelöwen, Seekühe und Wallrosse. — Es soll jedes seine Geschichte selbst hersagen.

Du Biber

Castor oder Fiber sollst die Ehre haben, den Anfang zu machen. Rede also. Ich bin fast so groß, als ein Schaaf, habe einen spizigen Rattenkopf, einen flachen schuppichten Schwanz, kurze mit fünf Klauen besezte Füsse, — meine Vorderfüsse sind merklich kleiner, als meine Hinterfüsse, und die Zehen daran frey, und mit keiner Schwimmhaut besezt; an den Zehen meiner Hinterfüsse aber habe ich eine Schwimmhaut, um damit im Schwimmen gut rudern zu können, — und über den ganzen Leib schwarzbraune zarte Haare, — doch gibt es auch ganz weisse, und braun und weiß gefleckte Biber, lebe und wohne an Flüssen, Seen und Teichen, fresse Baumrinden und Laub, werfe alle Jahr zwey bis drey Junge, und werde 15 bis 20 Jahre alt. — Siehe Tafel 11 Figur 27.

Man ißt mein Fleisch, und hält vorzüglich meinen Schwanz und meine Zunge für etwas delikates. Ich habe einen ganz sonderbaren Schwanz: denn er ist ungefähr ein halbe Elle lang, und fast eine Viertelelle breit, und kaum einen Mannsdaumen dick, und über und über mit Schuppen bedekt, und sieht am Ende aus, als wenn er mir abgebissen worden wäre.

Und in welch hohem Werth stehen nicht meine Haare? Macht man nicht davon feine Hüte, Strümpfe und Handschuhe, die man fast allenthalben in der Welt, unter dem Namen Castorhüte und Castorhandschuhe verkauft? Aber nimmermehr sind alle diejenigen Hüte, Strümpfe und Handschuhe, welche man Castorhüte, Castorstrümpfe und Castorhandschuhe nennt, von meinen Haaren gemacht, weil sie allzu theuer seyn würden; sondern man mischt Schaafwolle, oder Hasen- und Kaninchenhaare darunter, oder macht sie gar von lauter solchen Haaren, oder nur von lauter Schaafwolle. Die Indianer kleiden sich auch in unsere Felle, und machen aus unsern Zähnen Messer und Gabeln. Die Engländer treiben mit unsern Haaren den stärksten Handel, weil wir uns in ihrem Amerika erstaunlich häufig aufhalten. In Europa gefällt es unsern Kameraden nicht sonderlich, weil es allzu stark angebaut und bewohnt ist, und sie also sehr zerstreut, einsam und flüchtig leben, und sich in Höhlen verstecken müssen, und keine eigene Häuser, wie wir, bauen können; und man sie auch deswegen gewaltig verfolgt, weil sie die Ufer durchwühlen, und den Pfählen und Schlagwerken gefährlich sind.

Ist es dein Ernst? Gibt es wirklich in Europa Biber? Ja freylich gibt es welche darin. Und wo denn? In

der Schweiz, in Italien, Spanien, Frankreich, und selbst auch hie und da in Deutschland *). In Asia gibt es zwar freylich unserer mehr, als in Europa, aber in Amerika, und vorzüglich in der Provinz Canada, ist unser wahres Vaterland: denn daselbst gibt es so viele tausend von uns, daß es da, wo wir unsere Wohnungen aufgeschlagen haben, aussieht, als wenn etliche hundert Indianer beysammen in einem Dorfe wohnten.

Ey ist es wohl an dem, daß ihr große dicke Bäume, Aeste und Zweige abbeissen, und davon Dämme und Häuser bauen könnet? Ja, das können wir. Wir fällen Mannsdicke, und oft noch dickere Bäume, die dicht am Ufer stehen, und ganz, oder fast ganz ins Wasser fallen, wenn wir sie abgebissen haben; fallen sie aber unvermuthet ganz aufs Land, so ziehen und schleppen wir sie ins Wasser, setzen uns darauf, und fahren und schwimmen auf denselben an den Ort hin, wo wir unser Haus aufbauen wollen. Einige von uns sezen sich auch wohl nur auf einen Ast, und schwimmen darauf fort. Und dabey dienen uns unsere Schwänze und unsere Hinterfüsse statt der Ruder.

*) In der ersten Auflage dieses Buches behauptete ich noch, daß es in Teutschland gar keine Biber mehr gebe. Allein ich bin in den Dessauischen pädagogischen Unterhaltungen vom Jahr 1779 eines andern belehrt worden. Denn es heißt im ersten Vierteljahr des dritten Jahrgangs Seite 87 also: Wir können es versichern, daß es Biber an der Elbe und Mulde im Dessauischen Lande gibt. Schon zweimal haben die Philantropisten einen im Fangeisen getödteten Biber hier gesehen. Auch in Westphalen gibt es hier und da Biber. Im Herzogthum Lauenburg findet sich bey der Stadt Lauenburg, in der Elbe, eine Insel, wovon man sagt, daß sich da zu Zeiten Biber aufhalten.

Sind wir alle an Ort und Stelle, so geht es plötzlich aufs Arbeiten los. Einer muß dieß thun, der andere jenes; denn es arbeiten gewöhnlich unsrer 10, 20 bis 30 bey einem Haus gemeinschaftlich mit einander. Einige beißen die Aeste von dem herbeygeführten Baum ab, und behauen sie zu Pfählen; andere tauchen unter, graben mit ihren Vorderpfoten Löcher in den Boden, stecken die Pfähle darein, rammeln sie fest, und durchflechten sie mit Zweigen. Einige schleppen Erde, Wasser, Moos und Steine zu; andere machen einen Leim zurechte, und verkleistern und verstopfen damit, und mit Moos und Steinen die Löcher unsers Dammes. Und auf diesen Damm bauen wir nun unser Haus, das gewöhnlich nur Eine, zuweilen aber auch zwey Etagen hoch wird, eine eyförmige Figur hat, und bald groß, bald klein wird, je nachdem unsrer viel oder wenig darin wohnen wollen. Ist endlich auch das Haus fertig, worin wir alle gemeinschaftlich gearbeitet haben, so baut sich zulezt je ein Paar seine eigene Zelle, und füttert sie mit Heu und Moos aus, damit es für sich und seine künftigen Kinder ein weiches warmes Lager habe, und lebt so, Herbst und Winter über, ruhig und zufrieden darin. Ist es aber erst Frühling geworden, so eilen wir, Jung und Alt mit einander in die Gebölze und Wälder, und belustigen und fressen uns bey den frischen saftigen Baumrinden, Knospen und Blättern satt; denn den Winter über haben wir uns mit alten Baumrinden, und abgepflücktem Laube, das wir unter dem Wasser verborgen, und feucht und grün erhalten haben, behelfen müssen. Ganze Aeste und Zweige stecken wir zu dem Ende im Herbst, nahe bey unserm Damme unters Wasser. Und in den Wäldern blei-

hen wir bis in den Herbst; den Winter und Frühling über aber ziehen wir wieder zu unsern Hütten zurück. Sind sie beschädigt, so bessern wir sie aus; sind sie aber gar nicht mehr da, so bauen wir uns wieder neue.

Schwanz, Füsse und Zähne haben wir zu unserm Bauen nöthig. Unsere Zähne dienen uns statt der Sägen und Aexte; unsere Vorderfüsse brauchen wir als Hände; und mit unsern Hinterfüssen machen wir unsern Leim an; und unser Schwanz ist uns Schauffel und Kelle, denn wir schmieren mit ihm den Leim an den Wänden herum, und klopfen ihn auch damit fest. Und dann dient uns unser Schwanz auch zu unserer Rettung; denn so bald einer von uns einen Jäger, oder sonst einen Feind sieht, oder hört, so schlägt er mit seinem Schwanz ins Wasser, und gibt uns dadurch ein Zeichen, daß wir in Gefahr seyen, und fliehen sollen. Hast du nicht gesehn! Husch! husch! Plözlich sind wir alle weg, alle unter dem Wasser. Unser Haus hat gewöhnlich 2 Oeffnungen, eine ins Wasser, und eine aufs Land. Diese gebrauchen wir selten zur Flucht, weil wir wegen unsrer sonderbaren Füsse schlecht laufen, ja nur wie eine Gans jämmerlich daher schaukeln können; jene aber dient uns zum Abtritt und zur Flucht. Schwimmen und untertauchen, und auch unter dem Eis weglaufen, können wir sehr gut.

Du fängst und frissest doch vermuthlich auch Fische, da sie dir immer vor der Nase herum schwimmen? O nein, das thue ich nicht. Ich fresse weder Fische noch Krebse, noch sonst ein Thierchen. Auch nach den Feld- und Baumfrüchten frage ich nichts. Macht man mich aber zahm, so fresse ich zwar nach und nach alles, was

man mir gibt, aber doch gewiß kein Fleisch. Ich thue Niemand etwas zu leide, wehre mich aber doch für meine Haut, und beisse dem, der mich grob anfaßt, oder gar prügeln will, Hände und Füsse entzwey.

Aber sage mir doch, geschickter Biber, wie du die Erde und das Wasser zu deinem Leime zusammen bringst? O, dieß sollten Sie ja leicht errathen! Ich scharre irgendwo die Erde auf, und trage in meinem Maul so viel Wasser zu, als ich brauche. Ist aber da, wo ich gern meinen Leim anmachen wollte, keine Erde oder kein Thon vorhanden, so hohle ich ihn Maulvollweise herbey. Nicht wahr, Sie haben geglaubt, ich trage Steine, Erde und Moos auf meinem Schwanze zu; oder ich fahre sie gar auf dem Bauch eines meiner Kameraden herbey? Ich weiß es wohl, daß man von uns Bibern glaubt, wir wären so unbarmherzig, und fiengen fremde herumirrende Bibern auf, machten sie zu unsern Sclaven, und gebrauchten sie als Bediente, um uns Holz, Moos, Erde und Steine herbey zu schleppen; und würfen sie auch wohl auf den Rücken nieder, wie das dumme Murmelthier thun soll, und belasteten ihren Bauch mit Erde und Steinen, packten sie beim Schwanz an, und schleppten sie so zu unserm Damme hin. Falsch aber ist diese närrische Sage. Auch ist es falsch, daß wir Schildwachen ausstellen.

Noch eins: Unter meinem Schwanze habe ich einen Beutel, worin diejenige schmierige Feuchtigkeit ist, mit der ich meine Haare einschmiere, damit das Wasser drüber wegrolle, und nicht auf meine Haut dringe, und es mich nicht allzusehr friere. Auch in den Apotheken gebraucht man diese meine Beutelfeuchtigkeit zu

allerhand Dingen, und nennt sie Bibergeil*). Ein dicker grosser Biber wiegt 50 bis 60 Pfund.

Ich Fischotter

bin etwas größer, als ein Pudel, habe einen runden bartigen Katzenkopf, kleine Ohren, große Augen, einen langen zottichten Schwanz, kurze Füsse, und dann 5 mit einer Schwimmhaut verbundene Zehen, und über den ganzen Leib zarte graubraune Haare, lebe und wohne eben da, wo der Biber lebt und wohnt, fresse Fische, Krebse und Frösche, und im Nothfall auch Wasserratten, Baumrinden, Laub und Gras, werfe alle Jahr 3 bis 5 Junge, und werde 12 bis 15 Jahre alt. — Siehe Tafel 11 Figur 3.

Aber ich baue kein Haus, wie der Biber, sondern wohne nur in dem nächsten dem besten Loch am Ufer oder unter den Wurzeln eines Baumes. Und damit man nicht sieht, wo ich wohne, gehe ich unter dem Wasser hinein, und lasse nur ein kleines Luftloch oben auf der Erde offen. Mein Fleisch schmekt nicht sonderlich, weil es stark nach Fischen riecht; aber meine Haare sind sehr fein, und fast eben so gut zu Hüten und Strümpfen zu gebrauchen, als die Haare des Bibers. Wenn ich gern einen guten Fraß thun möchte, so schlage ich mit meinem Schwanze ins Wasser, und jage die Fische zusammen, und tauche nun plözlich unter, fange einen oder zwey davon, und gehe mit ihnen heraus aufs Trockene, und verzehre sie da.

*) Düverney glaubte, das Bibergeil habe auf das Verdauungssystem des Bibers Einfluß. Siehe epist. ernd. ad Halerum Vol. I.

Ist es nicht so? Ja verhaßter Fischdieb; freylich ist es leider so. Immer, und vorzüglich des Nachts, schleichst du bey den Teichen umher, und laurst und gukst nach den Fischen, und wenn du einen siehst, so fährst du auf ihn los, und fängst und frissest ihn. Du hast schon in kurzer Zeit einen ganzen Teich ausgefischt, und sodann, da es keine Fische mehr darin gab, auch die Krebse aufgefressen.

Ich kann besser schwimmen, länger unter dem Wasser bleiben, und auch flinker auf dem Lande laufen, als der Biber. Auch zahm lasse ich mich machen, und zum Fischfang abrichten, daß ich Fische aus den Teichen und Flüssen heraus hole, und sie meinem Herrn zutrage *).

Ich Meerotter

bin zwar merklich grösser, als die Fischotter, sonst aber dir an Fraß, Wohnung und Bildung fast ganz ähnlich. Ich fresse auch Fische und Krebse, und wohne auch an den Ufern der Flüsse in unterirrdischen Löchern. Darin aber bin ich von der Fischotter unterschieden, daß ich nur in den kältesten Gegenden von Asia und Amerika wohne, und von den Flüssen auch in die Meere hinaus schwimme; und eben deßwegen nennt man mich auch Meerotter — daß ich schwarzbraune, äußerst zarte Haare habe; alle Jahr nur Ein Junges zur Welt bringe; und 20 bis 25 Jahre alt werde.

Lassen

*) Eine kleinere Otterart (Lutra minor), die unter dem Namen Steinhund bekannt ist, sieht schmutzig braun aus, wohnt an den Ufern der Flüsse gleichfalls, stellt den Fischen nach, und verwüstet die Ufer und Dämme. Sie ist häufiger als die Fischotter, und wird von dem gemeinen Mann wohl mit der Wasserratte verwechselt.

Ich bin erstaunlich blöde, und gar nicht stark. Man kann mich leicht fangen, und todt machen. Mein Junges liebe ich so sehr, daß ich mich lieber todt schlagen lasse, ehe ich es mir aus meinen Händen nehmen lasse: denn ich habe die Gewohnheit, auf dem Rücken zu schwimmen, und mein Kind auf meinen Bauch zu sezen, und mit meinen Füssen fest zu halten und so mit ihm so lange von einer Stelle zu andern zu fliehen, bis es das Schwimmen gelernt hat.

Ich Seehund

Robbe oder Seekalb, halte mich in den nördlichen Meeren und Seen von Europa, Asia und Amerika bey Island, Grönland, Spitzbergen und Kamtschatka, im Baltischen Meer, und an den Küsten von Norwegen, Holland, England, und Frankreich ꝛc. auf, und zuweilen verirre ich mich auch in grosse Flüsse und Seen; bin 2 bis 4 Ellen lang, und 1 bis 2 Ellen hoch, habe einen dicken grossen Hundskopf, lange Borstenartige Barthaare, wie eine Katze, — auch auf der Nase, und über den Augen habe ich solche Haare; und denn sieht auch nicht ein Seehundskopf aus, wie der andre — grosse Augen, keine Ohrlappen, einen kurzen Schwanz, ganz außerordentlich sonderbare Füsse, und über den ganzen Leib kurze steife weißlichgraue, schwarzgraue, und schwarz- und weißgeflekte Haare, fresse meist lauter Fische, und vorzüglich gern Häringe, bringe alle Jahr Ein oder zwei Junge zur Welt, und werde ungefähr 20 bis 25 Jahre alt.

Nun, und wie sehen denn deine Füsse aus? Ja, ganz sonderbar. Ich armer Schelm bin lahm, und kann nicht gehen. Will ich weiter, so muß ich mich fast wie ein Wurm fortschieben, oder so auf meinen Vorderfüssen

daher schnurren, als wenn mir die Hinterfüsse abgeschlagen wären. Ja ich habe eigentlich gar keine Füsse, sondern nur so etwas, das Füssen ähnlich sieht. Denn meine Vorderfüsse sind etwas höher, als meine Hinterfüsse, und krumm, und nach hinten gebogen, haben 5 Zehen mit grossen spizigen Klauen, und sehen fast den Gänsefüssen oder Maulwurfspfoten ähnlich. Meine Hinterfüsse sind auch krumm, und ebenfalls mit starken Klauen bewaffnet, und so nach hinten gebogen, daß sie zwischen meinem Schwanz hängen, und mir, weil sie mit einer Schwimmhaut verbunden sind, zum Ruder dienen. Und weil meine Füsse allzu närrisch aussehen; so meynen fast alle die Leute, die mich nie lebendig, sondern nur abgebildet gesehen haben, ich hätte gar keine Füsse.

Du hast recht, fetter Seehund, deine Füsse sehen jämmerlich aus. Man glaubt wirklich, wenn man dich in einer Abbildung sieht, du habest keine Füsse; denn deine Vorderfüsse sieht man entweder gar nicht, oder man hält sie für einen abgestuzten Flederwisch; und deine Hinterfüsse liegen so zwischen deinem kleinen Schwänzchen gestrekt, daß man sie für deinen Schwanz halten könnte. — Siehe Tafel 11 Figur 20.

Das Meer wird also dein beständiger Aufenthalt seyn? Denn wie solltest du wohl mit solchen krummen Füssen auf dem Eise, oder auf dem Sande, oder auf der Erde fortkommen können? Und warum nicht? Ich wohne und lebe fast den ganzen Sommer über auf dem Lande, oder auf dem Eise, und gehe nur dann ins Wasser, wenn mich hungert. Ich werfe und erziehe auch meine Junge auf dem Trockenen. Und durch Hülfe meiner Krallen kann ich an den steilsten Felsen und Eisbergen hinauf klet-

tern, und oben eine Zeitlang ruhen und schlafen. Und dann stürze ich wieder ins Meer hinunter; ja ich kann sogar, wenn ich gleich lahm zu seyn scheine, so schnell und flink auf dem flachen Eise fort hüpfen, daß mich auch der geschwindeste Grönländer nicht leicht einholen kann.

Was macht denn der Grönländen mit dir? O sehr vieles! Er ißt mein Fleisch und meinen Speck, und kleidet sich in mein Fell. Mein Fleisch, das roth aussieht zart, saftig und fett ist, ißt er und der Eskimo, und noch viele andere arme Leute in meiner Nachbarschaft, frisch und geräuchert. Meinen zwey bis drey Finger dicken Speck ißt er zum Theil, und zum Theil verbrennt er ihn in seiner Lampe statt des Oels. Und wie vielerley Dinge macht er sich nicht aus meinem Felle? Er macht sich Röcke, Kamisöler, Mützen, Hosen, Stiefel, Schuhe, Riemen, Stricke und Schläuche daraus. Und sogar seine kleinen Schiffe oder Kähne, die er Kajake nennt, verfertigt er daraus, oder er überziebt und füttert sie wenigstens damit. Auch seine Sommerhütte bedekt er damit. Und wie viele tausend Stück vertauscht und verkauft er nicht an die Europäer, die ihre Kuffer und Reisekasten damit überziehen, und Tabaksbeutel und Mützenverbrämungen daraus machen? Ach, wie würde es den armen Grönländern und Eskimo ꝛc. ergehen, wenn es keine Seehunde mehr gäbe! Verhungern und erfrieren müßten sie.

Gibt es denn eurer so gar viel? O erstaunlich viel! Blos die Isländer, Grönländer, Eskimo und Kamtschadalen schlugen unser jährlich viele tausend todt. Und wie viel unser noch dazu von den Norwegen, Russen,

Schweden, Dänen, Holländern, Hamburgern und Engländern vor die Köpfe geschlagen werden, weiß ich nicht; ich glaube alle Jahr mehr als fünftausend Stück. Denn wenn sie keine Wallfische kriegen können, so geht es über uns schläfrige Robben her.

Zwey bis dreyhundert Stück schlagen sie oft in ein paar Stunden todt. Wo schlafet ihr denn? auf den Eisfeldern liegen wir heerdenweise herum. Stellt ihr denn keine Wache aus? Ach, was Wache! Es schläft alles, Alt und Jung so feste bey einander, daß wir unsere Mörder nicht kommen hören, und oft kaum erwachen, wenn sie schon viele von uns getödtet haben. Schreyet und wehret ihr euch denn nicht? Doch ja; wir Alten bellen jämmerlich darauf los, wie die heisere Hunde; und unsere Jungen mauen, wie die Katzen. Wir beissen armsdicke Prügel ab, und fahren wüthend auf unsere Mörder zu; allein sie lassen uns nicht so nahe zu ihnen hinkommen, daß wir beissen könnten, sonst würden wir ihnen die Füsse kurz und klein beissen; sondern sie schlagen uns mit ihren Prügeln so sehr auf die Nase, daß wir halb oder ganz todt niederpurzeln. Und nun schneiden sie uns ein Loch in die Kehle, ziehen uns das Fell ab, schneiden unsern Speck weg, und trampen ihn in ihren Tonnen fest, und fahren damit nach Hause, und schmelzen und brennen Thran daraus. Weil wir aber ein erstaunlich zähes Leben haben, so geschieht es zuweilen, daß wir uns noch herum wälzen, und in die Höhe fahren und beissen wollen, wenn wir auch gleich schon halb geschunden, oder uns gar das ganze Fell schon abgezogen, und uns der Schädel fast ganz entzwey geschlagen ist. Diejenigen Europäer, die alle Jahr im

April und May nach uns Seehunden oder Robben ausfahren, heissen Robbenfahrer; und weil sie uns nicht mit Nezen und Angeln fangen, oder mit Spiessen todt stechen; sondern mit Prügeln todt schlagen, so nennt man sie auch Robbenschläger. Es fahren jährlich viele europäische Schiffe blos auf den Robbenschlag aus. Der Thran von Roppenspeck ist so gut, als schlechtes altes Baumöl *) Die kleinen Bröckelchen, die beim Brennen oder Schmelzen vom Robbenspeck, oder auch vom jedem andern Fett, und Speck überbleiben, nennt man Krieben oder Krieven. Man kann sie essen. Die Krieben von Gänse- oder Schweinefett schmecken nicht übel.

Ich Seebär

oder Bärenrobbe bin merklich größer, als der Seehund, dem ich sonst an Gestalt ziemlich gleiche; habe einen Bärenkopf, kurze Ohren, einen kurzen Schwanz, kleine mit 5, bis in die Mitte, mit einer Schwimmhaut verbundene krallige Zehen, und über den ganzen Leib kurze borstige schwarzgraue Haare, fresse Fische und Gras, werfe selten mehr als ein Junges alle Jahr, und werde gegen 50 Jahr alt, und mein Aufenthalt ist in dem Meer bey Kamtschatka zwischen Asien und Amerika ꝛc. Ich kann sehr schnell schwimmen, und fürchte mich vor nichts, selbst vor den Menschen nicht, die auf

*) Eine sehr ausführliche Beschreibung des Seehundes, und wie man ihn fängt und nüzt, steht in Martens Spizbergischen und Grönländischen Reisen, und in Cranzens Historie von Grönland. Derjenige lebendige Seehund, den ich im Jahr 1779 hier in Göttingen gesehen habe, war Ein Jahr alt, vier Schuh lang, und anderthalb Schuh hoch, und sah gerade so aus, wie ich hier erzählt habe.

dem Meer mit Schiffen herum fahren, oder am Ufer mit Flinten und Steinen auf mich lauern. Kömmt mir ein Mensch nahe, so falle ich ihn wüthend an, und reisse ihn nieder. Die Kamtschadalen werfen mit Steinen nach mir, und schiessen, werfen und schlagen mich todt, essen mein Fleisch und trinken mein Blut. Gewöhnlich habe ich 20 bis 50 Weibchen, und ich und meine Weiber und Kinder und Kindskinder halten immer zusammen, und lassen Leib und Leben für einander. Wenn einer von uns feindlich angefallen wird, so kommen wir ihm gleich alle zu Hülfe *).

Ich Seelöwe

oder Löwenrobbe habe auch viel Aehnliches mit dem Seehunde, bin aber viel größer, und ungefähr 6 bis 10 Ellen lang, und fast so hoch und dick, als ein Löwe. Ich wohne in dem sogenannten stillen Meer, aber auch noch weiter gegen dem Südmeer zu, bald im Wasser, bald auf dem Lande, habe kurze hellbraune Haare, fresse Fische und Gras, bringe alle Jahr zwey Junge zur Welt, und lebe, wenn mir kein Unfall begegnet, über 50 Jahre.

Mit Haut und Haare wäge ich, wenn ich völlig ausgewachsen bin, sieben bis achthundert Pfund. Man ißt mein Fleisch, und brennt aus meinem zwey Händebrei-

*) Noch mehr vom Seebären siehe in Kraschenninnikows Beschreibungen des Landes Kamtschatka Seite 154 ꝛc. Vom Seelöwen siehe eben daselbst Seite 159 ꝛc. Vom Seehunde siehe eben daselbst Seite 140 ꝛc. Vom Wallroß siehe eben daselbst Seite 147 ꝛc. Von der Seekuh siehe eben daselbst Seite 162.

ten Speck guten Thran, — 40 bis 50 Maß oder Quartier Thran kann man aus meinem Speck brennen — und meine Haut giebt Riemen, Schuhe und Stiefel ꝛc.

Ich schlafe gern auf den Inseln und Sandbänken im Meer, stelle aber immer eine Wache aus, die Lärm macht, und wie ein Schwein grunzt, oder wie ein Pferd wiehert, wenn sie einen Feind merkt, damit ich entfliehe, und es mir nicht gehe, wie den einfältigen Seehunden, die hundertweise im Schlaf todt geschlagen werden; und mich mein Feind nicht auch so unversehens überfalle und todt prügle; sie müssen also mit Pfeilen oder andern Mordinstrumenten nach mir schiessen.

Ich schwimme und laufe langsam, und falle niemand feindlich an; verwundet man mich aber, oder raubt man mir gar meine Jungen, so schone ich Niemand, und beisse alles entzwey, was mir nahe kömmt. Ehe meine Jungen schwimmen können, sezen sie sich ihrer Mutter auf den Rücken, und lassen sich so im Meer herum tragen; aber ich stosse sie zuweilen herunter, damit sie das Schwimmen, und zugleich auch ihren Fraß suchen und fangen lernen.

Ich Wallroß

bin größer als der größte Ochse, gleiche aber übrigens unter allen meinen Vettern dem Seehunde am meisten, habe einen runden Kopf, ein breites stumpfes Ochsenmaul, und in der obern Kinnlade zwey krumme armsdicke Fangzähne, die fast wie die Elephantenzähne aussehen, innen schneeweiß und sehr hart sind, und diesen weit vorgezogen, und zu allerhand niedlichen Dingen verarbeitet werden; einen kleinen Schwanz und Seehundsfüsse; und in meiner Nase zwey halbrunde

Luftlöcher, wodurch ich Athem hole, und dabey mit großem Geräusch ziemlich viel Wasser in die Höhe spritze; eine Fingerdicke eingeschrumpfte, und mit wenigen rothbraunen Haaren besezte Haut, und um mein Maul herum etliche Strohhalmdicke Borsthaare, die mir nebst meinen großen Hauern, ein fürchterliches Ansehen geben, ich wohne im Eismeer bey Spizbergen, Grönland und der Hudsonsbay brülle wie ein Ochse, fresse Meergras, Schnecken und Muscheln, werfe alle Jahr Ein oder zwey Junge, und werde höchstens 50 Jahre alt. — Siehe Tafel 11 Figur 19.

Ich bin sehr kühn und verwegen, und wehre mich, ungeachtet ich lahm zu seyn scheine, gegen Menschen und Thiere. Kömmt mir ein Mensch auf dem Eise nahe, so muß er erwarten, wenn er mich auch gleich tödtlich verwundet hat, daß ich ihm seine Füsse zermalme; naht er sich mir aber im Wasser mit einem Kahn, so muß er fürchten, ich haue Löcher in den Kahn, oder werfe ihn gar um: denn was ich allein nicht kann, dazu helfen mir meine Kameraden: wir Wallrosse helfen einander immer.

Kriegt man dich denn gar nicht? O freylich, muß ich endlich unterliegen. Mit Lanzen sticht man mich todt, wenn man mich auf dem Eise überfällt. Ja stellten wir keine Wache aus, so würde es uns eben so ergehen, wie den einfältigen Seehunden, von denen man wohl 20 todt schlagen kann, ehe es die übrigen 40 merken: denn wir liegen und schlafen auch in großer Gesellschaft auf dem Eise.

Und wozu meynen Sie wohl, daß mir meine zwey Fangzähne nüzen? Zu deiner Vertheidigung, und vermuthlich auch zu deiner Bewegung; denn du wirst ganz

gewiß damit in die Klippen und Eisschollen hauen, und mit Hülfe deiner kralligen Füsse, deinen plumpen Hinterleib nachschleppen, und so auf die höchsten Eisberge kommen? Richtig richtig, dazu gebrauche ich sie. Aber auch zu Suchung und Erhaschung meines Frasses dienen sie mir. Ich fresse am liebsten Schnecken und Muscheln? Und womit sollte ich diese wohl leichter und eher aus dem Schlamm, und zwischen den Klippen hervor kriegen, als mit meinen zwey Hauern? Ein solcher Zahn wiegt gewöhnlich 5 bis 8 Pfund; und zuweilen findet sich auch einer, der wohl 10 bis 12 Pfund wiegt.

Weil wir uns aber sehr oft untereinander selbst herum schlagen, so hat fast immer unter zehn Wallrossen kaum Eins zwey ganze Fangzähne: Eins hat den einen; das andere alle beide abgebrochen. Dieses hat Einen; jenes aber gar alle beide völlig verloren; und sowohl die abgebrochenen, als die völlig ausgefallenen wachsen uns nicht wieder. Daher kann man unsrer wohl auch dreißig fangen, bis drey oder vier darunter zwey ganze Fängzähne haben. Ehedem hat man uns Wallrosse bloß wegen dieser Zähne todt gemacht; jezt aber zieht man uns auch unsere Haut ab, ißt unser Fleisch, und nüzt unsern Speck *).

Ich Seekuh

oder Manati gleiche mehr einem Wallfisch, als einem Seehund; denn meine Vorderfüsse, die kaum eine Elle

*) Biber Castor; Fischotter Lutra vulgaris; Meerotter Lutra marina; Seehund Phoca vitulina; Seebär Phoca ursina; Seelöwe Phoca leonina; Wallroß Trichecus rosmarus; Seekuh Trichecus manatus.

lang sind, und mir zum Fortschleppen meines Körpers dienen, sehen auch fast aus, wie eine Floßfeder, und meine Hinterfüsse, wie ein Wallfischschwanz — bin größer, als alle meine Vettern; habe einen kleinen länglichen, fast viereckichten Kopf, und ein Kuhmaul; statt der Ohren zwey Luftlöcher; keine Zähne, sondern nur zwey Hauer, einen in der obern, den andern in der untern Kinnlade; eine schwarze dicke Haut, die wie die Rinde einer alten Eiche aussieht, und so hart ist, daß man sie kaum mit einer Axt entzwey hauen kann; ich lebe und wohne immer in dem Meer bey Kamtschatka, und weiter nach Südamerika herunter; fresse Meergras; bringe alle Jahr Ein Junges zur Welt; und lebe über 50 Jahre *). — Ich schwimme gern auf dem Rücken, und nehme mein Junges zwischen meine Füsse. Wenn ich auf dem Bauch schwimme, so gukt mein halber Rücken aus dem Wasser heraus, und dann fliegen die Kräben, und andere Vögel darauf, und hacken mir die Läuse, aus meiner runzlichten Haut heraus.

Wie fängt man dich? Mit großen eisernen Haken. Ist mir einer in den Leib gestossen, und bin ich dadurch tödtlich verwundet worden, so ziehen mich 10 Männer — denn weniger dürfen es nicht seyn, sonst bringen sie mich nicht vom Fleck, weil ich etliche tausend Pfund schwer bin — an dem Strick, woran der eiserne Hacken festgeknüpft ist, ans Ufer, und stechen und schlagen mich nach

*) Die Fabel der Alten vom Sirenengesange soll von den Seekühen herrühren, die noch an den Seeküsten des Nachts Töne von sich hören lassen sollen, die viel ähnliches mit weiblichen Klagtönen haben.

und nach völlig todt. Mein Fleisch ist zwar hart, schmeckt aber doch, wenn es weich gesotten ist, fast wie Rindfleisch; mein Speck giebt Thran, und meine Haut gebraucht man zu Kutschenriemen, und zu vielen andern Dingen.

In der neunten Ordnung soll uns die Geschichte

Der Wallfische

belustigen. Und dieß sind diejenigen Thiere, liebe Kinder, die zwar keine Füsse haben, und immer im Wasser bleiben, und den Fischen sehr viel ähnlich sehen; aber doch wirklich keine Fische sind, weil sie rothes warmes Blut haben, nicht lange unter dem Wasser bleiben können, weil sie Lungen haben, und Athem schöpfen müssen, lebendige Jungen zur Welt bringen, und sie an sich saugen lassen, wie die Ziegen ihre Zickelchen an sich saugen lassen; keine knorplichte Gräte wie die Fische, sondern ordentliche harte Knochen, wie die Ochsen haben; und auch ihre Floßfedern ganz anders aussehen, als bey den Fischen, und auch anders genannt werden. Man nennt sie nämlich Finnen, und sie bestehen aus Gliederknochen, die mit Haut, Speck und Fleisch überzogen sind *). Und von eben dieser Materie ist auch ihr Schwanz, der oben auf dem Wasser flach aufliegt.

Einige Wallfische haben Zähne im Maul, andere nicht. Die Zahnlosen haben statt der Zähne lange harte Stangen, die man Barten nennt. Und denn giebt es

*) Von dem alten deutschen Wort Finne oder Finna, lateinisch pinna, eine Floßfeder, siehe Andersons Nachrichten von Island, Seite 186. Note **).

auch Wallfische, die vorn am Maul ein knöchernes Horn haben. Sie fressen Gewürme, und allerhand kleine und große Fische; und halten sich meist alle im Eismeer, oder doch wenigstens nahe dabey auf. Und einer heißt so, der andere anders *).

Der Grönländische Wallfisch

ist nicht nur der größte Wallfisch, sondern zugleich auch das größte bekannte Thier in der Welt. Denn daß es noch ein viel größeres Meerungeheuer gebe, das Kraken heissen, und im Nordmeer zwischen Island und Norwegen wohnen soll, glaube ich nicht. Nachher will ich euch die ganze Fabel von diesem Kraken erzählen. Er ist jezt gewöhnlich höchstens 30 bis 40 Ellen lang, und 20 Ellen ungefähr breit, und ganz gewiß höher und dicker, als der größte Heuwagen, oder gar als hundert Ochsen auf und neben einander.

Und ehedem, da man sie noch nicht so häufig wegfieng, und sie also immer größer werden, und völlig auswachsen konnten, gab es noch viel größere, und wohl 50 und 60 Ellen lange, und Haushohe Wallfische. Daß es aber in den ältern Zeiten zweyhundert, oder gar vierhundert und achtzig Ellen lange Wallfische gegeben

*) Cete oder cetus ist der lateinische Name der ganzen Wallfisch-Ordnung; Grönländischer Wallfisch Balaena mysticetus; Finnfisch Balaena physalus; Pottfisch Phyleter macrocephalus; Wittfisch Phyleter cotodon; See-Einhorn Monodon narwal; Meerschwein Delphinus phocaena; Delphin Delphinus delphis, Nordkaper Delphinus orca.

habe, wie der alte Naturhistoriker Plinius sagt, ist unwahrscheinlich *).

Der Kopf dieses dicken plumpen Grönländischen und Spitzbergischen Wallfisches, — denn in der Gegend dieser zwey Länder hält er sich am häufigsten auf — ist erstaunlich groß, und macht unstreitig den dritten Theil seiner ganzen Länge aus. Mitten auf dem Kopf hat er einen Buckel, und darinn zwey Blasenlöcher, aus denen er das Wasser, welches er bey Auffangung seines Frasses mit ins Maul bekömmt, mit einem solchen Getöse hinaus bläset, daß man es fast 2 Stunden weit hören, und sehr weit sehen kann: denn jeder Strahl ist Armsdick, und fährt so hoch in die Luft, daß man, wenn etliche Wallfische beysammen sind, in der Ferne eine grosse Stadt mit rauchenden Schornsteinen zu sehen glaubt **).

Sein Maul, das fast wie ein schiefes lateinisches S aussieht, ist so groß und geräumig, daß man mit einem kleinen Kahn in dasselbe hineinfahren, darin herum laufen, und ihm seine Zunge, und seine Barten abschneiden kann. O was sagen Sie! Aber doch erst, wenn er todt ist? Das versteht sich. Wie könnt ihr aber so sonderbar fragen? Wer sollte sich wohl einem solchen Ungeheuer bis vor sein Maul hinnähern; oder ihm gar in dasselbe hineinfahren wollen? Würde er nicht das Schiff

*) Pristes ducenum cubitorum; Balaenae quatenrum ingerum, Plinii histor. natur. Lib. 9. Cap. 3. — Et Lib. 1. Cap. 32. allegat, dare Cetos sexcentorum pedum longitudinis. et trecentorum sexaginta latitudinis.

**) Siehe Pontoppidans Naturgeschichte von Norwegen, Theil 2. Seite 226.

wenigstens umwerfen oder ganz zertrümmern; und dem Menschen, der ihm in sein Maul käme, mit seinen Barten Arm und Bein zerbrechen, und ihn mausetodt machen. Todt beissen würde er ihn zwar nicht, weil er keine Zähne hat, aber doch wie gesagt, mit seinen schwarzen hornartigen Barten, deren er kleine und grosse zusammen, ungefähr 700 Stück wie Orgelpfeiffen, und einem Sieb oder Nez ähnlich, in einer Kinnlade herum liegen hat, so drücken, daß kein Glied an seinem Leibe ganz bliebe, und er also jämmerlich ums Leben kommen müßte. Frässe er ihn denn nicht auf? Nein, er frißt kein Menschenfleisch, und kann auch nichts als gewisse Würmer, die man Wallfischaas nennt, und kleine Häringe verschlingen, weil seine Kehle kaum vier bis fünf Finger dick ist. Ach ja wohl! Nur so klein ist die Kehle dieses Ungeheuers? Mir war schon für die Fische bange, die in sein Maul hineinfahren, und ihm seine weisse speckichte Zunge, nebst seinen Barten abhacken müssen, daß sie in seinen dicken Bauch hinunter burzeln möchten. Und also kann auch der Prophet Jonas von keinem Grönländischen Wallfisch verschlungen worden seyn? Es muß ein anders grosses Meerungeheuer gewesen seyn. Aber was wohl für eins? Etwa der Hayfisch, von dem wir oben Seite 278 etwas erfahren? Oder der — der — Geduld so lange kleiner Mann, bis wir zum Pottfisch kommen. — Ja ja, den wollt ich auch nennen.

In dem obern Kinnbacken, der wohl zehn Ellen lang, und so dick und stark ist, daß man ihn statt der Balken gebrauchen, und Thürpfosten, Eisböcke, Schlitten und Schleifen davon machen kann, stecken also die Barten wie Orgelpfeiffen herum, 350 rechts, und eben so viel links,

die kleine vornen und hinten, und die größten, welche gewöhnlich sechtshalb bis sechs Ellen lang sind, in der Mitte, und senken oder passen sich in den, ein wenig ausgehölten untern Kinnbacken, der ohne Finnen ist, wie in eine Scheide. Sie sind alle wie eine Sense gestaltet, und eben, wo sie im Gaumen stecken, eine, zwey bis vier Mannshände, und also höchstens eine halbe Elle breit: und einen, zwey, drey bis sechs Finger dick; unten aber immer schmäler und dünner, und an beiden Enden mit langen Haaren besezt, damit sie ihre Zunge daran nicht wund stossen, und ihnen auch ihr Fraß, den sie mit viel Wasser einschlürfen, nicht wieder durchfliesse und entwische. Und diese Wallfischbarten sind diejenigen hornartigen Dinge, die man im gemeinen Leben Fischbeine nennt, und zu Reifröcken, und Schnürbrüsten, Regenschirmen und Stöcken, und zu vielen andern Dingen gebraucht. Die Grönländer und die Eskimo ꝛc. gebrauchen sie statt der Stecken und Pfähle zu ihren Sommerhütten, ja sie machen sich sogar ihre Kähne davon, und überziehen und füttern sie sodann mit Seehundsfellen aus. Die Rippen und Knochen der Wallfische geben Stühle, Bänke und Tische, denn sie sind ja so groß, als die Balken bey unsern Häusern.— Seine mit Augenliedern versehene Augen sind sehr klein, und nur so groß als Ochsenaugen, stehen 5 bis 6 Ellen weit von einander, und liegen gerade da, wo das Maul ein Ende hat. Gleich hinter den Augen sind seine Ohren, die aber keine Oberlappen haben, sondern nur aus zwey Oeffnungen bestehen. Unter den Augen hat er seine zwey Finnen, die 5 bis 8 Ellen lang und fast eben so breit sind, und ihm mehr zum Umwen-

den, als zum Rudern dienen. Das Hauptwerkzeug aber, womit er sich sehr schnell fortbewegen kann ist sein 15 bis 20 Ellen breiter, und an beiden Enden in die Höhe gekrümmter, auf dem Wasser flach aufliegender Schwanz*). Und in diesem Schwanze hat er eine solche Stärke, daß er ein ziemlich starkes Both damit in Stücke schlagen kann.

Gibt es viele Wallfische im Eismeer? Nein, nicht sonderlich viel mehr, und es wird ihrer in Zukunft immer noch weniger geben, weil man sie seit einiger Zeit, alt und jung miteinander, allzuhäufig wegfängt, und sie doch alle Jahr nur eins, höchstens zwey Junge zur Welt bringen. Rathet einmal, liebe Kinder, wie groß wohl ein so eben jung gewordener Wallfisch seyn möge. So groß, als ein Mülleresel? Oder gar so groß, als ein Ochse? Richtig, so groß, als ein Ochse mag er ungefähr sein, denn man saat, er sey 4 bis 5 Ellen lang, und so dick, als ein Ochse**).

Soll ich rathen Kinder, was ihr iezt denket? Ja? rathen Sie einmal! Daß ich euch nun sagen möchte, wie man diese großen Thiere fange? Habe ichs errathen? Ja, das haben Sie. Nun so thun Sie es auch. Gut, das will ich. Aber ihr müsset mit mir nach dem Eis-

*) Flach, wagerecht oder horizontal. Der Fischschwanz hingegen hat eine senkrechte oder perpendiculäre Lage.

**) Man zeigt zu Leiden das Gerippe eines Wallfisches, der aus Mutterleibe herausgenommen worden, welches 25 Fuß lang ist. siehe Delices de Leyde pag. 282 und 84 — Auch Anderson saat in seinen Nachrichten von Grönland, Seite 194, daß ein junger Wallfisch 20 Schuh lang aus Mutterleibe komme.

meer. Holla, Philipp, Michael, Ludwig, Wilhelm! — Denn ihr verfrornen Demoiselchen werdet doch nicht mit wollen? — Eingepakt, warme Kleider angezogen, Butter, Brod und Aepfel in eure Ranzen gesteckt! Flink! das Schiff, der Bärenbeisser genannt, geht in 2 Stunden nach Grönland auf den Wallfischfang ab! Denn ihr wisset doch, daß fast jedes Schiff einen gewissen Namen hat? O ja! Ich bin fertig. — Ich auch. — Und ich auch. Gut, so wünsche ich euch alle eine glückliche Reise. Fort also, flink! Es ist heute schon der erste May. Und im Junius müssen wir schon an Ort und Stelle seyn, wenn wir, mit Speck und Fischbeinen bereichert, im August oder September wieder nach Hause kommen wollen. Was machen diese vielen Leute hier? Sie wollen doch wohl nicht alle mit nach Grönland? O ja! Sie wollen und müssen alle mit. Man hat beym Wallfischfang ein solches großes Schiff, wie unser Bärenbeisser eins ist, — siehe Tafel 11 Figur 13, — und 6 oder 7 solche Kähne oder Bothe, wie dieß hier Figur 14 eins ist, und wenigstens 40 bis 50 solche geübte Fischer und Matrosen nöthig, um bald glücklich Wallfische zu fangen und abzuspecken. Denn sobald wir an Ort und Stelle sind, und diese guten Leute sehen einen Wallfisch kommen, so steigen sie sechs und sechs, oder sieben bis acht in ein Both, und fahren auf das Ungeheuer los, und fangen und tödten es.

Nun, wie gefällt es euch auf der offenbaren See? So so. Es ist uns allen sehr übel. Es friert uns erbärmlich, und ist uns auch vor den Seehunden, Wallrossen und Wallfischen entsezlich angst. O ihr blöden Seelen! Habt doch Geduld! Fasset doch Muth! Die Uebelkeit wird

nicht lange mehr dauern. Die Seehunde und Wallrosse können uns weder beissen noch krazen. Und die Wallfische können und dürfen uns auch nichts zu Leide thun. Denn sie sind nicht nur nicht grimmig, sondern sehr ängstlich, und fliehen und fürchten sich sogar vor den Menschen. Ihr werdet jezt bald sehen, daß die Fischer fast dicht zu ihrem Kopfe hinfahren, und ihnen eins mit dem Harpun versetzen. Ach, da sieht es fürchterlich aus! Nichts als Eis und Seehunde! Und vermuthlich werden hinter diesen Eisfeldern und Eisbergen dort auch Wallfische seyn, und nun bald auf uns los kommen? Sie sollen nur kommen: Husch, sollen sie eins haben! Sind wir also schon im Eismeer? Ja, da sind wir. Wickelt euch recht in eure Mäntel und Pelzröcke ein, damit ihr nun nicht im Ernst Nasen und Ohren, oder Hände verfrieret. Denn von nun an wird es immer noch kälter, je weiter wir zwischen die Eisfelder kommen. — Siehe Tafel 11 Figur 21.

Ach, um des Himmels willen! Was wollen denn alle diese Schiffe hier? Doch nicht alle Wallfische fangen? O ja, es lauern alle darauf. Aber alle kriegen freylich nicht welche. Viele erwischen gar keine, und müssen froh seyn, wenn sie eine Partie Robben vor die Köpfe schlagen können. Und viele davon verunglücken leider schon, ehe sie einen Wallfisch gesehen, und einen Robben gefangen haben. Und doch werden von 300 bis 400 Schiffen, die alle Jahr um diese Zeit, von allerhand Nationen im Eismeer hier herum, in einem Umkreis von 30 bis 40 Meilen zusammen kommen, wenigstens 1800 bis 2000 Stücke Wallfische gefangen.

Husch, da hast du eins! Ey, wo ist der fürchterliche

Fisch dort hingekommen? Unters Wasser ist er gefahren, weil er verwundet worden ist. Sahet ihr denn nicht, daß ihm dieser Mann dort einen eisernen Widerhacken in den Nacken geworfen hat? Er wird aber doch nicht zu uns herkommen, und sich an uns rächen wollen? Nein, das thut er nicht; er ist ja schon halb todt, und wird sogleich ganz todt gemacht werden, so bald er wieder aus dem Wasser hervorkömmt. — Hier ist er wieder. Sehet ihr nicht, wie ihn die Fischer am Strick halten, und auf ihn los stechen? — Siehe Tafel 11 Figur 14 und 17.

Weil wir nun das Eismeer, die 5 bis 8 Ellen dicke Eisschollen, die Eisfelder und Eisberge, etliche Wallfische, eine Menge Seehunde, Wallrosse und weisse Bären, und selbst etwas vom Wallfischfang gesehen haben, so wollen wir nun wieder nach Hause, und einander auf unsrer Stube den ganzen Wallfischfang haarklein erzählen. Höret mir also aufmerksam zu; ich fange nun an.

Sobald man einen Wallfisch sieht oder hört — denn er treibt haushohe Wellen vor sich her, schnaubt und stößt aus seinen Blaselöchern eine Menge Wasser mit großem Geräusch in die Höhe, und brüllt zuweilen auch so entsezlich, daß man fast denken sollte, es wäre ein Donnerwetter am Himmel — eilen plözlich 6, 7 bis 8 Mann in einem Bothe auf ihn zu, und werfen ihm einen eisernen Widerhacken in den Leib. Ein solcher Widerhacken heißt Harpun. Und derjenige Mann, welcher den Harpun auf den Wallfisch wirft, wird Harpunier genannt. Und die andern Schiffleute halten sich auch parat, um ihren Kameraden mit den übrigen 5 oder 6 Bothen sogleich, wenn es nöthig ist, zu Hülfe kommen zu können. Wie sehen denn die Harpunen aus? Es müssen

gewiß erstaunlich große Widerhacken seyn, wenn man damit ein hausbohes Thier tödten soll. Nein, das sind sie nicht. Es sind eine halbe Elle lange, dreyeckigte zakige Eisen, die an einem Strick stecken, und an einem 500 Ellen langen und fingerdicken Strick geknüpft sind. Und warum an einen so langen Strick? Weil der Wallfisch, nach empfangener Wunde, ganz wüthend sehr tief unter das Wasser fährt, und oft erst in einer ziemlichen Entfernung wieder hervor kömmt. Die Fischer wissen zwar wohl, wo er ungefähr hingefahren ist, und wo er wieder heraus kommen wird, — denn er kann höchstens zwey Minuten unter dem Wasser bleiben, — und hätten also nicht nöthig, ihre Harpune anzuknüpfen, sondern dürften ja nur hastig hinter ihm herfahren; allein es ist doch allemal besser, man habe den Dieb schon gewiß, als daß man erst noch einmal auf ihn laure.

Ist er aber nicht tödtlich verwundet, so raset er oft eine Stunde lang herum, ohne daß man ihm einen zweyten Harpun beybringen kann, reißt den Harpun los, und geht, nachdem er die armen Fischer lange genug vexirt, und in Lebensgefahr gesezt hat, auf und davon. Zuweilen schwimmt er auch wohl unter ein Eisfeld hinunter, wohin ihm die unglücklichen Fischer nicht folgen können, und müssen also nun den Strick abhacken, oder ihn los zu reissen suchen. Bringen sie ihn los, so ist der Verlust gering, weil nun blos der Fisch verloren ist; bringen sie ihn aber nicht los, und müssen sie ihn abhacken, so ist Fisch und Strick dahin, und also der Verlust doppelt. Und ein solcher Strick kostet gegen 80 bis 100 Thaler. ist dagegen seine Wunde tödtlich, so wirft man ihm noch noch einen zweyten, und zuweilen auch noch, nach Be-

schaffenheit der Umstände, einen dritten Harpun in den Nacken oder zwischen die Finnen, und sticht ihn nun mit Lanzen völlig todt. Ein Wallfisch muß erstaunlich viel Blut haben, denn das ganze Meer, so weit die Fischer sehen können, wird roth davon, wenn er todt gemacht worden ist. Sobald er todt ist, kömmt er ganz in die Höhe, und kehrt sich um, so daß der Bauch oben, und der Rücken unten ist. Indessen kömmt das große Schiff so nahe herbey, als möglich ist, und man schneidet zwey Löcher durch den Speck, und zieht einen Strick durch und knüpft ihn ans Schiff an. — Siehe, Tafel 11 Figur 14 und 15. Und nun stimmen die sämmtlichen Fischer ein Freudengeschrey an, und machen sich beym Branntwein lustig. Ist der Schmaus vorbey, so umgeben sie den Wallfisch mit ihren Bothen, und arbeiten hinten und vorn, und rechts und links darauf los. Ein paar Mann fahren dem Ungeheuer in den Rachen, und schneiden und hauen ihm seine Zunge und seine Barten ab. Auch die 2 Finnen und der Schwanz werden ganz abgehauen, sodann klein geschnitten, und zum Leimsieden aufgehoben. Die Grönländer und viele andere Wallfischfänger essen den Schwanz, und so auch das Fleisch, ob es gleich sehr mager und fuchsroth aussieht, und gewiß nicht sonderlich schmecken wird. Die Speckschneider, die auf dem Wallfisch stehen, und den Speck in großen viereckigen Stücken weghauen, haben Stacheln in den Schuhen und Stiefeln, damit sie nicht über ihn hinunter glitschen. Samt Haut und Schwarte wirft man den Speck in das große Schiff, und fährt, wenn der Wallfisch ganz abgeschunden ist, — und dieß ist gewöhnlich in 4 Stunden geschehen, — zurück auf ein sicheres

Eisfeld, und macht dort den Speck zurechte; das heißt, man holt den Speck aus dem großen Schiff heraus, macht die Haut nebst der Schwarte davon ab, und wirft sie als unnützes Zeug ins Meer; den Speck aber schneidet man in kleine Stücke, und schlägt ihn in Tonnen. Und wenn der Fisch nicht gar klein ist, so bekömmt man 80 bis 90 Tonnen voll reinen Speck und dieser viele Speck gibt manches Pfund oder Quartier Thran.

Hat ein Schiff 2 Wallfische gefangen, und also ungefähr 180 Tonnen Speck, 2 Zungen, und 1000 bis 1400 Stück Barten bekommen; — und die Barten eines Wallfisches sind so viel werth, als sein Speck, — so darf sichs freuen, und mit frohem Muth nach Hause segeln. Noch ehe das Schiff nach Hause kömmt, tröpfelt eine Menge Fett von dem Speck aus den Tonnen heraus, das man klaren Thran nennt *). Dieser ausgetröpfelte klare Thran ist viel besser, aber auch theurer, als der ausgeschmolzene oder gebrannte Thran. Denn so bald das Schiff mit dem Speck nach Hause gekommen ist, wird der Speck sogleich, oder doch bald nachher in irdenen oder kupfernen Gefässen geschmolzen oder gebrannt. Und das reine Fett, das man dabey bekömmt, wird Thran genannt. Diesen Thran gebrauchen viele Handwerksleute, und vorzüglich die Gerber und die Schuhmacher, um das Leder weich zu machen. Auch brennt man ihn in den Lampen statt des Oels. Und in einigen Gegenden der Welt, wie in Grönland, Lappland ꝛc. isset

*) Hat der Thran etwa seinen Namen von Herabfallung der Tropfen oder Thränen? Und so auch vielleicht das Wort Teer von Zähre oder Thräne? Wie Anderson glaubt, siehe seine Nachrichten von Island, Seite 99, in der Note **).

man ihn sogar. Auch in Teutschland essen arme Leute den weissen Thran als Oel.

Nicht nur der Mensch, sondern auch der Schwertfisch und der Sägefisch und viele andere kleine und große Thiere verfolgen und plagen den Wallfisch bis auf den Tod, daher er sich auch gewöhnlich vor ihnen unter dem Eise verbirgt. Erstikt er denn nicht darunter? Ja, wenn er lange darunter bliebe. Er geht aber immer wieder in etlichen Minuten hervor, oder hebt und drückt ein Stück Eis in die Höhe, und macht sich dadurch ein Luftloch. Ein bis anderthalb Ellen dickes Eis kann er mit seinem dicken Kopf entzwey knacken.

Dieß wäre also die Geschichte des Grönländischen Wallfisches. Nun giebt es aber noch mehrere Sorten von Wallfischen. Sehet einmal die 11te Kupfertafel an, auf welcher 3 verschiedene Wallfische abgebildet sind: Figur 16 ist der große grönländische Wallfisch; Figur 17 ist ein Finnfisch; und Figur 18 ein Pottfisch. Aber auch der Narwall oder das See-Einhorn; der Witfisch oder Weißfisch; das Meerschwein oder der Braunfisch; der Delphin oder Tumler; und der Nordkaper oder Buzkopf werden zu den Wallfischen gezählt *)

Der Finnfisch

ist eben so lang, und auch wohl noch länger, als der grönländische Wallfisch, aber drey bis viermal schmä-

*) Die besten Nachrichten von den Wallfischen, ihren verschiedenen Gattungen, ihrer Natur, und wie man sie fängt, kann man in Cranzens Historie von Grönland, Seite 141 ꝛc. beysammen finden. Auch Martens und Anderson geben hievon treffliche, und noch viele andere intressante Nachrichten.

ler, zugleich auch geschwinder im Schwimmen, und wegen des Schlagens mit seinem Schwanze, auch viel grimmiger und gefährlicher. Und eben deßwegen lassen sich auch die Europäer nicht viel mit ihm ein, zumal da auch seine Barten kurz und knotig und sein Speck wenig, und nicht sonderlich gut ist. Die Grönländer hingegen schäzen ihn wegen seines wohlschmeckenden Fleisches sehr hoch. Läßt sich aber ja dann und wann ein Europäer mit ihm ein, so fängt er ihn auf eben die Art, wie er den Grönländischen Wallfisch fängt. Er hat auch statt der Zähne Barten, und sieht, bis auf seine Finne auf dem Rücken, fast ganz dem rechten Wallfisch ähnlich. Diese Rückenfinne, von der er auch seinen Namen Finnfisch bekommen hat, steht auf dem Rücken, gegen den Schwanz zu, gerade in die Höhe, und ist beinahe 2 Ellen lang. Seine Kehle oder Schlund ist so groß, daß er Häringe und andere kleine Fische verschlingen kann. Und eben deßwegen jagt er auch immer hastig hinter den Häringen drein. — Siehe Tafel 11 Figur 17.

Der Pottfisch

oder Taschelot ist zwar beynahe eben so groß, als der Grönländische Wallfisch; von ihm aber an Bildung, Fraß und Wohnung gar sehr unterschieden. Denn er hat einen erstaunlich großen Kopf, der fast halb so lang, als sein ganzer Körper, und vorn am Maul flach abgestuzt ist; kleine Augen, und über denselben ein Blaseloch; im Nacken 2 Ellen lange Finnen; ein sehr kleines Maul, aber doch einen so ungeheuern Rachen, daß er einen ganzen Ochsen auf einmal verschlingen kann; in der untern Kinnlade 30 bis 40 armsdicke, und fast eine halbe Ellen lange Zähne, die alle in die hornichten Löcher

der obern Kinnlade passen, damit er seinen Fraß, der in lauter ziemlich grossen Fischen besteht, bequem fassen und etwas zermalmen kann, ehe er ihn durch seinen fürchterlichen Schlund paßiren läßt. Siehe Tafel 11 Fig. 18.

Kann also wohl der Pottfisch nicht derjenige grosse Fisch gewesen seyn, der den Propheten Jona verschlungen, und nach 3 Tagen wieder lebendig ans Land gespien hat? Er hält sich zwar gewöhnlich nur im Nordmeer auf, verirrt sich aber auch zuweilen in andere europäische Meere und sogar auch in die Mündungen großer Flüsse, und da kann er ja ehedem auch ins mittelländische Meer gekommen seyn? Oder hat den Jona ein Hayfisch, der zu den Amphibien gehört, 10 bis 12 Ellen lang, und 4 bis 5 Ellen dick ist, und einen so breiten Rachen hat, daß er einen Mann gar leicht verschlingen kann, und sich auch im mittelländischen Meer häufig aufhält, verschlungen?*). Siehe Seite 243 ꝛc.

Auch wegen seines sonderbaren und außerordentlich großen Gehirnes, das oft 10 und mehr Tonnen voll gibt, ist der Pottfisch merkwürdig. Es stekt nämlich sein ganzer Hirnschädel voll von einer weissen öhlichten Materie, die plözlich zusammen fährt und gerinnt, so bald sie aus dem Schädel heraus genommen wird. Und die-

*) Ein Pottfisch oder ein Hayfisch hat also den Propheten Jona verschlungen. Und wo denn? Nirgends anders als im mittelländischen Meer. Denn in Palästina, in der ehemaligen Stadt Japho oder Joppo, und dem heutigen Flecken Jaffa oder Jafa ist er auf seiner Flucht zu Schiffe gegangen. Das Schiff gieng also auf dem mittelländischen Meer; und er ward also in dieses Meer geworfen.— War vielleicht Hiobs Leviathan auch einer von diesen zwey Fischen?

ses ölichte Gehirn ist das beste am ganzen Pottfisch. Sein Speck ist zwar auch gut, allein er hat eben nicht sonderlich viel. Man nennt dieß Pottfischgehirn gewöhnlich Wallrath oder Sperma Cetti, und gebraucht es in den Apotheken zu allerhand Arzneyen. Auch vermischt man es mit etwas Wachs, und macht gute Lichter daraus. Sein Unrath gibt den grauen Amber.

Der Wittfisch

oder Weißfisch hat seinen Namen von seiner weißlichgelben Farbe, ist nur 12 bis 15 Ellen lang, und kaum 5 bis 6 Ellen dick und hoch; sonst aber sieht er dem rechten Wallfisch, bis an den Kopf und die Zähne im Rachen, fast ganz ähnlich. Denn er hat einen stumpfen, der Grönländische Wallfisch aber einen spitzigen Kopf, und in beiden Kinnladen Zähne. Er frißt kleine Fische, und hält sich im Nordmeer auf. Sein Speck ist nur eine Hand breit, und gibt kaum 4 Tonnen voll, wenn er klein geschnitten ist. Sein Fleisch sieht roth aus, und schmeckt fast wie Rindfleisch. Man ißt es.

Das See-Einhorn

oder Narwall ist ungefähr 8 bis 10 Ellen lang, und 5 bis 6 Ellen dick; hat eine glatte schwarze Haut, und einen außerordentlich kleinen Kopf, so daß man ihn, beym ersten Anblick, für einen Fisch ohne Kopf hält, ein kleines Maul ohne Zähne und ohne Barten, — denn er zerdrükt seinen Fraß mit der Zunge — und in der obern Kinnlade zwey, wie eine Gabel gerade vorwärts stehende, und doppelt gewundene Zähne, die schneeweiß aussehen, 4 bis 7 Ellen lang, armsdick, und innen hohl, und von harter elfenbeinartiger Materie sind, auch wie Elfen-

bein verarbeitet werden können. Doch ist nicht immer ein Zahn so lang, als der andere, auch nicht so dick. Und dann sieht man auch oft bey einigen See-Einhörnern von dem zweyten Zahn fast gar nichts, besonders deswegen, weil der zweyte Zahn oft im Streit mit seines gleichen oder durch andere Zufälle abbricht. Uebrigens aber ist er fast wie der ordentliche Wallfisch gebildet. Er wohnt auch im Eismeer, und frißt auch allerhand kleine Gewürme und Fische, wie jener. Wozu gebraucht er wohl diese Zähne? Um Seegras damit von dem Grund des Meers heranf zu holen, und sich damit gegen seine Feinde zu vertheidigen. Er soll manchem Wallfisch damit seinen Bauch durchbohren, und ihm hernach, wenn er todt ist, seine Zunge aus dem Rachen wegfressen. Auch soll er viele Seehunde und grosse Fische damit spiessen und sich auch damit ein Luftloch durch das Eis bohren.

Sollte man ihn also nicht statt Einhorn, Zweyzahn nennen, weil er zwey Zähne hat? Freylich sollte man es thun. Wollen wir es thun? Wohlan, er soll also von nun an nicht mehr Einhorn, sondern Zweyhorn oder Zweyzahn bey uns heissen. Die Grönländer und Isländer nennen ihn Narwall *).

Ehedem, und noch vor kurzer Zeit hat man diese Narwall-Zähne für die Zähne des sogenannten vierfüssigen Einhornes gehalten, und sie als große Seltenhei-

*) Nar soll bey den Isländern Aß oder Aat heissen. Da nun das See-Einhorn kleine Gewürme, die man Aß oder Aat nennt, frißt: und es auch zu der Wallfisch-Familie gezählt wird: so soll aus Nar und Wall sein Name Narwall entstanden seyn.

ten sehr theuer bezahlt. Jezt ist der Betrug entdekt, und Jedermann weiß nun, daß es kein Einhorn, und also auch keine Einhornszähne, wohl aber gewisse Wallfische gebe, die See-Einhorn genannt werden, und 2 Zähne an der obern Kinnlade hervorstehen haben. Und ob es gleich genug Zweyhornfische gibt, so sind doch ihre Zähne in Europa noch immer rar. Die Grönländer dagegen haben ihrer so viel, daß sie sich, aus Mangel an Holz, die Sparren zu ihren Hütten davon machen.

Er ist sehr schwer zu fangen, weil er erstaunlich schnell schwimmen, und gut untertauchen kann. Man kann ihn nur dann schiessen und tödten, wenn er große Gesellschaft bey sich hat, und ihrer so viele hinter einander her schwimmen und sich so drängen, daß sie einander ihre Zähne auf den Rücken legen müssen: und nun können sie nicht untertauchen, nicht entwischen, und werden also todt gemacht. Man fängt ihrer aber nicht viel, weil sie wenig Speck haben.

Das Meerschwein

oder der Braunfisch ist nur 3 bis 4 Ellen lang, und fast in allen europäischen Meeren, und vorzüglich in der Ost- und Nordsee zu Hause. Er hat einen schwarzbraunen Rücken, und einen weissen Bauch, wie alle andere Wallfische auch haben, eine Finne auf dem Rücken, die nahe beym Schwanze sizt, und fast wie ein halber Mond ausgehölt ist, ein spizziges, fast wie ein Schweinsrüssel gebildetes Maul, und in beiden Kinnladen kleine spizige Zähne.

Man fängt die Meerschweine gern, weil sie vielen guten Speck, und ein sehr wohlschmeckendes Fleisch haben.

Zur Zeit eines Sturmes nähern sie sich in großer Menge den Schiffen, vermuthlich aus Angst, um nicht von den Wellen an Felsen und harte Ufer geschländert zu werden *). Wegen seines spizigen Maules, und weil es sich im Meere gern wälzt, hat man es Meerschwein genannt.

Der Delphin

oder Tumler ist ein wenig größer, als das Meerschwein, sonst aber ihm, bis an den Kopf, der etwas spiziger ist, an Bildung, Fraß und Wohnung, ganz gleich. Sie fressen beide kleine Fische und Gewürme. — Und Tumler heißt der, den Alten schon sehr gut bekannte Delphin deßwegen, weil er im Schwimmen sehr geschwind ist, und sich tummelt.

Der Nordkaper

oder Buzkopf ist 11 bis 12 Ellen lang, und 4 bis 5 Ellen dick, und also viel kleiner, als der grönländische Wallfisch, sonst aber ihm beynahe ganz ähnlich. Er wohnt im Nordmeer bey Norwegen, und da vorzüglich häufig, wo das Land Nordkap genannt wird; und deßwegen heißt er auch Nordkaper. Er hat Zähne im Maul, und frißt fast nichts als Häringe, die er mit seinem Schwanz in einen Wirbel zusammen treibt, und sodann fängt und frißt. — Buzkopf ist er wegen seiner stumpfen abgestuzten Schnauze genannt worden **).

*) Deßwegen hielt man es schon zu Plinius Zeiten, und hält es auch noch jezt für einen Vorboten des Sturms.

**) Eine ziemlich gut gerathene Abbildung der mehrsten Sorten, von Wallfischen, deren Fange, eines Harpuns, einer

In unsrer zehnten Ordnung bekommen wir Nachricht von den äußerst trägen faulen Thieren, die an den Vorderfüßen nur zwey, drey oder vier krallichte Zehen, und einen dick behaarten Körper, und zum Theil auch keine Zähne haben, wie das Faulthier und der Ameisenfresser.

Nein, so verzweifelt faul und träge, und so erstaunlich dumm und sorglos, als

Das Faulthier

oder der Ai ist, kenne ich doch kein einziges Thier auf Gottes Erdboden. Ist es denn träger, als das Murmelthier, und dümmer als der Esel? O freylich! Es geht nichts über des Faulthiers Dummheit und Trägheit. Jedes Thierchen nimmt sich doch vor seinem Feind in Acht, sucht sich zu retten, und wehrt sich für seine Haut; allein das Faulthier thut dieß nicht. Es läßt nach sich werfen und schiessen, sich stechen und treten und umwenden, und wehrt sich nicht, und sucht sich auch nicht zu retten. Ja es gukt nicht einmal um, ob wohl ein Feind in der Nähe, oder gar schon hinter ihm seyn möchte. Und sieht es auch gleich von ungefähr seinen Feind kommen, so läuft es doch nicht geschwinder, und läßt sich lieber dicht vor einem Baum gefangen nehmen und zerreissen, ehe es hinauf klettert.

Wie geschwind meint ihr wohl, daß der faule Ai laufe, oder vielmehr krieche? Denn sein Gang ist mehr

Lanze, womit sie gefangen und getödtet werden, und der Thranbrennerey kann man auf dem großen, im gewöhnlichen Landkarten-Format illuminirten Bogen, den die Homännischen Erben in Nürnberg schon vor mehreren Jahren heraus gegeben haben, sehen.

einem jämmerlichen Kriechen, als einem Laufen ähnlich. Nicht so geschwind, als eine Schnecke; kriecht sie doch in ein paar Minuten über eine Bank; der faule Ai hingegen braucht dazu ein paar Stunden. In einem ganzen Tag kömmt er kaum 50 Schritte weit. Und bis er auf einen Baum hinauf kömmt, der doch sein liebster Aufenthalt ist, braucht er gar 2 bis 3 ganze Tage. Ach, wie jämmerlich ausgemergelt hängt er oft etliche Tage hinter einander an einem Ast oder Zweig, ohne etwas gefressen zu haben! Denn bis er von einem kahl gefressenen Ast weg, und wieder auf einen andern kommt, vergehen wenigstens ein paar Tage. Und ans Saufen denkt er gar nicht, weil ihn nie durstet. Ein Glük also für ihn, daß er drey bis vier Wochen Hunger leiden kann, und das Trinken gar nicht nöthig hat. — Siehe Tafel 9 Figur 1 und 2.

Das Faulthier wohnt in Südamerika, und zwar vorzüglich in Brasilien; wo es auch seinen Namen Ai bekommen hat, weil es fast unaufhörlich ai schreyt. Es ist so groß als ein Fuchs, hat einen kleinen Kopf, und ein altes weinerliches Menschengesicht, kleine Augen, keine Ohrläppchen, ein sehr kleines Schwänzchen, und an allen 4 Füssen 3 dicht zusammen gewachsene Zehen mit krummen Klauen, und graubraune, wie verdorbenes Gras aussehende Haare, frißt Baumblätter, wirft alle Jahr 3 oder 4 Junge in einem kleinen Loch dicht an einen Baum, und lebt ungefähr 10 bis 15 Jahre.

Sein Fleisch schmeckt ziemlich gut, ob es gleich nichts als Baumblätter frißt. Wenn es einen Baum völlig kahl gefressen hat, so geht es nicht gleich fort, sich wieder einen andern auszusuchen; sondern es scheint, als wenn es erst etliche Tage überlegen müsse, wie es wohl vor

dem entblätterten Baum herunter, und auf einen gutbelaubten wieder hinaufkommen wolle. Fängt es nun in dieser Ueberlegungszeit endlich an zu hungern, so stürzt es sich von seinem lieben Baum, auf dem es wenigstens ein Vierteljahr gewohnt und gefressen hat, ohne auch nur ein einziges mal von ihm herunter, und auf dem Boden gewesen zu seyn — denn zum Herunterklettern ist es viel zu faul — herunter, und kriecht allmählig fort; und nach 8 bis 14 Tagen kömmt es endlich ganz ausgemergelt, nicht als Haut und Knochen, und vor Hunger fast todt, auf einen neuen Baum, und bleibt auch auf diesem nun wieder so lange, bis kein Blatt mehr darauf ist.

Die Ameisenbären

oder Tamandua sind des Faulthiers Landsleute. Es gibt 4 Sorten von Ameisenbären, langbehaarte, kleine mittele und große; und nach der Zahl ihrer Finger, zwey- drey- und vierfingerige. Der kleinste Ameisenbär ist ungefähr so groß, als ein Eichhörnchen; der größte hingegen hat die Größe eines Mezgerhundes.

Alle Ameisenbären haben kleine Köpfe, aber sehr lange spizige Schnauzen, lange Schwänze, kurze Beine, und zwey bis vier, mit langen Krallen besezte Zehen, lange schwarz und weisse, oder braune Haare, eine sehr lange klebrichte Zunge, keine Zähne, fressen Ameisen, und laufen auch ziemlich langsam, aber doch viel geschwinder, als das jämmerliche Faulthier. In Brasilien nennt man die Ameisenbären Tamandua: und daselbst ißt man auch ihr Fleisch.

*) Faulthier Aï Ignavus tridactilus, Ameisenbär Myrmecophaga, kleiner oder zweifingriger Ameisenbär Myrme-

Der kleine Ameisenbär, der nur so groß, als ein Eichhörnchen ist, hat sehr zarte lange hellbraune Haare, an den Vorderfüssen 2, an den Hinterfüssen aber 4 krallichte Zehen, um damit die Ameisenhaufen aufscharren, und auf die Bäume klettern, und sich darauf fest halten zu können. Er läuft zwar auf der Erde auch nicht sonderlich hurtig, aber doch viel flinker als das Faulthier, und läßt sich nicht so blindlings gefangen nehmen. Doch kann ihn ein Mensch bald einholen, und leicht gefangen nehmen. — Siehe Tafel 2 Figur 20.

Der große Ameisenbär hat eine sehr lange Schnauze, die fast einem Elephantenrüssel ähnlich sieht, an den Füssen 4 krallichte Zehen, und schwarz und weisse Haare, und ist, wie gesagt, ungefähr so groß, als ein Mezgerhund. Siehe Tafel 2 Fig. 17. — Wenn die Ameisenfresser über einen Ameisenhaufen hergehen, so stecken sie ihren langen Rüssel in denselben hinein, und machen ihn damit auf, damit die Ameisen an ihrer klebrichten Zunge hängen bleiben. Sizt oder hängt nun die Zunge voller Ameisen, so ziehen sie ihren Rüssel geschwind heraus, schütteln ihn gegen die Erde, damit die Ameisen und die Erde oder der Sand, der sich auch an die Zunge geklebt hat, wegfallen. Und nun geht es geschwind über die Ameisen her, und alle werden aufgefressen.

In der eilften Ordnung treffen wir die Geschichte der Affen, der Paviane, der Meerkazen und der Maki an, die allesammt vier gefingerte Hände, und theils viel,

cophaga dydactila, großer oder dreyfingeriger Ameisenbär myrmecophaga tridactyla.

theils wenig, theils gar keine Aehnlichkeit mit dem Menschen haben, und sich in den heißesten Gegenden der Welt aufhalten.

Affen,

Paviane, Meerkazen, und Maki, nennt man gewöhnlich im gemeinen Leben alle zusammen Affen, ob sie es gleich nicht alle sind, und ein erstaunlich großer Unterschied zwischen einem Affen, und einem Papian; und ein noch weit größerer zwischen einem Affen und Pavian und einer Meerkaze ist. Denn sie sehen einander fast gar nicht ähnlich, und haben auch nicht einerley Vaterland.

Die Affen, die Paviane und die Maki wohnen nur in der alten Welt; die Meerkazen hingegen sind nur in der neuen Welt oder in Amerika zu Hause. Alle haben zwar 4 gefingerte Hände, aber nicht alle einerley Köpfe, nicht einerley Gesichts- und Leibesbildung. Nur die Affen, und zwar nur die ungeschwänzten Affen, haben ein etwas menschenähnliches Gesicht. Die geschwänzten Affen haben wenig; die Paviane noch weniger; und die Meerkazen, nebst den Maki, haben gar nichts Menschenähnliches. Die Meerkazen und Maki haben auch keine Backentaschen, und keine Schwielen am Hintern, wie viele Affen und Paviane haben.

Es gibt also zweyerley Affen, geschwänzte und ungeschwänzte. Der berüchtigte Orangutang, der langarmige Affe, und der gemeine Affe haben keine Schwänze; der Macaco aber oder der Bartkragen hat einen Schwanz.

Und an Größe und Bildung sind sich die Affen auch nicht alle gleich. Es gibt welche von der Größe ei-

nes Fuchses; aber auch welche, die fast so groß sind, als ein erwachsener Mann, wie der Orangutang.

Sie leben alle nur in den heissesten Gegenden von Asia und Afrika, haben ein glattes menschenähnliches Gesicht, auch Hände, Finger und Nägel fast wie der Mensch, graubraune Haare, zum Theil am Hintern große nackte Schwielen, am Kopf Backentaschen, fressen Reis und Hirsen, Citronen, Pomeranzen und Nüsse, und sonst noch allerhand Feld- Baum- und Gartenfrüchte, trinken Wasser, Bier, Milch und auch süssen Wein, wenn sie ihn bekommen können, bringen alle Jahr Ein Junges zur Welt, und werden 20 bis 40 Jahre alt.

Die Affen wohnen wie Völkerschaften in Kolonien zu etlichen tausenden, oder wenigstens in sehr grosser Anzahl, in den Wäldern, Haufenweise beysammen, so, daß sich jeder Affe zu seiner eigenen Kolonie hält. Sie helfen einander, legen ihre gemeinschaftlichen Speisemagazine mit einander an, stellen Schildwachen aus, lösen einander ab, bestrafen die Nachläßigen, zanken mit einander, und so weiter *).

Die Weibchen tragen ihre Jungen auf dem Rücken, fast eben so, wie zuweilen einige Menschen ihre Kinder auf dem Rücken tragen, denn das Junge umfaßt den Hals des Weibchens, und hält sich mit den Hinterfüssen an ihren Hüften fest. Wenn die Weibchen ihre Jungen saugen lassen wollen, so nehmen sie dieselben hervor, halten sie in den Armen, und legen sie fast eben so an die Brust, wie die Menschen.

*) Es wird dem Lehrer leicht seyn, die Einschränkungen anzugeben, unter welchen alles dieses gilt.

Der Affe ist ein sehr boshaftes diebisches Thier. Er frißt und säuft und trägt alles weg, was er sieht und findet; und verderbt gewöhnlich noch weit mehr, als er stiehlt und frißt. Denn der Erzschurke sieht den Reis- oder Hirsenstengel nicht erst an, ehe er ihn abreißt, ob der Reis oder Hirsen auch reif sey? Nein, er reißt immer drauf los, gukt es hernach an, und wirft es fort, wenn es ihm nicht gefällt. Und so verwüstet er oft in einer einzigen Nacht mit etlichen Kameraden, ein ziemlich grosses Reis- oder Hirsenfeld. Und bey einer solchen Einsammlung ihres Frasses sind sie sehr listig und behutsam. Sie stellen Wachen aus, und geben sehr gut auf alles acht, was sie sehen and hören. Sind sie wirklich mit Abpflückung der Reisstängel beschäftiget, so nimmt jeder in eine Pfote einen oder zwey Stängel, eben so viel unter die Arme, zwey oder drey ins Maul, und hüpfen nun so mit ihrer Beute auf den Hinterfüssen fort, sezen sich auf einen Baum, und verzehren sie darauf. Verfolgt man sie aber, so lassen sie alles fallen, was sie unter den Armen und in den Händen haben, um nicht an der Flucht gehindert zu werden, und fliehen mit dem, was sie im Maul haben, hastig davon.

Wollen sie aufs Stehlen ausgehen, und irgend einen Baum ableeren; so machen sie es so: Erst schicken sie einen Spion aus, der auf einen Baum steigen, und darauf die ganze Gegend durchschauen muß, ob auch irgendwo Gefahr vorhanden sey. Merkt er nichts gefährliches, so gibt er ein Zeichen mit einem Geschrey, und siehe, nun kommt plözlich seine ganze Kameradschaft herbey. Zwey, drey bis sechs steigen auf den Baum hinauf, und pflücken ihn rein ab, und werfen die Früchte alle de-

nen zu, die unten stehen. Und da die übrigen alle in einer Reihe, und nur etliche Schritte von einander entfernt stehen, so wirft immer einer dem andern das Gestohlene, es seyen nun Cocosnüsse, oder Citronen oder Feigen oder Pomeranzen zu, bis es so durch die ganze Reihe an den lezten kömmt, der alles so lange auf einen Haufen wirft, bis sie hernach, wenn der Baum rein abgepflükt ist, in einer ähnlichen Ordnung die Reihe weiter fortsezen, und auf eben diese Art ihren Raub endlich in ihre Schlupfwinkel bringen und verzehren.

Während dieser Zeit, da dieß geschieht, stehen allenthalben Schildwachen, die durch Geschrey jede nahe Gefahr anzeigen soll.

Fatal, daß die Affen reife und unreife Früchte miteinander wegpflücken, und also den Menschen Nichts übrig lassen. Nicht wahr, die Affen geben gute Gärtner und Obstpflücker ab? Mit welcher Mühe und Gefahr muß man nicht oft auf hohen, oder an Wasser, oder an andern gefährlichen Orten stehenden Bäumen, die Apfel oder Birnen abpflücken? Man hat Beyspiele, daß ein zahmer Affe alles Obst in einem Garten abgepflükt und dem nahe bey ihm stehenden Manne zugeworfen hat.

Ach, zu wie viel hundert Dingen kann man den falschen bösen Affen nicht abrichten? Er lernt sehr künstlich auf dem Seile tanzen, die Trommel rühren, mit der Flinte exercieren und schiessen, die Schiebkarre ziehen, Holz tragen, tanzen, reiten und fahren.

Einige Affen fressen auch sehr gern Schnecken und Austern, die sie auf folgende Art zu erhaschen pflegen: Sie geben acht wenn sich die Muschel öffnet, und stecken sodann geschwind einen Stein dazwischen, daß

sie offen bleiben muß, und von ihnen nun das Thier herausgelangt werden kann. Ist aber der Stein zu klein, oder von ihnen nicht recht hineingesekt worden, so daß er weicht, und sich also die Muschel wieder schliessen kann, so kömmt ihnen zuweilen die Pfote dazwischen, sie können nicht mehr fort, sind gefangen, und müssen elendiglich sterben, oder nach vielen ausgestandenen Schmerzen ohne ihre Pfoten abziehen.

Lebendige Affen sind sehr schwer zu fangen, weil sie erstaunlich geschwind springen, sehr flink auf die Bäume steigen, und sogar von einem Baum auf den andern springen und sich hinauf schleudern können. Denn sie sind fast immer haufenweise bey einander, und stehen einander auch tapfer bey. Greift man sie auf dem Boden an, so gehen sie mit grossem Zähnegeklapper, mit wüthenden Augen und mit hin und her Bewegungen ihrer Lippen auf ihren Feind los, und wehren sich mit Beissen, Zerren und Krazen. Geht man auf sie los, wenn sie auf einem Baum sizen, so werfen sie Obst und Steine und Reiser, und selbst ihren eigenen Koth auf die Leute herunter. Müssen sie sich in der Noth über einen Fluß flüchten, so springt der größte zuerst hinein; an dessen Schwanz oder Hinterleib hält sich der zweyte, und an dessen Schwanz der dritte, und so geht es fort bis auf den kleinsten. Der erste große zieht also die ganze Reihe an seinem Schwanze hinüber. Sind alle glücklich übers Wasser gekommen, so sezen sie ihre Flucht in der besten Ordnung weiter fort. Mit List aber kann man sie auf folgende Weise lebendig fangen. Man sezt unten zu dem Baum, worauf sie sizen, oder doch so nahe dazu, damit sie sehen, was man thut, ein Gefäß mit Wasser

hin, und waſcht ſich das Geſicht; gießt nachher das Waſſer aus, füllt das Gefäß mit Leimwaſſer an, und geht und verſteckt ſich hinter einen Baum, oder ſonſt wo. Da nun der neugierige Affe ſogleich von ſeinem Baum herunter kömmt, und ſich auch das Geſicht waſchen will, ſo wird er von dem Leimwaſſer blind: denn ſeine Augen kleben ihm zu, und er iſt gefangen. Oder man zieht bei ihm Schuhe an und aus, läßt kleine innen mit etwas Harz angefüllte Schuhe liegen, und geht fort. Zieht nun der Affe die Schuhe an, ſo kann er nicht mehr ſpringen, und muß ſich alſo zum Gefangenen ergeben. Oder man zieht die Hoſen vor ihm ab und wieder an, und legt ihm kleine, innen mit Harz beſchmierte Höschen hin. Da er nun ſehr neugierig iſt, und gewöhnlich alles gleich nachmacht, was er ſieht, ſo zieht er auch dieſe klebrichte Hoſen an, und ſiehe, der dumme Tropf kann nun nicht mehr laufen, viel weniger ſpringen, und iſt alſo gefangen. Will man aber einen Affen blos zum Eſſen haben, ſo ſchießt man ihn todt.— So gern die Tiger und Leoparden Affenfleiſch eſſen, ſo wenig kriegen ſie etwas, weil die Affen flinker ſpringen können, als ſie, und ſie ihnen auch nicht auf die Bäume folgen können. Aber von den Schlangen werden viele ſchlaffende Affen erdroſſelt und gefreſſen, zum Theil auch wohl lebendig verſchlungen.

Der Affe iſt der allezeit fertige Räuber und Freſſer, nie ruhig, gukt immer umher, was paßiere, und ob es nichts für ihn zu ſchmauſen gebe. Krüge und Bouteillen, die dicht zugepfropft ſind, weiß er zu öffnen und die Milch oder den Wein oder das Bier heraus zu ſchaukeln und zu trinken. Bringt er aber den nicht heraus, ſo

klopft er die Bouteille so dicht an, daß sie zerbricht. Und wenn ihn auch gleich nicht mehr hungert, so füllt er doch wenigstens noch seine Backentaschen voll, und schleppt sodann oft etliche Mahlzeiten auf die Zukunft fort, und versteckt sie in seinem Quartier, oder sonst wo in einem verborgenen Ort. — Er ist gleich böse, und blekt die Zähne, und wackelt mit seinen Lippen.

Der Orangutang, wilde Mensch oder Waldmensch-Mongo oder Jocco ist also der gröste Affe in der Welt. Er ist 2 bis 3 Ellen hoch, und eben so dick, als ein erwachsener Mann. Er hat einen großen haarigen Kopf, kahle Ohren, Augbraunen mit Wimpern, ein nakkes altes Mannsgesicht, eine kurze platte Nase, einen breiten Mund, Hände und Füsse, Brust und Bauch, fast wie der Mensch, an beiden Schläfen und auch im Nacken lange herunter hängende Haare, sonst aber einen wenig behaarten Leib, keine Backentaschen, wie die übrigen Affen, auch keine Schwielen am Hintern, und keinen Schwanz, geht meist immer gerade, wie die Menschen, doch mit gebogenen Knieen, nie ohne Stock, und scheint auch blos zum Aufrechtgehn gemacht zu seyn, und lebt und wohnt in den dikkten Wäldern von Afrika und Ostindien, und frißt allerhand Baumobst, Kräuter und Austern. — Siehe Tafel 6 Figur 18.

In der Gegend, wo die Orangutang wohnen, leiden sie kein vierfüssiges Thier, auch sogar den Elephanten jagen sie fort, werfen und schlagen ihn gar mit Steinen und Prügeln todt. Sehen sie Feuer und keine Neger dabey, so gehen sie lustig und freudig dazu hin, und sezen sich nun um dasselbe herum. Aber ihre Freude währt gewöhnlich nicht lange, weil sie das Feuer aus-

geben lassen, und zu dumm sind, wieder etwas Holz dazu zu legen. Den Negern selbst aber thun sie weiter keinen Schaden, als daß sie zuweilen über sie herfahren, und sie schlagen wollen: doch schleppen sie ihnen zuweilen auch ihre kleinen Kinder weg, die, wenn sie etliche Wochen bey ihnen gewesen sind, fast wie junge Affen aussehen, und von ihren Aeltern kaum erkannt, und nur mit viel Mühe und Gefahr den Affen wieder weggenommen werden können.

Was meynt ihr wohl, daß die meisten Neger von diesen Affen denken und glauben? Sie glauben, sie seyen ein fremdes Volk, das sich in ihrem Lande niedergelassen habe; daß sie aber nicht reden, sey keine andere Ursache, als weil sie besorgen, sie möchten hernach arbeiten müssen. — Man kann die Orangutang zahm machen, und abrichten, daß sie wie Knechte und Mägde, umher laufen, still, fromm, und gar nicht boshaft, kühn und verstohlen sind, wie ihre Vettern, die andern Affen. Sie sollen, sagen die Reisebeschreiber, Holz und Wasser in die Küchen tragen, den Bratspieß drehen, in Mörsern stossen, Gläser und Teller rein machen, das Essen auf die Tische tragen, Stühle zu den Tischen hinsetzen, und sodann, wenn man ihnen ruft, mit ihren Teller herbey kommen, und sich auch eine Portion darauf geben lassen. Auch sollen sie zuweilen gar sich selbst mit zum Tisch hinsetzen, sich ausschöpfen und mit Messer, Gabel und Löffel essen, zu trinken einschenken, sich ihr Bett selbst machen, sich der Länge nach darein legen, die Decke über sich herziehen, des Nachts aufstehen, und in ihr eigenes Nachtgeschirr pissen, aber doch auch mit unter, wenn es ihnen nicht gelegen ist, aufzustehen, und sie die

Noth zu oft ankömmt, alles ins Bett geben lassen: will man sie dafür züchtigen, so heulen und schreyen sie, fast wie ein Kind. — Es kömmt selten ein Orangutang nach Europa, weil sie die Kälte nicht ertragen können, und sehr leicht sterben, mag man sie auch verpflegen und füttern, wie man will *)

Der langarmige Affe, Gibbon oder Golok ist fast so groß, als der Orangutang, und ein recht sehr sonderbarer Affe. Er ist von den Menschen, welchen er fast eben so ähnlich, ja dem Gesicht nach, wohl noch ähnlicher sieht, als der Orangutang, durch die Backentaschen und Schwielen am Hintern; von den übrigen Affen aber durch seine ungeheuer langen Arme, sehr leicht zu unterscheiden. — Siehe Tafel 6 Figur 19.

Er wohnt in Ostindien, und frißt Mandeln, Feigen und Pomeranzen ꝛc. Sein Kopf ist rund, und sein Gesicht platt, kahl und dunkelbraun, und mit einem Kreise von weißgrauen Haaren besezt. Sein Leib ist um die Hälfte merklich schmäler, als oben und mit schwarzen Haaren bedekt, und sein Gesäß mit harten Schwielen versehen. Er hat keinen Schwanz. Seine Arme sind beynahe so lang, daß sie auf der Erde anstossen, wenn er auch gleich ganz gerade auf den Füssen steht. Er geht meist immer gerade auf den Füssen, wie die Menschen; doch läuft er zuweilen auch auf allen Vieren. Er ist still, und sanft, und sehr zärtlich und schwächlich. Die ge-

*) Ist der Orangutang vielleicht der Satyr der Alten? Nach dem Aelianus und Plinius kann ers nicht seyn. Denn jener gibt den Satyr in seiner Histor. anim. Lib. 16. Cap. 21. als geschwänzt; und dieser in seiner Histor. natur. Lib. Cap. 2. mit Backentaschen versehen an.

ringste Kälte oder Nässe schadet ihm, tödtet ihn. Und eben deßwegen kann er auch nicht leicht nach Europa gebracht werden.

Den gemeinen Affen mit dem länglichen Hundskopf, platten Gesicht, weißgrauen Haaren, und von der Größe eines Fuchses, habt ihr gewiß schon gesehen. Er ist sehr stark, und dauerhaft, und kann unter allen Affen die mehrste Kälte und Nässe vertragen, deßwegen er auch am allerhäufigsten nach Europa gebracht und für Geld gezeigt wird. Er ist sehr gelehrig und lustig und leicht so zahm zu machen, daß man mit ihm spielen, ihm Kleider anziehen, und sonst noch allerhand Späße mit ihm treiben darf. Einst sollte ein einfältiger Bauer im Namen seines Herrn einen Korb voll Birn einem gewissen vornehmen Manne überbringen, und traf am Eingange 2 grosse Affen, in blauen mit Gold gestikten Kleidern, und mit einem Degen an der Seite versehen an; diese sprangen auf den Korb, und langten etliche Birn heraus. Der Bauer, der dergleichen Thiere in seinem Leben nicht gesehen hatte, nahm den Hut vor ihnen ab, und ließ sie machen, was sie wollten. Da er nun sein Geschenk dem Herr überbrachte, fragte ihn dieser, warum der Korb nicht voll wäre? Ey, mein Herr, sagte der einfältige Bauer, er ist wohl voll gewesen; aber eure Kinder haben mir die Hälfte davon heraus genommen.

Der Hundsbeisser oder Macaco lebt in Afrika, hat braune Haare, und einen ziemlich langen Schwanz, und ist, wenn er zahm geworden, sehr lustig und artig, und verträgt sich mit allen Hausthieren, nur den Hunden nicht. Siehe Tafel 10 Figur 14.

Die Indianer bedienen sich der Affen, und auch der

Paviane und der Meerkatzen, um Cocosnüsse zu bekommen. Sie jagen sie nämlich auf die Bäume hinauf, und werfen mit Steinen nach ihnen. Um sich nun zu wehren, pflücken die Affen die Cocosnüsse ab, und werfen sie auf die Indianer herunter. Diese sammeln nun hastig so viel Cocosnüsse, als sie haben wollen, gehen weiter, und lassen die Affen sitzen..

Paviane

gibt es nur in der alten Welt, und zwar, wie schon gesagt, nur in den heissesten Gegenden von Asia und Afrika. Sie haben alle Schwänze, und länglich runde Köpfe.

Der Thoras oder Marmon wohnt in Indien, und vorzüglich auf der Insel Borneo, ist fast so groß, als ein Bullenbeisser, hat einen länglichten Hundskopf, und auf demselben einen Haarschopf, einen langen Hals, lange kahle Ohren, ein glattes länglichtes Gesicht, eine lange Schnauze, eine blutrothe Nase zwischen erhabenen schiefgefurchten himmelblauen Flecken, ein kleines aufgerichtetes Schwänzchen, große rothe Schwielen am Hintern und über den ganzen Leib wollichte dunkelgraue Haare. Er ist ein recht schönes Thier, das man oft lebendig zu sehen kriegen kann. Man kann ihn zahm machen, und sogar zum Brieftragen gebrauchen. Tafel 1. Figur 1 ist ein junger, und Figur 4 ein alter Pavian abgebildet.

Man hat Beyspiele, daß ein Pavian ein kleines Kind aus der Wiege genommen, und damit auf die Spize eines Daches geklettert ist, woselbst er das Kind ganz aus den Windeln heraus gewickelt, es geküßt und damit gespielt, hernach aber wieder behutsam eingewickelt, und wieder ohne allen Schaden in die Wiege gelegt hat. Man hat diesem Schauspiel mit Herzensangst zusehen müssen:

denn wenn man Miene gemacht hätte, ihn zu jagen, oder ihm das Kind abzunehmen, so würde er dasselbe herunter geschmissen, und sich selbst mit der Flucht gerettet haben.

Der Teufel, Maimon oder Mandril ist eben so groß, als der Choras, hat dunkelbraune Backen mit tiefen schiefen Furchen, braun und grünlichgelbe Haare, und blutrothe Gesäßschwielen, ein kleines Schwänzchen, und hält sich in Guinea auf.

Die Meerkatzen

sind alle in Südamerika zu Hause, haben keine Backentaschen und keine Gesäßschwielen, und sehen mehr den Katzen als den Affen ähnlich. Und weil sie von Amerika übers Meer nach Europa gebracht wurden, so heißt man sie vermuthlich Meerkatzen. Oder heissen sie deßwegen so, weil sie ins Wasser gehn, und Fische fangen? Ich glaube dieß nicht. Die erstere Meinung gefällt mir besser*). Sie haben meist alle sehr lange haarige dicke oder so genannte Wickelschwänze, mit denen sie sich an die Aeste und Zweige fest hängen, sich hin und her schlänkern und sodann mit einem guten Schwunge auf den nächsten Ast oder Baum springen. Sie sind sogar im Stande,

*) Simia; Papio; Cercopithecus; Lemur. 1) Orangutang Simia satyrus, Langarm Simia longimana, gemeiner Affe Simia sylvanus, Hundsbeisser oder Macato Simia cynomolgus. 2) Choras Papio mormon; Teufel oder Maimon Papio maimon. 3) Kleiner Pan oder Waldgott oder Belzebub Cercopithecus paniscus, Sagoin oder Bisamaffe Cercopithecus jacchus, Todtenköpfchen Cercopithecus sciureus, Buschschwanzaffe Cercopithecus trepidus. 4) Langschleicher oder Loris Lemur cucang, Mongus Lemur mongoz.

mit der Spize ihres Schwanzes Baumfrüchte aufzuheben und ins Maul zu stecken. Auch Fische fangen sie damit. Er dient ihnen also statt einer Hand.

Die meisten sind sehr kühne, falsche und tückische Thiere, und werfen auf die Jäger, und auf andere einzelne, unter einem Baum vorbeygehende Personen, trockenes Holz und Zweige, und wohl gar ihren Urin, und ihren Unrath herunter, springen auch wohl selbst herunter, und fahren den Leuten nach dem Gesicht. Ist einer von ihnen verwundet worden, so kommen die andern sogleich herbey, besehen die Wunde, und halten sie so lange zu, bis sie so viel Blätter klein gekaut haben, daß sie das Loch damit zustopfen können. Dieß machen die Affen auch so.

Der Sapajon oder kleine Pan, Waldgott oder Belzebub hat eine schwarzgraue Farbe, und ein recht sehr wildes Ansehen. Er ist so groß als ein Fuchs, und also die größte Meerkaze, und kann mit seinem langen Schwanze, der von der Mitte an unten kahl ist, alle die Künste machen, die eben angeführt worden sind. Er hat an seinen vordern Händen keinen Daumen, und wird deswegen auch der vierfingerige Sapajou genannt. Er zieht in Kameradschaften von etlichen hunderten herum, und schwingt sich an seinem Schwanze, in fast unglaublicher Geschwindigkeit, von einem Baum auf den andern. Ist aber die Entfernung zu groß, so hängen sich mehrere an einander, und machen eine Kette, die sich so lange hin und her schwingt, bis der vorderste einen Zweig erreicht, wo er sich anhalten kann: und dieser zieht nun die andern alle nach sich. Auf ähnliche Art sezen sie auch über Flüsse; siehe Taf. 1 Fig. 3.

Die kleinste Meerkaze ist wohl der Sagoin oder das Bisamäfchen, das nur so groß ist als ein Eichhörnchen, ein kleines rundes Köpfchen, große starre Augen, große hängende Ohren, einen langen dicken Schwanz, und lange graurothe Haare hat, und ganz so wie er ist, mit Kopf, Schwanz und Füssen in eine leere Cocosnuß schlupfen, und darin über Nacht bleiben kann. Der kleine Narr frisset gern saftige Baumfrüchte, und vorzüglich gern Cocosnüsse. Er beißt und nagt sie daher mit großer Mühe auf den Bäumen auf, und langt sodann mit seinen Vorderpfoten den Kern und die Milch heraus. Aber auch Fische frißt er gern.

Aber eben die Lüsternheit nach Cocosmilch gereicht sehr vielen zum Tod, oder doch wenigstens zum Verlust ihrer Freyheit. Denn wenn man gern ein lebendiges Bisamäfchen haben will, so wirft man ihm eine Cocosnuß, worin ein kleines Loch ist, zu. Will er nun hinein langen, so muß er sein Pfötchen klein machen, sodann aber darin ausbreiten, um die Milch und das Fleisch fassen und halten zu können. Kaum hat er sein Pfötchen darin, so geht man auf ihn zu, und nimmt ihn gefangen, weil der arme Schelm vor Angst vergißt, sein Pfötchen klein zu machen, um es wieder herausziehen zu können; und die Nuß weit und lange mit sich fortschleppen kann er doch auch nicht. Er sieht sehr viel den kleinen Bologneser Hündchen ähnlich, geht immer auf allen Vieren, wie alle seine Kameraden. Siehe Tafel 6. Fig. 21.

Auf der 9 Tafel Figur 10 ist das sogenannte Todtenköpfchen, und auf der 10 ten Tafel Figur 2, der sogenannte Buschschwanzaffe abgebildet.

Die Maki

sind von den Meerkatzen dadurch unterschieden, daß sie nicht in der neuen, sondern in der alten Welt wohnen, und an den Zeigfingern ihrer Hinterfüsse keine Nägel, sondern spizige Krallen, und an der Brust vier Zitzen haben. Es gibt kleine und grosse, geschwänzte und ungeschwänzte Maki. Und alle zusammen sehen mehr einem Windhunde als einem Affen ähnlich.

Der Lorts oder Lucang ist so groß, als ein Eichhörnchen, ohne Schwanz, und hellbrauner Farbe, und auf der Insel Ceilon zu Hause.

Der Mongus hat die Größe einer Kaze, einen langen Schwanz, graue weiche Haare, und vorzüglich die Insel Madagascar zu seinem Vaterlande.

Weil die Affen an ihren Füssen lange, wie die Finger ihrer Hände gespaltene Zehen, und auch keine Ferse, wie die Menschen haben, so sagt man, die Affen hätten vier Hände *).

Der Schluß der Säugethiere wird nun in unserer zwölften Ordnung mit der Geschichte

Des Menschen

gemacht. Der Mensch ist das vollkommenste und vornehmste Geschöpf Gottes auf dem Erdboden. Kein Thier, es sey auch noch so klug und geschickt, es lebe aus und wohne, wo es wolle, übertrift den Menschen an Klugheit und Geschicklichkeit. Das Thier thut alles, was es thut, nur aus einem gewissen innern Triebe, den man Instinkt nennt; und was ihm dieser Instinkt befiehlt,

*) Eine ausführliche Affengeschichte findet man in Herrn Professor Schrebers ersten Theil seiner Säugethiere.

das thut es, das muß es thun, und thut es auch ganz genau, gleich von jung auf, ohne daß es erst seine Künste von seinen Eltern oder Kameraden lernen müßte. Aber es thut meist immer nur Einerley, immer das Nämliche in einem Jahr, wie in dem andern. Die Schwalbe baut ihr Nest gewöhnlich in einem Jahr, wie in dem andern, und auch immer von einerley Materie.

Der Mensch hingegen thut, was er will; thut seine Sache heute, oder morgen; so, oder anders. Er pflükt und schlachtet, und isset und trinkt nach Belieben, und macht sich, so zu sagen, die ganze Erde, sammt allem, was darauf und darin ist, unterthan. Er überlistet und fängt und bändigt auch das größte, das wildeste Thier, spannt es vor seinen Wagen, und fährt und reitet auf dem. Kurz, nichts bleibt dem Menschen übrig, das er nicht erforschen, finden und bezwingen könnte.

Aber wenn kann der Mensch das alles? Gleich nach seiner Geburt? Gleich nach seinem ersten Jahr? O nein! Kaum in seinem fünfzehnten Jahr kann er es. Ach wie arm, wie elend, wie hülflos nicht der Mensch nach seiner Geburt, und gewöhnlich auch noch bis in sein zweytes Jahr! Kriecht er da nicht, fast wie ein Wurm, auf allen Vieren herum? Schreyt und winselt er nicht jämmerlich um Essen und Trinken? Und gäbe man es ihm nicht, würde er wohl acht Tage alt werden? Gewiß nicht, gleich in den ersten zwey Tägen würde er sterben müssen. Er kennt nicht einmal seine Nahrung; und gesezt, er kenne sie auch, so ist er doch zu schwach, sie anzufassen, und in sein Maul zu bringen. Er hat also nicht einmal den Instinkt der Thiere, die fast gleich nach ihrer

Geburt laufen, und sich ihr Fressen selbst suchen, und bald auch ihre eigene Wohnung zurechte machen können. Für diesen Mangel des Instinktes nun gab uns der liebe Gott eine vernünftige Seele, mit der wir uns, wenn wir groß geworden und gut erzogen sind, weit über alles Vieh erheben, erstaunlich viel lernen, und uns gleichsam zu Herren des ganzen Erdbodens machen können. Werden wir aber nicht gut erzogen, wachsen wir so wie die Ziegen und wie die Schweine auf, ja dann sind und bleiben wir auch halbe Ziegen und halbe Schweine, und werden uns nicht viel vom Vieh, das Heu und Stroh, Laub, Gras, Eicheln und Bücheln frisset, unterscheiden. Ihr wisset doch, daß es auf dem ganzen Erdboden Menschen, zusammen ungefähr tausend Millionen, und unter diesen auch so manches Tausend halb wilde und ganz wilde Menschen gibt, die vom lieben Gott nichts wissen, und fast gerade so, wie die wilden Thiere leben, in Wäldern und Höhlen unter der Erde wohnen, und sich unter einander todtschlagen und fressen?

Daß ein Mensch nicht aussieht, wie der andere, ist euch bekannt. Es gibt kleine und große, dicke, fette und magere Menschen: einer hat rothe, der andere schwarze, und der dritte blonde Haare: einer sieht weiß und der andere bräunlich aus: und in Asia, Afrika und Amerika gibt es sogar halb schwarze und ganz schwarze, und kupferrothe Menschen. Riesen aber gibt es nirgends in der Welt und auch keine Zwerge. Manchmal sieht man zwar ausserordentlich kleine, und erstaunlich große Menschen, aber sie sind und bleiben immer etwas seltenes: viele gibt es gewiß nirgends bey einander, viel weniger gar eigene Riesenländer und eigene Zwergländer.

Aber das ist richtig und ausgemacht, daß es in den kältesten Gegenden der Welt immer mehr kleine, als große, oder gar lauter kleine Menschen gibt. Aber an Zwerge ist gar nicht zu gedenken. Sie haben doch immer noch eine wohlgebildete Gestalt. Auch in den heissesten Gegenden von Asia und Afrika sind die Leute eben nicht sonderlich groß, und sehen auch gar nicht gut aus. Was haben die Neger und Hottentotten nicht für häßliche Gesichter, für stumpfe Nasen, für aufgeworfene Lippen und für dickwollichte Haare? — Siehe Tafel 1 Figur 13: Tafel 2 Figur 6: Tafel 10 Figur 9: Tafel 14.

Die Amerikaner sehen etwas besser aus. Tafel 13 Figur 4 ist eine Amerikanerin abgebildet *).

So wild und dumm sind aber doch die Indianer nicht, daß sie, wie die Thiere, auf allen Vieren liefen, in den Wäldern wohnten, Gras und Wurzeln, und Feld- und Baumfrüchte äßen, keine Sprache hätten, und also ein völlig thierisches Leben führten: Nein, das thun sie nicht. Sie leben und wohnen in ihren Hütten, sie mögen nun über oder unter der Erde seyn, in kleinen und großen Gesellschaften zusammen, haben ihre eigene Sprache, die sie mit sich unter einander, und auch gegen ihre Nachbarn gebrauchen. Allein man hat Beyspiele, daß hier und da einzelne Menschen verloren gegangen, und sich etliche Jahre nach einander in Wäldern bey den wilden Thieren aufgehalten, und endlich auch, wie diese, auf allen Vieren gelaufen, Baum auf, Baum ab geklettert, und eben das gefressen, was ihre neuen Kameraden fraßen, und so nach und nach mit Haaren bedeckt, ohne Sprache, ohne Gebrauch ihrer Vernunft, und völlig

*) Der Mensch homo sapiens.

wild geworden sind. Soll ich ein paar Geschichten von solchen wilden Menschen erzählen?

Im Jahr 1544 fand oder fieng man in Hessen einen wilden Knaben, und zeigte ihn am Hofe des Landgrafen Heinrichs. Er war ein dreyjähriges Kind von den Wölfen geraubt und erzogen worden, welche ihn mit den besten Stücken ihrer Beute genährt, und auch angeführt haben, erst auf allen Vieren zu kriechen, und sodann zu laufen, bis er es ihnen im Trabe gleich thun, und die größten Sprünge machen können. Ihre Sorge für ihn ist so weit gegangen, daß ihm die Wölfe in einer Grube eine Streue von Blättern gemacht, sich um ihn herum gelegt, und ihn so wider die Kälte vertheidigt hatten. Die Lebensart seiner Pfleger hat ihm daher so wohl gefallen, daß er, seinem Geständnisse nach, lieber unter ihnen, als unter den Menschen seyn wollen. Er ist auch schwer zum Aufrechtgehen zu gewöhnen gewesen, und hat es nicht anders lernen wollen, als da man etliche Stücke Holz um ihn herum gebunden hatte.

In Lithauen soll im Jahr 1661 ein Knabe von 9 Jahren unter den Bären gefunden worden seyn. Man sagt, er habe sich mit seinen Zähnen und Nägeln tapfer gewehrt, als man ihn fangen wollte. Ein anderer wilder Knabe aber, der noch bei ihm gewesen, sey den Jägern entwischt. Er soll nicht zu bändigen, vielweniger zu Kleidung und menschlicher Nahrung zu gewöhnen gewesen seyn. Ein anderer wilder Knabe, der ebenfalls in Lithauen 1649 ungefähr 20 Jahre alt, unter einer Heerde Bären entdeckt und gefangen worden, ist als ein überall haariges Geschöpf, auf Händen und Füssen gegangen. Er hat wenig Merkmale der Vernunft, keine Sprache,

auch nicht einmal die menschliche Stimme gehabt, und ist schwer zu zähmen gewesen, hat aber doch an einer Mauer nach und nach gerade stehen, ordentliche Speise essen, und endlich auch, wiewohl mit heiserer, nicht sehr menschlichen Stimme, reden gelernt. Von seinem wilden Zustande hat er sich nichts erinnern können.

In Irland ward einst ein wilder Knabe gefangen, der Gras und Heu fraß, wie ein Schaf blöckte, und sehr flink auf allen Vieren laufen konnte, und sehr schwer zu zähmen war. — Im Jahr 1717 ist in Holland ein Mädchen, in einem Alter von 19 Jahren gefangen genommen worden. Sie war erst 16 Monat alt, als sie ihren Aeltern geraubt wurde. Ihre Haut war sehr braun, hart und rauh, ihr Haar lang und dick; ihre Sprache ein ordentliches Stammeln; ihre Nahrung grüne Kräuter und Baumblätter gewesen. Sie war aber doch aufrecht wie andre Menschen gegangen, und hatte um den Leib eine selbst gemachte Schürze von Stroh hängen. Vor Menschen war sie Anfangs sehr scheu; hernach aber ward sie bald sehr gesellschaftlich. Sie lernte die Zeichen verstehen, die man ihr vormachte, dankte den Grüssenden, lernte etwas reden, und ziemlich gut spinnen.

Im Jahr 1719 hat man auf den Pyrenäischen Gebirge zwey wilde Knaben, wie Gemsen auf den Klippen herum springen sehen.

Aeusserst merkwürdig ist noch die Geschichte eines wilden Mädchens, das im Jahr 1731 in Frankreich, in einem Alter von 10 Jahren gefangen worden ist. Ein Edelmann, der in Champagne, nahe bey der Marine, auf der Jagd war, sahe unvermuthet 2 schwarze Gegenstände auf dem Wasser. Und da er sie für zwey Wasserhühner

hielt, schoß er hastig auf sie zu. Die vermeinten Wasserhühner tauchten sogleich unter, und kamen weit von dieser Stelle wieder ans Ufer, ohne die mindeste Spur einer Verwundung.

Es waren 2 Mädchen von der Größe zehnjähriger Kinder, die gesellschaftlich mit einander lebten, ohne daß man wußte, woher sie, oder wie sie eigentlich hieher gekommen wären? Sie sprangen in Seen und Flüsse, um Fische heraus zu holen, welche ihre beste Nahrung auszumachen schiene. Da ihnen nun der Schuß nicht geschadet, so kamen sie beide aufs Land, mit einer starken Beute von Fischen beladen. So bald sie diese ausgenommen und abgewaschen hatten, verschluckten sie solche allmählich mit größtem Appetit; denn sie waren gewohnt, ihre Nahrung nicht erst zu kauen, sondern mit den Vorderzähnen in kleine Stücke zu zerreissen, und so ungekaut zu verschlingen. Nach gehaltener Mahlzeit verliessen sie die Ufer des Flusses, und giengen weiter. Kurz darauf entdeckte das eine von diesen Mädchen einen Rosenkranz, den ein Reisender verloren haben mochte. Sie fing sogleich an zu hüpfen und zu springen, und ein großes Freudengeschrey anzustimmen. Aus Furcht aber, ihre Kamerädinn möchte ihr den Rosenkranz nehmen, bedeckt sie ihn mit der Hand. Allein ihre Kamerädinn sah ihn doch, und schlug sie mit einem Prügel so sehr auf die Hand, daß sie sie kaum mehr bewegen konnte: doch hatte sie noch Kräfte genug in der andern, um dieser Grobrn mit einer Keule einen solchen Schlag vor die Stirne zu geben, daß sie mit entsetzlichem Geschrey zur Erde fiel. Die Siegerinn machte aus ihrem Rosenkranz ein Armband. Indessen hatte sie doch mit ihrer verwun-

deten, und stark blutenden Kamerädinn Mitleiden. Sie lief herum, einige Frösche zu suchen, klebte die Haut eines abgezogenen Frosches auf die Wunde, um das Blut zu stillen, verband sodann die ganze Stirn mit einer Baumrinde, die sie mit ihren Nägeln los geschält hatte. Hierauf schieden sie von einander. Die Verwundete gieng wieder nach dem Flusse, und die Siegerin dem Dorfe Songi zu. Unstreitig hatte sie der Durst genöthigt, in der Abenddämmerung in dieß Dorf zu gehen. Sie war baarfuß, mit Lumpen und Thierhäuten bedeckt, und hatte die Haare unter einer Mütze mit einem Kürbis verborgen. Gesicht und Hände waren so schwarz, als an einer Mohrinn. In der einen Hand trug sie eine Keule.

Die ersten Leute, welche dieses wilde Mädchen erblickten, entflohen unter dem beständigen ängstlichen Ausrufen: Der Teufel ist im Dorfe! Jederman glaubte es, und verschloß die Thüren und Fenster. Ein einziger Mann, der sich einbildete, der Teufel könne sich vielleicht vor Hunden fürchten, ließ seinen großen Hund, der mit einem stachlichten Halsbande bewaffnet war, auf das Mädchen los. Die Wilde sah ihn in voller Wuth auf sich los kommen, und erwartete muthig seinen Anfall, ohne von der Stelle zu gehen. Kaum war der Bullenbeisser da, so versezte sie ihm mit ihrer Keule einen so derben Schlag vor den Kopf, daß er sogleich todt niederfiel. Voller Freuden über ihren Sieg, sprang sie etlichemal auf dem todten Hund herum. Hierauf machte sie einen Versuch, eine Hausthüre zu öffnen: weil sie aber damit nicht so leicht, wie mit dem Hunde, fertig werden konnte, so gieng sie wieder aufs Feld, und blieb auf einem Baume über Nacht.

Den andern Morgen gab Jemand im Dorfe den Rath, man sollte dem vermeynten Teufel, der nichts anders als ein wilder Mensch gewesen, einen Eimer voll Wasser unter den Baum stellen, worauf er sitze; denn es dürste ihn vielleicht. Man that es, allein ohne sie zu haschen. Denn da sie erwachte, gukte sie auf allen Seiten herum; und da sie niemand sahe, stieg sie herab, steckte das Kinn tief in den Eimer, und soff herzhaft darauf los, stieg aber doch gleich wieder zu Baume, weil sie diesem Dinge nicht traute.

Da diese List nichts half, so ließ man eine Hirtenfrau, mit einem Kinde auf dem Arm, nahe bey diesem Baume spazieren gehen. Sie hatte etliche gelbe Rüben, und einige Fische in den Händen, und zeigte sie der Wilden. Endlich kam sie wirklich herunter, und lief auf die Frau zu. Da sich aber die Hirtenfrau immer denjenigen Leuten näherte, die auf die Wilde lauerten, und sie doch gern einen Fisch gehabt hätte, so ward sie unverhofft lebendig gefangen genommen. Man brachte sie in das Amthaus. Und da der Koch so eben etliche Stücke Federvieh abgeschlachtet hatte, fiel sie plözlich, sobald sie es sah, darauf los, und zerriß und fraß ein Stück davon. Nachher gab man ihr ein Kaninchen und auch diesem zog sie sogleich das Fell ab, und fraß es auf.

Der Hirte nahm sie zu sich ins Haus, um sie zahm zu machen. Allein es kostete viel Mühe und Schläge, sie so weit zu bringen, daß man sie frey im Hause herum gehen lassen durfte. Sie hatte dicke starke Finger, und konnte mit wenig Mühe Löcher in die Mauern und in die Dächer machen. Und auf den Dächern konnte sie so flink herum laufen, als ein Sperling. Auch konnte sie durch

so kleine Löcher kriechen, daß man es nicht begreifen konnte, wie es möglich sey.

Sie entwischte oft; und konnte noch nach etlichen Jahren so geschwind laufen, daß sie auch der schnellste Mensch nicht einholen konnte. Auch auf Bäume klettert sie noch immer fast so geschwind, als ein Eichhörnchen. Nachher that man sie in ein Kloster. Und da sie auch da wieder etliche Jahre gesessen, und fast keine Bewegung gehabt hatte, konnte sie doch noch so schnell laufen, daß sie auf dem freyen Felde einen Hasen einholen, und lebendig dem zurückbringen konnte, der sie wegen ihrer Schnelligkeit bewundern wollte.

So viel Mühe man sich auch mit ihr gab, sie so zahm zu machen, daß sie sich des rohen Fleisches, der Blätter, Zweige und Wurzeln der Bäume enthalten, und mit den Menschen umgänglich leben möchte; so wenig glückte es. Denn so oft sie einen fremden Menschen sah, schrie sie ganz entsezlich. Kam sie zu einem Teich, so sprang sie mit allen Kleidern hinein, schwamm ganz darin herum, fraß gleich etliche Frösche auf, und brachte noch etliche, nebst einigen Fischen, mit heraus. — Einst speißte sie bey einem vornehmen Herrn zu Mittage, und da kein Gericht kam, das ihr gefiel, stand sie auf, lief gerades Weg auf den Teich zu, und kam voller Freuden mit einer Schürze voll lebendiger Frösche wieder zurück, und theilte sie unter die Gäste aus; und da sie einige nicht in die Hand nehmen wollten, legte sie ihnen dieselben auf ihre Teller. Ach, was entstand da nicht für ein Spektackel, da die Frösche auf Tischen und Bänken und in der ganzen Stube herum hüpften! Da aber die besorgte Froschfängerin sahe, daß man ihr Geschenk

gering schäzte, so sammelte sie alle gleich wieder zusammen, und warf sie auf die Teller und in die Schüsseln.

Man taufte sie endlich, und gab ihr den Namen le Blank. Aber auch jezt noch liebte sie Blut, und rohes Fleisch. Wo sie eine Taube oder ein Huhn erwischen oder geschenkt kriegen konnte, biß sie ihm gleich den Kopf entzwey, und sog das Blut sogleich warm heraus.

Sie war etlichemal sehr gefährlich krank, litte auch etlichemal so großen Mangel, daß sie ihrer Krankenwärterin auf die Frage, wovon sie wohl in Zukunft zu leben gedächte, voller Vertrauen auf Gott antwortete: Warum sollte mich wohl Gott gesucht, von den wilden Thieren weggenommen, und zu einer Christinn gemacht haben? Etwa deswegen, daß er mich nun vergessen, und für Hunger sterben lassen wolle? Das ist unmöglich. Ich kenne Niemand, als ihn. Er ist mein Vater. Er wird für mich sorgen. Im Jahr 1754 soll sie endlich in sehr kläglichen Umständen gestorben seyn *).

Noch eins: Es gibt dann und wann Leute, die um des Geldes willen allerhand gefährliche Künste treiben; sich auf ausgespannten Stricken schauckeln, sich an Hals und Kopf, an Armen und Füssen aufhängen, gefährliche Sprünge thun, und dergleichen: Und man sieht diese

*) Der wilde Peter von Hameln gehört auch hierher. Im Jahr 1723 wurde er von einem Bürger am 4ten May, in einem Alter von 13 Jahren gefangen. Er soll der blödsinnige Sohn eines Wirths zu Wichringen im Paderbornischen gewesen seyn, überdem lernte er nie reden. 1767 kam er nach London, und starb am 22sten Februar 1785 in Hertfordshire. Mehrere Nachrichten von ihm hat Herr Hofrath Blumenbach mitgetheilt in Voigts physicalischem Magazin. B. 4. St. 3. S. 41.

Künste doch wenigstens einmal in seinem Leben gern. Allein einen Menschen zu sehen, der einen Hut voll kleine Steine, 3 bis 4 Pfund Fleisch, und eben so viel Brod auf einmal flink hinter einander her verschlingen, und noch dazu 3 bis 4 Quartier oder Maas Bier oder Wein, nebst einem Quartier Branntwein hinten drein giessen, und sogleich, wenn man es haben will, alles wieder von sich geben kann, ist eben nicht sehr appetitlich. Ich sah einst solchen Vielfraß oder Nimmersatt. Auch ganze Gläser konnte er mit den Händen zerdrücken, die Stücke mit den Zähnen zerbeissen, und sodann verschlingen.

Nun muß ich euch noch sagen, liebe Kinder, wie der Mensch innen in seinem Leib aussieht: denn wie er aussen beschaffen sey, könnt ihr ja alle Tage an euch selbst gewahr werden. Wer von euch sollte wohl nicht wissen, daß unser Körper aus einer Menge kleiner und großer Knochen, und aus Fleisch, Haut und Blut zusammen gesezt sey? Wer von euch sollte zweifeln, daß wir zwey Arme mit zwey gefingerter Händen zum Arbeiten; und zwey, an den Fußsohlen oder Fußwurzeln, mit Zehen versehene Füsse zum Gehen haben? Auch ist Jedermann bekannt, daß wir über den ganzen Leib mit einer zarten Haut umgeben sind, darin sich eine Menge Blutgefässe und Nerven, und soviel Poren oder Schweißlöcher befinden, daß zuweilen ganze Tropfen Schweiß aus ihnen heraus dringen. Daß wir auf dem Kopfe vieles langes Haar; auf den übrigen Theilen des Leibes aber nur hier und da ein kleines kurzes Härchen sizen haben; daß wir essen und trinken und schlafen, und dieß und das thun müssen, wenn wir immer gesund, und stets fröhlich seyn wollen, ist auch eine bekannte Sache.

Der liebe Gott schenkte uns fünferley Werkzeuge, die man die fünf Sinne nennt, und wodurch wir alles, was nahe und auch noch ziemlich weit von uns vorgeht, empfinden, sehen, hören und riechen.

Durch die Zunge, die voller reizbaren Nervchen ist, erfahren wir, ob eine Speise oder ein Getränk süß oder bitter schmecke. Auch dient sie uns zum Reden und zum Singen, und zum Saugen und Unterschlingen der Speisen.

Mit den Augen sehen wir. Die Augen liegen in einer knöchernen Höhle, und sind zur äußern Bedekkung mit Augenliedern, und zur Verwahrung vor Staub und Insekten, mit haarigen Wimpern versehen.

Mit den Ohren hören wir. Die Ohren sind knorpelichte Schalen, mit denen die bewegte Luft oder der Schall aufgefangen wird, damit wir alles um uns hören können.

Mit der Nase riechen wir. Die Nase ist oben beinicht, und unten knorpelicht, und in der Mitte durch eine Scheidewand in zwey Gänge oder Löcher getheilt. In diesen Löchern ist eine Schleimhaut befindlich, die voller kleiner Nervchen ist, durch die wir die feinsten Dünste gewahr werden, sie mögen nun wohl, oder übel riechen.

Daß wir im Munde Zähne haben, wisset und sehet ihr. Ob ihr auch wisset, wie viel der Mensch Zähne habe, zweifle ich. Nun wie viel meynt ihr wohl? Gewöhnlich hat oder bekömmt der Mensch zwey und dreyßig Zähne. Nämlich acht Schneidezähne; und vier Augenzähne oder sogenannte Hundszähne; und sechszehen Backenzähne, und vier sogenannte Weisheitszähne.

Von den acht breiten Schneidezähnen stecken mitten, in jedem Kiefer oder Kinnbacken vier, vier oben, und vier unten. Diese acht Zähne kommen bey den Kindern nicht eher, als im siebenten Monat ihres Lebens zum Vorschein, und zuweilen brechen sie erst gegen das Ende des ersten Jahres hervor. — Dicht an diesen Schneidezähnen stehen die vier spizigen Hundszähne, auch wieder in jedem Kiefer zwey, zwey im obern, und zwey im untern. Diese vier Hundszähne brechen in dem neunten oder zehnten Monat hervor. Auf diese Hundszähne folgen die sechszehn höckerichten Backenzähne, davon acht in der obern, und acht in der untern Kinnlade stehen. Diese erscheinen gegen das Ende des ersten Jahrs oder doch bald im Anfang des zweyten Jahrs, der Kinder. — Endlich kommen die so genannten vier Weisheitszähne, die man nicht gleich in den ersten zwey, drey oder vier Jahren bekömmt, sondern viel später, und oft erst im zwölften, im sechszehnten, im zwanzigsten Jahr; und viele Menschen bekommen sie gar nicht, und haben also nur acht und zwanzig Zähne.

Die Schneidezähne, die Hundszähne, und die vier ersten Backenzähne fallen den Kindern vom fünften bis aufs achte Jahr wieder aus. Sie werden aber allemal bald wieder durch neue ersezt.

Ach, wie viel Schmerzen steht nicht mancher Mensch aus, bis er alle seine Zähne bekömmt! Und wie sehr wird nicht mancher gequält, bis er wieder einen und den andern davon verliert! Um immer gute weisse Zähne zu haben, muß man sie oft mit frischem Wasser ausspühlen, nicht darin herum stechen, nicht allzuwarm essen und trinken, und weder Nüsse noch andere harte Dinge

damit aufknacken. Hütet euch also, so gut ihr könnet, vor Zahnschmerzen, denn es sind recht sehr arge Schmerzen.

Nun, wie sieht denn also der Mensch in seinem Leibe aus? Der Kopf ruhet auf einer Säule von vier und zwanzig Wirbeln, welche zusammen der Rükgrath genannt werden. Jeder Wirbel besteht aus einem runden Knochen, an denen die 12 Rippen, die das Gewölbe der Brust ausmachen, fest sitzen. Sieben von diesen Wirbeln werden zum Halse, 12 zum Rücken, und 5 zu den Lenden gerechnet. Durch diese vielerley Knochen und Rippen hat der liebe Gott für die Sicherheit der Lunge, des Herzens und der übrigen Eingeweide, und für den Plaz der Därme und der Blase gesorgt. Denket einmal, jeder Mensch hat an seinem Leibe ungefähr zweyhundert und sechs und sechzig Stück große und kleine Knochen, die alle ihre bestimmte und nothwendige Verrichtung haben.

Die fleischigten Theile unter unsrer Haut, womit die Knochen überzogen sind, bestehen aus einer Menge langer dünner Fasern, die fast alle dazu da sind, daß wir uns bewegen können.

Im Kopf liegt das Hirn Tafel 13 Figur 3 — a. b. c. das fast eben so aussieht, wie das Hirn eines Lammes oder eines Kalbes. Der Mensch hat durch seinen Leib eine große Menge Nerven, die alle im Kopfe zusammen kommen, und gleichsam daselbst anzeigen, was bey ihnen vorgegangen sey. Wenn daher eine solche Nerve verlezt, oder auch nur gereizt wird, so empfinden wir es sogleich im Kopfe. Leidet der kleine Zehe, so leidet der Kopf mit. Man muß sich also hüten, daß kein Theil des Leibes,

am wenigsten der Kopf beschädiget werde. Man glaubt auch, daß im Kopf der Siz der Seele sey.

Der Magen Tafel 13 Figur 1 — 2, liegt in dem obern Theil der Bauchhöhle, ungefähr in der Mitte unter der sogenannten Herzgrube. Er ist länglich rund, und gewöhnlich so groß, als ein kleiner Kindskopf; doch gibt es auch erwachsene Personen, die merklich kleinere, und auch welche, die viel größere Mägen haben. Der weiteste Theil des Magens, wo nämlich die Speiseröhre in ihn geht, liegt an der linken Seite. So bald die Speisen im Magen sind, vermischen sie sich mit dem Magenschleim, und werden allmählich warm und weich, und mit einander so vermischt und verkocht, daß sie ungefähr nach zwey Stunden gleichsam in ein Mus verwandelt werden. Und nun geht die ganze Speisemasse in die Gedärme, darin ein Theil Blut, und der andere, Säfte zur Erhaltung des Lebens werden; der andere Theil aber als Auswurf wieder abgeht.

Links neben dem Magen liegt die Milz Tafel 13 Figur 2 — k. und ein Theil des Nezes. Und oben über der Milz liegt die Leber Tafel 13 Figur 1 — h. mit der Galle, die zur Verdauung der Speisen sehr viel beyträgt.

Das Blut bewegt sich in den Adern durch den ganzen Leib in einem Kreislaufe. Und die Werkzeuge dieser Bewegung sind die Brust oder das Herz und die Lunge.

Das Herz, Tafel 13 Figur 1 — a. Figur 2 — a. bb. liegt fast gerade da, wo die Rippen ein Ende haben, und besteht aus einer kleinen länglich runden ausgehöhlten Muskel. Das sogenannte Herzklopfen wird jedem leicht sagen, wo das Herz liege. Das Herz hat vier Höhlen oder Gefässe, davon je zwey eine Herzkammer ausma-

chen, welche die rechte und die linke Herzkammer genannt werden. Und diese vier Gefässe sind zwey Pulsadern, und zwey Blutadern. Die Blutadern haben, vermittelst zweyer hohlen Muskeln, die man wegen ihrer Gestalt Herzohren nennt, mit dem Herzen Gemeinschaft. Diese Herzohren pressen das Blut, das sie aus den Blutadern empfangen, mit Gewalt in das Herz hinein. Die vordere Blutader, die in die rechte Herzkammer tritt, heißt die Hohlader, die andere aber die Lungenader. Die vordere Pulsader hingegen wird die Lungenpulsader, und die andere die große Schlagader genannt.

Dieß künstliche Druckwerk dient allein dazu, den Kreislauf des Bluts zu befördern. Und dieß geht so zu: Die Hohlader bringt aus allen Theilen des Leibes eine Menge Blut herbey, und stürzt solches in die rechte Herzkammer. Von hieraus kömmt es durch die Lungenpulsader in die Lunge, und zugleich auch durch die Lungenblutadern in die linke Herzkammer. Sodann geht es durch die große Pulsader wieder weiter, bis es nun an den äußersten Enden durch unzählige Blutadern aufgenommen, und endlich wieder durch die Hohlader in das Herz gebracht wird. Das Herz öffnet sich hiebey immer, und drückt sich sodann wieder zusammen. Und diese Bewegung nennt man das Herzklopfen. Man weiß so ziemlich gewiß, daß sich das Herz bey einem gesunden Menschen, in vier und zwanzig Stunden gegen hundert tausend Mal bewegt. Und so muß man also in einer Minute ungefähr siebzig Pulsschläge zählen können.

Man glaubt, daß ein erwachsener gesunder Mensch fünfzig Pfund Blut habe. Und alles dieß Blut kann, ob es gleich in einem Kreise von vier und siebzig Ellen

herum laufen muß, in einer Viertelstunde einmal durch das Herz fliessen.

Die in dem Leibe aus den Speisen bereiteten Säfte, sehen erst alle milchicht aus, werden aber größtentheils durch die Lungen roth gemacht, und Blut genannt.

Die Lungen, Tafel 13 Figur 1 — b. c. bestehen aus zwey, an einander stehenden, schwammichten Lappen, die die rechte und linke Brusthöhle ausfüllen. Jeder Lappen besteht aus einer Menge Bläschen, die sich durch die Einathmung der Luft alle Augenblicke öffnen, und wieder schliessen müssen. Die Einathmung der Luft ist uns zum Leben nothwendig; denn wer nicht mehr Athem holen kann, muß sterben.

Bei dem Umlaufe des Bluts werden allenthalben in dem Leibe gewisse Feuchtigkeiten abgesondert, die entweder zur Nahrung und zum Wachsthum, oder auch zu andern Absichten dienen. Viele von diesen Feuchtigkeiten dünsten wir aus, und viele gehen als Urin von uns.

Die Nieren, Tafel 13 Figur 2 — h. i. Tafel 13 Figur 2 — m. liegen an der rechten und linken Seite des Rückgraths. Sie empfangen von der großen Pulsader, und von der untern Hohlader, Tafel 13 Figur 2 — l. gewisse Aeste, die man die ausmelkende Gefässe nennt, weil daselbst das dünne Blut von dem dicken abgesondert wird. Der äußere Theil der Nieren besteht aus schlangenförmig gewundenen Gefäßchen, die sich in Wärzchen endigen, aus denen der Urin in die Höhlung der Nieren und von diesen endlich durch besondere Harngänge in die Blase, und von dieser völlig von dem Menschen abgeht.

Nun noch ein paar Worte von Zwergen, Riesen und Mißgeburten.

Der Erzherzog Ferdinand von Oestreich hatte einen Zwerg, der nur drey Spannen lang war.

Im Jahr 1760 sahe man in Paris einen jungen Polaken von 22 Jahren, der nicht viel über Eine Elle hoch war. Sein älterer Bruder war ungefähr 5 Viertelellen, und seine 6jährige Schwester nicht völlig Eine Elle hoch.

Zu Amsterdam ließ sich im Jahr 1751 ein sechs und zwanzigjähriger Bauer sehen, der ungefähr drey Viertelellen lang war.

Der vorhin genannte Erzherzog Ferdinand von Oestreich hatte einen Heiducken, der über fünf Ellen lang war.

Herzog Johann Friedrich zu Hannover hatte einen Trabanten, der über vier Ellen lang war.

Zuweilen werden auch Menschen mit allerhand Flekken, und mit mehrern oder wenigern Gliedern geboren, als sie haben sollten. Auch hat man Beyspiele, daß zwey Kinder an einander gewachsen auf die Welt gekommen sind, die gegessen und getrunken, herum gegangen, geredet und gearbeitet, und mehrere Jahre so ziemlich glücklich gelebt haben.

Ein neugebornes Kind wiegt gewöhnlich acht, zehn bis fünfzehn Pfund. Und ein erwachsener Mensch erreicht ungefähr eine Schwere von hundert und zehn, zwanzig, dreyßig bis vierzig Pfunden.

Zuweilen gibt es aber auch viel schwerere Menschen. So reisete vor etlichen Jahren ein Engländer durch die Schweiz, der 550 Pfund schwer war.

Ein andrer Engländer, der im Jahr 1724 in einem

Alter von 29 Jahren starb, hatte 5 Ellen im Umkreis, und wog fünfhundert und achtzig Pfund.

Im Jahr 1565 starb zu Durlach in Schwaben der Stadteinnehmer, dessen Körper sechs Centner gewogen haben soll.

Im Jahr 1750 starb in England ein Kaufmann von 29 Jahren, der fünfhundert und sieben und fünfzig Pfund schwer, und so dick war, daß sich sieben erwachsene Personen zusammen in seine Weste einknüpfen konnten.

Wie alt der Mensch werde, kann man so genau nicht sagen. Einer stirbt früh, der andere spät. Der eine stirbt als Kind, der andere als Knabe, der dritte als Jüngling, der vierte als Mann, der fünfte als Greis. Und ein Greis muß doch wenigstens sechzig, siebzig oder achtzig Jahre alt seyn. Neunzigjährige Greise sind selten. Und hundert Jahre und drüber erreicht unter zehntausend Menschen kaum Einer. — Der junge Mensch kann sterben, und der alte muß sterben. Mancher Mensch verkürzt sich auch sein Leben durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und Freud und Leid, und durch allerhand närrische und strafbare Gewohnheiten.

Die Menschen der ersten Welt, das heißt, die Menschen von Adam bis auf Noa, wurden fast alle über neunhundert Jahr alt. Adam lebte neunhundert und dreißig Jahre. Und Methusalah, der am längsten unter allen Menschen lebte, erreichte ein Alter von neunhundert und neun und sechzig Jahren. Nach der Noachitischen Ueberschwemmung aber nahm das Alter der Menschen schon merklich ab. Abraham starb in einem Alter von hundert

und fünf und siebzig Jahren. Und zu Mosis Zeit dauerte das gewöhnliche Lebensziel der Menschen nur noch höchstens hundert und dreyßig Jahre. Allein auf seiner Reise mit den Kindern Israel nach dem Lande Canaan ward das Alter schon ziemlich abgekürzt. Und deßwegen klagt Mose auch; *). Unser Leben währet siebzig Jahr; und wenn es hoch kömmt, so sind es achtzig Jahre; und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.

* * *

Nicht wahr, ich darf das Thierreich nicht schliessen, ohne euch etwas von

Dem Kraken

erzählt zu haben? Nun höret einmal zu, was ich von ihm in den Reisebeschreibern gelesen habe **).

Das Wunderthier Kraken hält sich, sagt man, im Nordmeer zwischen Schottland, Norwegen und Island auf, und sieht einer Insel weit mehr ähnlich, als einem Thier, so daß der große grönländische Wallfisch nur eine Katze gegen ihn ist. Er soll eine Art Polype seyn, und in der äussern Gestalt viel einer Spinne gleichen, und mit einer großen Menge von baumdicken Armen und Fühlhörnern versehen seyn. Er soll auf dem Grunde des Meers wohnen, und im Sommer nur Einmal,

*) Im neunzigsten Psalm im zehnten Vers.

**) Siehe Pontoppidans Geschichte von Norwegen, Theil 2. Seite 394 ꝛc. Ich halte diese Krakengeschichte des Pontoppidans für eine wahre Fabel. Denn kein einziger neuerer glaubwürdiger Fischer oder Reisebeschreiber sagt etwas davon. Im Jahr 1784 wollten einige Dänische Schiffer

bis auf die Oberfläche des Meers, mit sehr langsamen Schritten gerade in die Höhe herauf kommen.

Derjenige Theil seines Rückens, der alsdann über dem Wasser hervorragt, sehe, sagt man, einer Insel ähnlich, die mit Gras und Dreck, mit Fischen und baumhohen Armen und Fühlhörnern, die wie Mastbäume in die Höhe stehen, bedeckt sey, und eine halbe Stunde im Umfange habe. Und was mag wohl dieses Ungeheuer zu diesem Spaziergange bewegen? Vielleicht die Erhaschung seiner Nahrung? Denn man glaubt, es fresse sich bei dieser Gelegenheit auf ein ganzes Jahr satt. Um aber gewiß einen recht festlichen Schmaus halten zu können, entledige es sich seines Unraths, der das Wasser trüb mache, und für die Fische einen so angenehmen Geruch habe, daß sie auf allen Seiten in Menge herbey schwimmen. Und nun öffne es seinen Rachen, und verschlinge sie meist alle. Habe es seinen großen Wanst gefüllt, so sinke es wieder ganz langsam in den Abgrund hinunter, und verdaue nun an seinem Raub ein ganzes Jahr. — Schon das so gehäufte Wunderbare macht das Thier fabelhaft?

Das Steinreich

oder Mineralreich enthält alle diejenigen Körper, welche durch äußere Kräfte wachsen, aber nicht leben, und sich nicht von einer Stelle zur andern begeben kön-

den Kraken von neuem gesehen haben, und beschrieben ihn wie drey an einander hängende Inselberge. Siehe P. A. Heinzens Journal für Staatskunde, Band 1. Stück 1. Kiel 1784.

nen, wie die Steine, die Erde, die Salze und die Metalle ꝛc. Man nennt alle Körper desselben, deßwegen unorganisirte Körper.

Um nun kurz und deutlich von diesem Steinreich reden zu können, wollen wir die darin vorkommenden Dinge in sechs Kapitel theilen. Im ersten Kapitel wollen wir von den Erden; im 2ten von den Steinen; im 3ten von den Salzen; im 4ten von den Erdharzen; im 5ten von den Halbmetallen; im 6ten von den Metallen reden.

Die Erden.

Aus den Erden erzeugen sich die Steine, und diese zerfallen wieder, wenn sie zerstört werden, in Erde; so wie auch Thiere und Pflanzen, wenn sie ihr Leben verloren haben, und durch Gährung und Feuer nach und nach in Fäulniß übergehen, alle ihre flüchtigen Theile verlieren, und nur etwas Erde zurücklassen, die eine eigene Art von Erde macht. Es gibt vielerley Erden, Stauberden, kalkartige Erden, thonartige Erden und glasartige oder kieselartige Erden.

Stauberden nennt man diejenigen Erden, deren Theile wie Staub unter sich zusammenhängen, sich leicht zerreiben, im Feuer nicht verhärten, und weder zu Kalk, noch zu Gyps brennen lassen. Und dazu gehören wieder fünferley Erden, Gartenerde, Sumpferde, Farbenerde, Holzerde oder Gewächserde, und Thiererde.

Die Gartenerde oder reine Dammerde ist schwarz, locker und fett, und zieht das Wasser an sich.

Die Sumpferde oder Moorerde ist schwarz, und hat ihren Namen von Sümpfen und Morästen, wo man sie findet.

Die Farbenerden sind von mancherley Farben. Es gibt gelbe, blaue, grüne, rothe und braune Farbenerden. Keine davon ist ganz rein, und viele sind auch thonicht, und haben ihre Farben von beygemischten metallischen Theilen; denn vom Kupfer werden sie blau oder grün, und vom Eisen zuweilen blau oder grün gefärbt. Reiniget oder wäscht man nun dergleichen farbichte Erden von den darin steckenden fremden Theilen, und vornehmlich vom Sande, so bekömmt man die reinen so genannten Farbenerden, welche die Mahler, nicht aber die Färber, gebrauchen können.

Der Ocher oder Ocker ist eine dunkelbraune, oder zarte gelbe Metallerde, meistens von Eisen, und wird zu gefärbten Gläsern, und zum Zeichnen und Mahlen gebraucht.

Die Holzerde oder Gewächserde ist noch eine unvollkommene Erde, und entsteht von verfaultem Holz, und von verfaulten Pflanzen.

Die Thiererde ist auch eine unvollkommene Erde, und entsteht von verfaulten Thieren.

Kalkartige Erden sind diejenigen, die im Feuer zu Kalk werden, wie die Kreide, die Mondmilch, die Mergelerde und die Gypserde.

Die Kreide ist eine harte weisse Erde, oder ein weicher Stein, der aus staubichten mehlichten Theilchen besteht, die ziemlich dicht zusammen hängen und abfärben, aber sich im Feuer nicht hart brennt, wie der Thon. Die feine Kreide ist schneeweiß; die grobe und gemeine hingegen ist etwas graulicht. Man gebraucht die Kreide in der Haushaltung zum Schreiben und Zeichnen. Sie hat ihren Namen von der Insel Candia, die ehedem

Creta genannt wurde, weil es daselbst viel Kreide gibt, und vermuthlich damals von hier weggenommen, und als die erste Kreide nach Europa gebracht worden seyn wird. Jezt gibt es fast allenthalben, und auch in Deutschland genug Kreide. Es gibt auch schwarze Kreide, die aber nicht zu den kalkartigen, sondern zu den Thon- oder Schieferarten gehört.

Die Mondmilch oder Mehlkreide ist eine feine weisse Kalkerde, die sich in Höhlen, Felsenritzen und Steinklüften findet, und aus mehlichten lockern Theilen besteht, und so leicht wie ein Schaum ist, daher man sie auch Schaumerde nennt. Man nennt die Mondmilch auch Bergmehl und Himmelsmehl, weil sie von armen und unwissenden Leuten schon oft für ein ordentliches Mehl gehalten, und von ihnen verkocht und verbacken, und zum Nachtheil ihrer Gesundheit gegessen worden ist.

Die Mergelerde ist aus Kreide und Thontheilchen zusammengesezt, und sieht grau, blau, grün, gelb, roth, braun und schwarz aus, und wird in einigen Gegenden zur Verbesserung der Felder gebraucht. Man findet sie häufig in Deutschland auf Aeckern und Wiesen bey Quellen und ausgetrockneten Morästen. Auch zum Vermauern gebraucht man sie.

Die Gypsartigen Erden werden im Feuer zu einem Pulver gebrannt, das mit Wasser angefeuchtet, in etlichen Stunden steinhart wird, und Gyps heißt.

Und hierzu gehören theils die Spatherde, welche aus blätterichten, schimmernd weissen, rauh anzufühlenden Theilchen besteht; theils und wohl öfter das sogenannte Himmelsmehl.

Die Thonartigen Erden werden im Feuer hart. Es gehören dazu die Lehmerde oder der Lehm, die Thonerde, der Bolus, die Seifenerde, der Trippel, der Schiefer und die schwarze Kreide.

Der Lehm ist zäh und mit vielem Sande vermischt, läßt sich kneten, und in allerhand Gestalten bilden, und zerfällt nicht, wenn er getrocknet, und zu einem Stein gebrannt worden ist. Man theilt ihn in gelblichen röthlichen und graulichen oder bläulichen Lehm ein. — Der gelbliche Lehm hat nicht viel thonichtes in sich, und wird zum Bauen und Verkleben gebraucht. — Der grauliche und röthliche Lehm ist fetter, als der gelbliche und wird zum Ziegelbrennen gebraucht, und heißt deßwegen auch Ziegelerde oder Ziegellehm.

Die Thonerde ist zäher und reiner, als die Lehmerde, von weisser, gelber, rother, schwarzer, grüner und grauer Farbe, läßt sich im Wasser erweichen, auf der Scheibe drehen, und im Feuer hart brennen. Er nimmt jede Gestalt an, die man ihm gibt, und behält sie auch, wenn er erhärtet; und wird, wenn er im Feuer gebrannt worden ist, gemeiniglich roth, weiß und zuweilen schwärzlich und perlengrau. Und dazu gehören der Pfeiffenthon, der Töpferthon und die Porzellanerde. Ist der Thon weiß, und ohne Kalkerde, so nennt man ihn Porzellanerde. Je reiner und weisser nun dieser Thon ist, desto besser wird auch das Porzellan. Ey, wenn ist auch das Porzellanmachen in Europa erfunden worden? Im Jahr 1702. Und von wem? Von einem deutschen Apotheker, mit Namen Böttticher. In Churfachsen erfand und machte er es. Und nach seinem Tode machte man es immer noch besser und

feiner, bis endlich das treffliche Meisnische Porzellan nach und nach entstehen konnte*). Nachher aber machte man auch in Berlin, auf dem Schloß Fürstenberg im Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel, in Gotha und in Wien ꝛc. herrliches ächtes Porzellan. Die Porzellanerde bleibt auch nach dem Brennen im Feuer weiß. — Der Fayencethon ist auch schneeweiß wie der Porzellanthon, aber nicht so fein. — Zu dem Steingut, den Tobakspfeifen, Wasserkrügen und Schmelztiegeln nimmt man den weniger weißen, und etwas bräunlichen Thon; und der Töpfer kann aus jedem Thon sein Geschirr machen. Je feiner freylich sein Thon ist, desto schöner und dauerhafter werden auch seine Teller und Schüsseln. Und damit sie besser aussehen, und auch etwas dauerhafter werden, überschmiert er sie halb oder ganz mit einer glasartigen Materie, und nennt sie nun glasirtes Geschirr. Einige bemahlt man auch, und nennt es Fayance oder unächtes Porcellan.

Der Bolus ist fett, zäh und klebricht, wird im Wasser weich, und im Feuer hart, und sieht gemeiniglich roth aus; doch gibt es auch weissen Bolus. Der beste reinste rothe Bolus wird Siegelerde oder Arzneyerde, lateinisch Terra Sigillata oder Lemnia genannt, und zu Pfeifenköpfen und Theegeschirren, und vormals in den Apotheken zu allerhand Dingen gebraucht. — Auch der bekannte Röthel oder Rothstein ist eine verhärtete

*) Die ganze Geschichte der Porzellankunst steht in Herrn Hofrath Beckmanns Anleitung zur Technologie. Schaft sich ein Lehrer dieß Buch an, so ist er im Stande, seinen Eleven hundert nüzliche und angenehme Dinge zu sagen.

Art Bolus. Man gebraucht den Röthelstein zu allerhand Dingen, und vorzüglich zum Zeichnen und Schreiben.

Das Steinmark oder die türkische Erde sieht weißlich gelb aus, und wird, wenn es trocken ist, ziemlich hart. Es gleicht fast der Mondmilch oder Mehlkreide, und wird in Taurien statt der Seife zum Waschen gebraucht.

Die Seifenerde sieht weiß, grau oder gelblich aus, ist zäh und schäumt mit Wasser. Man bedient sich ihrer, Oel und Fett, und andere schmutzige Flecken, aus wollenen Tüchern heraus zu machen. Und eben deßwegen heißt sie auch Seifenerde, weil Seifen und Waschen Einerlei ist. Weil man sich ihrer auch zum Walken bedient, so heißt sie auch Walkererde. Und hat sie keine Kalkerde bey sich, so nennt man sie Waschthon oder Bleicherlehm. Die feinste gibt es in England. Der Meerschaum kommt dem Seifenstein nahe, und wird zu Kiltschick in Klein-Asien ausgegraben. Aus ihm macht man die bekannten Pfeifenköpfe. Er gehört zu den Talkarten.

Der Trippel ist zäh und mager, und von weisser, grauer oder gelblichter Farbe, und wird zum Poliren des Glases und des Metalls, und vieler andrer Dinge gebraucht.

Der Schiefer ist nichts anders, als verhärteter Thon, der mehr oder weniger hart, fein oder grob, schwarz, grau oder blaulich ist, und in dünne Platten zertheilt werden kann. Es giebt Dachschiefer und Tafelschiefer. Der Dachschiefer wird zu Dächern statt der Ziegeln gebraucht, und sieht grau und dunkelblau aus. Er hat oft Abdrücke von Pflanzen, und Mahlereyen von Bäumen. — Der Tafelschiefer wird zu Tischen

und Rechentafeln, und wenn er polirt ist, zu Boden in Sälen und Zimmern, und zu Grabsteinen gebraucht, und sieht schön schwarz aus. Der feinste Tafelschiefer dient auch zu Probiersteinen des Silbers, und zu Wez- und Schleifsteinen. Hier und da steckt auch Silber im Schiefer.

Die schwarze Kreide ist weich und bröckelicht und schwarz und färbt auch so schwarz ab, so daß man sie zum Zeichnen und Schreiben gebrauchen kann. Bey Osnabruck in Westphalen und auch in Schweden gibt es viele schwarze Kreide.

Die Kieselartigen Erden werden im Wasser nicht weiß und im Feuer nicht zu Kalk oder Gyps, wohl aber mit Pottasche zu Glas. Es gehören dazu der Staubsand, der Steinsand und der Säulenstein oder Basalt.

Der Staubsand besteht aus lauter kleinen weissen Quarztheilchen, und hängt nicht zusammen. Sind die Körper aber groß, so nennt man sie Kiesel.

Der Steinsand besteht aus lauter kleinen Körnchen von weißlichter und gelblichter Farbe. Diesen kleinen Sand gebraucht man zum Streuen und Mauern; und die großen, nämlich die Kieselsteine, zum Pflastern, und beide zum Glas-, Email und englischem und anderem Steingut. — Das Glas macht man von Sand, Kieseln, Quarz, Salz, Salpeter und Asche. Bouteillen und Wein- und Biergläser werden geblasen; Scheiben und Spiegel aber werden gegossen. Je weisser der Stein oder der Sand auch nach dem Brennen ist, desto weisser und feiner wird das Glas. Graue Kiesel geben nur grünes schlechtes Glas. Und will man blaues, gelbes oder ro-

thes Glas haben, so muß man die Glasmasse mit blauer, gelber oder rother Feuerfarbe vermischen, ehe man etwas davon macht. Einiges Glas wird auch geschnitten oder geschliffen. Die Erfindung des Glases ist uralt. Zu Hiobs Zeiten war es so theuer, als Gold. Die Phönizier hatten zu Sidon viele Glashütten; und die Aegypter zu Alexandrien auch. Da Egypten von den Römern erobert wurde, so kam auch nach Italien Glas. Bald nach Christi Geburt machte man schon in Spanien und Gallien, dem heutigen Frankreich, vieles Glas; und im dritten Jahrhundert gab es schon Glasfenster daselbst. Und so gieng es immer ein wenig besser; bis endlich fast in allen Gegenden der Welt, wo nicht selbst Glas gemacht, doch wenigstens verbraucht wurde.

Die Säulensteine oder Basalte haben meistentheils eine Säulenförmige viereckige Gestalt, und liegen und stehen häufig auf der Oberfläche der Erde herum.

Die Steine

sind sehr harte Körper, die im Wasser nicht weich werden, und im Feuer nicht brennen; sich aber doch darin zum Theil in Glas oder Kalk verwandeln lassen. Kein reiner Stein wird ohne Zusaz im Feuer flüßig oder zu Glas. Auch läßt sich kein Stein breit schlagen oder ausdehnen, sondern sie springen alle davon in Stücken, weil sie spröde sind. Die Steine bestehen alle aus Erde, bald aus einer allein, bald aus mehrern zugleich; sie sind alle aus Erden entstanden, nachdem die Natur durch diese oder jene Kräfte und Mittel ihre Theilchen enger zusammengebracht und fester unter sich verbunden hat; so wie sie beynahe alle, einige geschwinder, andere langsamer, durch ähnliche Kräfte in kleinere Theilchen, welche kei-

nen, oder wenigstens nur einen sehr lockern Zusammenhang haben, getheilt, und wieder zur Erde werden.

Es gibt achterley Steine, Kalkartige, Thonartige, Glasartige, Talkartige, Schwerspathartige, Zirkon, Diamanten, Strontianit und Austalsand, wir reden hier nur von den merkwürdigern *).

Die Kalkartigen Steine sind alle weich und nur halb hart, und härter zwar, als die Gypsarten; aber weicher, als die meisten übrigen Steine, und geben am Stahl kein Feuer. Sie brennen sich im Feuer alle mürbe oder werden zu Kalk. Es gehören dazu der Kalkstein, der Marmor, der Kalkspath, der Tofstein, der Tropfstein und der Mergelstein.

Der Kalkstein sieht gemeiniglich weißlich grau aus, und läßt sich nicht poliren. Wenn er zu Kalk gebrannt ist, zerfällt er im Wasser, schwillt auf, erhitzt sich gewaltig, stößt ganze Wolken von Dünsten aus, und wird, mit Sand vermischt, sehr hart, und gewöhnlich so hart, als Stein. Weil er nicht hart ist, findet man auf ihm allerhand niedliche Bilder von Bäumchen, Fischen und Schnecken und Muscheln abgedrückt; und die meisten Arten davon findet man voll versteinerter Seethiere.

Der Marmor läßt sich poliren, und hat allerhand herrliche Farben. In Italien will man den schönsten Marmor haben. Kein Marmor gibt am Stahl Feuer. Der Marmor gibt sehr guten Kalk; er wird aber selten dazu benuzt, sondern vielmehr zu Bildhauerarbeit und

*) Findet der Lehrer für gut, seinen Eleven weitläuftiger hierüber zu unterrichten, so findet er in der vierten Ausgabe des Blumenbachischen Handbuchs der Naturgeschichte, Anleitung genug hierzu.

Werken der schönen Baukunst, zu Säulen, Vasen, Statüen, Brustbildern, Einfassungen, offenen Kaminen, Altären, Fußböden, Bekleidungen der Wände, Fußgestellen und Tischblättern und Tabaksdosen gebraucht. Es gibt weissen, schwarzen, aschgrauen, gelblichgrauen, gelben, rothen, weißlichrothen, grünen, Zimmetbraunen, gefleckten, geaderten, streifichten, bemahlten oder dentritischen, mit Versteinerungen, und zusammengeleimten Marmor.

Der Kalkspath ist weiß, und wird hier und da bloß zu Silbersand zerschlagen oder gebrannt. Der schönste weisse Kalkspath wird auch Crystall *) genannt. Er hat vier bis sechs, und auch wohl noch mehrere Ecken. Der weisse und sehr feste, im Dunkeln oft, als Bononischer Steinleuchtende Schwerspath, macht eine eigene Erdart aus, und verräth sich beym ersten Blick durch seine Schwere.

Der Tofstein oder Tufstein ist rauh, leicht und löchericht, und wird, wo man keinen bessern Baustein hat, in den Häusern verbaut.

Der Tropfstein hat vielerley Gestalten und Farben. Er glänzt, und entsteht in verschiedenen Höhlen von den herabtröpfelnden Wassertropfen.

Der Mergelstein besteht aus zusammen gebackenem Thon und Kalktheilen, zerfällt in freyer Luft, und läßt sich zu Kalk brennen, der aber unrein und grau ist.

Der Nuzen der Kalksteine ist vielfach und bekannt. Sie dienen zum Strassenpflästern, zu Häusern, zu Schleußen, und überhaupt zum Wasserbau, aber vor-

*) Dieser Name wird von allen regelmäßig gebildeten Steinen gebraucht.

züglich um Kalk daraus zu brennen. Der Arzt gebraucht Kalk zu seiner Medicin; der Gerber als ein fressendes Mittel; der Zuckersieder, um die gröbern färbenden Theile aus dem Syrup einzuziehen und einen desto weissern Zucker zu machen; der Seifensieder, um Fett und Laugensalz genauer mit einander zu vereinigen; vorzüglich aber bedient man sich seiner zum Mauern. In dieser Absicht muß er gelöscht werden, das heißt, er muß mit kaltem Wasser begossen, und nachher, wenn er ganz aufgelöset ist, mit Sand so lange vermischt werden, bis er zu einem dicken Mus geworden ist.

Die Gypsartigen Steine werden im Wasser nicht weich, aber im Feuer zu Gyps. Sie sind leicht und weich, und noch weicher, als die Kalksteine, und lassen sich nicht gut poliren. Wenn sie gebrannt oder geröstet worden sind, zermalmen oder zerfallen sie in einen lockern Sand. Mischt man diesen Sand mit Wasser, so wird es ein Teig, der an der Luft geschwind trocknet, und bald steinhart wird. Man gebraucht ihn zu Estrichen, Gypsdecken und andern Stuckaturarbeiten, zu Bildsäulen, Gypsbildern und Formen bey Porzellanfabriken.

Es gehören dazu der Gypsstein, der Alabaster und der Gypsspath.

Der Gypsstein ist weiß, gelb und grau, und wird wenn er gebrannt ist, zu allerhand Bildern und Statüen verarbeitet. Und in den Häusern übertüncht man die Decken damit, und bildet auch allerhand erhabene Figuren daraus. Diejenigen Leute, die diese Arbeit thun, heissen Stuckaturarbeiter.

Der Alabaster ist weiß und grau, läßt sich schön po-

lieren, und zu allerhand Gefäſſen und Bildern verarbeiten. Auch Tiſchblätter, Kalk und Figuren gibt er.

Der Gypsſpath oder Selenit iſt weiß, grau oder ſchwarz. Der weiſſe wird Eſelsſpiegel genannt; das Marienglas oder Fraueneis, das in Sibirien, wenn es in dunne Blätter geſpalten worden, zu Fenſterſcheiben gebraucht wird, gehört zu den Glimmerartigen Thonerden.

Die Talkartigen Steine, die im Waſſer nicht weich werden, und ſich fett anfühlen laſſen, ſind der Seifenſtein, der Asbeſt und der Talk.

Der Seifenſtein iſt fett und ſchlüpfrig, und wie Seife anzufühlen, läßt ſich ſchaben, ſchneiden, drechſeln und poliren. Es gehören dazu der Schmeerſtein, der Speckſtein, der Topfſtein, der oben genannte Meerſchaum, der Serpentinſtein und der Lendenſtein. — Der Schmeerſtein oder die ſpaniſche Kreide iſt weiß und weich, und wie Unſchlitt anzufühlen. Es gibt auch ſchwarzen Schmeerſtein. — Der Speckſtein iſt auch fett anzugreifen, etwas durchſichtig und hart, und von mancherley Farben. Man gebraucht ihn zu Statüen, zu allerhand Gefäſſen und Spielwerk; und die Chineſer ſchnitzen Taſſen und allerhand Bilder daraus. — Der Topfſtein iſt undurchſichtig und hart, und wie Seife anzufühlen, und von allerhand Farben. Man ſchneidet und drechſelt aus ihm allerhand Töpfe und Gefäſſe, und daher bekam er auch ſeinen Namen. Der Serpentinſtein iſt eben ein ſolcher Stein, von ſchwärzlicher und grünlicher, auch ſchwarz- und rothgeflekter Farbe, und wird zu Büchſen, Tiſchen und Bildern, und zu vielen andern niedlichen Dingen gedrechſelt. — Der Len-

denstein oder Nierenstein ist durchsichtig und hart, und von blaugrüner Farbe, er kömmt aus Indien, und soll vor Steinschmerzen helfen.

Der Asbest, oder Amiant, oder Bergflachs, oder Steinflachs sieht fast wie faules Holz, weißgrau, grünlich und röthlich aus. Man kann eine Art Flachs daraus machen, den man spinnen, und zu Leinwand verweben, oder zu Müzen und Geldbeuteln verstricken kann. Man zerschlägt ihn nämlich in lange Stücken, legt ihn in warmes Wasser, und theilt ihn mit den Fingern in so viel Faden, als möglich. Nach einem siebentägigen Waschen legt man die Faden auf einem Siebe in die Sonne. Nun nimmt man zwey Kämme, befestigt sie wo, gebraucht sie statt eines Spinnrockens, und spinnt nun flink drauf los. Damit aber die Spinnerin ihre Finger nicht wund spinne, taucht sie sie öfters ins Oel, siehe oben Seite 55*). Es gibt in Asia und Europa, und selbst auch in Deutschland viel Asbest. Den feinsten aber giebt es auf den Inseln Candia, Cypern und Corsika, und auf den Pyrenäischen Gebirgen. Und auf diesen Pyrenäischen Gebirgen verfertigt man auch jezt noch aus dem Asbest Bänder, Geld- und Strickbeutel, Schnüre, Kniebänder und Gürtel. Ehedem machte man die unverbrennliche Leinwand daraus, welche die großen Herren in Europa, und die Brachmanen in Indien zum Staate; vielleicht auch einige der alten Völker bey dem Verbrennen ihrer Todten gebrauchten. Auch Papier und so ge-

*) Noch mehr Nachricht vom Asbest gibt Anderson in seinen Nachrichten von Grönland, Seite 165 in der Note. Vide Plinii histor. natur. Lib. 19. Cap. 1. Lib. 36. Cap. 19. Lib. 37. Cap. 10.

nannte ewige Dochte macht man daraus. Ohne Zweifel hat auch der Umstand diese Asbestbeutel und Asbestleinewand in Ruf gebracht, daß man sie ins Feuer warf, wenn sie schmutzig waren, und sie wieder rein und weiß wurden, und nicht verbrannten. Dauerhaft sind diese Beutel gewiß nicht, und wenn sie einigemal im Feuer gewesen sind, so werden sie mürbe und spröde und fallen aus einander.

Der Talk sieht silberweiß und grünlich aus, und wird zu Papiertapeten, zum Einschmieren eiserner Geräthe und zur Schminke gebraucht.

Zu den Thonarten gehören der Glimmer und Thonstein, sie werden im Wasser nicht weich und im Feuer nicht hart.

Der Glimmer besteht aus dicht über einander liegenden Blättern, läßt sich spalten, und wird, wenn er weiß und durchsichtig ist, Rußisch Marienglas genannt, und in Rußland zu Fensterscheiben in Häusern und Kirchen, und vorzüglich auf Schiffen gebraucht, weil es sehr elastisch oder biegsam ist und nicht leicht, auch bei der stärksten Erschütterung in Stücken zerbricht, wie es beim wahren Glas so leicht geschieht. Das beste russische Glas ist so hell, wie reines Wasser. Nur Schade, daß es von der freyen Luft und vornehmlich von dem Staube trübe Flecken bekömmt, leicht vom Fett leidet, und vom Rauch nach und nach fast ganz schwarz wird.

Der Thonstein sieht weißlich oder grau aus, und wird auch Trippel genannt.

Die Glasartigen Steine werden im Wasser nicht weich, und geben Feuersteine und mit Pottasche Glas. Und dieß sind der Quarz, einige Edelsteine, der

Bergcrystall, der Hornstein, der Feldspath, der Sandstein und der Felsenstein.

1 Der Quarz ist weiß, und hat allerhand Gestalten und zerbricht in eckichte glänzende, und der Kiesel in muschlichte Stücke.

Die Edelsteine sind die besten, die kostbarsten Steine in der Welt. Sie haben allerhand herrliche Farben, und heissen Diamant, Topas, Chrysolit, Hyacinth, Carfunkel, Rubin, Ballas, Granat, Amethist, Saphir, Opal, Beril und Smaragd.

2 Der Diamant ist der beste, der theuerste unter allen Edelsteinen. Er ist schön weiß, und so stark und durchsichtig, wie das reinste Wasser, und glänzt sehr prächtig. Es gibt aber auch grüne, gelbe und rothe Diamanten, die sehr geschäzt werden. Die besten Diamanten findet man in Ostindien, blos in der Erde und im Sande an Flüssen. Auch in Brasilien sammelt man Diamanten. Man gebraucht die Diamanten zur Pracht und zum Schneiden des Glases. Man trägt sie gewöhnlich unter dem Namen und der Gestalt von Brillanten, in Ringen, Schnallen, Hals- und Armbändern, Haarnadeln und Kronen. Man nennt die Edelsteine auch Juwelen. Und die Leute, die damit handeln, heissen Juwelier. Und diese Juwelier theilen die Diamanten nach ihrer Schönheit, nach dem Schnitt und Politur in Brillanten, Rosensteine oder Rauten und Tafelsteine ein. Die besten kommen aus dem Orient, und aus Brasilien. Sie sind sehr theuer. Nur ein linsengroßer kostet wenigstens fünf bis sechs Thaler; und einer von der Größe eines Fingerhuts kostet gewiß mehr als hundert tau-

send Thaler. Sie machen wie der Diamantspath und Zirkon eine eigene Erdart aus *).

Der Topas ist gelb, und glänzt ganz vortrefflich: doch gibt es auch blaßgelbe und braune Topase. Die besten kommen aus Indien. In Böhmen, Schlesien und Churſachsen, vornehmlich am Schneckensteine, gibt es auch welche. — Der Chrysolith sieht grüngelb aus, und wird im Orient, aber auch in Deutschland gefunden. 3

Der Hyacinth sieht röthlich aus, ist halbdurchschneidend, und kommt aus Indien, Spanien und Deutschland. — Der Spinell ist dunkelroth, und eine Gattung von Rubin, daher er auch Rubin-Spinell genannt wird. Der gemeine Mann heißt diesen Edelstein Carfunkel. Denn ehedem nannte man alle diejenigen rothen Steine Carfunkel, die einen feurigen Glanz hatten; und darunter waren vorzüglich die Rubinen und Granaten. 4

Der Rubin ist schön roth und durchsichtig. Er ist, nach dem Diamant, der schönste und theuerste Edelstein. — Der Ballas ist blaßroth oder fast fleischfarbig. — Die Granaten sind dunkelroth. Die großen und schönen heissen Orientalische, kommen aber mit andern häufig in Böhmen vor. Die großen werden zu Siegelsteinen geschnitten, oder wie andere Edelsteine gefaßt. Die schlechten und kleinen werden durchbohrt, auf Schnüre gezogen, dem Tausend nach verkauft, und statt der Perlen

*) Der Diamant wird von den andern Edelsteinen getrennt, weil er allein im Feuer verfliegt. Der Zirkon ist grünlich gelb oder lichtbraun, seine Steinart ist von allen andern verschieden, obgleich er den Hyacinthen gleicht, man findet ihn in Ceilon; den braunen harten Diamantspath aber, dessen Steinart auch von den andern abweicht, an manchen Orten.

getragen. — Der Amethyst hat eine violette und röthlich blaue Farbe. — Der Saphyr hat eine himmelblaue, der Opal aber eine milchblaue Farbe. — Der Beryll sieht graubläulich und der Smaragd grün aus. Der Smaragd ist ein sehr schöner Stein.

Der Bergcrystall sieht einem Edelstein ähnlich, ist aber lange nicht so hart, und hat entweder eine Säulenförmige, oder eine pyramidische sechseckige Gestalt. Der reine weisse Crystall wird Bergcrystall, und der schwärzliche schwarzer Raucherystall genannt.

Der Hornstein ist nicht sonderlich hart, und heißt blos seiner Farbe und seines unächten Glanzes wegen so. Es gehören dazu der gemeine Feuerstein, der Achat, der Chalcedonier, der Carneol, der Onyx und der Jaspis. — Der Feuerstein gibt Feuer, wenn er an den Stahl geschlagen wird. — Der Achat hat vielerley Farben und Zeichnungen, gewöhnlich aber sieht er weißroth und gelblich aus. Der dunkelrothe Hornstein heißt Chalcedonier, der hellrothe Carneol, und der bleichrothe Sarder. Hat er aber eine dunkelbraune und sonst noch allerhand farbichte Streifen, so nennt man ihn Achat oder Onyx. — Der Jaspis hat alle mögliche Farben, und ist undurchsichtig.

Der Feldspath hat eine weisse, und sonst noch allerhand Farben und Figuren, und fließt im Feuer gern.

Der Sandstein wird eingetheilt in Wezsteine und in Mühlsteine. Die Wezsteine sind etwas feiner, als die Mühlsteine.

Der Felsenstein ist aus Hornsteinen, Quarz und

Sand zusammen gesezt. Man nennt ihn auch Granit *).

Die Salze

sind Materialien, die sich im Wasser auflösen lassen, und einen ziemlich starken Geschmack haben. Sie schmelzen, und einige rauchen auch im Feuer, brennen aber doch nicht. Man findet die Salze zwar in der Erde, worin sie wachsen; allein sie können auch durch Kunst aus Pflanzen und Thieren erzogen werden.

Alle Salze werden eingetheilt, in saure Salze oder Acida; in Laugensalze oder Alcalia; und in Mittelsalze.

Zu den sauren Salzen, welche einen zusammenziehenden Geschmack haben, gehören die reinen sauren Salze, der Vitriol und der Alaun.

Das reine saure Salz wird nicht aus dem Salzwasser gesotten, und nicht aus den Salzsteinen präparirt; sondern aus Schwefel, Salpeter und Kochsalz geschieden. — Hierher gehört auch der Weinstein, der sich an dem Boden der Weinfässer ansezt. — Dasjenige Salz, welches aus dem Salpeter geschieden wird, heißt Salpetersäure oder Scheidewasser.

Der Vitriol oder das Kupferwasser besteht aus einer Schwefelsäure, und aus Kupfer, Zinn oder Eisen. Es gibt dreyerley Vitriol, sowohl selbst gewachsenen oder gediegenen, als durch die Kunst verfertigten. Ist er blau und kupferhaltig, so heißt er Kupfervitriol; ist er aber grün und eisenhaltig, so nennt man ihn Ei-

*) Der Bleyfarbige Australsand von Jaksonsbay in Neu-Südwales macht eine eigene Erdart aus. Eben dieß thut auch der weisse ins Spargelgrüne fallende Strontianit, der im Bleygange des Gebirges Strontian in Schottland gefunden wird.

senvitriol. Ist er weiß und zinkhaltig, so heißt er Zinkvitriol. Die Färber gebrauchen viel Vitriol.

Der Alaun entsteht aus der Schwefelsäure, und einer thonartigen Erde, ist weiß und von achteckiger Figur. Selbst gewachsenen oder gediegenen Alaun gibt es wenig; sondern der meiste wird aus kohlichten, holzichten und schiefrichten Erden gesotten. Der Scheidekünstler, der Mahler, der Zuckersieder und der Papiermacher gebrauchen den Alaun.

Die Laugensalze haben einen scharfen beissenden Geschmack, sind weiß, und schmelzen im Feuer. Und dazu gehören das Seltersalz, das Natrum, die Pottasche und die Kräutersalze.

Zu den Mittelsalzen gehören die Bittersalze, der Salpeter, das Kochsalz, der Salmiak und der Borax.

Das Bittersalz hat eine viereckige Figur, ist weiß, schmeckt bitter, schmelzt im Feuer, wird aus Sauerbrunnen gesotten, und zum Laxiren eingenommen. Und dergleichen Bittersalz sind das Englische, das Seidschüzerische und das Egerische. Das sogenannte Glauberische Wundersalz oder Sal mirabile Glauberi wird meistens durch Kunst zusammengesezt.

Der Salpeter hat eine sechseckige Figur, ist weiß, schmeckt widrig, und sezt sich theils an die Mauren, die in dunkeln, schattichten Orten stehen, theils wird er aus Mist, Schutt, Asche, Harn und Unrath, allerhand Dreck, verfaulten Lumpen, Pflanzen und Knochen bereitet. Und aus diesem Gemengsel von Erde, Asche und Unrath macht man Wände und große spizige Haufen, begiesst sie zuweilen mit Harn, und bedeckt sie mit einem Dache, daß es nicht darauf regnen kann. Nach einiger Zeit thut

man diese Erde in große Gefäße, und gießt Wasser darauf, welches ablaufen, oder so lange wieder auf neue Salpetererde gegossen werden muß, bis es zu einer braunen dicken Lauge geworden ist. Man nennt diese Lauge Mutterlauge. Und diese Mutterlauge wird nun so lange gesotten, bis sie in Crystalle anschießt, und zu Salpeter wird. Weil aber dieser Salpeter beim ersten Sieden noch nicht ganz rein, weiß und durchsichtig ist, so muß er wieder in reinem Wasser zerschmelzt oder aufgelöset, und nun zum zweytenmale eingekocht werden. Den ganz gereinigten Salpeter kocht man auch wohl zum drittenmale ein. Der Salpeter nüzt sehr viel. Der Arzt und der Apotheker, der Koch und die Köchin, und fast jede Hausmutter, die Fleisch einschlachtet, auch die Pulvermüller gebrauchen ihn. Und das daraus gebrannte Scheidewasser benuzen die Kupferstecher und Scheidekünstler. Auch durch blosses Auskochen der Holz- und Pflanzenasche erhält man guten Salpeter.

Das Kochsalz ist weiß, und hat eine würflichte Figur. Es gibt dreyerley Kochsalz, Meersalz, Steinsalz und Brunnensalz. Das Meersalz wird aus dem Meerwasser gesotten, oder durch Sonnenhize und durch Frost erhalten. — Das Stein- oder Bergsalz kömmt von den Salzsteinen her, die man in den Steinsalz-Bergwerken heraus haut, oder darin durch süsses Wasser auflöset, und hernach wie andere Sole zu Salz versiedet. Es gibt so hartes Steinsalz, daß man daraus Altäre, Kapellen und Bilder hauen kann. Und das Brunnensalz wird aus dem Salzwasser gesotten, die aus dem Boden, wie anderes süsses Brunnenwasser heraus quillt, und in mehreren Gegenden der Welt, und vorzüglich in

Deutschland in sehr großer Menge gefunden wird. Vieles Salzwasser wird auch hier und da, wenn es nicht sonderlich salzig und unrein ist, über so genannte Gradierwerke oder Leckwerke, die von Wellen aus Weiß- und Schwarzdornen, oder auch aus Nadelhölzern, aufgethürmt sind, geleitet, damit es stark wird, und nun mit mehr Vortheil gesotten werden kann.

Der Borax sieht schneeweiß aus, und wird von den Feuerwerkern zum grünen Feuer, von den Schmelzern zum Schmelzen, und von den Goldschmieden theils zum Löthen, theils um dem Gold verschiedene Farben geben zu können, gebraucht. Man findet ihn in Thibet.

Der Salmiak wird aus Meersalz und Urin, und andern faulenden Dingen gemacht, und als eine Arzney eingenommen.

Die Erdharze

bestehen aus brennbaren Materien, stinken im Brennen stark, und sind theils ölicht und flüßig, theils fest und trocken.

Oelichte oder flüssige Erdharz heissen Bergöle. Dasjenige Bergöl, welches weiß ist, und vorzüglich in Persien häufig gefunden wird, uno als ein Firniß, und statt des Oels, zum Brennen in den Lampen dient, heißt Naphta. Dasjenige hingegen, welches gelb oder braun ist, heißt Steinöl oder Erdöl. Und dasjenige Bergöl endlich, welches aus einer Quelle quillt, oder oben auf dem Wasser herum schwimmt, und in Persien, Indien, China und Sibirien gefunden wird, und schwarz und zähe ist, heißt Bergtheer. Man gebraucht den Bergtheer zum Wagenschmieren, und Bestreichen der Bretter, Häuser und kleinen Schiffe.

Feste Erdharze sind der Bernstein, das Bergpech, die Steinkohlen, der Torf und der Schwefel.

Der Amber ist fest und zähe, undurchsichtig und fast so weich, wie Wachs, von grauer Farbe, und riecht angenehm, wenn er brennt, daher ihn auch viele Leute als ein angenehmes Rauchwerk, und unter andern wohlriechenden Dingen, auch zum Parfumiren der Haare und Kleider gebraucht. Vielen schwachen Personen dient er gegen die Ohnmachten und in Ohnmachten; und vielen andern macht er Ohnmachten wegen seines starken Geruchs. Er ist sehr theuer. Man rechnet ihn sonst hierher, jezt weiß man, daß er vom Kaschelott kommt.

Der Bernstein ist fest und hart, läßt sich poliren, drechseln und schnitzen, sieht gelb und weiß aus, und ist theils durchsichtig, theils nicht. Der weisse Bernstein ist der beste, und meist immer sehr rein und durchsichtig. Oft stecken auch mitten im Bernstein kleine Insekten, welche verursachen, daß er theuer verkauft wird. Einige nennen den Bernstein auch Agatstein, und noch andere Brennstein, weil er, wie ein Licht, brennt, wenn er einmal angezündet ist. Er riecht sehr angenehm. Und wo gibt es den Bernstein? Den meisten und den besten am Ufer des Baltischen Meers beim Königreich Preussen. Doch findet man auch in dem deutschen Meer, und noch an mehrern Orten welchen, aber er ist schlecht, und nie ein Insekt darin. Wo kommt denn wohl dieser Bernstein her? Ist es vielleicht ein dick und hart gewordener Bergtheer? Nein, das ist er nicht. Ehedem glaubte man, daß es ein blosses Baumharz sey, und durch eine Ueberschwemmung, oder durch ein Erdbeben, samt den Tannen und Fichten, Kirschbäu-

men und Wachholdersträuchen im Meer versunken, und durch allerhand Zufälle bisher immer noch fortgewachsen sey. Allein das Erste ist falsch, und das Lezte nicht gewiß. Ich glaube vielmehr, daß die Ameisen den Bernstein machen, und das Baumharz fast so bearbeiten, wie die Bienen das Wachs. O was, ist dieß ihr Ernst? Ja freylich, alle Ameisen thun es eben nicht, sondern nur eine gewisse Sorte von ihnen, die roth aussieht, und ihre Wohnung in Gehölzen und Wäldern hat, Harz von Wachholdersträuchen zusammen trägt, und sich ihre unterirdischen Palläste davon baut oder verkleistert. Man findet dieß Ameisenharz an vielen Orten, und räuchert damit. Wie aber ein solches Ameisenharz ehedem in die Ostsee gekommen, und noch jezt darin in so erstaunlich großer Menge gefunden werde, kann ich euch wirklich nicht sagen. Man gebraucht ihn zu Rauchpulvern und Firnissen, und drechselt und schnitzt Stockknöpfe, Büchschen, Bilder und Becher, und sonst noch allerhand Dinge aus dem Bernstein. In Cassel, Berlin und Dresden sind große Bernsteinsammlungen.

Das Bergpech ist schwarz und fest, und heißt, wenn es so zäh, wie Wachs ist, Erdpech oder Bergwachs; ist es aber hart und glänzend, so nennt man es Asphalt oder Judenpech.

Die Steinkohlen sehen wie die Holzkohlen aus, sind schwarz, und fast so schwer, wie Steine. Sie geben ein gutes Feuer, stinken aber. In England gibt es erstaunlich viel Steinkohlen. Auch in Böhmen, und hier und da auch in Sachsen und Westphalen giebt es welche.

Der Torf taugt auch zum Brennen. Er besteht aus Erde, Bergöl und verfaultem Gras und Mooswurzeln. Er sieht schwarzgrau aus, und wird an mehrern Orten in Deutschland und Holland gegraben, und zur Feuerung gebraucht. Er stinkt. Vieler Torf und so auch manche Steinkohlen stinken nicht mehr und nicht weniger, als Holz.

Der Schwefel sieht gelb aus, und riecht im Brennen sehr stark und unangenehm. Es gibt in den Bergwerken selbst gewachsenen oder gediegenen Schwefel; man treibt oder schmelzt aber auch vielen aus gewissen Schwefelerzen oder Schwefelkiesen heraus. Daß man vom Schwefel, mit Queckſilber, Zinnober, mit Salpeter und Kienruß Schießpulver; und Schwefelholz und Schwefelfaden macht, ist bekannt. Aber auch in den Apotheken gebraucht man den Schwefel zu vielen Dingen.

Die Halbmetalle

sind vermischte Mineralien, die dem ordentlichen Metalle ähnlich sehen, sich aber nicht hämmern lassen. Es gibt flüßige und feste Halbmetalle.

Das flüssige Halbmetall, nämlich das Queckſilber oder der Merkurius, sieht weiß und wässerich aus, macht nicht naß, rollt in Kügelchen hin und her, und verfliegt im Feuer.

Das Queckſilber findet man theils tropfenweise in der Erde, theils gediegen; man schmelzt es aber auch aus gewissen Erzen heraus, die man Queckſilbererze nennt. Sind die Erze roth, so sind es gediegene Zinnobererze; denn wenn das Queckſilber in den Ein-

geweiden der Erde mit dem Schwefel zusammen rinnt, so entsteht Zinnober, mit dem man hübsch mahlen kann. Und macht man nicht auch aus Harz und Zinnober das Siegellak? Das Quekſilber gebraucht der Spiegelmacher, der Goldschmied zum Vergolden im Feuer, der Wetterglasmacher, und der Arzt.

Zu den feſten Halbmetallen, die theils hart, theils weich ſind, gehören das Spießglas, der Kobalt, der Nickel, das Reißbley, das Waſſerbley, der Braunſtein, der Zink, der Wismuth, der Wolfram, der Arſenik und der Uranit.

Das Spießglas oder Antimonium ſieht glänzend grau und roth aus, iſt hart, und beſteht aus Schwefel, und einem eigenen Metallweſen. Es gibt dem Bley und Zinn einen Klang.

Der Kobalt gibt mit Pottaſche und Kieſelſteinen ſchönes weiſſes blaues Glas, das auf eigenen Mühlen gemahlen wird, und dann Schmalte heißt.

Aus dem Nikel machen die Chineſer mit Zink und Kupfer ihr meiſtes Hausgeräth, und nennen ihn dann Pakſong.

Das Reißbley ſieht ſchwarz und dunkelgrau aus, und wird vorzüglich zu Bleyſtiften und Reißfedern verarbeitet. In England macht man die beſten, und in Berlin und Nürnberg ſehr viele Bleyſtifte. Die ächt engliſchen Bleyſtifte ſind ſehr hart und fein, und brennen am Licht nicht. Die andern aber brennen, und die ganz ſchlechten verbrennen ſogar am Licht. Denn das ſchlechtere Reißbley wird zu Staub gemahlen, mit Schwefel vermiſcht, in lange eiſerne Formen geſchmolzen, mit feinen Sägen in länglichte Stücke zer-

zerschnitten, in Holz gefaßt und eingeleimt. Aber auch sehr gute Schmelztiegel und sehr starke Kochtöpfe werden aus Thon, der mit Reißbley vermischt ist, gemacht. Wie bekannt sind nicht die Ypser oder Passauer Tiegel und Töpfe? Der Töpfer bedient sich des Reißbleyes, um den gegossenen Eisenwaren und vorzüglich den Oefen, die Farbe und den Glanz des Eisens zu geben. Und der Perückenmacher taucht seine Ziegen- und Menschenhaare, ehe er sie in den Brodteig einschlägt, und in den Backofen steckt, in Reißbley ein, damit sie nicht gelb werden. Einige rechnen es, weil es im Feuer verfliegt, zu den Erdharzen.

Das Wasserbley ist bleygrau oder bleyglänzend und sehr vom Reißbley verschieden. Es ist mit Schwefel vermischt, und blättrig.

Den Braunstein gebrauchen die Töpfer zur Glasur, und auf den Glashütten dient er zum weissen und violetten Glase.

Der Wolfram ist entweder mit Kalkerde oder mit Eisen und Braunsteinkalk verbunden, und ein eignes Halbmetall.

Der Zink ist weich, von weißlicher Farbe, brennt, wenn er zerschmolzen ist, grün, und färbt das Kupfer gelb. Er sieht aus, wie Zinn, und wird auch von den Zinngiessern häufig unter das Zinn gegossen, um es härter und schöner zu machen. Der Zink kömmt in der Natur öfters als Galmey vor, und sieht dann gelblicherdig aus. Wenn man unter das Zinn etwas Zink schmelzt, so taugt es besser zum Verzinnen, und das Zinn selbst wird etwas härter und schmeidiger,

wenn Zink darunter ist. Das Kupfer färbt der Zink gelb, so, daß es nun eigentlich kein Kupfer mehr ist, sondern Messing heißt. Aus Kupfer, Zinn und Zink macht man Tombak. Und aus einem Gemisch von Kupfer, Zinn, Bley und Zink erhält man Klockengut und Kanonenmetall.

Der Wismuth ist gelblich oder röthlich weiß, und von einem blätterichten Gewebe. Es gibt dem Kupfer und Zinn einen stärkern Klang, und dem Zinn und Bley mehr Härte.

Der Arsenik ist hart, eisenfarbig und giftig, färbt das Silber dunkelgrau, und das Kupfer weiß. Es gehören dazu das Auripigment und das Giftmehl. — Das Auripigment oder Operment ist Schwefelgelb, schwer und brüchig, wird von den Mahlern mit blauem Indigo vermischt, und sodann als eine grüne Farbe vermahlt. — Giftmehl ist nichts anders, als der Rauch oder Ruß von Arsenik, der sich in den Schmelzhütten an den Wänden der Oefen und Rauchfänge ansezt. Es ist eins der stärksten Gifte.

Der Uranit wird als Pecherz, Ocher und Spath gefunden. Im ersten Falle sieht er schwarz, im zweyten gelb, im dritten grün aus. Als Metall ist er dunkelgrau, hat schwachen Glanz und wird von Messer und Feile leicht angegriffen.

Die Metalle

sind harte, aus der Erde gegrabene Körper, die im Feuer schmelzen, und mit dem Hammer geschlagen und ausgedehnt werden können: Und dieß sind Gold, Silber, Platina, Zinn, Kupfer, Bley und Eisen.

Die Metalle werden entweder gediegen, oder mit Schwefel, Spießglas und Arsenik vermischt gefunden. Sind sie vermischt, so heissen sie Erze. Mischet man einige Metalle zusammen, so bekömmt man andere neue Sorten von Metallen, als Glockenspeise, Messing und Prinzmetall.

Die sämmtlichen Metalle theilt man in zwey Abtheilungen, in edle und unedle Metalle. Edle Metalle sind diejenigen, welche im Feuer nicht verbrennen, sie mögen auch darin liegen, so lange sie wollen; sondern beständig unverändert bleiben, wie Gold, Silber und Platina. — Unedle oder gemeine Metalle hingegen sind die, welche im Feuer nach und nach verbrennen oder sich verschlacken, wie Zinn und Bley, Kupfer und Eisen.

Edle Metalle sind Gold, Silber und Platina.

Das Gold ist gelb, und wird gediegen, und selten in Erzen versteckt gefunden. Das aus Bergwerken gewonnene Gold wird Grabegold; und das gediegene, wenn es aus dem Flußsand herausgesucht werden muß, Flußgold oder Waschgold genannt.

Das Silber ist dicht, zäh und weiß, läßt sich klopfen, wie man will, und verbrennt im Feuer nicht, wird auch nicht weniger darin. Es gibt auch gediegenes Silber, das meiste aber steckt wohl in verschiedenen Erzen, als Glaserzen und Hornerzen. — Dahin gehört auch die Platina, die erst 1749 zuerst aus dem spanischen Amerika nach Europa kam, bis jezt nur in kleinen flachen Körnern gefunden wird, schwerer und härter als das Gold, sehr weiß, und mühsam zu verarbeiten ist.

Unedle Metalle sind Kupfer, Eisen, Zinn und Bley.

Das Kupfer ist ein hartes röthliches hellklingendes Metall, das im Wasser und in der freyen Luft grün anläuft. Man findet es gediegen und in gewissen Erzen.

Das Eisen ist das härteste, gemeinste und nüzlichste unter allen Metallen, und findet sich mehr in Erzen, als gediegen, hat eine graue Farbe, und verbrennt nach und nach im Feuer. Es gehören dazu der Stahl und der Magnet.

Stahl giebt es weder gediegen, noch in besondern Erzen, auch wächset er gar nicht in der Erde, sondern muß aus dem besten Eisen gemacht oder erhärtet werden.

Der Magnet besteht aus Eisen oder Stein, und gehört also mit zum Eisenerz, wird aber nicht genüzt, weil fast kein Eisen darin sizt. Er ist deßwegen merkwürdig, weil er das Eisen an sich zieht, und sich immer, wenn er frey hängt oder schwebt, mit dem einen Pol nach Norden wendet. Denn er hat zwey Seiten oder zwey so genannte Pole, einen Nordpol und einen Südpol. Und warum kann er dieß thun? Man sagt, er habe eine flüßige Materie in sich, die wie ein Wasser um ihn herum fliesse, und aus dem einen Pol heraus, in den andern hinein fliesse. Und diese aus- und einfliessenden Theilchen sollen lauter kleine Häkchen, oder sonst so etwas Anziehendes seyn. Es ist lustig anzusehen, wenn der Feilstaub sich aufrichtet, und am Magnet hängen bleibt.

Das Zinn ist ein weiches weißliches und sehr leichtes Metall, das im Feuer leicht fließt, und zu vielen Sachen von den Zinngiessern vergossen und verarbeitet wird. Es hat, wenn ihm nicht Kupfer, Wismuth, Zink oder Spießglas zugesezt wird, gar keinen Klang. Man verzinnt das Eisen, Kupfer und Messing damit. Man schlägt es in dünne und feine Blättchen oder Staniol. Das englische Zinn oder Stangenzinn ist das beste, weil es immer mit Wismuth, Zink, Spießglas oder Kupfer versezt ist; das sächsische und böhmische Pfundzinn

aber ist schlechter, weil es mit Bley vermischt ist. Das Erz, worin Zinn sizt, wird Zinngraupen und Zwitter genannt.

Das Bley sieht bläulich aus, und ist das weichste Metall, das im Feuer gar bald fließt. Es ist ein sehr giftiges Metall. Und die Erze, darin es stekt, heissen Bleyglanz, Bleyspath, Bleyglasspath und Bleycrystall. Man mischt das Bley unter das Zinn; man macht Kugeln und Schrot und Fensterbley daraus; und versezt man es mit Kupfer, Messing und Spießglas, so gibt es Schriften oder Buchstaben oder Lettern für die Buchdruckereyen.

Wie kriegt man denn das Gold, das Silber und das Zinn aus den Steinen heraus? Man zerschlägt oder zerstößt sie in gewissen Hütten, die man Puchwerke nennt, in sehr kleine Stücke, und zum Theil in Sand und Staub; wirft diesen Sand oder Staub in besondere mit Wasser angefüllte Gruben oder Kästen, und sondert darin das Untaugliche von dem Guten ab. Ist dieß geschehen, so bringt man diese gute Metallmasse in die Schmelzhütte, wirft sie in einen glühend heissen Ofen und sondert nun ganz und gar alle noch übrigen unnützen Steintheilchen davon durchs Schmelzen ab. Zwar bekömmt man jezt noch nicht gleich so reines Gold, Silber und Kupfer, daß man es gleich zu Münzen verprägen, oder Ringe, Löffel und Kaffeekannen davon machen könnte; nein, sie müssen erst noch etlichemal wieder ins Feuer, und eins vom andern abgesondert werden; denn Silber und Bley sitzen oft unter einander; man muß es also erst von einander scheiden.

Versteinerungen

oder Petrefacten sind solche Mineralien, die ihre jezige Gestalt Körpern aus dem Thier- oder Pflanzenreich zu danken haben, und sichere Spuren dieses Ursprungs an sich tragen.

Es gibt fast in allen Gegenden der Welt viele und mancherley Versteinerungen. Es gibt versteinertes

Holz, versteinerte Knochen von Menschen, Thieren und Vögeln, versteinerte Muscheln, Schnecken, Insekten, Fische, Fischgräte und Meergewächse. Sodann gibt es auch allerhand, in Stein eingeschlossene, oder mit Stein überzogene; theils mit Metall oder Erdharz angefüllte, theils wenig veränderte, in Kreiden, Thon und Sand liegende Dinge.

Man sieht aus solchen Versteinerungen gar wohl, daß sie ehedem weich gewesen, und daß der Ort, wo sie ehedem gefunden worden, und zum Theil noch immer gefunden werden, ehedem unter Wasser gestanden habe. Und da man auch auf den höchsten Bergen Versteinerungen von allerhand Seethieren findet, so muß doch wohl ehedem ein Meer darüber gestanden seyn. Man findet darauf versteinerte Meerigel oder Echiniten; versteinerte Meersterne oder Liliensteine; versteinerte röhrige Schalen oder Mehrröhrensteine; versteinerte Ammonshörner oder Ammoniten, siehe oben Seite 115; Muschelsteine oder Conchiten; versteinerte napfige Schalen oder Pectiniten.

Auch zählt man noch zu den Versteinerungen die steinernen Bildnisse von Thieren und Pflanzen, welches Steine mit Abdrücken von ihnen sind, weil sie ehedem auf ihnen gelegen, oder in ihnen gesteckt haben.

Gemahlte Steine oder Figursteine nennt man diejenigen Steine, die auf ihrer Oberfläche Zeichnungen von Bäumen, Landschaften und Thieren haben. Haben diese Steine eine Aehnlichkeit mit Bäumen, so nennt man sie Dendriten, dergleichen es auf dem Schiefer viele gibt. Und die mit einer kalkartigen Erde überzogenen Körper, nennt man incrustirte Körper, wie das incrustirte Moos ꝛc.

Register.

A.

Aal 255.
Abgottsschlange, Königsschlange 289.
Achat 709.
Adler 328.
Aelster 352.
Aeneas 474.
Affen 658.
Aguti, Ferkelkaninchen 482.
Ai, Faulthier 654.
Alabaster 704.
Alaun 711.
Aloe 79.
Ameisen 201.
Ameisenbär, Tamandua 656
Ameisenlöwe 198.
Amerikanischer Tiger, Onza 512.
Amethist 709.
Ammer, Aemmerling 412.
Ammonshorn 115 und 723.
Amphibien 275.
Amsel 409.
Ananas 34.
Angorische Ziege 469.
Anis 35.
Antimonium, Spießglas 713
Apfel 81.
Appel de Sina, Appelsin 24.
Aprikosen 81.
Arak, Rak 85.
Argonauten 114.
Armadillo, Cachicamo 600.
Arsenik 719.
Artischocken 34.
Asbest, Steinflachs 55 und 705.
Assel 242.
Auerhahn 399.
Auerochs 554.
Auster 112.
Australsand 710.
Azeln, Waldvögel 352.

B.

Babirusse, Hirscheber 595.
Bachstelze 416.
Badeschwamm, Meerschw. 125.
Bär 537.
Bandwurm 102.
Barbe 274.
Bars 265.
Barten 638.
Basalt, Säulenstein 701.
Basiliske 294.
Baummarder 483.
Baumöl 44.
Baumwanze 169.
Baumwolle 83.
Beinfisch 282.
Belzebub, Pan, Waldgott 670.
Bergmehl, Mondmilch 696.
Bergpech 716.
Beryll 709.
Bernhard, Diogenes, Einsiedler 246.
Bernstein 714.
Bettwanze 167.
Beutelmeise 421.
Beutelthier, Beutelratte 475

Bezoarbock 575.
Biber 617.
Bienen 208.
Bienenfreſſer, Immenwolf 359.
Birkhahn 399.
Birn 81.
Biſamäfchen, Sagoin 670.
Biſamſchwein, Talaſſu 595.
Biſamthier, Moſchus 590.
Bitterſalz 711.
Blaukehlchen 420.
Blauſpecht 356.
Blattläuſe 164.
Blattweſpen 224.
Bley 722.
Blindſchleiche 290.
Blutigel 103.
Blutſauger, Vampir 443.
Böckelfleiſch 273.
Böcklinge 273.
Bohrmuſchel 109.
Bologneſer-Hündchen 520.
Bolus 698.
Brachkäfer 146.
Braſilien- oder Fernambukholz 87.
Braunfiſch, Meerſchwein 652
Braunſtein 718.
Bremſen 125.
Brieftaube, Poſttaube 404.
Brillenſchlange 289.
Bruchdroſſel 409.
Brunnenkreſſe 32.
Buchfink 415.
Bücheln 62.
Bücherſcorpion 234.
Büffelochs 554.
Buckelochs, Biſong 554.
Bullenbeißer 520.
Buſchſchwanzaffe 671.
Butte, Seitenſchwimmer 263
Butter 555.
Buxbaum 21.
Buzkopf, Nordkaper 653.

C.

Cacaobohnen 88.
Cachicamo, Armadillo 600.
Calecutiſcher Hahn, Puter 390.
Calmuswurzel 79.
Camel 584.
Cameloparder, Giraffe 583.
Camelziege, Lama 589.
Camillen 73.
Campecheholz 87.
Cappernſtaude 28.
Cardomomen 47.
Carfunkel 709.
Caſchelot 648.
Caſuar 386.
Caviar 281.
Ceder 64.
Cedraöl, Cedraeſſenz 23.
Chameleon 293.
Chinarinde 86.
Chinawurzel 87.
Choras, Marmon 668.
Chryſolith 708.
Cider 81.
Citronenbaum 22.
Cocon 187.
Cocosnüſſe 85.
Colibri, Honigſauger 354.
Conchilien 121.
Corallen 124.
Coriander 36.
Coſchenille 166.
Crocodill 295.
Cryſtall 709.

Cubeben 46.
Cucang, Loris 672.

D.

Dachs 492.
Dachshund 493.
Dammhirsch 479.
Dattelnbaum 87.
Delphin, Tumler 653.
Diamant 707.
Diamantspath 708.
Dill 36.
Diogenes, Bernhard, Einsiedler 246.
Distelfink, Stiegliz 414.
Dohle 352.
Dompfaf, Blutfink, Gümpel 411.
Dorsch 260.
Drehhals 357.
Dromedar 585.
Drossel 404.

E.

Ebenbaum 87.
Edelsteine 707.
Egelschnecke 102.
Eiche 61.
Eichhörnchen 445.
Eidergans 396.
Eidechse 291.
Einsiedler, Diogenes, Bernhard 246.
Eisen 721.
Eisvogel 357.
Elephant 601.
Elendthier 583.
Engelfisch 264.
Ente 367.
Erbsen, Feld 60.
Erden 694.
Erdflöhe 161.
Erdharze 713.
Erdschwamm, Pilz 67.
Erdwanze 198.
Esel 545.
Eselsspiegel 704.
Eulen 340.
Europäische Natter 289.

F.

Fadenwurm 101.
Färberröthe, Krap 74.
Fayance 698.
Falke 331.
Farbenerde 694.
Faulthier, Ai 654.
Federfuß 404.
Federn, Mausen 324.
Feigenbaum 25.
Feldgrille 173.
Feldmaus 469.
Fenchel 36.
Fenchelgras, Schwaden 48.
Feuerkröte 302.
Feuerschwamm 70.
Feuerstein 709.
Ferkelkaninchen, Aguti 482.
Fernambuk- oder Brasilienholz 87.
Fichte, Kienbaum 66.
Fieberrindenbaum 86.
Finnfisch 647.
Finnen 248.
Fische 248.
Fischotter 623.
Flachs 52.
Fledermäuse 442.
Fliege 226.
Fliegender Drache 291.
Fliegender Fisch 266.
Fliegender Sommer 233.

Flöhe 231.
Floretseide 189.
Forelle 269.
Formosanische Teufelchen 600.
Frösche 297.
Frühlingsfliege 198.
Fuchs 525.

G.

Gallapfel 62.
Gallwespen 222.
Gangfisch 270.
Gans 364.
Garnelen 247.
Gartenammer, Ortolan 413.
Gartenerde 694.
Gartenfliege 228.
Gartenkresse 32.
Gazelle 575.
Geier 334.
Gecko 293.
Gemeiner Affe 667.
Gemse 572.
Genetkaze 490.
Geometrische Schildkröte 305.
Gerste 60.
Gewächshaus 22.
Gewürznägelein 43.
Giftpflanzen 75.
Giraffe, Cameloparder 583.
Glas 700.
Glasartige Erden 707.
Glimmer 706.
Glossopetren 280.
Gold 720.
Golddrossel, Kirschvogel 411.
Goldammer 412.
Goldfink 411.
Goldfisch, Stuzkopf 262.
Goldkäfer 146.
Goldwolf, Jacal 535.
Granatenbaum 28.
Grasmücke 419.
Graufink 411.
Grauspecht 356.
Grillen 171.
Grönländischer Wallfisch 636
Gründling 274.
Grünfink 411.
Grüne Eidechse, Springer 292.
Grummet, Ohmd 73.
Guanak, Lama 589.
Gümpel, Dompfaff 411.
Gummi 89.
Gurken, Kukumern 33.
Gypsartige Erden 696.
Gypsspath 704.
Gypsstein 704.

H.

Hafer 60.
Hänfling 414.
Häring 271.
Hayfisch 278.
Halbmetalle 716.
Hammer 113.
Hamster, Kornferkel 459.
Hanf 53.
Harz 64.
Hase 477.
Haselhuhn 400.
Haselmaus, grosse, kleine 452. 453.
Haselnußkäfer 152.
Haselnußstaude 63.
Haubenmeise 421.
Haubentaube 403.
Haushahn 392.
Hausgrill, Heimchen 171.

Hausmarder 483.
Hausen 281.
Hausenblase, Fischleim 281.
Haus- oder Hirtenhund 519.
Hausmaus 467.
Hausschwalbe 423.
Hausspinne 239.
Hecht 270.
Heber, Holzschreyer 353.
Hermelin 486.
Heuschrecken, Grashüpfer 169.
Hexe, Nachtschwalbe 246.
Hirsch 576.
Hirscheber, Babirusse 595.
Hirschkäfer, Hirschschröter 152.
Hirschwolf, Luchs 500.
Hirse 57.
Hyacinth 708.
Hyäne 535.
Hohlziegel, Riesenmuschel 109.
Hollunderbaum 27.
Holzbiene 216.
Holzerde 695.
Holzbock 150.
Holzwespen 224.
Honigsauger, Colibri 354.
Hopfen 79.
Horniß 221.
Hornfisch 283.
Hornschlange 289.
Hornstein 709.
Hülse 89.
Hühner 387.
Hühnerhund 519.
Hüpfer 230.
Hummel 217.
Hund 513.
Hundsbeisser, Macaco 667.

J.

Jaguar, amerikanischer Tiger 512.
Jacal, Goldwolf 535.
Jaspis 710.
Ichneumon, Pharaonsmaus 491.
Igel 597.
Igelfisch 282.
Iltiß 484.
Immen, Bienen 208.
Immenwolf, Bienenfresser 359.
Ingber 47.
Insekten 127.
Insektenmotte 194.
Johanniswürmchen 154.
Juwelen 708.

K.

Kabliau, Stockfisch 258.
Käfer 142.
Käse 556.
Käsemilbe 233.
Käuzchen, Todtenvogel 343.
Kaffeebaum 78.
Kalkartige Erden 695.
Kalkartige Steine 702.
Kalkspath 702.
Kanarienvogel 415.
Kaninchen 479.
Kannenkraut, Schachtelhalm 72.
Karausche 274.
Karpfe 274.
Kartoffeln 51.
Kastanienbaum 37.
Katze 494.
Kegelschnecke 113.
Kellerwurm, Kellereisel 242.

Kermes 167.
Kibitz 379.
Kiefenfuß 247.
Kienbaum, Fichte 66.
Kienruß 66.
Kieselartige Erden 700.
Kirsche 81.
Kirschfinke, Kernbeisser 411.
Kirschvogel, Golddrossel 359.
Klapperschlange 286.
Klippfisch 264.
Knochenfisch 283.
Knurrhahn 262.
Kobalt 717.
Königsschlange, Abgottsschlange 289.
Kohlmeise, Spiegelmeise 420
Korkbaum Pantoffelbaum 85
Kornferkel, Hamster 459.
Kornwurm, weisser 194.
Krähe 350.
Kräuterdieb 159.
Kraken 692.
Krametsvogel, Wachholderdrossel 409.
Krampffisch, Zitterfisch 81.
Kranich 376.
Krap, Färberröthe 74.
Krebs 243.
Kreide 695.
Kreuzschnabel 410.
Kreuzspinne 239.
Kröten 301.
Kropfgans, Pelican 370.
Kropftaube 403.
Kümmel 36 und 37.
Kürbiß 34.
Kugelfisch 282.
Kuckguck 359.
Kukummern, Gurken 33.
Kupfer 721.
Kupferwasser, Vitriol 674.

L.

Lachs oder Salm 269.
Lachtaube 404.
Lamprette 277.
Landfrosch 300.
Landlibellen 198.
Landvögel 313.
Langarmiger Affe, Gibbon 666.
Langfüsse 229.
Larve 138.
Laperdan 260.
Laubfrosch 300.
Laus 232.
Leguan 294.
Lehm 696.
Leming, norwegische Bergmaus 463.
Leopard 512.
Lerche 405.
Lerchenbaum 65.
Leuchtenträger 174.
Limonade 24.
Lindenbaum 38.
Linsen 60.
Lippenfisch 65.
Lama 589.
Löwe 501.
Löwenhündchen 520.
Lorbeerbaum 22.
Loris, Cucang 672.
Luchs, Hirschwolf 500.

M.

Madenwurm 102.
Mädchen-Sommer 233.
Magnet 721.
Mahagonibaum 87.
Maykäfer 144.
Maimon, Mandrill, Teufel 669.

Mais, türkiſcher Weitzen 56.
Macaco, Hundsbeiſſer 667.
Maki 671.
Makerele 265.
Manati, Seekuh 633.
Mandel 80.
Mandelkrähe, Racker 354.
Manguſte, Pharaonsmaus 491.
Manna 47.
Marapüte, Pardertaze 513.
Marder 482.
Marienglas 704.
Marienkäfer 157.
Marmor 702.
Maſtix 79.
Mauerſchwalbe 424.
Maulbeerbaum 30.
Maulwurf 471.
Maulwurfgrille 172.
Mauerbiene 217.
Maus 465.
Mauſen, Federn 321.
Meduſenhaupt 121.
Meerkatzen 669.
Meernadel 283.
Meerrohr 117.
Meerotter 624.
Merrettig 33.
Meerſchwamm, Badeſchw. 125.
Meerſchwein, Braunfiſch 652.
Meerſchweinchen 481.
Meerſtern, Seeſtern 120.
Meertulpe 109.
Meiſen 420.
Melonen 33.
Menſch 672.
Menſchenfreſſer 279.
Mergelerde 696.
Mergelſtein 703.
Metall 726.
Milbe 233.
Milcher 225.
Mineralreich Steinreich 693
Miſteldroſſel, Schnarre 408.
Miſtkäfer, Roßkäfer 149.
Möve 372.
Mondmilch, Mehlkreide 696.
Mondſchnecke, Schraubenſchnecke 118.
Mongo, Pharaonsmaus 491.
Mongus 672.
Mooß 69.
Moosbiene 216.
Morchel 68.
Mormon, Choras 668.
Moſchus, Biſamthier 590.
Mücken, Schnacken 229.
Murmelthier 453.
Muſcheln 107.
Muscatennußbaum 41.
Mydas 304.
Myrrhen 79.
Myrthenbaum 28.

N.

Nachtigall 417.
Nachtſchwalbe, Ziegenmelker 426.
Nadelfiſch 283.
Nagethier 445.
Napfſchnecke 117.
Narwal, See-Einhorn 650.
Naſenrümpfer 283.
Nasborn, Rhinoceros 615.
Nasbornkäfer 147.
Nasbornvogel 349.
Natter 288.
Naturalien 121.
Neſſeltuch 55.
Neunaugen, Pricken 277.
Neuntödter, Würger 338.

Nickel 717.
Nilpferd, Waſſerochs 612.
Nordkaper, Puzkopf 653.
Norw. Bergmaus, Leming 463.

O.

Obſtmotte 193.
Ochſe 549.
Ocker, Ocher 695.
Ohmd oder Grumet 73.
Ohreule, Uhu, Schubut 342.
Ohrwurm 158.
Oliven 83.
Oeza, amerikan. Tiger 512.
Opal 709.
Opoſſum, Beutelthier 475.
Orangutang 664.

P.

Pabſtkrone 117.
Paca 482.
Pacos, Vigogne Vicunna 590
Pan, Waldgott Belzebub 670
Panterthier, Parder 512.
Pantoffelbaum, Korkb. 85.
Papagay 345.
Papierlaus, Todtenuhr 243.
Paradiesvogel 318.
Pharaonsmaus, Ichneumon 491.
Parderkaze, Serval 513.
Paviane 668.
Pech 66.
Pelican, Kropfgans 370.
Pelzmade 193.
Perlen 110 und 123.
Perlenmuſchel 110.
Perlgraupen 60.
Perlhuhn 399.
Petermännchen 58.
Pfau 387.
Pfauentaube 346.
Pfeffer 406.
Pfefferfreſſer Pfefferfraß 349
Pfeiffenthon 697.
Pferd 541.
Pferdekneiper, Hirſchſchröter 153.
Pfifferling 68.
Pfirſche 81.
Pferdebremſe 226.
Pflaumenbaum 82.
Phaſan 398.
Pilz, Erdſchwamm 67.
Pinie, Zirbelbaum 67.
Pipa 302.
Pips 321.
Piſang 27.
Platina 721.
Polipen 125.
Pomeranzenbaum 24.
Porzellanerde 697.
Porzellanſchnecken 113.
Poſttaube, Brieftaube 404.
Pottfiſch, Caſchelot 648.
Pricken, Neunaugen 277.
Probierſtein 699.
Pudel 519.
Punſch 84.
Puppe 138.
Purpurſchnecke 116.
Puter, wälſcher Hahn 390.

Q.

Quarz, Kies 707.
Queckſilber 717.

R.

Rabe 349.
Racker, Mandelkrähe 354.
Rak, Arak 84.
Rapunzelſalat 23.
Ratte, Razze 465.

Rattenkönig 466.
Raubfliege 229.
Raubvogel 326.
Rauchschwalbe 423.
Rebhuhn 400.
Regenwurm 100.
Reh 580.
Reiher, Reiger 376.
Reis 84.
Reißbley 718.
Reissende Thiere 494.
Rennthiere 580.
Rennthierbremse 226.
Rhinoceros, Nashorn 615.
Riesenmuschel, Hohlziegel 109.
Riesenschlange, Königsschlange 289.
Ringeldrossel 409.
Ringtaube 404.
Robbe, Seehund, Seekalb 625.
Rochen 280.
Roger 252.
Rohrdommel 377.
Rocken 58.
Rosenbiene 216.
Rosinen 29.
Roßkäfer, Mistkäfer 149.
Rothbart 266.
Rothkelch. Rothsch. 419.
Rothstein, Röthel 698.
Rothwildprett 579.
Rotzfisch 261.
Rubin 709.
Rüsselfisch 264.

S.

Sägefisch 278.
Säugethiere 427.
Säulenstein, Basalt 700.
Saflor 74.
Safran 75.
Sago 49.
Sagoin, Bisamäfchen 670.
Salamander 294.
Salm, Lachs 269.
Salpeter 712.
Salz 710.
Santo 50.
Sapajou, Belzebub 663.
Saphir 709.
Sardelle 273.
Sarigo, Beutelthier 475.
Saugfisch 261.
Schaben 175.
Schachtelhalm, Kannenkraut 72.
Schaf 559.
Schafbremse 226.
Schafgarbe 73.
Schaumwürmer 174.
Scheidewasser 711.
Schelfisch 260.
Schiefer 699.
Schierling 74.
Schiffwurm 118.
Schiffbothe 115.
Schildkäfer 161.
Schildklee, der tanzende 91.
Schildkröte 303.
Schilf 71.
Schimmel 69.
Schlafapfel 223.
Schlange 284.
Schleihe 274.
Schlehenstrauch 79.
Schlüsselblumen 73.
Schlupfwespen 223.
Schmeißfliege 228.
Schmer 594.
Schmerling 268.
Schmerstein 705.
Schmetterlinge 176.

Schnacken, Mücken 299.
Schnarre, Misteldrossel 408.
Schneehuhn 400.
Schnecken 105.
Schnepfe 377.
Schokolade 83.
Scholle, Butte 263.
Schote 89.
Schraubenschnecke, Mondschnecke 118.
Schubut, Ohreule, Uhu 342.
Schuppenschild 305.
Schwaden, Fenchgras 48.
Schwalbe, chinesische 426.
Schwärmen 421.
Schwan 363.
Schwanzmeise 421.
Schwarzwildpret 593.
Schwefel 716.
Schwererde 703.
Schwertfisch 256.
Schwein 591.
Schwimmvögel, Wasservögel 361.
Scorpion 241.
Seebär 629.
SeeEinhorn, Narwal 650.
Seehahn 267.
Seehund, Seekalb, Robbe 625.
Seeigel, Seeapfel 119.
Seekuh, Manati 633.
Seelöwe 630.
Seemaus 281.
Seepferdchen 283.
Seestern, Meerstern 120.
Seewolf 256.
Seidenschwanz 410.
Seidenwurm 186.
Seidewad 190.
Seifenerde 698.
Seifenstein 704.
Seitenschwimmer, Scholle 263.
Senf 75.
Serval, Parderkaze 513.
Serpentinstein 705.
Siebenschläfer 450.
Siegelerde 698.
Silber 720.
Singdrossel 408.
Singschnacke 229.
Singvögel 401.
Smaragd 709.
Spanische Fliege 160.
Spanisch Rohr 71.
Spargel 35.
Spatherde 696.
Specht 355.
Speckkäfer 157.
Speckstein 705.
Sperber 333.
Sperling, Spaz 415.
Spiegelmeise, Kohlmeise 412
Spießglas, Antimon 717.
Spinne 234.
Spinnejungfer, Wasserj. 195.
Spirling 274.
Spitzmaus 470.
Springer, grüne Eidechse 292.
Springkäfer 152.
Spulwurm 101.
Stachelbars 265.
Stachelfisch 282.
Stachelschwein 596.
Staubsand 700.
Stauberden 694.
Stahl 722.
Star, Sprehe 407.
Stechfliegen 228.
Stechapfel 75.
Steinbock 571.

Steine 701.
Steinflachs oder Asbest 56. und 705.
Steingut 698.
Steinmark 698.
Steinkohlen 716.
Steinreich, Mineralreich 693
Steinsand 700.
Steckmuschel 112.
Sternseher 257.
Stiegliz, Distelfink 414.
Stinkkäfer 163.
Stinkthier, Stinker 490.
Stör 281.
Stockfisch, Kabliau 258.
Storch 374.
Straus 381.
Strontianit 710.
Stubenfliege 227.
Sturmhaube 114.
Sturmvogel 369.
Stuzkopf, Goldfisch 262.
Stumpferde 694.
Süßholz 35.
Sumpfvögel 373.

T.

Tajassu, Bisamschwein 595.
Talk 706.
Talkartige Steine 704.
Tamandua, Ameisenbär 656.
Tanne 63.
Tapir 611.
Tarantel 240.
Taschenkrebs 245.
Taube 402.
Taucher 368.
Termiten 207.
Terpentin 64.
Teufel, Maimon, Mandril 669.
Thee 49.
Theer 66.
Thiererde 694.
Thierpflanzen 125.
Thonartige Erden 696.
Thonartige Steine 706.
Thonerde 698.
Thonstein 707.
Thunfisch 266.
Tiger 511.
Tinte 62.
Tobakspflanze 72.
Tobakspfeifen 698.
Tobakspfeifenfisch 71.
Todtengräber 155.
Todtenuhr, Papierlaus 243.
Todtenvogel, Käuzchen 344.
Todtenköpfchen 671.
Tofstein, Tufstein 703.
Tollbeere 75.
Töpferthon 697.
Topas 708.
Topfstein 705.
Torf 716.
Trampelthier 585.
Trappe 380.
Trippel 699.
Tropfstein 703.
Trüffel 68.
Tumler, Delphin 653.
Türkischer Weizen, Mais 56.
Turteltaube 404.

U.

Uferaas 197.
Uferschwalbe 424.
Uhu, Schubut 342.
Unschlitt oder Talk 552.
Uranit 719.

V.

Vampir, Blutsauger 443.
Vanille 89.

Venus-Fliegenfalle 90.
Viehbremſe 226.
Vielfuß 242.
Vielfraß 487.
Vierhorn 282.
Vigogne, Vikunna, Pacos 599.
Viper 288.
Vitriol, Kupferwaſſer 711.
Vögel 306.
Vogelſpinne 240.

W.

Wachhalter 293.
Wachholderſtrauch 71.
Wachholderdroſſel, Krammetsvogel 409.
Wachtel 400.
Wälſchen-Nuß- oder Wallnußbaum 80.
Wald 74.
Waldgott, Pan, Belzebub 670.
Waldmaus 469.
Waldvogel, Azeln 344.
Wallfiſche 635.
Walkererde 699.
Walrath 649.
Wallroß 631.
Wälſcher Hahn, calecutiſcher Hahn 390.
Walzen 117.
Wandelnde Blatt 173.
Wanzen 168.
Waſſerbley 718.
Waſſerfroſch 300.
Waſſerjungfer, Spinnejungfer 195.
Waſſerkäfer 162.
Waſſerochs, Nilpferd 612.
Waſſerratte, Waſſermaus 467.
Waſſerſcorpion 169.
Waſſerſpinne 241.
Waſſerſpizmaus 471.
Waſſervögel 313 und 361.
Waſſerwanze 169.
Weberknecht 234.
Weidenbaum 38.
Weihrauch 79.
Weihe 334.
Weinſtein 711.
Weinſtock 29.
Weißfiſch 274.
Weiſel, Bienenköniginn 210.
Weiſſer Bär, Waſſerbär 540.
Weizen 58.
Wels 268.
Werrg des Seidenbaums 189.
Weſpen 219.
Wezſtein 710.
Wiedehopf 357.
Wiederkauende Thiere 555.
Wieſel 486.
Wicken 60.
Wilder Menſch 676.
Wildprett 593.
Windſpiel 520.
Witfiſch, Weißfiſch 650.
Wismuth 719.
Wolf 531.
Wolfram 718.
Würger, Neuntödter 338.

Z.

Zaunkönig 420.
Zebra 548.
Zeiſig, Zeiſchen 414.
Zibetkaze 489.
Ziege 467.
Ziegenmelker, Nachtſchw. 426.
Zimmet, Canel 44.
Zinn 722.
Zink 719.
Zippdroſſel 408.
Zirbelbaum, Pinie 67.
Zirkon 708.
Zitteraal 255.
Zitterfiſch, Krampffiſch 281.
Zitterknochenfiſch 282.
Zitterwels 268.
Zobel 484.
Zugvögel 311.
Zucker 76.
Zwerghirſchchen 591.
Zwitter, Arbeitsbiene 210.

SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES
3 9088 00863 6730